







Die Trojaburgen Nordeuropas.



Die
Trojaburgen Nordeuropas

ihr Zusammenhang

mit der indogermanischen Trojasage
von der entführten und gefangenen Sonnenfrau
(Syrith, Brunhild, Ariadne, Helena),
den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen
zur Feier ihrer Lenzbefreiung.

Nebst einem Vorwort

über den deutschen Gelehrtendünkel.

Von

Dr. Ernst Krause
(Carus Sterne).



Mit 26 Abbildungen im Text.

Glogau 1893.
Verlag von Carl Flemming.



Inhalt.

Eine Verteidigung

gegen den deutschen Gelehrtendünkel

als Vorwort.

Das Lied von Trojas Zerstörung, welches, seit den Tagen Homers der Jugend als erste Nahrung dargeboten, die Herzen aller Griechen und Römer höher schlagen ließ und seit dem Ausgange des Mittelalters auch die nordische Welt eroberte, beruhe auf einer altgermanischen Natursage, so ungefähr lautete die Schlußfolgerung des 55. Kapitels meines Buches „Tuiskoland." Ich bin dafür von Leuten, mit denen ich mich weiter unten auseinandersetzen werde, weidlich gezaust und gescholten worden, und im besonderen hat sich der Erbpächter von Jakob Grimms „Deutscher Mythologie," Professor Elard Hugo Meyer in Freiburg, darüber lustig gemacht, daß mir das Wort Troja so „bedenklich germanisch" vorgekommen sei. Das vorliegende Buch giebt die Antwort darauf in einer weiteren Begründung meiner dort in den Kapiteln 55 und 56 dargelegten Ansichten, und es wird sich herausstellen, daß dieses Troja jedenfalls eine bedenkliche Fallenburg ist, in deren Schlingen ich mich entweder selbst oder aber die Spötter gefangen haben werde. Niemand wird mir das Zeugnis versagen können, daß ich mit offenem Visier für eine gute Sache kämpfe und meine Haut zu Markte trage. Mögen sich meine Gegner nach ihrer Spiegelung in dieser Vorrede einer ebenso reinen Hand und eines ebenso guten Gewissens erfreuen!

Die Sache liegt einfach so, daß es kaum einem vernünftigen Menschen einfallen wird, die schlagende Ähnlichkeit, welche die Baumeister-Sage der Edda mit der Laomedon-Sage, der ältesten Form der griechischen Trojadichtung, darbietet, leugnen zu wollen. Denn es herrscht hier eine Übereinstimmung, die weit über das Maß desjenigen hinausgeht, was man sonst wohl als unabhängige Parallelschöpfung der menschlichen Phantasie zu erklären versucht. Ich kann hierfür das Zeugnis des Professors Sophus

Bugge in Christiania anrufen, welcher gegenwärtig für den besten Kenner der Edda gilt und diese Ähnlichkeit für so unbestreitbar ansieht, daß er die Baumeistersage für eine Art Plagiat der Laomedondichtung erklärt. Besser in der germanischen Mythologie bewanderte Gelehrte, die da wissen, daß genannte Baumeistersage, soweit unsere Zeugnisse irgend zurückreichen, im Mittelpunkte des gesamten nordischen Naturkults stand, werden diese Erklärung ebenso entschieden ablehnen müssen wie ich. Sogar mein ebenerwähnter Gönner, Professor E. H. Meyer, hat, obwohl der nämlichen „kritischen" Richtung wie Bugge, d. h. der Neigung folgend, die Edda als ein an allen Ecken und Enden von griechisch-römisch-jüdisch-christlicher Mythologie beeinflußtes Machwerk aufzulösen, doch (Völuspa. Berlin 1889 S. 271 ff.) diesen Übergriff entschieden zurückgewiesen und die nordische Heimatszugehörigkeit so weit anerkannt, daß er die Sage für altarisch erklärt.

Altarisch ist aber hier gleichbedeutend mit altnordisch; denn nur im Norden hat die Baumeister-Sage ihren natürlichen Boden und darum allgemeine Verbreitung sowohl in zahlreichen Volksmärchen und Sagen, als auch in ihrer frühen Umgestaltung zum christlichen Osterspiel gefunden, wie dies im 9., 18. und 22. Kapitel dieses Buches näher ausgeführt ist. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts verschmolz Honorius von Autun die von Donar aus dem finstern Turm befreite Freyja mit der Braut Christi der christlichen Legende, die sich zu Ostern mit dem Bräutigam unter frohen Tänzen im „Schlafgemach der Sonne" vermählt, und zu derselben Zeit dichtete Wernher von Tegernsee sein „Osterspiel" von dem durch den Blitz erschlagenen „Antichristen," der diese Braut gefangen hielt. Ich möchte hier noch hinzufügen, daß Lukas Kranach diese verchristlichte „Trojasage" auf vielen Altargemälden, die sich auf der Wartburg, in Gotha, Weimar, Leipzig, Nürnberg, München, Prag, Schneeberg und an anderen Orten befinden, sowie auf verschiedenen Holzschnitten dargestellt hat. Kranachs Allegorieen des österlichen Erlösungswerks, welche einen lebendigen Beweis für die tiefe Wurzel dieses Mythus im deutschen Sinnen und Trachten noch aus den Tagen Luthers liefern, sind durch einen in der Mitte stehenden hohen Baum in zwei Hälften geteilte Gegenüberstellungen von Scenen des Alten und Neuen Testaments. Um anzudeuten, daß es sich ursprünglich um einen Jahreszeiten-Mythus handelt, zeigt der trennende Baum, nach der linken Seite, der winterlichen Herrschaft des Antichristen entsprechend, dürre Äste, nach der rechten, dem österlichen Erlösungswerk gewidmeten „Sommerseite" dagegen üppiges Laub. Auf der „Winterseite" sind Sündenfall, Eintreibung der armen Seele in die

Hölle und allenfalls die eherne Schlange als Symbol der künftigen Erlösung, auf der „Sommerseite" Erlösung, Höllenfahrt Christi und Tötung des Antichristen dargestellt. Auf mehreren dieser Darstellungen sieht man nun, wie aus einem schlotartigen Turme der erstürmten Höllenburg eine weibliche Gestalt (die Braut Christi) emporgestiegen ist, auf welche eine Art Genius mit dem Kreuze aus der Sonne einen Strahl herabfallen läßt, während Christus unmittelbar daneben in den Himmel fährt. Wir haben hier deutlich den altnordischen Syrithmythus, der noch heute in allen südslavischen Ländern als die „Himmelfahrt der Sonnenbraut" in nur notdürftig verchristlichter Form am St. Georgsfeste (23. April) gefeiert wird. Kranach stammte aus der Stadt Kronach, einer ehemals slavischen Gegend in Oberfranken.

Um darüber ins klare zu kommen, habe ich nunmehr diesen altarischen Naturkult, welcher sowohl der verchristlichten Baumeistersage, als dem griechischen Troja-Mythus zu Grunde liegt, weiter rückwärts verfolgt und gefunden, daß seinem Kreise nicht bloß der Freyja-Mythus, sondern auch die Brunhild- und Syrith-Lieder angehören. Daraus ergab sich die für viele gewiß überraschende Thatsache, daß die Brunhild-Dornröschen-Dichtung nicht, wie die Mehrzahl der Mythenforscher bisher angenommen hatte, eine von der Frühlingssonne wachgeküßte Erdgöttin, sondern die von Donar aus den Banden des Winterbaumeisters befreite Sonnengöttin feiert. Dieses mit vieler Sicherheit aus der Vergleichung der germanischen und slavischen Sage, unter Berücksichtigung der verchristlichten altnordischen Frühlingsgebräuche gewonnene Ergebnis wäre allein schon der Mühe der Untersuchung wert gewesen, zumal es der in „Tuiskoland" ausgeführten Idee, daß Helena die in der Trojaburg gefangene altgermanische Sonnengöttin sei, ein festeres Rückgrat verleiht.

Aber in diese Fadenführung brachte erst der Einschlag festeren Halt, daß die östlichen Indogermanen, die Völker der Balkanhalbinsel, Persiens und Indiens von einem dreiköpfigen winterlichen Dämon erzählen, dessen Hauptgelüste darin besteht, die Sonnenjungfrau in seine Gewalt zu bringen, und daß dieser Winterdämon bei Indern, Persern und Südslaven die Namen Druh, Druja, Drukh, Draogha (Drogha) und Trojan führt. Schon der Rigveda, wohl die den ältesten Zeiten entstammende Hymnensammlung der Arier, berichtet, wie dieser Winterdrache Maha-Druh sich der Sonnengottheit bemächtigt hatte, und wie Indra, der unserem im Frühling zurückkehrenden Donar entsprechende Donnergott, oder sein Sohn, der Frühlingsgott Phalguna, sie seinen Krallen wieder entreißt. Dieser drachengestaltete Maha-Druh oder Draogha, den die Veden als einen gewaltigen Fallen-

steller oder Schlingenwerfer schildern, ist nun offenbar identisch mit dem Drachen, der die Brunhild bewacht, und die indischen Druhs, d. h. die Scharen des großen Druh, entsprechen den altnordischen Draugr und norwegischen Drougs, dem Gefolge Odins, der die Brunhild in Banden legte. Mit der iranischen Vorstellung vom schlingenwerfenden Druh und den noch weiter verbreiteten Vorstellungen vom Sonnenfang in der Schlinge, woraus in der Balkansage eine vom Himmel herabgelassene Schaukel geworden ist, verknüpfen sich der altgermanische Name der Tierfallen (dru, drouch, trouch), die gotischen Worte drus und drausjan (Fall und zu Falle bringen) in einer Weise, daß wir erkennen, der östliche Fallensteller Drogha, der es besonders auf die Sonne abgesehen hat, müsse auch im nördlichen Europa bekannt gewesen sein.

Dem kommt nun der sonderbare Namen gewisser labyrinthischer, in der isländischen Sage als Tierfallen bezeichneter Anlagen entgegen, die in England und Skandinavien als Trojastädte oder Trojaburgen bekannt sind. Die Verbindung dieser über die meisten nordeuropäischen Länder verbreiteten Anlagen mit dem Frühlingsmythus von der Befreiung der Sonnengöttin bildet nun den verlockendsten, aber freilich auch lockersten Teil des hier vorgelegten Forschungsbaues; denn wir haben nichts als Wahrscheinlichkeitsgründe für das Alter dieser Anlagen und nur spärliche Nachrichten über ihre ehemalige Benutzung zu einem Labyrinthtanz, entsprechend demjenigen, welcher auf Kreta, Delos und in Altrom zur Begrüßung einer Frühlingsgöttin oder des Apoll stattfand. Neuen Halt gewinnt die Hypothese wieder durch den Umstand, daß dieser Labyrinthtanz und ein entsprechendes, der Frühlingsgöttin gewidmetes Reiterspiel Troa und Troja hießen, und daß der Tanz Troa mit einer Anrufung des Schmiedes Mamurius endigte, der schließlich geradeso wie der Winterdämon (welcher auch in der Edda als Schmied bezeichnet wird) im Norden, aus Rom hinausgeprügelt wurde. Ein ähnlicher religiöser Tanz findet noch heute in allen christlichen Balkanländern am Tage des Drachentöters St. Georg statt, der an die Stelle der heidnischen Jungfrauenbefreier Perseus, Theseus und Siegfried getreten ist. Die zu dem Tanze gesungenen, mehr heidnische als christliche Vorstellungen enthaltenden Georgslieder der Südslaven berichten von der in einer Schlinge gefangenen und an diesem Tage (23. April) wieder in den Himmel erhobenen Sonnenjungfrau mit Nebenumständen, die der nordischen Syrithsage entnommen sind. Auch lebt in der südslavischen Volksüberlieferung noch heute die Gestalt eines dreiköpfigen, nächtlichen und winterlichen Dämons Trojano fort, der ein Mädchen in seinem Trojanschlosse verborgen hält; in neueren Georgsliedern ist

es dessen eigene Tochter, welche St. Georg befreit. Es spricht dies dafür, daß die Slaven, als sie in die Balkanländer einzogen, die Sage vom Winterdämon Trojan dort vorgefunden haben.

Das Material für die eben in den Umrissen skizzierte und, falls sie gelingt, gewiß folgenreiche Synthese habe ich nun mit allem Für und Wider in diesem Buche vor dem Leser ausgebreitet; ich habe nicht einmal gezögert, ihm selbst die Waffen in die Hand zu geben, falls er die Verbindung bekämpfen will, indem ich die Ableitungsversuche der nordischen Labyrinthe aus den christlichen Umbildungen der Theseusmythe im Mittelalter eingehend erörtert habe. Kurz, ich glaube ehrlich zu Werke gegangen zu sein und habe soviel als möglich versucht, das Endurteil dem Leser und Kritiker zu überlassen. Dieses und jenes schwächere Glied der Beweiskette wird sich vielleicht als unhaltbar erweisen und ausgeschaltet werden müssen; aber man kann nicht ohne Vermutungen in solchen Untersuchungen vorwärts kommen; denn unsere überlieferungsarme Vorzeit zwingt die Phantasie, das Ungeschriebene zu ergänzen.

Für eine gerechte Beurteilung muß ich freilich auf verständigere, parteilosere und ehrlichere Kritiker rechnen, als die es waren, von denen ich nachher zu reden haben werde, Philologen, die an meinem Buche „Tuiskoland“ gar nichts Gutes haben entdecken können. Da nun das vorliegende Buch eine Art Ergänzungsband zu jenem vorstellt, manche dort nur angedeutete Schlüsse näher zu begründen sucht, so bin ich gezwungen, hier auf jene Beurteilungen etwas näher einzugehen und damit solchen zum Teil sehr absichtlichen Mißverständnissen vorzubeugen, wie die waren, durch welche sich mehrere der genannten Kritiken mehr als durch Scharfsinn und Unbefangenheit auszeichneten.

Die allgemein anerkannten Mißerfolge, welche die Philologen seither sowohl bei der Trojasage, wie so ziemlich in der gesamten Mythendeutung zu verzeichnen hatten, stammen daher, weil diese Herren meist gar keinen Begriff davon haben, was denn die Mythen der Völker wohl eigentlich vorstellen. Ich brauche darüber in keine langen Erörterungen einzutreten, da ich in „Tuiskoland,“ sowie in vielen seit zwanzig Jahren veröffentlichten Abhandlungen dargethan zu haben glaube, daß die Mythologie den Niederschlag der Naturdeutungsversuche der Kindheitsvölker darstellt, daß sie mit einem Worte am richtigsten als Volksnaturgeschichte bezeichnet werden kann. Ebendeshalb sollte es aber auch klar sein, daß Mythendeutung nicht das Arbeitsfeld von Sprachforschern und Philologen bleiben kann, deren Aufgabe und Können in der Regel mit der Feststellung der Texte endigt, sondern daß sie einzig von Naturkundigen und Völkerpsycho-

logen unternommen werden kann, die hinreichend unterrichtet und befähigt sind, sich in den Geist und die Lage der Naturvölker, den Naturerscheinungen gegenüber, hineinzuversetzen. Ebendaher, daß sich bisher mit wenigen Ausnahmen nur Leute mit mythologischen Problemen beschäftigt haben, die von Naturwissenschaft und Völkerpsychologie soviel wie der Esel vom Lautenspielen verstanden, erklärt sich der oft erbarmungswürdige Blödsinn, der bisher in Hunderten von Bänden über Mythendeutung niedergelegt worden ist, und erklärt sich auch die tiefe Verachtung, in welche dieses ratlose Herumraten der Philologen längst bei allen Gebildeten gekommen ist. Ich werde für diese nur zu natürliche Thatsache weiter unten ein unverwerfliches Zeugnis aus der Feder eines mir nichts weniger als günstig gesinnten Kritikers anzuführen haben.

Wenn jemand die mythischen Anschauungen eines Volkes zu untersuchen beginnt, so hat er sich meines Erachtens zunächst die Beschaffenheit des Bodens und Klimas, die Natur- und Himmelserscheinungen dieses Landes klar zu machen, d. h. diejenigen Dinge, mit denen sich die Phantasie der Bewohner deutend beschäftigt hat. Bei der Wichtigkeit, welche der Sonnenschein für das Wohl und Wehe der Menschheit hat, namentlich seitdem sie zum Ackerbau vorgeschritten war, ist es bezeichnend, daß keiner meiner Vorgänger jemals, soviel mir bekannt, in seinen Mythendeutungen die fundamentalen Unterschiede des Sonnenlaufs in höheren und niederen Breiten berücksichtigt hat. Die griechische oder indische Mythologie nach germanischen Wetterverhältnissen und Himmelserscheinungen zurechtzuschneidern, halte ich für ebenso unsinnig, wie wenn die nordischen Göttersagen nach griechischen oder indischen Naturverhältnissen gedeutet werden. Und doch war dies bisher die landesübliche Methode der namhaftesten vergleichenden Mythologen, die von Max Müller, Schwartz, E. H. Meyer und vielen anderen. Allerdings sind hierbei die Wanderungen der Völkerstämme und Sagen zu berücksichtigen. Man muß danach forschen, ob die mythologischen Naturanschauungen mit den Naturerscheinungen des Landes, von denen sie abgeleitet sein sollen, übereinstimmen, und in dieser Beziehung habe ich für die arischen Völker zeigen gekonnt, daß dies nur bei den germanischen Stämmen des Nordens der Fall ist, daß dagegen die Sonnensagen der Südvölker, ihre Erzählungen von den zeitweiligen Wanderungen, der Dienstbarkeit, Gefangenschaft und dem Tode des Sonnengottes sehr wenig mit den astronomischen und klimatischen Verhältnissen ihrer gegenwärtigen Heimatsländer übereinstimmen, daß sie mithin aus nördlichen Ländern eingewanderte Sagen sein müssen. E. H. Meyer hat mich dafür als „Solar-Mythologen" denunciert, und das sollte offenbar ein Schelt-

wort sein, als wenn ich nämlich das alte Vorgehen des Macrobius, der alle Götter zu Sonnengöttern machte, oder dasjenige Dupuis' wieder auffrischen wollte, welcher den Begegnungen des Jahressonnenlaufes mit den Tierkreiszeichen eine übertriebene Bedeutung beilegte. Immerhin lag in Dupuis' Methode viel Wahres, und sie lieferte auch die einzige mythologische Theorie, die tieferen Erfolg gehabt hat.

In der That zweifle ich keinen Augenblick daran, daß in unseren Breiten der durch den Sonnenlauf bedingte Wechsel der Jahreszeiten den mächtigsten Einfluß auf die Phantasie unserer Vorfahren geübt haben muß, die unter der Härte des Winters und dem zeitweiligen gänzlichen Verschwinden des Tagesgestirns in höheren Breiten härter litten, als wir uns das mit unseren vervollkommneten Heizungs- und Beleuchtungs-Einrichtungen irgend vorstellen können. Sie bedurften einer Erklärung für diesen einschneidenden Wechsel der Tage und dachten an eine zeitweise Entführung und Einsperrung der Sonne in ein winterliches Gefängnis, welches ihr in unseren Breiten noch kleine Ausflüge, „um die Wolkenschafe ihres Vergewaltigers im Süden zu hüten," gestattet, in höheren Breiten sie aber auf Wochen und Monate gänzlich verborgen hält, und sie erhofften ebenso naturgemäß ihre Befreiung durch den Donnergott, dessen Wiederkehr im Frühling mit dem Höhersteigen der Sonne zusammenfällt. Als die nordischen Arier nach Griechenland und Indien kamen, konnte man dort natürlich weder den Kampf um die von dem Winterdämon geraubte und eingesperrte Sonnengöttin, noch ihre Rolle als Viehhirtin desselben begreifen, gleichwohl mußte auch dort ihr Ersatzmann Apoll die Viehherden des Königs von Troja, d. h. des Winterkaisers, hüten, und in Indien mußten Gewitter- und Verfinsterungskämpfe gegen den Sonnenräuber einen schwachen, aber den dort einzig möglichen Ersatz unseres Jahreszeitendramas liefern. Wer die Notwendigkeit dieser Deutungen nicht einsieht, wer es nicht verstehen kann, daß Thors Kämpfe mit den Winterriesen und das Schicksal der Sonne in unseren Breiten naturnotwendig den ersten Platz in den mythologischen Naturanschauungen einnehmen mußten, den halte ich für einen Narren und gebe ihm den wohlmeinenden Rat, seine Hand künftig von Dingen zu lassen, die über seinen Horizont hinausgehen.

Diese vielleicht unbescheiden klingende Sprache wird mir abgenötigt von einer Philologenschar, die über mein Buch wie eine Meute bissiger Köter hergefallen ist, nicht um meine Ansichten zu kritisieren, sondern einzig um sie in den Augen nicht selbst prüfender Leser herabzusetzen, womöglich so lächerlich zu machen, daß niemand das Buch zur Hand nehmen mag. Ich befinde mich daher in der Notwehr und sehe mich genötigt, ihr

Verfahren etwas genauer zu beleuchten. Schon auf der ersten Seite meines Buches hatte ich erklärt, daß dasselbe einen neuen Weg der Mythendeutung einschlägt, der nicht von der gelehrten Bücherforschung, d. h. nicht vom philologischen Standpunkte, sondern von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, und was war die Antwort der sogenannten Fachkritiker auf diese neue Methode: der Nachweis einer Reihe wirklicher oder eingebildeter Sprachsünden, die ich, namentlich in etymologischen Richtungen, begangen haben soll. Ich bin nun durchaus kein Anhänger des weitverbreiteten Glaubens an die eigene Unfehlbarkeit, habe in der Vorrede ausdrücklich vorausgesagt, daß das Buch genug Irrtümer und falsche Schlüsse enthalten werde, und von dem Irrwahn, dem Leser neue sprachliche Entdeckungen bieten zu wollen, war ich vollkommen frei. Mein Bildungsgang war durchaus nicht darauf angelegt, auf dem Gebiete der alten Sprachen etwas Neues zu bieten, und die angegriffenen Etymologieen rühren mit geringen Ausnahmen gar nicht von mir her. Aber wenn alle diese Vorwürfe so berechtigt wären, wie die meisten es nicht sind, was ist das für eine verlotterte Kritik, die einem Schriftsteller, der erklärt, die ihm allein aussichtsvoll erscheinende naturwissenschaftliche Mythendeutung zu versuchen, mit keinem Schritt auf sein Gebiet folgt, sondern ihm dafür seine Sprachschnitzer, Schreib- oder Druckfehler in reichlicher Blumenlese vorhält!

Sicherlich, das Buch enthält viele Angriffspunkte, und das in meinen Augen schwerste Versehen von dem angeblich in Indien nur zeitweise niedrigstehenden Nordpol — es sollte natürlich Nordpolgestirn heißen! — ist glücklich dem Auge sämtlicher Kritiker entschlüpft. Dagegen bin ich drei- oder viermal hart am Ohr gezupft worden, weil ich S. 9 einige Worte der Ulfilas-Bibel, deren Hauptstück sich bekanntlich in Upsala befindet, in altschwedischer Übersetzung, statt in der gotischen citiert habe. Ich will mein Versehen durchaus nicht damit entschuldigen, daß es eigentlich dem sonst so zuverlässigen alten Keysler (Antiquitates septentrionales et celticae. Hanov. 1720 p. 199) zuzuschreiben ist, der diese sechs Worte für diejenigen des Ulfilas ausgab; aber ich meine, unter den vier Philologen, die — vielleicht einer von dem anderen abschreibend? — diesen groben Irrtum gerügt haben, hätte doch wohl wenigstens einer so ehrlich sein müssen, einzugestehen, daß durch diese Übersetzung der Übersetzung (tolf wintrar statt tvalibvintrus) die in der Stelle berührte Thatsache, auf die es bei dem Citat einzig ankam, daß nämlich die Goten wie die anderen nordischen Völker nach Wintern zählten, nicht im mindesten berührt wird. Ich wünschte, daß ich meinen Kritikern nichts Schlimmeres vorzuwerfen

hätte als ein solches Versehen. Nach der Zeit des Erscheinens der Kritiken habe ich es zunächst mit Herrn Professor A. **Brückner** in Berlin zu thun, der in seiner Kritik (Archiv f. das Studium der neueren Sprachen u. s. w. Bd. 88, Heft 2) übrigens so freundlich ist, „der Mühe, dem Scharfsinn und der Belesenheit des Verfassers alle Anerkennung zu zollen," dafür aber seine Besprechung mit folgenden Worten beginnt:

„Alle Möglichkeiten, Mythen zu deuten, sind längst erschöpft: man hat sie der Reihe nach auf Personen der Geschichte und Sage, auf Begriffe der moralischen und physischen Welt bezogen, hat sie zu Symbolen der Vorgänge am Himmel, in der Atmosphäre, auf der Erde werden lassen, sah in ihnen bloße Metaphern oder die Erfindungen von Priestern und Dichtern, oder Verballhornungen alttestamentarischer Tradition, oder Entlehnungen oder Erinnerungen an barbarische Zeiten und Völker, führte sie auf Seelen- oder auf Pflanzen- und Tierkulte zurück u. s. w. Wer auf diesem Gebiete noch Neues bringen will, muß versuchen, aus den Mythen eines beliebigen Stammes **die Mythen aller anderen** zu deuten und zu erschließen; Dr. Krause hat nun in der Edda und der deutschen Überlieferung einen solchen Nachschlüssel gefunden ....."

Ich muß hier dem Herrn Kritiker bescheiden ins Wort fallen und ihn daran erinnern, daß mir dergleichen nicht im Traume eingefallen ist; denn wenn ich auch zwei- oder dreimal in dem Buche auf solche Mythen eingegangen bin, die ich für in die Ferne versprengte halte, z. B. mit den ersten normännischen Entdeckern Amerikas dorthin gelangte arische Mythen, so sind das ganz nebensächliche Exkurse, und ich habe mich der Hauptsache nach durchaus auf das indogermanische Sprachgebiet beschränkt, also auf mythengeschichtlichem Felde gar nichts anderes versucht, als was die Philologen alle Tage thun, wenn sie von der altarischen oder urarischen Sprache reden und alle anderen verwandten Sprachen davon herleiten. Aber wenn jemand kommt und an den **Gedankenkreisen** dieser Völkergruppe dasselbe beweisen will, was sie von jedem Wortfetzen, von jedem kurzen oder langen a verlangen, dann ist es dringend am Orte, darüber: Kreuziget ihn! zu schreien, der Kerl arbeitet mit Nachschlüsseln! Die Sprachlaute und Worte sollen trotz alles Lautwechsels dieselben sein, aber die Gedanken und Empfindungen nicht. Sonderbar, höchst sonderbar!

Vor allem aber möchte ich darauf hinweisen, daß wir in Herrn Professor **Brückner** einen der oben erwähnten „**Nihilisten der Sagenforschung**," wie sie die bisherige trostlose, ohne Sinn und Methode arbeitende Mythenforschung zu Tausenden gezüchtet hat und züchten mußte, vor uns haben. Glücklicherweise denken aber doch noch nicht alle Leute wie Herr Brückner von der absoluten Wert- und Hoffnungslosigkeit der Mythenforschung, sonst würden in den letzten Jahren nicht in allen Kultur-

ländern sogenannte Folk lore-Gesellschaften entstanden sein und alljährlich Hunderte neuer Bücher über mythologische Fragen erscheinen und Käufer finden. Wir glauben auch, der Kritiker selbst sei gar nicht so mythenmüde, wie er sich stellt; denn sonst müßten wir den verehrten Herrn doch fragen, warum er überhaupt noch Bücher liest, die sich schon auf dem Titel als mythologische verraten? Im übrigen wirft er mir einige Etymologieen von Eigennamen vor, worauf ich weiter unten im Zusammenhange antworten will, vor allem aber tadelt er in Bezug auf die Heranziehung slavischer Mythen meine Quellen, nämlich, daß ich Veckenstedts „Mythen der Zamaiten" (1883) benützt hätte, die eine Fälschung seien, und Hanusch' Mythenforschungen, die, unbegreiflicherweise, noch wertloser sein sollen, als diese Fälschung?!

Darauf habe ich zu erwidern, daß die gelehrtesten, angesehensten und fruchtbarsten Mythenforscher unserer Tage, wie der oft in dieser Vorrede zu erwähnende Professor E. H. Meyer, ferner L. Laistner, der Verfasser der „Nebelsagen" (1879), im „Rätsel der Sphinx" (1889), u. A. Veckenstedts Buch als eine sehr wertvolle und zuverlässige Quelle betrachten, sie öfter als ich in ihren Büchern benutzt und citiert haben, also doch wohl auch die Ueberzeugung gewonnen haben müssen, daß jene von litterarischen Gegnern erhobene Beschuldigung nichts als eine — Verleumdung ist. Jedenfalls finde ich es weder gerecht noch geschmackvoll, wenn Brückner bei der Besprechung eines anderen Werkes eine so schwere Beschuldigung wiederholt, ohne mich oder andere Leser zum mindesten auf den Gewährsmann oder die Quelle aufmerksam zu machen, durch welche diese Behauptung erwiesen wird. Und ähnlich scheint es sich mit dem absprechenden Urteil über das Buch von Hanusch zu verhalten. Dasselbe hat wohl dreißig Jahre lang als das beste Werk über slavische Mythologie gegolten und ist von mir mit Rücksicht auf die lange seit seinem Erscheinen (1842) verflossene Zeit durchaus nicht kritiklos benutzt worden. Auch sehe ich, gerade wie im vorigen Falle, daß sich zwei gewiegte slavische Mythenforscher der Neuzeit, Julius Lippert und Gregor Krek, häufig genug auf die Arbeiten von Hanusch berufen. Es scheint demnach, daß nur mir die Benutzung solcher Quellen zu verübeln ist; aber weder diese Hyperkritik noch die allgemeine Mythophobie Brückners können mich veranlassen, einem anderen als dem eigenen Urteil in diesen Dingen zu folgen. Es hat berühmtere Mythophoben gegeben als Brückner, z. B. Gervinus, der ebenfalls alle vergleichende Mythologie (natürlich ohne etwas Rechtes davon zu verstehen) für Unsinn erklärte; ich denke, Wackernagel hat ihm gründlich heimgeleuchtet.

Ich komme nun zu meinem Hauptgegner, dem mehrerwähnten Professor Elard Hugo Meyer in Freiburg, der in der Berliner „Philologischen Wochenschrift" (1892 Nr. 22) eine nach dem landläufigen Ausdruck „vernichtende" Kritik von über fünf Spalten Länge gegen „Tuiskoland" geschleudert hat. Und es ist wirkliche Schleuderware, wie wir sogleich sehen werden. Ich muß im voraus darauf hinweisen, daß ich von diesem Gegner keine Schonung erwarten konnte; denn ich habe ihn ja schon auf der ersten Seite meines Buches als einen Nachtreter und Parteigänger jener von Bugge inaugurierten hyperkritischen Richtung hingestellt, gegen die mein Buch vor allem gerichtet sein sollte, und ich habe außerdem an verschiedenen Stellen, namentlich auf S. 507—508 die unfreiwillige Komik der Meyerschen Mythenforschung freimütig beleuchtet. Es wäre daher unbillig, wenn ich von ihm Zurückhaltung erwarten wollte; immerhin hätte ihn die nötige Vorsicht veranlassen müssen, ein objektives und gerechtes, wenn auch scharfes Urteil zu fällen, wie es zum Beispiel der viel häufiger und ebenso kräftig in dem Buche angegriffene Professor Virchow gethan hat, aus dessen Urteil man einige Stellen in der Zusammenstellung der „nichtphilologischen" Kritiken finden wird, die der Herr Verleger dem Buche als Gegengift gegen die philologischen beizugeben gedenkt. Aber freilich, Virchow ist kein Philologe, sondern ein Naturforscher, und das sind zwei um eine ganze Welt auseinander liegende Fächer und Standpunkte. Der Naturforscher beobachtet und denkt über die ihm entgegentretenden Dinge nach, um Neues zu entdecken, während der Philologe seinen Ehrgeiz auf das bereits Gefundene und Niedergeschriebene, auf die Allwissenheit beschränkt, die man aus Büchern schöpft.

Als ich vor mehreren Jahren einem Freunde, der die Philologen ganz genau kennt, weil er selber einer ist, verriet, daß ich ein Buch gegen die neuere philologische Richtung in der nordischen Mythenforschung schreiben wolle, sagte er mir erschreckt: „Du wirst doch nicht so thöricht sein, in ein Wespennest stechen zu wollen!" „„Du irrst Dich,"" antwortete ich ihm; „„denn die Wespen sind sehr harmlose Tiere im Vergleiche zu den Philologen, wie ich sie schon längst kenne; aber es ist in unseren Tagen und bei der in Betracht kommenden Sache schon einiger Wespenstiche wert, den Heiligenschein solcher Leute einmal etwas genauer zu beleuchten."" Immerhin habe ich mich so weit getäuscht, als ich dachte, daß ich überall mit Raufbolden zwar, aber doch mit ehrlichen Gegnern zu thun haben würde. Es bleibt mir daher nichts übrig, als die Kampfesweise einiger solcher Ritter der Allwissenheit etwas genauer zu beleuchten. Denn natürlich bekämpfe ich hier nicht einen Gelehrtenstand an sich, sondern nur die leider

typischen Auswüchse desselben; denn ich zähle unter seinen Angehörigen einige sehr gute Freunde, die über die angemaßte Unfehlbarkeit ihrer meisten Genossen genau ebenso denken wie ich.

Um aber auf besagten Meyer und seine Kritik zu kommen, so dürfen wir uns durch den Eingang nicht fangen lassen, in welchem derselbe die „unleugbaren Verdienste" preist, welche ich mir um die Ausbreitung des Darwinismus und mancher anthropologischen und ethnologischen Kenntnisse als Redakteur des „Kosmos" erworben haben soll. Jeder gutgläubige Leser muß durch diese Präliminarien unbedingt in die Täuschung gewiegt werden, daß hier das Unausdenkbare Ereignis wird und in einer „Philologischen Wochenschrift" ein Nichtmitarbeiter und Nichtphilologe ausnahmsweise eine unparteiische, wenn nicht gar wohlwollende Kritik erfahren werde. Dann ist eine ganze Spalte lang von Problemen die Rede, in denen der Schmeichler mit seinem Opferlamm zwar nicht völlig einig ist, „über die sich aber rechten läßt." Aber nun hat das Katzenpfötchen mit den eingezogenen Krallen lange genug gestreichelt; plötzlich zeigt es seine wahre Natur und krallt sich tief in das Fleisch eines für immer zu vernichtenden Opfers des Philologenzorns ein. Der arme Kerl hatte ein naturwissenschaftliches Buch über Mythenforschung angekündet, in welchem er die noch eben an ihm gelobte entwickelungsgeschichtliche Methode auf die Entstehung der Göttersage anzuwenden versprach, und statt eines Eingehens auf diesen Weg werden ihm nun „ungeheuerliche Etymologieen, wie sie heutiges Tages nicht mehr vorkommen sollten," vorgeworfen, über die sich der eben noch so wohlwollende Gönner kaum von seinem Schrecken erholen kann! Statt etwa zu sagen, man dürfe es mit einem Naturwissenschaftler in solchen Dingen nicht so streng nehmen, wird nun mit einer langen Blumenlese begonnen, die größtenteils dem ersten Buche von „Tuiskoland" entnommen ist, von welchem in der Vorrede (S. VI) ausdrücklich gesagt wurde, daß es gar nicht zu den Forschungen des Verfassers gehöre, sondern wesentlich referierender Natur sei. Thatsächlich entstammen die meisten der Etymologieen, welche den nervenschwachen Herrn Meyer zu meinem Bedauern einem Anfalle von Schreckensstarre und wiederholten Ohnmachtsanfällen nahegebracht zu haben scheinen, von Seite 34—35, woselbst Professor Penka in Wien 4 mal, schreibe viermal, als Urheber derselben genannt wird. Es kommt hier nicht darauf an, ob Herr Penka — den ich für einen gewiegteren Sprachforscher halte als Herrn Meyer — mit seiner Ableitung des Namens der Romani von den Ariomani, und seiner Deutung der Völkernamen Chattuarii, Ansuarii u. s. w. das Richtige getroffen hat oder nicht; aber es kommt einer wissentlichen

Fälschung nahe, wenn mir Meyer Etymologieen unterschiebt, die ich in einem referierenden Kapitel mit dem vollen Namen ihres Urhebers anführe. Ich muß eine Stelle der Meyerschen Kritik hier wörtlich anführen, um zu zeigen, mit welcher Unverfrorenheit solche gehässigen Fälschungen in die Welt geschleudert werden, nur um ja jedermann abzuhalten, das Buch selbst anzusehen. Herr Meyer sagt Spalte 697: „Es kommt ihm übrigens nicht so genau darauf an; denn S. 247 stellt er Ares und Orion, Oarion zusammen, die ihm unter Voraussetzung eines verloren gegangenen Digammas mit dem englischen warrior (!) die größte Ähnlichkeit darzubieten scheinen." Schlagen wir nun die Seite auf, so finden wir zu unserer Überraschung folgendes: „Es kann kaum bezweifelt werden, daß Ear, Eor und Ares auf ein und dieselbe Wurzel zurückgehen, eine Wurzel, von der auch Earendel und Orendel, vielleicht auch Orion abzuleiten sind, wenn nämlich Buttmann recht gesehen hat, daß die Namen Ares und Oarion gleichen Ursprungs erschienen und unter Voraussetzung eines verloren gegangenen Digammas mit dem englischen Worte warrior (der Krieger) die größte Ähnlichkeit darböten." Der Verfasser von „Tuiskoland" wird also mit Ausrufungszeichen („Hört! Hört! was so ein Kerl fertig bringt!") für eine Etymologie Buttmanns angerüffelt, obwohl er ausdrücklich die Verantwortlichkeit dafür diesem berühmten Philologen zugeschrieben hat!

Wenn in solchen absichtlichen Verdrehungen und Täuschungen keine bewußte Unehrlichkeit und mala fides des Kritikers liegt, dann giebt es eben keine Grenze mehr zwischen Tadel und Verleumdung. Und auf diese schönen Proben deutscher Gelehrten-Gründlichkeit und -Gewissenhaftigkeit folgt dann eine Kette witzig sein sollender Ausfälle über aus dem Zusammenhang herausgerissene Sätze, von beschimpfenden Unterstellungen u. s. w., z. B. ich wüßte wohl nichts von dem Angra-Mainyu, der doch schon in manche Schulbücher aufgenommen sei; meine Sprach- und Litteraturkenntnisse seien ungenügend; ich entdeckte den Malstrom in Indien, Troja in Nordeuropa und Eddabruchstücke in Amerika, kurz, eine Flucht von herausgegriffenen Sätzen und Anspielungen, die keinen anderen Zweck haben, als das Buch einfach lächerlich zu machen. Mit meinen neuen Aufstellungen und meiner von naturwissenschaftlichen Grundsätzen ausgehenden Methode, d. h. also mit dem eigentlichen Kern des Buches, beschäftigt sich dieses Muster eines philologischen Kritikers so gut wie gar nicht; denn wie wolle denn jemand, der so wenig Philologie verstehe, über Mythologie schreiben! Zum Schlusse wird dem Leser empfohlen, das Achillbuch des Kritikers mit Krauses Achillkapitel zu vergleichen — der einzige Satz der Kritik, dem ich mich von Herzen anschließe — und endlich mit dem Zugeständnis, „daß der

Verfasser viel Fleiß aufgewendet und manche gute Einzelnbeobachtung gemacht habe," das Verdikt gefällt: als Ganzes sei das Buch verfehlt.

Ei sieh doch! manche gute Einzelnbeobachtung! Sollte man das wohl glauben, nachdem fünf ganze Spalten lang nur Spott und Hohn über den Verfasser ausgegossen worden sind und mit keinem Tönchen von diesen guten Einzelnbeobachtungen die Rede gewesen? Ich habe immer das Amt eines Kritikers so aufgefaßt, daß er, wenn er wirklich manches Gute in einem Buche findet, dies vor allem hervorzuheben und dann erst seine Bedenken und Tadel zu äußern habe. Ich kann deshalb diese Schlußworte auch nur für einen, in der Sorge sich zu blamieren, hinzugefügten „Korrektur-Zusatz" ansehen, falls wirkliche Sachverständige etwas Gutes in dem Buche finden sollten. Vielleicht hatte Meyer inzwischen den Ausspruch Virchows gelesen, daß das Buch einen langen Nachhall haben werde, und wollte nun nicht hinter denen zurückbleiben, die doch „manches Gute" darin gefunden haben; denn wer kann in die Zukunft schauen? Aber das ist alles Nebensache; die Hauptsache bleibt, daß Herr Meyer sich nicht des Versuches schämt, ein Buch, welches sich als ein naturwissenschaftliches giebt, mit philologischem Gebelfer tot zu machen und dem Verfasser seine mangelnde Altsprachen- und Litteratur-Kenntnis, die derselbe ausdrücklich am Schlusse seiner Vorrede selbst hervorgehoben hat, fünf Spalten lang vorzurücken.

Hat denn Herr Meyer so ganz vergessen, wie es ihm mit seinen Werken zu gehen pflegt, wie ihm z. B. Karl Bartsch in der Germania (Bd. XXIV. S. 248), als er mit seinen unzureichenden Kenntnissen gewagt hatte, das Monumentalwerk Jakob Grimms über deutsche Mythologie neu herauszugeben, mangelnde Sprachkenntnisse vorwarf und ihm die harten Worte zurufen mußte: „Grimm hat diesen Unsinn gewiß nicht verschuldet!" Sicherlich hatte ich in meiner Vorrede nicht zuviel gesagt, als ich voraussagte, daß in „Tuiskoland" mancher Irrtum stehen werde, es ist wahrscheinlich ein ganzer Berg von Irrtümern geworden; denn ich selbst habe, wie das wohl jedem Schriftsteller zu gehen pflegt, der aus Mangel an Privatvermögen oder Amtsgehalt nicht ein halbes Dutzend Korrekturen lesen kann, nachträglich manches entdeckt, was den schärfsten Philologen-Augen entgangen ist; aber gegen das Kettengebirge von Wahnwitz, welches sich in dem neuen „Lehrbuch der germanischen Mythologie" (Berlin 1891) von E. H. Meyer vor den Augen kundiger Leser auftürmt, schrumpft alles das zu einem Maulwurfshügel zusammen. Zur Erfrischung des Lesers in einer, wenn auch vielleicht lehrreichen, aber jedenfalls unerquicklichen Debatte kann ich mir nicht versagen, ein Pröbchen

von dem unergründlichen Tiefsinn und der Akribie des Mannes, der mit anderen so scharf ins Gericht geht, hier einzuschieben. Wir lesen auf S. 147 Zeile 2 von oben: § 188: Ymir heißt auch Brimir, aus dessen Blut und Knochen nicht See und Berge, sondern die Zwerge geschaffen wurden ....." „Nicht die Zwerge, sondern die Menschen wurden von den Menschen geschaffen!!!" fügt der Verfasser in einer nachträglichen „Verbesserung" auf S. IX hinzu. Heiliger Gallimathias, lege Deine Fürbitte ein, daß diesem leistungsfähigen Manne das Prädikat eines Wirklichen Geheimen Ober-Konfusions-Rates nicht einen Tag länger vorenthalten bleibe! Auf andere Leistungen wird nachher noch zurückzukommen sein.

Eine von demselben hohen philologischen Standpunkte verfaßte, daher ablehnende, aber durchaus würdig und anständig gehaltene Besprechung hat W. Golther in München dem Buche in den Bayreuther Blättern (XV. Jahrg. S. 457) zu teil werden lassen, und ich würde um so weniger Anlaß haben, an dieser Stelle darauf zurückzukommen, als bereits der Herausgeber dieser Zeitschrift, Dr. Hans von Wolzogen, in einer Anmerkung dazu den philologischen Standpunkt auf diesem Gebiete als den nicht allein maßgebenden bezeichnet hat. Ich benutze diesen Anlaß nur, um den Standpunkt eines eher wohlwollenden Philologen in dieser Frage darzulegen. Herr Professor Golther meint, die Behandlung der Mythologie erfordere entschieden sehr viel Sprachwissenschaft und historische Schulung. Ich meine dagegen, diese beiden wichtigen Disciplinen hätten für die mythologische Forschung nichts als Handlangerdienste zu leisten; eine erfolgreiche Behandlung der Mythologie erfordere in erster Linie naturwissenschaftliche Schulung und völkerpsychologische Studien, zwei Erfordernisse, die Herr Golther gar nicht in Betracht zieht. Weiter sagt derselbe sodann:

„Von der sogenannten vergleichenden Mythologie ist die Wissenschaft gegenwärtig abgekommen, weil man erkannte, daß man auf viel zu unsichere Anhaltspunkte vorerst angewiesen ist. Zuerst muß man die einzelnen Teile kennen, ehe man über das Ganze urteilt. Auch die natursymbolische Auslegung der Mythen ist verlassen worden. Sie war oft wunderschön, bei Männern wie Uhland oft selber eine Dichtung, aber zu phantastisch und zu allgemein. Mit etwas Geist mag jeder moderne Liebesroman auch als Naturmythus gedeutet werden. Die Einzelarbeit, zu der wir Jüngeren uns bekennen, scheint manchen Fernerstehenden vielleicht beschränkt; aber sie will ehrlich sein und mißt die Kraft ab; sie will nicht subjektive Phantasie als wahres Wissen geben. Subjektiv im kleinen wie im großen ist aber Krauses Mythologie ....."

Das klingt sehr besonnen und wäre bis auf den Schlußsatz unanfechtbar. Aber ich kann leider durchaus nicht finden, daß sich die Germanisten unserer Tage, Herr Golther durchaus nicht ausgenommen, mit

solcher Regenwurmgräberei zufrieden gäben. Am Ende will jeder Resultate sehen, und der Baumeister, der einen Grundstein legt, sieht seinen Dom in einer Vollendung, die er vielleicht nie erreicht. Traurig, wenn es anders wäre, und wenn wir sogar bei der Altertumsforschung noch nicht an Rekonstruktionen gehen sollten! In demselben Aufsatz, in welchem er meine Arbeit als subjektive Schöpfung ablehnt, und hervorhebt, daß die Natursymbolik und die vergleichende Mythologie zur Zeit von den Germanisten kaltgestellt seien, empfiehlt Herr Golther jedoch E. H. Meyers „germanische Mythologie," ein Buch, welches ganz und gar vom natursymbolischen Standpunkt geschrieben ist und von vergleichender Mythologie strotzt. Das heißt mit anderen Worten, der Philologe, der wie Herr Meyer auf jeder Seite beweist, daß er nichts von den naturwissenschaftlichen Grundlagen der Mythen versteht, darf nach Herzenslust Natursymbolik treiben, der Naturforscher aber nimmermehr! Wie lautet doch der erste Paragraph im alten Innungsbuch der ehrsamen Klempnerzunft? Niemand darf Blech verarbeiten als wir allein! Und diese Blecharbeit hat nun Herr Meyer mit einer Gründlichkeit besorgt, die Herrn Golther nichts zu wünschen übrig läßt; denn er empfiehlt das Buch für solche, die durch das subjektive Buch Krauses irregeleitet worden sind! Wir werden sehen, daß andere Germanisten schon vom rein philologischen Standpunkt ganz anders über dieses Musterbuch urteilen. Und wenn nun erst den Naturforschern ein Wort darüber verstattet würde! Wie einst Julius Cäsar Skaliger ein bibeldickes Buch schrieb, um den Unsinn zu widerlegen, den Cardanus in seiner Schrift de Subtilitate zur Welt gefördert, so würde ein litterarischer Herkules, der vor zwölf Bänden nicht zurückscheute, erforderlich sein, um diesen Augiasstall gründlich auszumisten. Da Meyer schon zu einer Vergleichung seiner griechischen Blitzkerle mit dem Krauseschen Achill aufgefordert hat, so möchte ich bitten, auch den in diesem Buche behandelten Siegfried, welcher bei Meyer natürlich wiederum ein Blitzkerl ist und als solcher die Wolkenfrau Brunhild minnt, in diese Vergleichung einzuschließen. Meyer sagt darüber (a. a. O. S. 302) wörtlich:

„Hildr, shetländ. Hildene, wird samt ihrem übrigens nur (Edda I. 432) erwähnten Halsband vom Blitzheros Hethinn, Hetel, Brün-, Krim- und Künhilt von Waberlohe, Schatzdrachenhöhle, Glasberg, Hlymdalir, d. h. Lärmthälern, Turm oder Rosengarten umgeben, vom Blitzheros Siegfried bezw. Dietrich samt einem Schatze gewonnen. Hildegund wird samt ihren Schätzen vom Blitzheros Walther entführt. Hildr, Brün-Krimhilt und Hildegund verfolgt alle drei der dem Blitzheros feindliche Sturmdämon Hagen, der allerdings im Waltharius 479 vom Schatzraub abrät, den Nibelungenhort aber versenkt und Hildens Regenhalsband zornig verschmäht, worauf ein unaufhörlicher Kampf, für den Hilde die Erschlagenen nachts wiedererweckt,

d. h. ein immer sich erneuerndes Unwetter, das Hjathninga vig losbricht. Vergl. die halsbandfrohe Menglöd und die im Turm eingesperrte Hildburg im Wolfsdietrich B. — Diese Wolkenheroine macht aber nicht nur der Gewitterheros, sondern auch der des Wetterleuchtens, so die Beadohild der Schmied Wieland, und der Windheros den verfolgenden oder werbenden Sturmdämonen streitig und vermählt sich mit ihr."

Diese Blitzkerl-Manie ist förmlich zum Radschlagen; alle Hilden, ja so ziemlich die gesamten germanischen Göttinnen sind bei Meyer Wolken, um die sich die Blitzkerle (Sigfrid, Dietrich, Walther, Hetel, Wieland u. s. w.) mit den Sturmdämonen streiten, ja die letzteren kriegen auch mit den Winddämonen das Zanken. Aber warum sollte denn Herr Meyer nicht solche „subjektiven Mythendeutungen," die ihm in der weiten Welt kein Mensch glaubt — es müßte denn Professor Schwartz in Berlin sein, dem er sie entliehen hat, — vom Stapel lassen!? Ist er doch ordentlicher Professor, radebrecht Griechisch und Latein, Altnordisch und Romanisch — wenn auch etwas schülerhaft, wie Bartsch meint, — und hat seinen unfehlbaren Lehrstuhl an der Universität Freiburg im Breisgau, er darf also mit hohem amtlichen Privilegio ungescheut das thun, was Krause durchaus nicht darf, nämlich subjektive Meinungen über den Inhalt der Mythen aufstellen. Ich muß vollständig von diesem „Wolken- und Nebel-Mythologen" mit Blindheit umnachtet sein, daß ich das nicht einsehen kann und den Fall im geradezu entgegengesetzten Sinn auffasse, wie Herr Golther. Ich dachte nämlich, wenn Krause einige neue Ideen über Mythendeutung äußerte, so thäte er das vollständig als Privatmann, und kein Mensch wäre verpflichtet, ihm weiter beizupflichten, als er ihm recht geben muß. Im schlimmsten Falle wäre ein rein subjektives Buch mehr in der Welt. Der Schaden ließe sich wohl verschmerzen. Aber Herr Meyer schreibt hoch vom Katheder herab ein Buch, welches ausdrücklich als ein Lehrbuch der germanischen Philologie in die Welt geschickt wird und sich mit seinem unlesbaren Stil und seiner Paragraphen-Einteilung auch völlig wie ein Gesetz- und Lehrbuch gebärdet, dabei aber, höflich ausgedrückt, von subjektiven Meinungen, über die wohl alle seine Kollegen lachen, wahrhaft strotzt. Diesen blühenden, oft haarsträubenden Blödsinn soll mithin der beklagenswerte Student der germanischen Philologie künftig vertrauensvoll hinunterschlucken, und solches Zeug wird ausdrücklich als Heilmittel für meine „Subjektivetät" empfohlen.

Ich glaube nicht, daß mir jemand auch nur ein Dutzend so verfehlter Deutungen nachweisen kann, wie ich sie in diesem Buch in unerschöpflicher Reihenfolge erblicke; man wirft mir auch immer nur meine sprachlichen Mißverständnisse, meine angeblich falschen Etymologieen vor. Ich halte nun

die Sprachforschung für eine sehr wichtige und die Etymologie für eine sehr interessante Wissenschaft, allein ich bin weit entfernt, sie selbst in den besten Händen für so zuverlässige und in ihren Ergebnissen sichere Wissenschaften zu halten, wie etwa Physik oder Chemie. Denn ich sehe täglich, daß Autoritäten ersten Ranges über die Ableitung eines Wortes diametral entgegengesetzter Meinung bleiben, und halte daher Abkanzelungen wegen falscher Etymologieen für eitel Pharisäertum. Im höchsten Maße gilt das für die Etymologieen von Eigennamen, also auch der Götternamen, und ernsthafte Etymologen, wie Curtius, haben es überhaupt abgelehnt, sich mit so ungewissen Dingen einzulassen. Ich selbst hege die nämliche geringe Meinung von der Anwendung der Ablautgesetze auf Eigennamen, die ebenso oft nach dem ungefähren Klange übernommen und nach vorhandenen Anklängen umgeformt wurden, wovon S. 211 dieses Buches ein Beispiel vorkommt. Ich habe daher auch nur sehr wenige etymologische Versuche auf meinem Gewissen; denn die Mehrzahl der von meinen Kritikern gerügten Namensableitungen rührt von wirklichen, zum Teil hochberühmten Sprachforschern her. Ich habe auch sehr häufig im Texte durchblicken lassen, wie wenig Beweiskraft ich solchen Deutungen und Namensübergängen beilege, hätte aber freilich besser gethan, in der Vorrede ausdrücklich zu bemerken, daß ich Namen höchstens als Beweise dritter oder vierter Ordnung betrachte und sie beim Vergleiche von Göttergestalten erst herbeigezogen habe, wenn mir Wesen und Natur derselben auch ohnedies übereinstimmend erschienen. Von meinen Erfahrungen gewitzigt, will ich für das vorliegende Buch meine geringe Meinung von dem Werte sprachlicher Anklänge noch ausdrücklich hervorheben, obwohl sie jedenfalls als Nebenbeweise und Anknüpfungsmittel nicht zu verachten sind.

Als Übergang zu einem zweiten Teile meiner Vorbetrachtungen muß ich um die Erlaubnis bitten, einen auf mein sündiges Haupt im „Litterarischen Centralblatt" (1892, Nr. 23) aus der Wolke der Anonymität niedergegangenen Bannstrahl mit dem nötigen Kommentar wörtlich wiederzugeben, um dem unbefangenen Leser zu zeigen, mit welcher Wucht derjenige niedergeschmettert wird, der es wagt, an dem gelehrten Kauderwälsch der unfehlbaren Philologie zu zweifeln. Es sind dies, wie dazu bemerkt werden mag, Urteile, gegen die in der Regel kein Widerspruch angenommen wird, während bei den Ketzergerichten der arme Sünder wenigstens gehört wurde, Ankläger und Richter auch nicht in einer Person vereinigt waren. Der mit —gk unterzeichnete Artikel rührt mutmaßlich vom Herrn Professor E. Mogk in Leipzig her und donnert wie ein echter päpstlicher Bannstrahl mitten aus der Wolke heraus:

„Wer da behauptet,[1] daß die Edda inhaltlich älter als Odyssee und Ilias sei (S. II),[2] daß Ulfilas (Lukas II. 42) geschrieben hätte: Och tä han war tolf wintrar (S. 9),[3] wer lateinisch nau in naufragium für eine andere Wurzel, als nav in navis hält (S. 31),[4] wer Kymrer oder Kimmerer oder Cambri, nordisch hûm, Hymir, syrjänisch kynör, kunör auf ein urskandinavisches khamara zurückführt (S. 38),[5] wer von einer „Baldrlegende“ spricht, die älter ist als das Christentum (S. 107),[6] und behauptet, Baldr sei Beal, Bāldāg (d. i. der lichte Tag!), Bel, wer den spät erfundenen Harzgötzen Biel, dasselbe Wort wie Baldr,[7] und auch Apollo von diesem abgeleitet sein läßt (S. 186), wer da alles Ernstes schreibt: „Manendienst ist ein deutsches Wort; denn es stammt im letzten Gliede von Mani (ist das der Mannus des Tacitus oder die nordische Dichtergestalt Mani, vergl. S. 186?), dem ersten Menschen und Totenkönige der Arier“ (S. 107),[8] der sollte wahrlich auf die historisch-mythologische Forschung der letzten Jahre nicht so verächtlich herabschauen und mit dem Brusttone der Überzeugung in die Welt hinausrufen, daß sein Buch bedeutsame Fortschritte auf dem Gebiete der Mythologie ergeben werde.[9] Was würde ein Naturforscher sagen, wenn ein Philologe ein „bahnbrechendes“ Werk mit solchem Posaunenschall[10] einführen wollte, in dem Schmetterlinge für Säugetiere erklärt, die Bewegung der Sonne um den Mond und Ähnliches behauptet würde? Keiner würde es mit dem

---

[1] Der Vordersatz ist richtig, der Nachsatz aber heißt: „der sei für ewiglich verflucht!“

[2] Das ist ja eben das zu Erweisende, und wenige Leser werden daran zweifeln, daß diejenigen Eddasagen, welche, wie z. B. die Göttertranksage, mit den Veden übereinstimmen, wirklich älter sind als Ilias und Odyssee.

[3] Siehe oben S. XIV.

[4] Für so beschränkt halte ich den Kritiker nicht, daß er den Schreib- oder Druckfehler Wurzel (statt Wurzelform) nicht als solchen erkannt haben sollte und wirklich glauben könnte, der Verfasser hielte nau und nav für zwei verschiedene Wurzeln. Das ist echt schulmeisterliche rote Tintenschrift.

[5] Diese Etymologie ist von Penka aufgestellt worden.

[6] Der Ausdruck „Baldrlegende“ war mit Rücksicht auf ihre Ableitung aus der christlichen Longinus-Legende (durch Bugge) gewählt, während ich zahlreiche Beweise dafür beigebracht habe, daß bereits Homer und Herodot mehrere fast völlig identische Mythen kannten.

[7] Der dumme Junge, der hier durchgebläut wird, heißt Jakob Grimm. Vergl. dessen Deutsche Mythologie[2] S. 202—203.

[8] Dieser ganze Satz beruht nur auf der Unwissenheit des Kritikers und bietet ein glänzendes Zeugnis dafür dar, wohin die von W. Golther (s. oben) empfohlene Vernachlässigung des Studiums der vergleichenden Mythologie führt. Prof. Mogk hält den Mani oder Mondmann der Edda, den ersten Mann, für eine neue dichterische Personifikation, weil er natürlich vom litauischen Mienu, vom kleinasiatischen Mondgott Men, vom indischen Manu und Yama, vom griechischen Minos und Menelaos, den Beisitzern des Rhadamanthys u. s. w. keine Ahnung hat.

[9] Diese Behauptung kommt nur durch den „philologischen“ Kunstgriff zu stande, den Zwischensatz „so hoffe ich doch“ fortzulassen.

[10] Eine Reihe anderer Kritiker hat dem Verfasser in seinen Schlüssen Zurückhaltung und Bescheidenheit nachgerühmt.

Buche ernst nehmen.[11] Geradeso ist es für jeden historisch und philologisch Geschulten auch mit dem Vorliegenden: es ist, wie die Pendantwerke von Sepp und anderen Dilettanten — Makulatur."

Der gehässige Schlußsatz dieses Cliquen-Urteils, wie er in einer kritischen Zeitschrift, die sich selbst achtet, nicht Aufnahme finden dürfte, erfordert eine nachdrücklichere und kräftigere Zurechtweisung als die vorangegangenen Lufthiebe. Ich will dem Herrn —gk nur wünschen, das seine „Makulatur" jemals solche Verbreitung finden möchte, wie sie verschiedene von meinen Büchern gefunden haben und wie sie allem Anscheine nach auch „Tuiskoland" finden wird. Aber es ist ein durch sein Alter geheiligter Brauch der Zunftgelehrten, daß sie, sobald sie einen Gegner nicht mit sachlichen, d. h. hier naturwissenschaftlichen Gründen widerlegen können, ihm einfach das in ihren Augen vernichtende Schimpfwort Dilettant! entgegenschleudern, was in ihrem Munde nicht etwa Liebhaber, sondern Pfuscher bedeutet. Gleichwohl ist es leider eine ebensowenig abzuleugnende, wenn auch für den Gelehrtenzopf sehr betrübende Thatsache, daß Dilettanten nur zu oft viel haltbarere Arbeit geliefert haben als die hochwohlweisen Perückenträger der Universitäten und Akademieen. Wir dürfen aus neuerer Zeit nur an Darwin erinnern, der von begeisterten Anhängern viermal vergeblich der Pariser Akademie zum auswärtigen Mitglied vorgeschlagen wurde und von dem Akademiker Flourens, dem berühmten Physiologen, als ein „Dilettant" abgefertigt wurde, der noch nicht einmal richtig denken gelernt hätte. Schliemann, der nach seinem Tode selbst von Curtius so Gefeierte, hatte die ganze Bande der „exakten" Philologen und Altertumsforscher gegen sich, als er die Stätten der homerischen Dichtungen in Kleinasien und Griechenland gefunden zu haben behauptete. „Die Gelehrten," sagt Schuchhardt in seinem Buche über „Schliemanns Ausgrabungen" (1890 S. 12) „hielten es großenteils geradezu unter ihrer Würde, sich mit diesen «Schrullen» zu beschäftigen", und ihre absprechenden Aeußerungen waren derartig, daß sich die Witzblätter des „dankbaren" Stoffes bemächtigten. Der Petersburger Akademiker L. Stephani suchte zu beweisen, daß die Funde in den griechischen Gräbern verhältnismäßig ganz jung seien. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß Schliemann, sowohl bezüglich der Lage Trojas, als des Alters der mykenischen Gräber der Wahrheit viel näher gekommen ist als alle seine hochgelehrten Gegner.

Ähnliche Beispiele von anfangs mit Hohn und Spott begrüßten Richtungen, die nachher die Inhaber der akademischen Sitze entthront

[11] Mit diesen Vergleichen, die höchst wahrscheinlich witzig sein sollen, aber einfach albern sind, noch viel weniger.

haben, lassen sich aus allen Zweigen der Wissenschaft anführen; ich muß mich aus Rücksicht auf den Raum mit den ebenerwähnten laut genug sprechenden Beispielen begnügen, und will nur noch bezüglich der Mythenforschung bemerken, daß die anfangs von Mannhardt und Bugge mit der größten Geringschätzung abgefertigten „Sagwissenschaftlichen Studien“ des Generalkonsuls G. von Hahn, dessen Standpunkt dem meinigen verwandt war, leise anfangen, Anerkennung zu finden, und daß Friedrich S. Krauß, der von den Philologen vor zehn Jahren mit einem ähnlichen Halloh empfangene slavische Sagenforscher, schon heute zu den angesehensten Vertretern des Faches gehört. Und doch hatten ihn bei seinem ersten Auftreten als Mythenforscher die Philologen so ausgepfiffen, daß er ihnen im zweiten Bande seiner „Sagen und Märchen der Südslaven“ (Leipzig 1883 S. XII) zurufen mußte: „Befangen von maßlosem Hochmut und irrenhausreifem Größenwahn, fehlt ihnen auch jeder Maßstab zur Beurteilung der Bedürfnisse und des Fortschritts in den Wissenschaften.“

Natürlich darf daraus nicht umgekehrt gefolgert werden, daß alles ursprünglich Ausgepfiffene nachher etwa ebendeshalb, wie Mozarts Don Juan oder Wagners Tannhäuser, die Welt erobern müsse. Jedes Ding muß sich eben selbst bewähren, und weder Auspfeifen noch Claque können den schließlichen Erfolg oder Mißerfolg bewirken. Wenn meine Auffassung, daß die Mythologie die Naturgeschichte der Kindheitsvölker darstellt, die richtige ist, und die Mehrzahl der nichtphilologischen Kulturgeschichtsforscher, wie namentlich die Größen des Fachs, E. Tylor, H. Spencer u. a., neigen dieser Ansicht zu, so scheint es doch noch sehr der Erörterung bedürftig, wer eigentlich auf diesem Gebiete der Fachmann und wer der Dilettant oder sagen wir nur ehrlich deutsch, der — Pfuscher ist, der Philologe oder der Naturwissenschaftler? Was mich betrifft, so kann ich durch sehr zahlreiche Arbeiten beweisen, daß ich mich seit zwanzig Jahren mit eindringenden Versuchen beschäftigt habe, die Mythologie dem natur- und entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt zu erschließen, und ich halte meinerseits die Philologen, welche, wie Max Müller, die Mythologie für ein Feld der Sprachwissenschaft, oder gar, wie's kürzlich einer fertig gebracht hat, den Mythus für eine Krankheit der Sprache halten, für die eigentlichen Pfuscher auf diesem Gebiete.

Die Zeit ist längst gekommen, welche erfordert, daß der in Deutschland mehr als in anderen Ländern wuchernden schmachvollen Überhebung der deutschen Gelehrtenzunft, die uns zum Gespötte des Auslandes macht, die Maske abgerissen werde, um zu zeigen, welche geistige Armut in der Regel hinter diesem hochmütigen Gebaren steckt. Diese sonderbaren Käuze

werden vollkommen berauscht von ihrer Beherrschung eines einzelnen Faches, und statt nun wenigstens, wie wirkliche Gelehrte thun, einzugestehen, daß sie in den anderen Fächern völlig unwissend bleiben müssen, um es in ihrer Beschränkung ein Stückchen weiterbringen zu können, daß sie oft an allgemeiner Durchbildung hinter dem Privatmann, der nach vielen Richtungen studiert hat, weit zurückstehen müssen, maßen sie sich an, von ihrem lediglich eingebildeten Thron tief auf alles herabzusehen, was neben ihnen vorgeht, um sich ein ebenso unfehlbares Urteil über andere Gebiete anzumaßen, wie sie es auf dem engen Winkel ihres vielleicht sehr unwichtigen Special-Studiums haben mögen. Wie echte Winkelspinnen schauen sie nicht über ihr Gewebe hinaus; aber wehe dem, der sich demselben nähert! Nirgends ist dieser Dünkel so verbreitet wie in Deutschland; in keinem Fache aber entwickelter als bei den Philologen. Der Umstand, daß in Deutschland der Irrwahn herrscht, daß, was ein Professor sagt, auch wahr sein müsse, hat dieser häßlichen Überhebung wirklich, wie Krauß in der ebenangeführten Stelle sagt, einen pathologischen Charakter verliehen.

Ein gutes Beispiel für die Anmaßung der Philologen auf ihnen völlig fremden Gebieten lieferte der vor einigen Jahren verstorbene russische Oberbibliothekar und Staatsrat Victor Hehn in seinem bekannten Buche über „Haustiere und Kulturpflanzen," von denen er, einzig auf linguistische Beweise sich stützend, zu beweisen suchte, daß sie uns so ziemlich alle aus Asien zugekommen seien. Die Naturforscher erhoben sich gegen diese seltsame Beweisführung wie ein Mann, der Pflanzengeograph Grisebach, der Botaniker Decandolle, die Paläontologen Oswald Heer und Rütimeyer, sowie andere Autoritäten ersten Ranges bewiesen ihm, daß das alles unsinniges Geschwätz sei, da die Ahnen unserer Haustiere und viele der nach seiner Meinung aus Asien gekommenen Tiere und Pflanzen, lange bevor überhaupt Tiere und Pflanzen domesticiert wurden, in Europa einheimisch waren. Schließlich kamen gar die Anthropologen, Sprachforscher und Philologen und verleugneten den Dorpater Kollegen. Aber es half ihnen alles nichts; der allwissende Mann nahm keine Lehre an; wie er geschrieben, so mußte es bleiben. „Im Lande der Sonderbarkeiten (d. h. England) ließ es sich ein origineller Kopf (Latham) einfallen, den Ursitz der Indogermanen vielmehr nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor (Theodor Benfey) eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an; ein geistreicher Dilettant in Frankfurt (Lazarus Geiger) stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus . . . . ." klagt er spöttelnd, und beim Gläschen Punsch — er zog die stärksten

Getränke den schwächeren vor — pflegte er seine gelehrten Gegner nur als „Böhnhasen" zu verhöhnen. Aber so mächtig war das Ansehen einer linguistisch unanfechtbaren Beweisführung noch vor zwanzig Jahren, daß diese gänzlich verfehlten Streifzüge eines Philologen auf naturhistorisches Gebiet eine ganze Reihe von Auflagen erlebten und von den Zunftgenossen noch heute als Fundamentalwerk gepriesen werden.

Niemand darf geistreich sein als wir, heißt bekanntlich die Losung aller litterarischen Zünfte, und wehe dem Laien, der es sich gelüsten läßt, in diesen Kreisen mitsprechen zu wollen. Der oben mitgeteilten Klage von Krauß reiht sich ein noch eindringlicherer Stoßseufzer in den jüngst erschienenen Tagebuchblättern von Gregorovius an. „Die Katheder-professoren," klagt er, „lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstellung einnehme und sogar horribile dictu einiges Dichtertalent besitze. Meinen Sinn für schöne Form verzeiht man mir nicht. Mit Schweigen und Achselzucken ist von den Pedanten Deutschlands die Geschichte der Stadt Rom aufgenommen worden. Es erschien meines Wissens noch keine Anzeige von ihr in den offiziellen Organen der Kritik. Doch alle Dinge werden mit der Zeit an ihren rechten Platz gerückt."

Fast noch schlimmer als die altklassischen Philologen gebärden sich die Germanisten, und das war wahrhaftig ein weißer Rabe, der im Litterarischen Centralblatt (1891 S. 244) von einem anderen Germanisten rühmte: „Verfasser besitzt, was uns Germanisten recht oft abhanden gekommen zu sein scheint, eine tüchtige Portion gesunden Menschenverstandes." Der fehlte zwar Karl Müllenhoff nicht; aber im Punkte des Gelehrtendünkels stand er keinem seiner Genossen nach. Klaus Groth hat uns in seinen von Eugen Wolff herausgegebenen Erinnerungen die traurige Geschichte berichtet, wie die beiden in täglicher Arbeit verbundenen Freunde eines Tages auf Nimmerwiedersehen brachen, bloß weil Klaus Groth die in Müllenhoffs Augen unerträgliche Überhebung besaß, sich in Kiel als Docent für deutsche Sprache und Litteratur, also an derselben Universität, wo er selbst — damals im Begriffe, einem Rufe nach Berlin zu folgen, — dieses Fach vertreten hatte, zu habilitieren. Klaus Groth erzählt:

„Hören Sie, Carolus," begann ich eines Tages, „ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingebe, um sie unters Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitieren." Er wurde braunrot. Noch andern Tags befand er sich in Aufregung. Doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität immerhin einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen." Auf diesen giftigen Spott erwiderte Klaus Groth: „Karl Müllenhoff, nimm Dich

in acht; denn auch der Gelehrtenhochmut kommt vor dem Fall!" Und die beiden Herzensfreunde sahen sich nicht wieder!

Ich bedaure, diese häßliche Geschichte wiederholen zu müssen; denn ich stelle Müllenhoff als Altertumsforscher sehr hoch, viel höher als die meisten seiner Nachfolger; aber dieser unerträgliche, nicht einmal vor den innigsten Freundschaftsbanden Halt machende Gelehrtendünkel muß in seinen vornehmsten Trägern gekennzeichnet werden, wenn es in dieser Beziehung besser werden soll. Ich bin nicht der erste, welcher diese schmachvolle Geschichte mit dem Ausblick schließt, der Name Klaus Groths werde leben, wenn Müllenhoffs Andenken im Bewußtsein der Gebildeten längst erloschen sei. Wenn man aber sieht, wie sich sein Hochmut gegen Freunde äußerte, so kann man danach ermessen, wie schonungslos er als Kritiker verfuhr. Als etwa seit dem Jahre 1880 die „neue kritische Schule" der nordischen Altertumsforschung ihre Fühler hervorstreckte und die Herren Bang und Bugge zu beweisen versuchten, daß die Edda und namentlich ein bis dahin als Hauptstück derselben angesehenes Lied (Völuspa) eine unter dem Einfluß der christlichen und heidnischen Mythologie enstandene und von derselben stark gefärbte Dichtung sei, schleuderte Müllenhoff im fünften Bande seiner Deutschen Altertumskunde ein niederschmetterndes Verdikt gegen Bugge mit dem mir allerdings aus dem Herzen geschriebenen Urteil, daß man ein ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen sein und doch von Mythendeutung keine Ahnung haben könne! Sein ganzer Band war, wie er sich ausdrückte, gegen die „Thoren" gerichtet, welche die von den Gebrüdern Grimm, Lachmann und Zeuß der Altertumsforschung gewiesenen Wege verlassen hatten.

Hier kann man nun zu seiner Erheiterung sehen, wie wenig solche im stärksten Stile der Unfehlbarkeit ausgesendeten Bannstrahlen ausrichten. Denn heute wandeln E. H. Meyer, W. Golther, E. Mogk und viele andere mit ihnen vergnügt die Wege, welche der große Müllenhoff 1883, und unserer Ansicht nach nicht ohne Grund, als die „Wege der Thoren" bezeichnet hatte. Der damals schlechterdings als dummer Junge behandelte Professor Bugge wird heute von —gk in seinen Kritiken wieder als ein Wesen fast übermenschlicher Gelehrsamkeit gepriesen, welches man kriechend verehren müsse, wie die Tibetaner ihren Dalai-Lama. Der Narr Müllenhoffs ist der Halbgott Mogks; das ist die Unfehlbarkeit der Gelehrten-Kritik! Das für uns Laien lustigste an diesem Größenwahn der Philologen ist nun unstreitig, zuzuschauen, wie sich die Halbgötter gegenseitig zerzausen; denn während E. H. Meyer mitteilt, daß er von Golthers Wieland-Theorie gar nichts hält, äußert sich (um in unserem Kreise zu bleiben)

Mogk über Meyers „Lehrbuch der germanischen Mythologie“ und über die in seinem Völuspabuch vorgetragenen und hier wiederholten Phantasieen im Litterarischen Centralblatt (1892 S. 262) wie folgt:

„Vor allem ist Meyer noch zu sehr Naturmytholog; Gewitter, Wind und Wolke gehen durch das ganze Buch; er rechnet viel zu wenig mit der subjektiven Phantasie, die auch ohne äußere Anregung von innen heraus mythische Gebilde schafft ..... So wird z. B. gar nicht mit der Thatsache gerechnet, daß in Norwegen und auf Island die Gewitter ganz selten sind, und dann fast nur im Winter auftreten. Hiermit hängt es zusammen, daß er die Götter und Heroen idealisierte Gewitter-, Wind- und Wolkendämonen sein läßt. Selbst den Ziu-Tyr macht Meyer zu einem solchen idealisierten Gewitterdämon. Noch unglücklicher dünkt uns die Auffassung der Heroen als Gewitter-, Wind-Heroen und Wolken-Heroinen ..... Dagegen ist Meyer in der Auffassung der mythologischen Quellen, wie sie in der nordischen Dichtung vorliegen, zweifelsohne zu weit gegangen. Ihm ist fast die gesamte eddische Dichtung nichts anderes als mittelalterliche kirchliche Scholastik in heidnischem Gewande. Referent und manchen anderen ist diese Auffassung unverständlich ..... Referent hofft baldigst auf fester Grundlage den Beweis zu führen, daß die alte Auffassung über das Alter der meisten Eddalieder durchaus zu Rechte bestehen muß, und daß Meyers Auffassung falsch ist.“

Ungefähr dieselbe Meinung über Meyers Mythenforschung und über sein Völuspa-Buch, welche übrigens auch Professor Kauffmann teilt, habe ich nun schon lange vor Mogk in „Tuiskoland“ (S. I und 507 ff.) kundgegeben, und es ist doch recht merkwürdig, daß so hochgelahrte Leute sich das Urteil eines ihnen aus ihrer Wolkenhöhe nur wie ein kleines Pünktchen erscheinenden Laien nachträglich förmlich aneignen. Es sieht ja wirklich beinahe so aus, als hätte meine kräftige Sprache gegen den Freiburger Professor, Herrn Mogk erst Mut gemacht, nun ebenfalls gegen dieselbe Unfehlbarkeit Front zu machen, etwa wie ein neuer unfehlbarer Papst die Unfehlbarkeiten seiner Vorgänger für Irrtümer erklärt. Ich sollte aber nun denken, wenn ein Laie, Dilettant und unzunftmäßiger Forscher die thönernen Füße eines Götzen schon früher erkannt und gekennzeichnet hat, als die berufsmäßigen Kollegen, so spräche das nicht eben zu Ungunsten seines Urteils. Denn wir Germanisten, sagt der obenangeführte Kritiker, besitzen sehr selten gesunden Menschenverstand. Aber macht euch keine Hoffnung, ihr außerhalb der Gilde stehenden Forscher und Denker, daß etwa diese Unfehlbaren der Welt den großen Dienst erzeigen könnten, sich selbst gegenseitig aufzufressen; denn wenn es gilt, einem unheiligen Fremdling den Eintritt in die Akademie zu wehren, da versöhnen sich die feindlichen Brüder schleunigst und bellen den Eindringling harmonisch im Chore an. Es bleibt also nichts übrig, als mit Humor über diese Gemütskrankheit der deutschen Gelehrten hinwegzusehen und sich mit der Volksetymologie zu trösten, daß

die außerordentlichen Professoren nichts Ordentliches, und die ordentlichen nichts Außerordentliches wissen. Solange das deutsche Volk fortfahren wird, an den eingebildeten Wert der alten Sprachen auch ferner zu glauben, und so die Vertreter der Sprachforschung für eine höhere Menschenklasse zu halten, als diejenigen jeder anderen Forschungsrichtung, solange der ungleich höhere Bildungswert einer tüchtigen naturwissenschaftlichen Schulung nicht zur Anerkennung gelangt, wird auch dieser an Größenwahn streifende und für jeden vernünftigen Menschen verächtliche Hochmut der Philologen kein Ende finden. Je enger der Horizont, um so größer die Anmaßung der Zopf- und Perückenträger, die da wissen, daß keiner der vor ihrem Katheder sitzenden Knaben oder Jünglinge ihnen widersprechen darf, und die sich aus „Mangel an gesundem Menschenverstand" einbilden, auf offenem Markt müsse es ebenso zugehen, auch hier müsse jeder andächtiglich dem lauschen, was der Herr Professor aus seinem zerblätterten Kollegienheft der Welt verkündet. Aber die Ehrfurcht vor den alten Texten und vor der Unfehlbarkeit ihrer Ausleger ist längst erschüttert; ein Frühlingswehen hat die Geister ergriffen; sie schütteln den Schulstaub von sich, überlassen die hohen Autoritäten ihrer naiven Selbstbewunderung und kehren ihnen lachend den Rücken, um künftig mit eigenen Augen, statt durch die vom vielen Textelesen trüb gewordenen der Herren Professoren die Welt zu beschauen. Und wenn sie dabei, wie es noch vor kurzem Darwin geschah, den Beifall der strengen und peinlichen („exakten") Wissenschaft und ihrer Vertreter, die niemals einen eigenen Gedanken zu haben brauchen, wenn sie nur die „Würde des Standes" wahren, nicht sogleich finden, so werden sie sich mit Goethes Charakteristik dieser „Würdenträger" trösten:

> Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
> Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
> Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
> Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht.

1. Die Trojaburgen Skandinaviens.

Eine Verkettung mannigfacher Ursachen hat die nordischen Trojaburgen bisher in Verborgenheit erhalten. Der Glanz der homerischen Trojaburg überstrahlte sie völlig. Es ist eine bekannte Erscheinung der Völkergeschichte, daß einzelne hervorragende Namen alle großen und heldenhaften Züge ihres Zeitalters an sich reißen, selbst übernatürliche oder spukhafte, so daß sie sogar den Göttern der Vorzeit ihre glänzende Rüstung nehmen, um sich damit zu schmücken. Solche Lieblinge der Sage waren bei uns Dietrich von Bern, Karl der Große und Friedrich Barbarossa, in England König Artus; aber in vielen ganz „historisch" vorgetragenen Sagenzügen ist hinter dem nationalen Helden deutlich Wodan, Thor oder Balder zu erkennen, und manchmal, wie bei König Artus, ist der historische Kern ihres Wesens kaum noch herauszuschälen. Der Nimbus zahlreicher Großthaten ihrer Paladine, Baumeister und Künstler fließt zu einem großen Heiligenschein zusammen, der nur noch ihre Gestalt umstrahlt, die eigentlichen Urheber aber im tiefsten Dunkel zurückläßt. So war im Mittelalter aus Vergil der Inbegriff eines Tausendkünstlers geworden, dem viele Wunderwerke Roms und Neapels, mit denen er nicht die geringste Beziehung hatte, zugeschrieben wurden.

Ähnliche Auffaugungen beobachten wir bei Orts- und Völkernamen. Heneter oder Veneter tauchten an den verschiedensten Orten der Welt auf: in Paphlagonien, Thrakien, Illyrien, Italien, in der Bretagne, am Bodensee (lacus Venetus), wie in Nordwales (Venedotia) und an der Ostsee (Vineta); aber die Venetianer Oberitaliens sind des Namens Alleinerben geblieben. Auch haben zahlreiche Orte ehemals, namentlich im Norden, Rom geheißen, weil das noch im englischen Room und skandinavischen Rum erhaltene Wort einen geheiligten Raum, die Wal-, Ding- oder Opferstätte des Gaus bezeichnete, und der Roma-Kirche auf Gotland steht eine Tingstade-Kirche ebendaselbst gegenüber. Wenn also der Chronist Preußens, Peter von Duisburg, im 14. Jahrhundert schrieb: Perkuns alte Opferstätte in

Ostpreußen, Romove, sei nach Rom benannt, so hatte er vielleicht in einem anderen Sinne recht, gewiß nicht in dem von ihm beabsichtigten. Ebenso-gut könnte man die Rom-Insel (Rom-Öe) der schleswigschen Westküste, Romford in England, Romsdale und Romerike in Norwegen, Romen in Rußland und Romrod in Hessen von der heiligen Roma herleiten wollen.

Gleichwohl ist es naturgemäß, daß man an Groß-Rom dachte, so oft der Laut wiederklang, wenn man sich auch den Namen im Norden (z. B. in der Wilkinasaga) so annäherte, daß man statt Rom: Room, Ruma oder Rumaborg schrieb. Nicht besser erging es und ergeht es noch heute dem Worte Troja. Wenn es genannt wird, denkt jedermann sogleich an die homerische Burg und Stadt, ohne sich im geringsten zu erinnern, daß Troja als Städtenamen auch in Europa sehr verbreitet ist, ja daß Troja hier seit unvordenklichen Zeiten als Name für sehr verschiedene Dinge, als da sind: Burgen und labyrinthische Steinsetzungen, Kleidungsstücke, Tänze und Jugendspiele, Haustiere, Geräte (Rührkelle und Rührpfanne), ja selbst als Name von Unterwelts-Göttern und Dämonen, sowie der Unterwelt selbst auftritt. Die meisten dieser „Trojas" der europäischen Sprachen stehen unter sich in einem wohl erkennbaren Zusammenhange, in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis dagegen von der asiatischen Troja, so daß unsere mittelalterlichen Dichter diese zum Unterschiede wohl die „alte Troje" zu nennen pflegten, obwohl sie wahrscheinlich jünger war als die europäischen Trojaburgen, von denen wir in diesem Buche sprechen wollen. Es ist äußerst bezeichnend, daß letztere durch den Glanz der homerischen Dichtung so in den Hintergrund gedrängt worden sind, daß wir unsere Darstellung mit einer Worterklärung beginnen müssen.

Mit dem Namen Trojaburg (skandinavisch Trojin, Trojeborg, Trojenborg, Tröborg, englisch Trojastadt [Troytown] oder Mauern von Troja [walls of Troy], walisisch Caer Droida) bezeichnet man seit alten Zeiten im Norden Europas Schnecken- oder Irrgänge (Labyrinthe), deren verschlungene Wege mit kleinen oder größeren Steinen eingehegt oder aus dem Rasen herausgeschnitten wurden. Es wird sich aus dem Folgenden mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergeben, daß dieser Name ur-sprünglich in einem großen Teile Europas bis nach Griechenland und Italien in demselben Sinne wie im Norden gebraucht worden ist; urkund-lich läßt er sich indessen nur für England, Dänemark, Schweden, Nor-wegen und einen Teil Finnlands belegen. Die Altertümer, an welche sich derselbe heute noch knüpft, wurden von den meisten Forschern, die sich ein-gehender mit denselben beschäftigt haben, als vorgeschichtliche betrachtet, doch sind dieselben bisher so wenig in die öffentliche Besprechung hinein-

gezogen worden, daß sie den weiteren Kreisen der Gebildeten bisher so gut wie völlig unbekannt geblieben sind. Vergeblich schlägt man die viel gelesenen Werke über Prähistorie von Lyell, Lubbock, Hellwald-Baer, Ranke, Joly, Nadaillac, Hörnes u. s. w. auf, um darin etwas Näheres über die doch bisweilen in Reisewerken erwähnten Trojaburgen des Nordens zu erfahren; sie gedenken derselben mit keiner Silbe. Der Grund liegt einfach darin, daß eine eingehende Untersuchung dieser Überreste der Vorzeit bisher fehlte, und diese Lücke will nun das vorliegende Buch ausfüllen.

In Rußland, England und Skandinavien haben sich einzelne Forscher und gelehrte Körperschaften schon früher gelegentlich mit der Deutung dieser sonderbaren Überreste der Vorzeit beschäftigt, ohne indessen irgendwie zu bestimmten und haltbaren Schlüssen über dieselben zu gelangen; in Deutschland war, wie gesagt, weiteren Kreisen selbst der Name unbekannt, bis die im Sommer 1881 von einer Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten, Handelsherren und wißbegierigen Leuten aller Stände unternommene „Hansische Wisbyfahrt" eine Reihe von Büchern und Zeitungsberichten hervorrief, in denen dann auch regelmäßig der Trojaburg gedacht wurde, die sich in der Nähe der auf eine große Vorzeit zurückblickenden Handelsstadt Wisby auf Gotland befindet. Das Hauptgedenkwerk dieser Fahrt, die von Dr. K. Koppmann herausgegebene „Hansische Wisbyfahrt" (Hamburg 1883) enthält sogar einen Grundriß dieser Steinsetzung, die sich im Norden der Stadt, zwischen dem Galgenberge, welcher noch von einem aus drei Steinsäulen bestehenden Galgen gekrönt wird, und dem Strande ausbreitet. Wir haben vorgezogen, eine neue Aufnahme derselben zur Veranschaulichung beizufügen (Fig. 1) und wollen, um dem Leser sogleich eine klare Vorstellung von den in Rede stehenden Altertümern zu verschaffen, zunächst einem der Teilnehmer dieser Fahrt zu ihrer Schilderung das Wort geben:

„Dicht unter der Rabenklint," erzählt Stephan Wätzoldt, „mitten im Felde, sieht man von da oben eine sonderbare mäandrische Figur auf umzäuntem Platze; das ist die rätselhafte «Trojaburg», eine der seltsamsten Steinsetzungen des Nordens. Wir klettern die steile Klippe hinab und finden unten auf dem Heideboden eine Art Labyrinth aus engen, sich verschlingenden Gängen, die durch Feldsteine abgegrenzt sind und schließlich an einem höheren Stein in der Mitte der kreisrunden Figur enden. Man braucht mehr als eine Viertelstunde, um vom Eingange bis zu jenem Mittelstein zu gelangen, wenn man getreulich allen Schneckengängen folgt. Kein Mensch weiß, wann und zu welchem Zwecke dieses sorgsam gehegte Altertum entstanden ist. Die geschäftige Sage erzählt von einer Königstochter, die in der «Räuberhöhle» unter dem Galgenberge gefangen ge-

halten wurde und täglich einen Stein auf den Boden hinlegte, bis der Tag ihrer Erlösung kam, gerade als die Trojaburg fertig war." *

Wenige Worte werden genügen, dieser anschaulichen Schilderung die für wissenschaftliche Zwecke wünschenswerte Vollständigkeit zu geben. Die Steinsetzung ist nahezu kreisrund, besitzt einen größten Durchmesser von ungefähr achtzehn Metern und verdient eigentlich nicht den Namen



Fig. 1. Die Trojaburg bei Wisby auf Gotland.

eines Labyrinthes, da ein Verfehlen des Zieles, wenn man den Gängen folgt, nicht möglich ist. Die Einfassungssteine sind unregelmäßige Feldsteine, von Kopfgröße, und der Weg zwischen ihnen stellenweise kaum fußbreit. Die Angaben über die zur Zurücklegung erforderliche Zeit schwanken natürlich nach Schnelligkeit und Schrittweite des Durchwanderers. Der bekannte Parlamentarier Karl Braun-Wiesbaden sagt in seiner „Wisbyfahrt"**: „Wir versuchten unser Glück, waren aber noch sehr weit entfernt von dem Mittelpunkte, nachdem wir schon über zwanzig Minuten gelaufen.

* Daheim, XVIII. Jahrgang (1881—82), S. 78. ** Leipzig 1882. S. 189—190.

Da fürchteten wir, es könne, wie weiland bei Vater Homer, zehn Jahre dauern, bis wir zur Troja hineinkämen, und sprangen voll Berserkerwut über Stock und Stein aus den magischen Kreisen, die für uns zu fein gezogen waren.“ Die oben erwähnte Räuberhöhle ist eine natürliche Kalksteingrotte der Klippen, deren es dort am Strande mehrere giebt.

Außer dieser bekanntesten Trojaburg Gotlands findet man noch drei andere Steinsetzungen dieser Art auf der Insel, viel zahlreichere aber auf dem skandinavischen Festlande, ohne daß man sagen könnte, sie hätten bei den Altertumsforschern dieses Landes früher gebührende Aufmerksamkeit erregt. Einige derselben wurden zwar in Altertumsschriften der Kuriosität wegen beschrieben und abgebildet; es wurde dabei natürlich auch ihres sonderbaren Namens gedacht; aber im allgemeinen hielt man sie für Kinderspielplätze und erzählte, daß in den beiden Labyrinthen nahe der Hornskirche in Westgotland die Söhne des Pfarrers herumgeritten seien, in einer anderen, «Kristinas Labyrint» benannten Trojaburg bei Kungsör, nahe dem Arboga-Ausfluß in Galten, sogar die Königin Christine ihre Reitkünste angestellt hätte. Von einer anderen auf Hallands Wäderö am Kattegat belegenen Trojaburg, die den auch sonst als Stadtnamen in Schweden vorkommenden Namen Trelleborg (Trolleborg, d. h. Zauber- oder Riesenburg) führt, ging die Sage, schiffbrüchige Seeleute, die an dieser Insel gestrandet seien, hätten sie zum Zeitvertreib aufgebaut.

Eine wissenschaftliche Behandlung erfuhren die skandinavischen Trojaburgen unseres Wissens zuerst durch Dr. S. Nordström aus Stockholm, welcher auf dem Kongreß der schwedischen Anthropologen und Altertumsforscher zu Strengnäs (August 1877) eine Abhandlung über dieselben vortrug.* Er zeigte darin, daß sich solche von den Bewohnern meist als Trojaburgen bezeichneten Labyrinthe nicht nur im südlichen Schweden und auf den Inseln, sondern auch in Norrland und Norwegen, in den früher dänischen Provinzen und in Dänemark selbst** vorfinden, und daß sich in ihrer Anlage verschiedene Baupläne unterscheiden lassen, je nachdem der Zugang zum Mittelhofe eine einfache Spirale bildet, oder ein Hin- und Zurücklaufen der Wege um die Arme einer kreuz- oder galgenartigen Figur,

* Abgedruckt in Svenska Fornminnens föreningens Tidskrift Vol. III. (Stockholm 1876—1879.) Ein kurzer Auszug daraus in der Zeitschrift für Anthropologie, Bd. XI (1879). ** Ueber dänische Trojaburgen habe ich, abgesehen von dieser Angabe Nordströms, der nähere Nachweise nicht beigefügt hat, weitere Nachrichten nicht erlangen können. Den isländischen ist ein besonderes Kapitel gewidmet.

wie in der oben abgebildeten Trojaburg von Wisby, stattfindet. Obwohl vorher keine Umfragen erlassen worden waren, fanden sich mannigfache Teilnehmer der Versammlung, welche in der dem Vortrage folgenden Besprechung auf andere ihnen bekannte skandinavische Trojaburgen hinweisen konnten, so daß man aus dieser ganz unvorbereiteten Aufzählung entnehmen darf, es müßte noch eine beträchtliche Zahl solcher Anlagen in Skandinavien erhalten sein. Es wurden folgende erwähnt:

Eine Trojaburg bei der Enköpinger Kirche.
Eine Trojaburg bei Dalarö, 40 Fuß im Durchmesser.
„Christinas Labyrinth“ bei Kungsör (siehe oben).
Vier Trojaburgen auf der Insel Gotland.
Mehrere Trojaburgen in Småland (Südschweden).
Verschiedene derselben in Norrland.
Eine Trelleborg genannte auf Halland Wäderö an der Westküste (siehe oben).
Mehrere Trojaburgen in Norwegen.
Eine Trojaburg nordwestlich von der Vånga-Kirche.
Eine solche bei Nyköping.
Zwei derselben in der Nähe der Horns-Kirche in Westgotland.

Dr. Nordström machte in seinem Vortrage besonders darauf aufmerksam, daß sich eine Anzahl dieser Anlagen in der Nähe christlicher Kirchen befinde, z. B. zu Enköping und bei der Hornskirche; er schloß daraus, daß denselben somit wohl eine religiöse Bedeutung zuzuschreiben sei. Diese Ansicht wird noch dadurch unterstützt, daß auf einer von ihm erwähnten, örtlich aber nicht näher bezeichneten Kirchenglocke in Westgotland die Darstellung eines solchen Labyrinthes angebracht ist. Da sich nun ehemals auf dem Fußboden sehr zahlreicher italienischer und französischer Kathedralen ähnliche, weiterhin genauer zu besprechende Labyrinthe in Mosaikarbeit ausgeführt vorfanden, von denen eine kleinere Anzahl noch heute erhalten ist, so schloß Nordström, daß es sich bei den skandinavischen, dänischen und englischen Feld-Labyrinthen um eine christliche, aus dem Kirchenschiff ins Freie übertragene Anlage handeln müsse, die mit einem christlichen Lehrsatz oder Gebrauche in Verbindung stehe, und mit welchen auch die Hecken-Labyrinthe der alten, unter der Schere gehaltenen italienischen und französischen Gärten zusammenhängen würden. Wir werden diese Schlußfolge später genauer zu prüfen haben und wollen hier nur daran erinnern, daß schon Plinius* lange vor Erbauung der ersten christlichen Kirche in Italien ähnliche, vermutlich gleichfalls in Steinen ausgelegte Feld-Labyrinthe daselbst kannte, daß dieselben in Frankreich,

* Historia naturalis L. XXXVI. 12, 19.

dem klassischen Lande der Kirchen-Labyrinthe, heute ganz unbekannt sind, und daß sich umgekehrt in England, Skandinavien und Rußland, den Ländern der noch heute fortbestehenden Feld-Labyrinthe, weder Kirchen-Labyrinthe vorfinden, noch, soviel bekannt, dort vorhanden waren. Ein Zusammenhang zwischen den Feld-, Kirchenschiff- und Glocken-Labyrinthen wird nichtsdestoweniger schwerlich zu leugnen, wahrscheinlich aber in entgegengesetzter Richtung zu suchen sein, nämlich dahin, daß die Feld-Labyrinthe als die ältesten Anlagen dieser Gattung zu betrachten sind und aus bestimmten Gründen hier und da in die Kirchen aufgenommen wurden.

In diesem Zusammenhange ist die eben angezogene Bemerkung des Plinius so wichtig, daß wir sie etwas genauer betrachten müssen. Von dem Labyrinthe auf Kreta, welches Dädalos seiner Meinung zufolge nach dem Muster des ägyptischen, am Mörissee belegenen Gebäudes dieses Namens* erbaut haben sollte, sprechend, sagt er: man möge dasselbe, ob-

* Es hieß nach Brugsch Lepi-re-hint, d. h. „die heilige Anlage der Kanalmündung," und bestand nach Herodot und Strabon, die es selbst durchwandelt haben, aus einer langen Reihe von Palästen und Höfen, mit 3000 Gemächern, durch deren gekrümmte und gekreuzte Wege man sich ohne Führer nicht zurechtfand. Über die Einzelheiten gehen die Angaben auseinander; Strabon giebt ihm so viel Hallen, als es früher Gaubezirke in Ägypten gab, nämlich 36. Indem man das Wirrsal der in diesem Bau enthaltenen Gänge und Gemächer mit denen des mythischen Gefängnisses für den Minotauros auf Kreta verglich, unterlag auch der ägyptische Bau einer phantastischen Ausschmückung bei griechischen und römischen Schriftstellern, während seit den Tagen des Herodot die kretische, wie alle ähnlichen Anlagen, den ägyptischen Namen empfingen. Ob indessen jener, der XII. Dynastie angehörige Palast ein wirkliches Labyrinth nach unsern Begriffen gewesen, und ob die Irrwege im ägyptischen Kult irgend eine Rolle gespielt, ist in keiner Weise festzustellen, da ägyptische Quellen darüber schweigen und das Gebäude völlig vom Erdboden verschwunden ist. Flinders Petrie hat bei Gelegenheit seiner Ausgrabungen auf dem benachbarten Totenfelde (1887—1888) nur noch den Grundriß des ehemaligen Mörissee-Palastes feststellen können, der bei einer Länge von 1000 Fuß eine Breite von 800 Fuß einnahm. In betreff des von Herodot betonten schwierigen Zurechtfindens hat man zwar gemeint, daß die Anlage den Zweck gehabt haben könnte, die Priester und Priesterinnen durch das Hin- und Herirren in den Gängen in Aufregung und Ekstase zu versetzen, bis sich auf einmal vor ihnen das Götterbild in leuchtender Pracht zeigte; aber das ist bloße, der Praxis der Mysterien und geheimen Gesellschaften entnommene Vermutung. Prof. von Kaufmann hat im Frühjahr 1892 ein altes Steinmodell in Kairo erworben, welches einen rechteckigen Hof mit mäandrischen Gängen darstellt, die ein rechteckiges Wasserbecken (Krokodilteich?) umgeben. Es stammt aber wahrscheinlich aus römischer Zeit und dürfte nur noch die europäischen Sagen von dem damals bereits als Steinbruch benutzten Seepalast wiederspiegeln, wenn es überhaupt eine Darstellung desselben sein sollte.

wohl es nur den hundertsten Teil so groß gewesen wie das ägyptische, nicht mit den Feldspielplätzen der Kinder verwechseln, die auf kleinem Raume einen mehrere Tausend Schritte langen Wandelgang einschlössen. Die von einigen Auslegern und Übersetzern wegen des vieldeutigen, darin vorkommenden Wortes pavimentum (d. h. Tenne, Äſtrich, Pflaster oder Platz aus festgelegten Steinen u. s. w.) für sehr dunkel gehaltene Stelle: .... non (ut in pavimentis, puerorum ludicris campestribus videmus) brevi lacinia millia passuum plura ambulationis continentem .... wird durch Vergleich mit den Trojaburgen sofort klar. Daß man diese Feld-Labyrinthe damals in Italien für alte Kinderspielplätze hielt, entspricht nur einer noch heute in Skandinavien und Rußland über dieselben herrschenden, aber durch kein wirkliches, in denselben stattfindendes Kinderspiel gestützten Mutmaßung, von der wir uns nicht irreführen lassen dürfen. Ein eigener Humor liegt darin, daß gerade das kretische Labyrinth, welches Plinius für so hoch erhaben über die italienischen Feld-Labyrinthe hielt, nach der übereinstimmenden Ansicht der meisten neueren Altertumsforscher, wie Höck, Preller u. A., niemals als wirklicher Bau existiert hat, und auf antiken Münzen, wie wir später genauer zeigen werden, täuschend der oben abgebildeten Trojaburg von Wisby gleicht. Es war offenbar selber nichts als eine Trojaburg, in welcher ein Labyrinthtanz zum Andenken an die Befreiung von Theseus und Ariadne aus dem Labyrinthe stattfand. Nehmen wir vorderhand an, daß die heidnischen Skandinavier eine ähnliche religiöse Ceremonie in ihren Trojaburgen vorgenommen hätten, so würden wir uns nicht wundern dürfen, dieselben in der Nähe alter christlicher Kirchen vorzufinden, da letztere, wie wir schon oben (S. 1) erfuhren, meist auf alten Opfer- und Dingstätten von Privatleuten und daher häufig weit entfernt von Städten und Ansiedlungen erbaut wurden. Die zerstreuten Gehöfte der Skandinavier bedingten die Anlage einsamer Kirchen und Kapellen inmitten weiterer Wohnbezirke, die nun, wie früher die Dingstätten selbst, als Fest-Vereinigungs-Plätze der getrennt Wohnenden dienten. Ihre freie, nicht wie in unseren Städten von Gebäuden und Wohnungen eingeengte Lage mußte aber die Erhaltung solcher Altertümer, wie der Trojaburgen, in ihrer Umgebung begünstigen. Auf diese Verhältnisse wird später noch von allgemeinerem Standpunkte zurückzukommen sein, und wir wenden uns nunmehr zu einem anderen Problem, das ebenfalls auf der Altertumsforscher-Versammlung von Strengnäs erörtert wurde, nämlich zu der Frage nach der Bedeutung und dem Ursprunge des rätselhaften Namen Trojaburg für diese Anlagen.

In der an Dr. Nordströms Vortrag sich knüpfenden allgemeinen

Besprechung bemerkte Pfarrer Lungström über diese und die oben berührte Ortsfrage ungefähr folgendes: „Als ein Kind und Bewohner des Vartofta-Bezirks will ich erwähnen, daß wir uns — es ist hierbei offenbar von Jugenderinnerungen die Rede — damit belustigten, solche (vorher besprochenen) Figuren zu zeichnen, welche man Troja nannte, aber weder dort, noch nachher habe ich Gelegenheit gefunden, den Ursprung dieser Bezeichnung zu erfahren. Auf die Bemerkung, daß sich solche Steinsetzungen vorzugsweise in der Nähe von Kirchen befinden, möchte ich darauf hinweisen, daß sich nordwestlich von der Vångakirche und ganz nahe bei derselben auf dem Felde eine solche Trojaburg aus Rollsteinen von Kindskopfsgröße ausgelegt befindet. Ich habe mich wiederholt nach dem Ursprunge dieser Labyrinthe erkundigt, konnte aber keine andere Auskunft erlangen, als daß dieselben sehr alt wären.“ Lektor Kumlin erinnerte bezüglich des Namens daran, daß sich das Trojaspiel der römischen Jugend in ähnlichen, zu Pferde zurückgelegten labyrinthischen Windungen bewegt habe, und die Annahme, daß es sich bei dem Namen Trojaburg um eine von gelehrten Schulen ausgegangene Übertragung des römischen Trojaspiels nach diesen fernen Regionen handeln könnte, schien noch in den bei dieser Veranlassung von Kumlin und Friedberg erwähnten Sagen eine Unterstützung zu finden, daß Königin Christine und die Pfarrerssöhne in den Trojaburgen von Kungsör und der Hornskirche herumgeritten seien. Letztere Sagen waren wahrscheinlich gelehrten Ursprungs, obwohl es den Anschein hat, als wenn unsere mittelalterlichen Turnierplätze aus ähnlichen Labyrinthen („Wurmlagen“) hervorgegangen seien; die Vermutung einer Entstehung der skandinavischen Trojaburgen aus dem römischen Trojaspiel ist aber aus mehrfachen Gründen ganz unannehmbar, einmal nämlich, weil die Römer ihr Trojaspiel mit den Feld-Labyrinthen nicht mehr in Verbindung brachten, und zweitens, weil sich die Trojaburgen, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, über ein weites Gebiet des nördlichen Rußlands bis zum Weißen Meere ausbreiten, wo sicher niemals römische Litteratur in alten Zeiten hingedrungen ist. Eine andere Frage, die wir aber in diesem Kapitel nicht zu untersuchen haben, wäre es natürlich, ob nicht das römische Trojaspiel, welches sich in ganz ähnlichen Linien bewegte, wie sie die Feld-Labyrinthe darstellen, nach denselben seinen Namen erlangt haben könnte, mit anderen Worten, ob nicht letztere Anlagen im Altertum bereits, wie noch jetzt in Skandinavien und England, Trojaburgen oder Trojalager (Castra Trojana) genannt worden seien.

Hinsichtlich des skandinavischen Namens war, merkwürdig genug, keinem Besucher der Versammlung von Strengnäs in Erinnerung geblieben, daß

sich ihr gelehrter Landsmann Olof Rudbeck, der Vorgänger Linnés auf dem botanischen Lehrstuhle von Upsala, schon vor mehr als zweihundert Jahren mit der Frage beschäftigt hatte, weshalb wohl in der schwedischen Sprache das Wort Troja eine feste Burg bezeichne. Im ersten, 1675 erschienenen Bande seines großen, an phantastischen Ideen nicht armen Werkes über die Insel Atlantis, welche er bekanntlich in Skandinavien wieder entdeckt zu haben glaubte, sagt er, um zu beweisen, daß auch die Trojaner ihren Ursprung auf Schweden zurückzuleiten hätten, zunächst, der Name des Königs Tros, „Erichs, d. h. Erichthonios' Sohn," welcher Troja gegründet haben soll, sei ein schwedisches Wort, welches den Treuen und Beständigen bedeute, und es seien damit die Ausdrücke Truin, der Treue, in den schwedischen Gesetzbüchern, und Drotte oder Drutte (der Herr) zu vergleichen. Sodann führt er ein altschwedisches Kirchenlied an, in welchem der „getreue Gott" Troo angerufen wird. Über den Namen Troja heißt es hierauf wörtlich*: „In unserer Sprache bedeutet Traeggia einen wohlverwahrten Platz, trygger sicher und vor Angriffen und Gefahren geschützt, Trojin und Trojenborg eine wohlverwahrte Burg, Troija und Harnisk trôja einen eisernen Brustharnisch." Zu dieser Rudbeckschen Worterklärung läßt sich bestätigend bemerken, daß triggus eine gotische Nebenform für tro, true (treu) war (daher die Synonymie von Traeggia und Troja) und daß tröja (dänisch tröje, altnordisch treya) eine noch heute in Schweden gebräuchliche Bezeichnung für eine Art Wams ist. Aber auch im Altdeutschen kommen die Ausdrücke troye, troie, treie, troyam sive diploydem (Chron. Holzatiae 26), selbst traye, troge und tröge als gleichbedeutend mit Wams und Brustharnisch vor, ja das Wort nimmt in allen diesen altdeutschen Formen noch eine dritte Bedeutung an, nämlich die von Tanz oder Reigen. Unser Sänger der ländlichen Tänze und Spiele, Neidhart von Reuenthal schrieb das Wort im Anfange des 13. Jahrhunderts meist in der Bedeutung von Tanz trei, dagegen treie, wenn es ein Wams bezeichnen sollte, z. B.:

Lanze eine treien treit
diu ist von barkâne,**
grüene alsô der klê.***

Aber andere Handschriften wechseln in der Schreibart zwischen troie, troye und traye, weshalb Moritz Haupt das Wort für romanisch halten wollte, obwohl er es nicht etymologisch erklären konnte, bloß weil traia

---

* Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim veri Japheti posterorum sedes ac patria. (Upsala 1675—98.) Vol. I. p. 809. ** Barchend? *** Neidhart von Reuenthal, herausg. von Moritz Haupt (Leipzig 1858), S. 36.

im ähnlichen Sinne im Ferabras vorkommt.* Wir haben es aber, wie die mannigfachen Formen und Bedeutungen, sowie das Vorkommen in fast allen älteren nordeuropäischen Sprachen beweisen, wohl sicher mit einem altgermanischen Worte zu thun, wie man denn auch heute noch in Ostfriesland ganz ähnlich wie in Schweden und Dänemark Tröje eine gestickte Jacke für Männer, die wie eine Bluse getragen wird, nennt,** und selbst in der Sprache der deutschen Seeleute hat sich die Bezeichnung Troyer für das blauwollene Matrosenhemd erhalten. Aber auch stark gepolsterte, mit Stahlschienen oder Ringen verwahrte Ritterwämser trugen denselben Namen (Ketentroie), und Neidhart spottet über einen so wohlverwahrten Helden: «sehzig klâfter îsenîn — ligent in der troien sîn.» Müllenhoff war deshalb nicht abgeneigt, den Beinamen des alten bayrischen Luitpoldus Troie, statt von einer Örtlichkeit, wie bei Hagen von Troje, dem altfranzösischen Dichter Chrestien de Troye, dem Chronikenschreiber Jean de Troje, dem Maler François de Troy, einfach von seinem Brustharnisch (Troie) abzuleiten.*** Indessen wäre eine solche Namensherleitung doch recht sonderbar, und die Personen-Namen Trojan, Trojer, Troya — man erinnert sich des italienischen Historikers Carlo Troya und des Berliner Dichters und Humoristen Joh. Trojan, eines geborenen Danzigers — sind noch heute stark verbreitet. In den deutschen Gemeinden Friauls, woselbst, wie in Krain und Kärnten, der Name Trojer häufiger vorkommt, hat man eine ähnlich geistreiche Meinung über seinen Ursprung: er solle von Leuten herstammen, die am Troge, d. h. am Dorfbrunnen, gewohnt hätten, während doch schon Stephan von Byzanz berichtete, die gesamte Bergbau treibende Bevölkerung von Norikum hätte den Namen Trojer (Troi) geführt.

Fragen wir uns nun nach der Gemeinsamkeit des Begriffes, der in dem germanischen Worte Troie als Bezeichnung für Burg, Wams und Tanz liegen könnte, so kommen wir bei der Voraussetzung einer gemeinsamen Wurzel auf die Vorstellung einer Umwallung, Umhüllung und Umkreisung, und den gleichen Sinn hatte schon Klausen als Grundbegriff der lateinischen Worte Troja (im ludus Trojae), trua und trulla (Rührkelle und Rührpfanne), ja selbst bei troia in der Bedeutung Mutterschwein (italienisch troja, französisch truie) ermittelt, indem er im letzteren Fall auf den Begriff des kreisenden, das heißt in Geburtsschmerzen sich windenden Tieres zurück-

* A. a. O. S. 139. ** Vergl. Troie bei Schiller und Lübben „Mittelniederdeutsches Wörterbuch“ Bd. IV. *** Zeitschr. für das deutsche Altertum XII. S. 356.

ging.* Da nun aber die Wurzel tro, troi, tru in der germanischen, keltischen, lateinischen und griechischen Sprache die Bedeutung des Drehens, Trudelns, Kreisens, Tanzens angenommen hat, und Troi wie Troyer auch im Altdeutschen einen Tanz bedeuten, so liegt im Hinblick auf den Grundriß und Gebrauch der Trojaburgen der Gedanke nahe, daß die englisch-skandinavischen Ausdrücke Troytown und Trojeborg mit Kreisburg oder Tanzburg, ja vielleicht mit Irrburg übersetzt werden könnten, da der Begriff des Drehens (altdeutsch drajan, gotisch thraian, keltisch troian, mittelenglisch throwen, vergl. neuenglisch throe, kreisen) leicht in den des Verdrehens, Umgarnens und Irreführens, ja des Bezauberns übergeht. Auch die Gleichsetzung von Trojeborg und Trelleborg oder Trollborg im Skandinavischen scheint auf eine ähnliche Auffassung hinzudeuten; denn unser Wort drillen bedeutet ursprünglich drehen, gedrollen rund und troll im Englischen rollen oder im Kreise herumgehen lassen, im Schwedischen wieder im übertragenen Sinne: zaubern.

Ich muß es indessen den Sprachforschern überlassen, zu entscheiden, ob nicht doch im Sinne Rudbecks die feste und zuverlässige Umwallung den Grundbegriff des im doppelten Sinn für Wams und Burg gebrauchten Wortes troje gegeben haben kann, ähnlich wie wir „Brustwehr" für Harnisch und Burgmauer anwenden. Es ist dabei zu beachten, daß Rudbeck in der angeführten Stelle nicht von den noch jetzt Trojaburgen genannten Anlagen spricht, sondern daß ihm Trojin ganz allgemein Burg bedeutet. Dazu kommt der Doppelsinn der Worte tro und triggus, treu und sicher, so daß sich die Worte Troja und Traeggia den Ausdrücken Veste und Burg (falls letzterer mit bergen zusammenhinge) vergleichen würden. Es erscheint demnach annehmbar, daß alle diese Ausdrücke (auch skandinavisch tro, englisch true, treu, altpreußisch druwis, Glaube, litauisch drûtas, stark, und ähnliche), wie in Kuhns Zeitschrift (Bd. VII) wahrscheinlich gemacht wurde, auf ein altes, noch im Sanskrit erhaltenes Wort dhruwa (von dhar halten) zurückgehen, welches fest, zuverlässig, vertrauenswürdig, überhaupt etwas Haltbares bedeutet. Da nun, wie wir sehen werden, die englischen Namen der Labyrinthburgen (Troytowns oder walls of Troy) immer wieder auf das homerische Troja bezogen werden, so wäre eine historische Untersuchung über das Alter des skandinavischen

* Klausen, Äneas und die Penaten (Hamburg und Gotha) II. S. 827 ff. Im Griechischen sind die mit tro beginnenden, sinnverwandten Worte noch viel häufiger; als Beispiele mögen trochos (Kreis, Rennbahn, Kreislauf, Rad, Ringmauer, Schlangenringel), trochmalos, die Steinumfriedigung der Felder, troullos, die Rundkuppel, Trophonios, der Meister der Rundbauten, genügen.

Wortes in seiner Anwendung auf die Stein-Labyrinthe immerhin wünschenswert, zumal wir, aus freilich ganz verschiedenen Gründen, auf die Rudbecksche Ansicht zurückkommen müssen, daß die gesamte Trojasage und demgemäß auch der Stadtname unter Umkehrung der bisherigen Auffassung wirklich von germanischen Völkern, die über Thrakien nach Kleinasien drangen und sich dort angesiedelt hatten, mitgebracht wurde, daß die Sage vom trojanischen Götterkriege aus dem nordischen Begriff und Mythus der über das gesamte nördliche Europa zerstreuten Trojaburgen herzuleiten ist, wie dies schon in „Tuiskoland" (S. 454 ff.) angedeutet wurde. Denn die Trojaburgen des Nordens zeigen sich einem Naturkult angehörig, dessen Inhalt der griechischen Trojasage außerordentlich nahe verwandt ist.

---

2. Die Babylone Rußlands.

Ganz ähnliche Stein-Labyrinthe wie über den größten Teil Skandinaviens finden wir über die nördlichen, heute von Finnen und Lappländern bewohnten Provinzen des europäischen Rußlands zerstreut, und die erste wissenschaftliche Untersuchung derselben verdanken wir dem berühmten Naturforscher Ernst von Baer, dem sie bereits auf seiner Reise nach Nowaja Semla (1837) aufgefallen waren. Als dieser für Natur- und Altertumsforschung gleich eingenommene und beanlagte Gelehrte dann im folgenden Sommer eine kleinere Forschungsreise im Finnischen Meerbusen unternahm und wegen Windstille ein Aufenthalt auf der kleinen, völlig unbewohnten Insel Wier, ungefähr acht Werst südlich von Hochland, genommen werden mußte, bemerkte er auf dem nur mit Gerölle bedeckten, aber im übrigen völlig nackten Boden der Insel die aus Rollsteinen gebildete Figur eines Labyrinthes oder vielmehr eines nur wenig verwickelten Spiralganges. Dieselbe war keineswegs besonders auffällig und wäre leicht zu übersehen gewesen, weil sich der Boden dieses kleinen Eilandes ganz und gar mit ähnlichen Rollsteinen bedeckt zeigte, wie die, aus denen die Figur zusammengesetzt war, durchweg so rund, als wären sie auf einer Drehbank zurechtgedrechselt. Sie liegen ohne alles Bindewerk wie die Kugeln eines Artillerieparks übereinander, namentlich an der Nordküste, wo ihre Lager drei deutliche Terrassen bilden. Die meisten sind jedoch mehr eiförmig, und nach Süden hat sich ein dünner Rasen über sie gebreitet.

Die hier wiedergegebene Steinsetzung (Fig. 2), deren äußerster Kreis nur etwa sechs Ellen Durchmesser besaß und die aus kugelrunden Steinen von fünf bis acht, höchstens von zehn Zoll Dicke zusammengesetzt war, machte infolgedessen in keiner Weise einen großartigen oder auch nur auffälligen Eindruck, und Baer würde sie gewiß, wenn die Insel bewohnt ge-

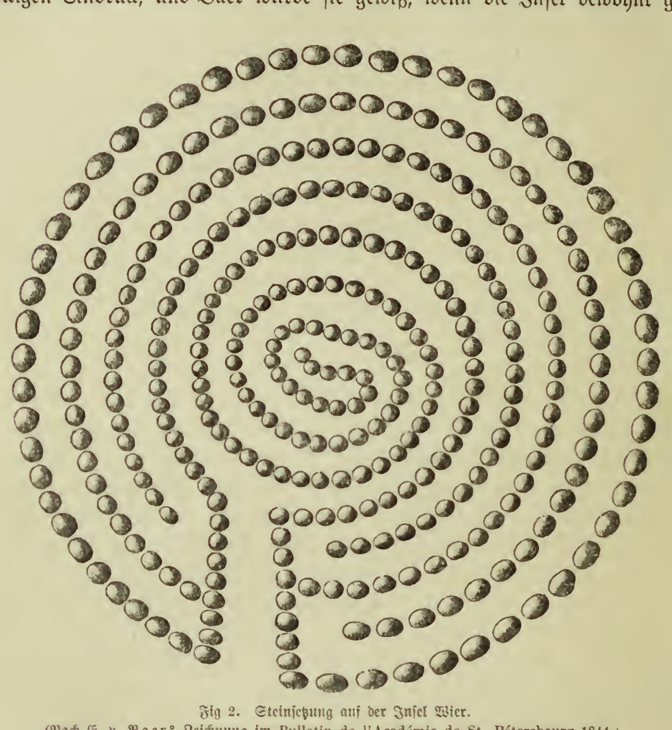


Fig 2. Steinsetzung auf der Insel Wier.
(Nach C. v. Baers Zeichnung im Bulletin de l'Académie de St. Pétersbourg 1844.)

wesen wäre und nicht auch andere Umstände dagegen gesprochen hätten, für das Werk von Kindern gehalten haben, welche in Rußland eine „angeerbte“ Neigung zeigen, derartige Labyrinthe zu zeichnen oder in Erdwerken nachzuahmen, vielleicht auch von Schiffern, die gleich ihm zu einem unfreiwilligen Aufenthalt daselbst gezwungen, sich mit dieser Spielerei die Zeit vertrieben hätten. Er würde ihr daher gar keine weitere Aufmerksamkeit gewidmet haben, wenn er sich nicht erinnert hätte, bei seiner früheren Reise durch Russisch-Lappland drei ähnliche Labyrinthe, aus teil-

weise viel größeren Steinen und in weiteren Maßen ausgeführt, angetroffen zu haben und wenn ihm nicht auf dieser wüsten Insel noch andere Spuren der Menschenhand ins Auge gefallen wären, deren mühevolle Ausführung offenbar eine bei weitem größere Ausdauer als die des Labyrinthes erfordert haben mußte. Es waren dies kegelförmige Steinhaufen, die in ziemlicher Anzahl in zwei einander einschließenden Bogenlinien standen und sich zum Teil mannshoch erhoben, so hoch also, wie man ohne Gerüst — wozu hier das Material fehlen würde — überhaupt die Steine aufschichten konnte. Diese Kegel wenigstens waren sicher nicht von Kindern aufgebaut.

Von den früher durch Baer in Lappland beobachteten Labyrinthen war eins bei der kleinen unbewohnten Bucht Wilowata belegen und nicht größer als dasjenige der Insel Wier, aus kleinen scharfkantigen Felstrümmern auf dem nackten Felsboden ausgeführt. Auch an dieser Stelle war er wegen Windstille ans Land gestiegen, und es fiel ihm auf, daß man dem kleinen Kunstwerke völlige Schonung bezeugte; denn obwohl damals gleichzeitig noch elf andere russische Schiffe in die Bucht eingelaufen waren, um hier besseren Wind abzuwarten, und jung und alt auf dem Felsboden umherspazierte, fiel es doch niemandem ein, die Anordnung zu zerstören. In viel größerem Maßstabe ausgeführt, zeigten sich zwei andere Labyrinthe, welche Baer in der Nähe des Dorfes Ponoi an dem gleichnamigen Flusse und ungefähr zwölf Werst von dessen Mündung entfernt auf einer Bank des Flußthals auffand; denn ihr Durchmesser betrug zwölf bis fünfzehn Ellen. Auch waren die auf dem begrasten Boden niedergelegten Bausteine besonders bei einem dieser Labyrinthe von bedeutender Schwere, und es drängte sich die Ueberzeugung auf, daß dieser Bau „nicht ohne Vereinigung von vielen kräftigen Männern und mit einiger Ausdauer ausgeführt werden konnte." Diese Labyrinthe trugen auch die Spuren höheren Alters; denn die schweren Blöcke waren tief in den Boden eingesunken, und alt mußte auch das oben abgebildete so leicht zu zerstörende Labyrinth der Insel Wier sein, da die Steine mit Flechten überzogen waren, die hier und da unmittelbar von dem Bau auf das Geröll des Untergrundes übergingen.

Sonach mußte sich die Vermutung eines höheren Alters und einer historischen Bedeutung dieser Anlagen aufdrängen; aber alles, was Baer von dem Priester des Dorfes Ponoi herausbringen konnte, war, daß diese Labyrinthe aus sehr alten Zeiten stammten; denn kein Mensch wisse mehr, wer sie angelegt habe und zu welchem Zwecke dies geschehen sei. Ein Bürger von Kem teilte ihm später mit, daß man solche Anlagen in Ruß-

land Babylone nenne; aber das war zunächst alles, was er in Erfahrung bringen konnte, bis er einige Jahre darauf bei einer ganz verschiedenen Gelegenheit eine Bestätigung seiner Vermutungen über das höhere Alter dieser Steinsetzungen fand und nun der Petersburger Akademie am 14. Januar 1842 einen vorläufigen Bericht* über diese Labyrinthe vorlegen konnte, aus welchem unsere Angaben und die Abbildung entnommen sind. Als er sich nämlich mit den langwierigen Verhandlungen bekannt zu machen Veranlassung fand, die im 16. und 17. Jahrhundert zwischen dem russischen und dem dänisch-norwegischen Reiche über die beiderseitigen Ansprüche auf den Besitz von Lappland gepflogen worden waren, fand er bei Karamsin, dem berühmtesten Geschichtsforscher Rußlands, der noch viele Dokumente aus jenen Zeiten einsehen konnte, einen Bericht über die angebliche Erbauung eines solchen Babylon, aus welchem folgendes mitgeteilt werden mag.

„Als im Jahre 1592 russische Bevollmächtigte zur Feststellung der Grenzen nach Kola kamen und die norwegischen Abgesandten daselbst nicht vorfanden, erkundigten sie sich bei den Eingeborenen nach den Überlieferungen der Vorzeit und erhielten angeblich die nachstehenden Aufklärungen, die für Rußlands Ansprüche zeugen sollten. Unter den Karelen lebte einst ein berühmter Herrscher Namens Walit oder Warent als Vasall von Groß-Nowgorod, ein Mann von ungemeiner Stärke und Tapferkeit, welcher Lappland mit Krieg überzog, um das Murmannsche Land (d. h. die Normannenküste) für sich zu gewinnen. Die Lappen suchten Hilfe bei den Norwegern; allein der Walit schlug auch die Norweger am Pogost, d. h. am Ufer des Waranger Fjord, woselbst er den Jahrhunderten zum Gedächtnis einen gewaltigen, über einen Faden (d. h. 6—7 Fuß) hohen Stein hinsetzte, um den er eine zwölffache Mauer zog und sie Babylon nannte. Dieser letztere Stein heißt auch noch heutigen Tages der Walitstein. Ein ebensolches Steinwerk fand sich an der Stelle des späteren Ostrogs Kola. Man kennt außerdem in Lappland eine Walits-Bucht und Walits-Burg mitten auf einer Insel oder einem Felsen, auf welchem der tapfere karelische Krieger auszuruhen pflegte. Die besiegten Norweger traten dem glücklichen Walit, der mit seinem christlichen Namen Wassili hieß und in Kexholm begraben wurde, Lappland bis zum Flusse Inger ab, und von dieser Zeit an zahlten die Lappländer Tribut an Nowgorod."

Die Norweger beriefen sich diesem mythischen russischen Eroberer gegenüber auf Saxo Grammaticus und Münsters Kosmographie. „Die von beiden Seiten beigebrachten Beweise waren nicht sehr überzeugend," meint Karamsin und giebt zu verstehen, daß man hier Märchen gegen Märchen ausgetauscht habe. Baer überzeugte sich indessen, daß auch eine alte Beschreibung des russischen Reiches auf dem zwischen Rußland und

* Abgedruckt im Bulletin historico-philologique Vol. I. St. Petersburg 1844 p. 70—79.

Norwegen streitigen Streifen eine Walitowa Gorodischtsche nennt, von der man freilich — da gorod oder horod in den slavischen Idiomen ursprünglich nur einen umfriedigten Platz, dann Garten, Burgwall und selbst Burg bezeichnet — nicht sicher sagen kann, ob sie eine Ruine, ein Stein-Denkmal oder nur einen Wall bezeichnet, die aber doch den Walit auf der Erde festhält, und dasselbe thut die Walitowa-Guba am Eingange des Waranger Fjords. Wenn ihn nun der alte Bericht Walit oder Warent nennt, so bedeutet der erstere Name, meint Baer, wohl nur im Finnischen einen Fürsten, während der zweite einen Waräger oder Waringer, d. h. einen Normannen andeutet; denn nach diesen ist, wie man annehmen darf, nicht nur der Waranger Fjord, sondern die ganze Murmansche Küste bis zum Weißen Meere benannt.

Die Untersuchung hat für uns insofern Interesse, als der jetzt in Rußland für die Trojaburgen gebräuchliche Name Babylon dadurch mittelst eines historischen Dokumentes bis zum Jahre 1592 zurückverfolgt werden kann. Baer glaubte nun auch den Namen dieses Walits ermitteln zu können und ging dabei von dem Namen des kleinen Vorgebirges aus, auf welchem das Babylon mit seiner „zwölffachen Mauer," d. h. (wie Baer hinzusetzt) mit den zwölf Steinkreisen, welche den mittleren Gedenkstein umgaben und die wohl schon bei ihrer Entstehung keine geschlossenen Kreise, sondern die Spirallinien eines Labyrinths gebildet haben dürften, steht. Dieses Vorgebirge heißt «Mortens Naes» (d. h. Martins Nase), und sein Name erinnerte Baer an den Lappenkönig Martin, der nach Torfaeus' „Norwegischer Geschichte" im Jahre 1313 zu Drontheim erschien, den König Hakon VII. seiner Treue versicherte und den lange ausgebliebenen Tribut mit dem Versprechen, ihn auch künftig zu zahlen, überbrachte. Allein drei Jahre später fielen die Russen von neuem in Helgeland ein, der versprochene Tribut blieb aus, und die Norweger sandten gegen die eindringenden Karelen den Feldherrn Augmund Jungedanz mit großer Heeresmacht, der aber unverrichteter Sache zurückkehrte und auf dessen Besiegung sich möglicherweise die Sage von der Errichtung des Babylons mit den zwölf Mauern bezieht, welche dadurch in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaufgerückt werden würde, als die Karelen noch vielfach Heiden waren. In der That forderte 1346 der heilige Stuhl, den Klagen Norwegens nachgebend, zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die heidnischen Karelen und die nicht rechtgläubigen Russen auf, der im Jahre 1348 für Norwegen unglücklich endigte, sofern die Nowgoroder beim Friedensschlusse nicht nur in den unbestrittenen Besitz der Newa kamen, sondern auch ihre Herrschaft in Lappland befestigten.

Wenn sich dies nun alles so verhielte und wirklich der später den Russen verbündete Lappenhäuptling Morten jener Walit gewesen wäre, dem man die Errichtung des Babylons am Waranger Fjord zuschrieb — und es darf zur Bekräftigung dieser Meinung angeführt werden, daß Baer zu diesem Schlusse gelangt war, ohne zu wissen, daß der finnische Sprach- und Geschichtsforscher Sjögren schon vorher dieselbe Vermutung ausgesprochen hatte —, so dürfen wir darin doch weiter nichts sehen als eine Sage, welche bekräftigen würde, daß jene Trojaburg bereits vor bald 600 Jahren jenen Platz einnahm. Das schon in Keilhaus' Reise nach Finnmarken (1827 bis 1828) und neuerdings (1871) von J. A. Fries beschriebene Babylon enthält einen hohen Bautastein, von zwölf Steinkreisen, deren äußerster ca. zwölf Ellen Durchmesser besitzt, umgeben. Da Baer seiner Zeit nur Beispiele solcher Steinsetzungen aus finnischen, lappländischen und esthländischen Gebieten, nicht aber solche aus Skandinavien und anderen Ländern kannte, so ist es natürlich, daß er geneigt war, ihnen einen finno-ugrischen Ursprung zuzugestehen.

In neuerer Zeit hatte sich zunächst der finnländische Altertumsforscher Dr. J. R. Aspelin in Helsingfors mit der Untersuchung der in seiner Heimat noch in ansehnlicher Zahl vorhandenen Labyrinthe beschäftigt. Ich gebe im Nachstehenden den Auszug eines brieflichen Berichtes, den er über die Ergebnisse seiner Untersuchungen am 10. November 1877 an Professor Virchow als Vorsitzenden der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte" richtete, und welcher in der Zeitschrift dieser Gesellschaft zum Abdrucke kam,* wobei ich jedoch die uns schon bekannten allgemeinen Angaben weglasse. Er beginnt mit der Feststellung, daß solche labyrinthische Steinsetzungen von 6, 10, 12, 15 und 19 bis 20 Ellen Durchmesser an den westlichen und südlichen Küsten Finnlands häufig vorkommen und daß man nach ihrer weiten Verbreitung, sorgsamen Ausführung und dem tiefen Einsinken der mit Moos und Flechten bewachsenen Steine an manchen Orten allen Grund habe, sie als Überreste älterer Zeiten zu betrachten, über deren Zweck und Herkommen aber jetzt alle Kenntnis mangele. Den Angaben der Fischer, welche sie in einigen Gegenden als Leistungen der Kinder bezeichnen, mißt er ebensowenig wie

* Zeitschrift für Ethnologie. Bd. IX. 1877. 2. Abteilung (Verhandlungsberichte) S. 439—442. — Die Original-Abhandlung Aspelins in Finska Fornminnens föreningens Tidskrift, Helsingfors 1877, war mir leider nicht zugänglich. In Aspelins größerem Abbildungswerke über die finnischen Altertümer (Antiquités du Nord Finno-Ougrien avec traduction française par G. Biaudet. Helsingfors 1877—1884) war ein Eingehen auf diese Reste der Vorzeit wahrscheinlich der angekündigten sechsten, aber nicht mehr erschienenen Abteilung vorbehalten worden.

Baer irgend welchen Glauben bei. Über die Verbreitung derselben und die ihnen im Volksmunde beigelegten Namen macht er folgende Angaben:

„In den Kirchspielen Kemi und Iio, unweit von Torneo, werden die Steinsetzungen Jatulintarha (Riesenhage) genannt, von Iio bis Alt-Karleby Pietar-inleikki (St. Petersspiel). Die schwedischen Bauern zwischen Alt-Karleby und Christianstadt nennen sie Jungfrudans (Jungferntanz). Zwischen Christianstadt und Abo werden sie Nunnantarha (Nonnenhage) genannt, in dem schwedischen Archipel von Abo und am Aland Trojenborg und Rundborg, in der schwedischen Gegend von Helsingfors wieder Jungfrudans und außerdem Zerstörung Jerusalems, Stadt Ninive, Jericho u. s. w. Mehr östlich bis in die Gegend von Wiborg findet man die Benennungen Jätinkatu (Riesenstraße), Kivitarha (Steinhage) und Lissabon . . . Ein junger russischer Forscher, Herr Kelsieff aus Moskau, der diesen Sommer (1877) das russische Lappland bereiste, fand drei Labyrinthe auf einer Insel, unweit von dem Kloster Solovetsk im Weißen Meer und zwei oder drei an dem nördlichen (Murmannischen) Gestade der Halbinsel."

Dr. Aspelin hatte seinem Bericht einige Zeichnungen solcher finnischen Labyrinthe beigefügt, welche wir hier wiedergeben, und von denen zwei von einer Insel stammen, die unweit der Stadt Borgo (wohl Borgå

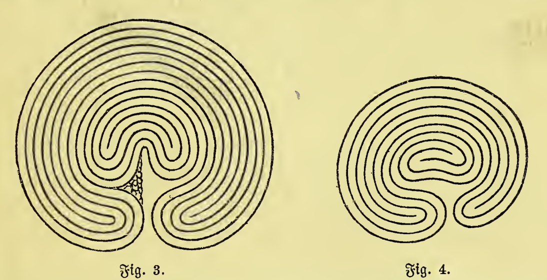


Fig. 3. Fig. 4.

Labyrinthe einer Insel bei Borgo. (Nach „Zeitschrift für Ethnologie," Jahrg. 1877.)

am finnischen Meerbusen?) belegen sind. Man sieht, daß sie, wie die skandinavischen, meist ziemlich einfach gezeichnet sind und meist die Wahl zwischen zwei Wegen lassen, von denen der eine schnell, der andere aber nur auf langen Umwegen zum Mittelhofe führt, wenn er nicht statt dessen in Sackgassen endigt oder einfach wieder hinausgeleitet. Bei dem einen (Fig. 3) scheint der falsche Weg zugebaut zu sein. Über die in der Bevölkerung umlaufenden Meinungen über den Zweck dieser Anlagen erstattet Aspelin den folgenden Bericht:

„Bei den Bauern ist die Meinung gewöhnlich, daß diese Labyrinthe Spielplätze gewesen sind. Eine Jungfrau hat in der Mitte Platz genommen, und die jungen Männer haben, die Gänge herumlaufend, sie erreichen wollen. Es ist dabei zu bemerken, daß einige Labyrinthe mit einem, andere mit zwei Zielpunkten versehen sind, daß aber noch andere keinen Zielpunkt haben, so daß man herauskommt, nachdem man alle Gänge durchwandert hat. Da sie nur in den Schären und am Gestade, höchst selten bei bewohnten Orten vorkommen, so ist zu vermuten, daß sie in irgend einem Zusammenhang mit der Seefahrt stehen. Der Eingang ist wenigstens bei einer, die ich gesehen, nach Norden gerichtet."

Wir haben schon gefunden, daß diese Ortsangabe für die skandinavischen Trojenborgen nicht zutrifft. Zwar liegen auch dort die meisten am Strande und auf Inseln, aber doch auch viele weit von der See entfernt, mitten im Lande. Es ist inzwischen nicht ausgeschlossen, daß sie mit einem Schifferkult in Verbindung standen, und wir werden später einige dafür sprechende Anzeichen beizubringen haben; auch könnte das vorwiegende Vorkommen an russischen Ufern für ein Anzeichen der Einführung durch auswärtige Seeleute, etwa der Normannen, in Anspruch genommen werden. Wenn aber Dr. Aspelin recht hat, die Babylone als Überreste der Bronzezeit anzusehen — und wir sind aus anderen Gründen zu demselben Schlusse gekommen —, so würde sich die Bevorzugung der Ufer schon aus den Lebensverhältnissen erklären; denn damals war der Ackerbau in diesen nordischen Gegenden sicher noch geringer als heute; die Bewohner lebten meist von Fischerei und Schifferei und saßen an den Küsten. Zur Begründung seiner Mutmaßung einer Herstammung aus der Bronzezeit sagt Dr. Aspelin folgendes:

„Die Benennungen Riesenhag, Riesenstraße, Nonnenhag beweisen, daß die Labyrinthe wenigstens in der katholischen Zeit bei uns bekannt waren. Ich vermute jedoch, daß sie viel älter sind. Für die wissenschaftliche Forschung kann und darf keine entwickelte Form als zufällig betrachtet werden. Wenn wir das archäologische Material für ältere Zeiten überblicken, um den Ursprung der hübschen, teils aus reinen Spiraïen, teils aus sich windenden, aber einander entweichenden Linien gebildeten Form, die solche Steinsetzungen charakterisiert, zu finden, so werden wir unwillkürlich hingewiesen auf den edlen Geschmack des nordeuropäischen Bronzealters. Unter den Zieraten, welche diese Kultur charakterisieren, finden wir zwar keine entwickelten Labyrinthformen; wir finden aber nicht nur die Spiralen, die mit den Labyrinthplänen eine große Verwandtschaft haben, sondern auch eine Zusammenstellung von Linien, die einigen unserer Labyrinthe so nahe steht, daß es uns schwer scheint, die Verwandtschaft zu leugnen. Eine solche verwandte Figur von einer „brillenförmigen" Fibel hat Montelius publiziert in seinen Antiquités Suédoises Fig. 224 (vergl. Fig. 5, S. 21). Auf diese Beobachtungen gründe ich die Meinung, daß die Labyrinthe höchst wahrscheinlich in der späteren Hälfte des Bronzealters ihren Ursprung hatten. Sollte diese meine Meinung sich bestätigen, so hätten wir in diesen Steinsetzungen reiche Beiträge zur Kenntnis der Verbreitung des Bronze-

alters in Finnland und den angrenzenden Ländern, wo wir bisher nur auf zufällige Funde von Gegenständen angewiesen waren. Die zwölf bisher (1877) bekannten Gegenstände aus dem Bronzealter sind an den Küsten zwischen Wasa und Wiborg gesammelt. Daß diese Kultur auch das Weiße Meer erreichen konnte, beweist ein Fund am Kamafluß. Dort, unweit von der Mündung der Obva, wurde eine bronzene Lanzenspitze von skandinavischer Form gefunden, nebst einem mit Tierköpfen verzierten eisernen Dolch von einer Form, die dem altai-uralischen Bronzealter eigen ist. Dieser Fund scheint mir der erste und älteste Beweis zu sein, daß eine Verbindung zwischen Skandinaviern und Permiern schon in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt stattgefunden hat, als die Bronzezeit in Skandinavien noch nicht aufgehört hatte, das Eisen aber bei Kama unlängst bekannt geworden war."



Fig. 5. Brillenförmige Fibel. (Nach „Zeitschr. für Ethnologie" 1877.)

Zu ähnlichen Schlüssen wie Dr. Aspelin bezüglich des Alters der russischen Babylone kam ein anderer Beobachter, Herr Jelissejew, der bei einer Forschungsreise durch die nördlichen Provinzen Rußlands (1883) den Babylonen seine besondere Aufmerksamkeit widmete und darüber in den „Nachrichten der Russischen Geographischen Gesellschaft" berichtete. Da diese Nachrichten in russischer Sprache erscheinen, so blieb meine Kenntnisnahme des Inhalts leider auf einen Auszug aus diesem Bericht beschränkt, welcher in der „Vossischen Zeitung"* erschien und hoffentlich das Wesentliche getreu wiedergegeben haben wird.** Hiernach überzeugte sich Jelissejew von der Thatsache, daß die Babylone an den Küsten des Eismeeres und des Weißen Meeres viel zahlreicher seien als in Finnland, woselbst Aspelin an den Küsten des Finnischen und Bottnischen Meerbusens nur Nachrichten über einige Dutzend zu sammeln vermochte. Die Murmannenküste sowie die Ufer und Inseln des Weißen Meeres seien reich daran, und zu den am bequemsten zu besuchenden Orten, um Babylone zu sehen, rechnet Jelissejew die Saïzkije-Inseln in der Onega-Bucht des Weißen Meeres. Die auf diesen Inseln wohnenden Mönche wollen

---

* Vom 3. Januar 1884. ** Über die einem regen internationalen wissenschaftlichen Verkehr so hinderliche Nationaleitelkeit, welche die Forscher der östlichen Staaten (Rußlands, Finnlands, Schwedens, Ungarns, Bulgariens, Serbiens, Böhmens u. s. w.) zwingt, ihre wissenschaftlichen Arbeiten in der Landessprache zu veröffentlichen und damit ihren westlichen Kollegen diese Arbeiten zu verschließen, ist so oft geklagt worden, daß ich zur Erläuterung nur auf die Notwendigkeit hinweisen will, schwedisch, finnisch und russisch zu lernen, um die Originalarbeiten über die östlichen Trojaburgen selbst einzusehen. Früher war man in diesem Punkte vernünftiger.

die Errichtung der Steinanlagen den Begleitern Peters des Großen zuschreiben, wozu wohl der oben erwähnte finnische Name Pietar-inleikki (St. Petersspiel) Anlaß gegeben haben mag, der aber eher auf den nordischen Gott Thor führen würde, an dessen Stelle bei der Verchristlichung nordischer Gebräuche und Sagen meist St. Peter trat, so daß wir schließen dürfen, daß ursprünglich ein „Thorspiel" zu Grunde lag. Die Umwohnenden wieder schreiben die Herstellung den in diesem niemals zufrierenden Meere wohnenden Mönchen zu, die aber nichts davon wissen. Die Lappländer sähen sie entweder als ihren Göttern geweihete Stätten, welche zur Aufnahme von Götzen dienten, oder auch als Werke der guten oder bösen Geister an. Jedenfalls gehörten sie bei ihnen in die Klasse der heiligen Stätten (Piassum), an denen Lappland auch sonst so reich ist. Auch von den Samojeden und anderen Völkerschaften würden die Babylone als heilige Bezirke verehrt. Gleichwohl würden sie an der Murmanskischen Küste von lappländischen Fischern, die ihre Steine zu Herdbauten verwendeten, öfters zerstört. Wie Jelissejew erfuhr, sollen sie auch an der Mesenschen Küste (am Golf von Mesen) vorkommen; ihre östliche Verbreitungsgrenze konnte er nicht bestimmen und erwähnte nur, daß aus Sibirien vorläufig noch keine Babylone erwähnt seien.

Von größerem Werte würden einige Angaben Jelissejews über den Bau selbst sein, wenn sie in der Originalabhandlung klarer als im Auszug wären. Es heißt daselbst, daß die nordischen Babylone meist nur einen Durchmesser von wenigen Sashenen (ein Sashen = zwei Meter) aufwiesen, und daß der kleine Vorhof, den man auch bei den finnischen und schwedischen Bauten meistens ausgeprägt findet, stets nach Süden gerichtet sei. Zuweilen ist dieser Hof ebenfalls erst nach Zurücklegung verwickelter Wege zu erreichen, aber „vom Hofe führt manchmal ein direkter Weg nach dem Centrum des ganzen Baues, in welchem eine aus Steinplatten errichtete Bank oder ein Grab sich befindet, welches in den meisten Fällen verfallen ist. Es scheint weder die Centralstätte, noch der ganze Babylon irgend welche Gegenstände beherbergt zu haben, wenigstens gelang es Herrn Jelissejew nicht, irgend welche Objekte aufzufinden." Die letzten beiden Sätze lassen sich schwer miteinander in Einklang bringen; denn man müßte doch fragen, wie kam der Beobachter dazu, den Mittelbau für ein Grab zu halten, wenn er niemals irgend welche Gegenstände in demselben gefunden hat? Da in keiner finnischen oder skandinavischen Trojaburg jemals Spuren eines Begräbnisses entdeckt worden sind, so lassen wir diese Angabe billig auf sich beruhen und vermuten, daß es sich hierbei um Verwechselung mit Dolmen handelte, umgeben von Kreisen größerer Steine,

sogenannter Cromlechs, die mitunter in doppelter und dreifacher Umfassung vorkommen. Obwohl Jelissejew hervorhebt, daß die Steine der Babylone meist nur 0,25 Meter Durchmesser hätten, stellte er sie anscheinend doch mit Dolmen und Cromlechs in dieselbe Altertümerklasse der Megalithen-Denkmale.

Er scheint sogar geneigt, sie noch für älter als die Bronzezeit zu halten; denn er meint, daß „die Muster der Babylone sich in viel späteren Perioden der Kultur als Verzierungen auf den Bronzen der finnisch-uralischen Stämme wiederfinden“ und daß die „auf ein verhältnismäßig enges (?) Gebiet beschränkten Babylone einer bestimmten Völkergruppe anzugehören scheinen und vielleicht mit der Zeit, in Verbindung mit den Mustern auf den Bronzen der Ural-Altaïer, dazu beitragen würden, uns einen Begriff von dem geistigen Leben dieser Völker zu geben.“ In der vielfach gewundenen Kurve erblickt Herr Jelissejew „eine Symbolisierung des Unendlichen, der Welt, und findet darin eine Analogie mit dem Zeichen des bösen Princips bei den Zendvölkern — der Schlange, welche als die Welt umzingelnd zur Darstellung gelangte.“

Es wäre verlorene Mühe, diese Ansichten zu kritisieren, weil wir nicht wissen, wie viel davon der Phantasie des ungenannten Berichterstatters angehört; nur über den Glauben, daß diese Denkmale auf verhältnismäßig engen Bezirk begrenzt seien und daß man sie wegen ihrer größten Häufigkeit in Lappland dem ural-altaïschen Völkerstamme zuschreiben müsse, wollen wir sogleich einige Bemerkungen hinzufügen. Wir wissen bereits, daß der Bezirk der Trojaburgen kein enger, sondern vielmehr ein sehr weiter ist, und daß, wenn wir auch die skandinavischen Trojaburgen von in uralten Zeiten dort eingewanderten Finnen und Lappen herleiten könnten, dies doch bei den englischen Trojaburgen und denen, deren Spuren wir über ganz Europa bis an die Küsten des Mittelmeeres und die griechischen Inseln zerstreut finden, sehr schwierig sein würde. Aus dieser Verbreitungsweise würde sich viel eher der umgekehrte Schluß rechtfertigen lassen, daß die russischen Babylone den Normannen und Waringern zuzuschreiben seien, welche die in Rede stehenden Küsten seit alten Zeiten so viel befahren haben.

Um nun aber die Thatsache zu erklären, daß sie sich in jenen nördlichen russischen Provinzen in größter Zahl vorfinden, habe ich schon vor längerer Zeit einen anderen Gedankengang eingeschlagen und darüber auch in der „Vossischen Zeitung“ * Nachricht gegeben. Ich fragte mich, ob diese Häufigkeit in Nordrußland nicht einfach eine Folge örtlicher, für die Er-

* Sonntagsbeilage Nr. 31 (August 1891).

haltung günstiger Umstände sein könne? Es handelt sich hier um Länder, die nur einen sehr geringen Ackerbau besitzen und deren Boden-Oberfläche nur sehr wenig durch die Thätigkeit der Regenwürmer verändert wird. In allen stärker bebauten und vom Ackerbau beanspruchten Ländern mußten solche Anlagen, sobald sie in den Augen der Bewohner ihre Bedeutung verloren hatten und nicht mehr erneuert wurden, mehr oder weniger schnell verschwinden. Auf losem Sandboden oder Dünenküsten wurden sie vom Sande überweht, auf begrastem Boden sanken sie durch die Thätigkeit der Regenwürmer binnen weniger Jahre unter den Rasen. Aus den Untersuchungen Darwins wissen wir, daß in England alle kleineren Gegenstände der Oberfläche gleichmäßig immer tiefer sinken, indem sie von den Exkrementen der Würmer, die aus größeren Tiefen heraufgebracht werden, allmählich eingehüllt und bedeckt werden. Steine, Kohlenstücke, Knochen, Mergelbruchstücke u. s. w. sinken in gleichmäßiger, horizontaler Schicht immer tiefer, bis sie die größte Tiefe (etwa 3 bis 6 Fuß) erreicht haben, aus welcher die Würmer Erde heraufschaffen. Ganze Mosaik-Fußböden römischer Villen sind in England durch die zwischen ihren Fugen arbeitenden Würmer versenkt worden, und was die Schnelligkeit anbetrifft, mit der diese Arbeit besorgt wird, so giebt Darwin ein Beispiel, in welchem Gräben durch ein Weideland gezogen wurden, dessen Oberfläche vor 28 Jahren mit Mergel bedeckt worden war. Die Mergellage bildete nunmehr mit ihren Steinbruchstücken eine horizontale, weithin verfolgbare Schicht in 12 bis 14 Zoll Tiefe.* Nur Bauwerke, deren Fundamente mehrere Fuß unter den Boden hinabreichen, widerstehen dieser Versenkung, nicht aber Steine, selbst wenn sie ein bedeutendes Gewicht besitzen. So sind die mächtigen Blöcke, welche den großen „Druidentempel" von Stonehenge bilden, obwohl sie auf der Kuppe einer Hochebene stehen, wo der atmosphärische Staub sich wenig sammelt, bereits tief eingesunken, und ebenso die umgestürzten Blöcke, welche wahrscheinlich durch dieselbe unterminierende Thätigkeit ins Wanken gebracht wurden. Es ist demnach klar, daß Trojaburgen, die aus faust- bis kopfgroßen Steinen aufgebaut wurden, in wärmeren und feuchteren Ländern sehr schnell von der Erdoberfläche verschwinden mußten, und wenn sie auch im Versinken ihre künstliche Anordnung völlig beibehielten, wird nicht leicht jemand, der an ihrem Platze eine Ausschachtung vornimmt, etwas davon erkennen. Nur auf Felsgrund, oder auf dichtem, sandigem, mit Flechten bedeckten, von

---

* Vergl. Darwin, die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer (Stuttgart 1882) S. 77.

Regenwürmern freiem und vor Versandung geschütztem Boden haben sie Aussicht, sich unberechenbar lange an der Oberfläche zu erhalten, und das dürften eben Bedingungen sein, die wir, vereint mit Ackerbaumangel, an den in Rede stehenden russischen Küsten in hervorragendem Maße antreffen.

Noch auf einen anderen Umstand haben wir einzugehen, bevor wir dieses Kapitel über die russischen Babylone schließen, nämlich auf ihren Namen, der vielfach in Wawylon verändert erscheint. Jelissejew fügte zur Erklärung bei, daß man in Rußland alle verwickelten Muster Babylone oder Wawylone nennt; aber es ist wohl anzunehmen, daß diese Bezeichnungen erst von den Stein-Babylonen herzuleiten sind, nicht aber umgekehrt. Ein Sprachforscher könnte über das Alter dieser Bezeichnungsweise vielleicht Auskunft geben, wobei freilich auch der Begriff der babylonischen Turmbau-Verwirrung in Betracht zu ziehen wäre. Als auf einen Parallelfall möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ich in einer schwedischen Abhandlung von Dr. Hofberg* über die Tröja und Bordatröja genannten Wämser gelesen zu haben glaube, sie würden durch Besatz mit Troja, d. h. verschlungenen Mustern, verziert.

Als ich den in dem Aspelinschen Berichte nicht erwähnten und also wohl in Finnland ungebräuchlichen Namen Babylon, der in Lappland ganz allgemein verbreitet scheint, zuerst las, glaubte ich, denselben einem Mißverständnis oder einer Verwechselung zuschreiben zu müssen; denn in Finnland giebt man den Trojaburgen, wie wir oben (S. 19) sahen, mit Vorliebe die Namen von Städten, die durch eine große Zerstörung berühmt geworden sind: Troja, Ninive, Jericho, Lissabon, ja geradezu „Zerstörung Jerusalems." Es schien mir daher, daß die Untergangs-Idee das Leitmotiv dafür wäre, und daß die zum Christentum bekehrten finnischen und russischen Bauern, welche von Troja nichts weiter wußten, als daß es eine zerstörte Stadt des Altertums war, den schwedischen Namen Trojenborg, der ja in Finnland eingedrungen ist, durch den einer gleichfalls durch eine Zerstörung berühmten biblischen Stadt (Jerusalem, Ninive, Babylon) oder des durch sein Erdbeben bekannt gewordenen Lissabon ersetzt hätten. Aber bei weiterer Nachforschung habe ich mich überzeugen müssen, daß der Name Babylon für verschlungene Wege doch tiefer in der russischen Sprache wurzelt, und ich werde daher in einem späteren Kapitel eine andere Vermutung über den Ursprung dieses Namens begründen. So erwähnt E. von Baer beispielsweise in seiner oben (S. 16) citierten Ab-

---

* Diese Abhandlung befindet sich in demselben Bande der schwedischen Altertums-Gesellschaft-Schriften wie die Nordströmsche. (S. 5.)

handlung, daß man im südlichen Rußland ausgedehnte Eiskeller Wawylony zu nennen pflege, wobei die Berührung doch wieder in den verschlungenen Höhlengängen alter Steinbrüche und Bergwerke zu liegen scheint, welche (wie zu Niedermendig in der Eifel) nachher zu Eiskellern benutzt wurden. Der Akademiker Brandt hatte ihm übrigens von einem gegrabenen Babylon auf der Insel Petrowsky Mitteilung gemacht, d. h. einem solchen, dessen Gänge mit dem Spaten hergestellt waren.

3. Wunderberge in der Mark Brandenburg.

Schon bei der ersten Bekanntgabe der Aspelinschen Forschungen über die finnischen Stein-Labyrinthe in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 17. November 1877* erinnerte Virchow daran, daß in der Mark Brandenburg früher ähnliche Altertümer vorhanden gewesen sind, von denen Joh. Christ. Bekmann (Beckmann), weiland Professor an der Universität Frankfurt a. O., in seiner „Historischen Beschreibung der Chur- und Neumark Brandenburg" ** Nachricht und Abbildung giebt. Sie befanden sich in der Nähe seines akademischen Wirkungskreises, also weit vom Meere entfernt, und verdankten ihre lange Erhaltung vermutlich dem trockenen und sandigen Untergrund, der keine Regenwürmer nähren konnte. Beckmann berichtet darüber in seinem von einem Sohne oder Neffen herausgegebenen Werke offenbar aus eigener Anschauung, wenngleich sowohl die Schilderung als die nebenstehend wiedergegebene Abbildung an Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen. Die in der alten Orthographie belassene, nur etwas gekürzte Nachricht lautet wie folgt:

„Bei dem unweit Frankfurt gelegenen Dorfe Arensdorf haben auf dem Felde vier Kraiser gelegen, davon Anno 1713 ihrer zwei wegen der eingesunkenen oder verworfenen Steine schon ziemlich unkennbahr, zwei aber ganz kennbahr und in der Gestalt, wie hier angezeichnet steht, gewesen. Das eine hat in der Mitte einen bloßen Stein, um sich herum aber sechs Kraiser von Steinen, das andre in der Mitte ein von Steinen gelegtes Kreuz, um sich herum aber vier ovale Kraiser gehabt. Die Länge

* Zeitschrift für Ethnologie. 2. Abteil. Verhandlungsberichte S. 441 ff.
** Herausgegeben von Prof. B. L. Bekmann. Berlin 1751. Bd. I. S. 366. Taf. 4. Fig. VI A und B.

von jedem beläuft sich auf etwa 21, die Breite auf 14 Fuß. Zwischen und um diese Kraiser hat eine große Menge Steine gelegen, als ob ein Gebäude daselbst gestanden. Und diese Kraiser werden von den Einwohnern der Gegend der Jekkendanz oder der Wunderberg genennet. Die Gestalt des Kreuzes macht mich muthmaßen, daß dieses Begräbnuß von den ersten Christen der Gegend herrühre . . . ."

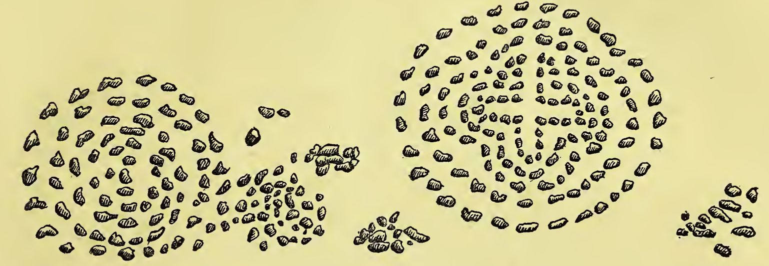


Fig. 6. Steinkreise bei Arensdorf unweit Frankfurt a. O.

Wir unterbrechen hier die Mitteilung, um daran zu erinnern, daß in diesem Falle ebensowenig wie in den oben mitgeteilten Jelissejewschen Nachrichten irgend ein Beweis, daß es sich um eine Begräbnisstelle handelte, erbracht wurde. Beckmann hatte aber in seinem Werke so viele prähistorische Begräbnisstätten der Mark, die mit Steinsetzungen bedeckt waren, beschrieben, daß danach die Verallgemeinerung, es müsse überall ein Begräbnis zu suchen sein, wo Steinsetzungen vorhanden waren, begreiflich erscheint. Die Abbildungen darf man, wie die meisten ihrer Zeit, nur als Annäherungen an die Wirklichkeit betrachten, und vor allem verdient das Kreuz der zweiten Abbildung ein großes Fragezeichen. Es ist wahrscheinlich erst in der Phantasie des Zeichners entstanden, und zwar aus jener kreuzförmigen Anlage, die auch den schwedischen Trojaburgen (vergl. S. 4) nicht fehlt, dort aber bloß den Zweck hatte, einen offenen Mittelweg für nachher zu erörternde Bewegungen oder einen Kreuzweg zu schaffen, bei welchem sich der rechte und der falsche Weg voneinander schieden. Andererseits wäre es freilich auch denkbar, daß die Steine nachträglich umgelegt worden wären, um durch eine Kreuzbildung den früher heidnischen Tänzen gewidmeten „Wunderberg," der gar kein wirklicher Berg gewesen zu sein scheint, dem Heidenglauben zu entreißen. Von solchen heidnischen Übungen in diesem Wunderberg berichtet die Fortsetzung:

„Daß es der Jekkendanz genennet wird," setzt Beckmann hinzu,

„mag wohl von der Gewohnheit der jungen Leute aus dem Dorfe herrühren, welche etwa an Feiertagen dahingegangen und diese Kraiser durchgedanzet, von den Alten aber darüber für Sekken gescholten, der Ort auch selbst sammt der Gewohnheit der Sekkendanz genennet worden.“ Man könnte hierbei an eine mißverständliche Volksübersetzung eines alten Etentanz oder Jättentanz, d. h. Riesentanz, denken, wie die Trojaburgen in Schweden auch Trelleborg (Riesenburg) und in Finnland Jungfrudans und Jätinkatu (Riesenstraße) heißen. Settenberge, die er als Riesenberge deutet, führt Grimm vom Rhein, aus Bayern und Hessen an.* Mit den vorhistorischen Steinringen scheint sich die Idee eines Tanzes nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England und Indien verbunden zu haben; Cromlechs werden im Volksmunde Adamstanz genannt und als versteinerte Hochzeitsgäste gedeutet, die aus Übermut im adamitischen Kostüme getanzt hätten.** Eine solche Sage berichtet nun auch Beckmann mit folgenden Worten: „Man kann bei allem diesen nicht vorbeigehen, ohne noch eines gewissen Kraises dieser Art zu gedenken, welcher in den sogenannten Wolfsbrüchern bei dem Dorfe Virchow in der Neumark (Kreis Dramburg) gelegen und von den Einwohnern der Adamsdanz oder Steindanz genennet wird: weil vor etlichen hundert Jahren am Pfingstfest einige Menschen einen nackenden Danz daselbst sollen gehalten haben und darüber zu einer sonderbaren Strafe in Steine seien verwandelt worden.“ ***

In diesem Falle handelt es sich offenbar um einen (heute ebenfalls nicht mehr vorhandenen) Kreis aus größeren Steinen, die einen höheren Mittelstein umgaben, also um einen einfachen Cromlech; aber dieses oft wiederholte Betonen des Tanzes junger Leute am Frühlingsfeste innerhalb dieser Labyrinthe kann darauf führen, eine Erinnerung an den Waffentanz der Germanen darin zu suchen, der, wie wir sehen werden, als Frühlingsfeier lange fortlebte und nach Tacitus nackt, d. h. mit entblößtem Oberkörper, von den Jünglingen getanzt wurde. Wir werden finden, daß sich hier sehr feste Fäden hinüber und herüber knüpfen, obwohl wir denselben für jetzt noch nicht nachgehen können und nur bei den Ausdrücken Adamstanz und Sekkendanz daran erinnern wollten. Auch der nordländische Name Jungfrudans wird sich damit in vollem Einklang zeigen.

---

* Deutsche Mythologie.[2] S. 486. ** Zeitschrift für Ethnologie 1877. 2. Abteil. S. 470 und „Tuiskoland“ S. 76. Viele entsprechende Sagen über in Stein verwandelte Hochzeitsgäste findet man bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen (Leipzig 1848) S. 502 aus Deutschland und England angeführt. *** Beckmann. A. a. O. S. 362.

Eine Erinnerung an eigentümliche Frühlingsfeste, die in den „Wunderbergen" der Mark stattgefunden zu haben scheinen, hat sich in Eberswalde, sechs Meilen von Berlin, bis in unser Jahrhundert fortgepflanzt. Hier befand sich die letzte, durch wiederholte Erneuerung erhaltene märkische Anlage dieser Art auf dem Wunder- oder Hausberge, der letzteren Namen wahrscheinlich den vielen Steinen verdankte, die sich ehemals auf seiner Oberfläche vorfanden, so daß es den Anschein hatte, als habe ein Haus darauf gestanden, um den eben angeführten Beckmannschen Ausdruck zu wiederholen. Der daselbst befindliche Wunder- oder Zauberkreis wurde im Jahre 1609 durch den damaligen Rektor Wachtmann erneuert, indem die Irrgänge statt aus Steinen durch verschlungene Rasenstücke, auf denen Steine gelegen haben sollen, hergestellt wurden. Wie der Berliner Altertumsforscher Friedel berichtet,* zog am zweiten Osterfeiertage die Schuljugend nach diesem niedrigen, nahe vor der Stadt belegenen Hügel, um den Kreis zu durchlaufen oder vielmehr zu durchhüpfen. „Wer sich herausfindet, ohne überzutreten und sich zu verwirren, bekommt ein Ei zur Belohnung" (Friedel). Natürlich hatte sich die Sage, welche alles erklären will, an denselben geknüpft, und A. Kuhn schöpfte vor fünfzig Jahren aus dem Volksmunde die nachstehende Sage über den Wunderkreis bei Eberswalde:

„Auf dem Hausberge bei Neustadt** hat ehemals eine alte Burg gestanden, deren Gemäuer noch vor mehreren Jahren sichtbar gewesen, später aber zum Bau der Kirchhofsmauer benützt worden ist. Hier läßt sich öfter eine weiße Frau mit einem großen Bund Schlüssel sehen, die sich auch zuweilen in einen großen schwarzen Hund verwandelt und so die Gegend durchstreift. Jetzt ist der Hausberg oben ganz geebnet, und nur der sogenannte Wunderkreis befindet sich dort; das ist ein aus vielen Kreisen bestehender, durch Rasenstücke geschaffener Gang, der so in- und durcheinanderläuft, daß, wenn man ihn zu Ende geht, man an derselben Stelle wieder ankommt, wo man hineingegangen ist. Früher wurde er von den Kindern zu Ostern ausgelaufen, das heißt, derjenige Knabe, der ihn am schnellsten durchlief, erhielt eine Belohnung von Ostereiern; aber jetzt wird seiner nicht mehr geachtet, da die alte Sitte nicht mehr beobachtet wird. Diesen Kreis, sagt man, habe ein alter Schäfer gemacht, der sich dadurch vom Tode gerettet; denn man hatte ihm versprochen, ihm das Leben zu schenken, unter der Bedingung, daß er einen solchen Wunderkreis schaffte, was er denn auch glücklich ausgeführt. — Andere sagen, ein Schäfer hätte sollen hingerichtet werden und habe noch kurz vor seinem Tode gebeten, daß ihm gestattet werde, noch einmal die herrliche Aussicht auf das Thal vom Hausberge aus genießen zu dürfen. Das ward ihm gewährt, und wie er nun so auf dem

* Zeitschrift für Ethnologie 1877. Verhandlungsberichte S. 470. ** Der vielen Verwechselungen dieses häufig vorkommenden Ortsnamens wegen heißt die früher Neustadt-Eberswalde genannte Stadt seit Jahren amtlich Eberswalde.

Berge umherging, schleifte sein Stock hinter ihm im Sande nach und bildete so den Wunderkreis."*

Diese Sagen beweisen nur, daß die Kreisbildung die Phantasie der Umwohner seit alten Zeiten erregt hat, und von Wert ist höchstens die Angabe, daß dort viele lose Steine gelegen haben, die man zum Bau der Kirchhofsmauer verwendet habe. Aber vielleicht hatte die Schultradition der Osterfeier in diesen Kreisen ältere Elemente bewahrt; denn in dem erwähnten Gebrauche scheinen alte Erinnerungen zu schlummern; das Ei war allen indoeuropäischen Völkern ein Ostersymbol und spielt in Persien noch heute dieselbe Rolle wie bei uns. Es wird erzählt, daß die Prinzessin Amalie, Friedrich des Großen Schwester, einst an der Osterfeier der Eberswalder Jugend teilgenommen habe, und daß sie den Wunderkreis 1758 erneuern ließ.** Turnvater Jahn hat sich lebhaft für den altherkömmlichen Dauerlauf in vorgeschriebenen Schneckenlinien interessiert und schon 1816 eine Nachbildung in der Hasenheide bei Berlin angelegt. Von dieser Zeit her schreibt sich die Verpflanzung der Labyrinthe auf die Turnplätze. Der Nachfolger Jahns in Berlin, E. Eiselen, sowie E. Linden in St. Petersburg gaben dem Labyrinthe eine dafür geeignetere Form, und ersterer veröffentlichte eine kleine Schrift*** über diese Neubenutzung. Später hat sich der Germanist H. F. Maßmann für diese Anwendung der alten Labyrinthe interessiert und eine lehrreiche kleine Schrift mit vielen Abbildungen über die Geschichte derselben herausgegeben.† So ist von dem alten Wunderkreise in Eberswalde eine neue turnerische Bewegung ausgegangen, die um so erfreulicher ist, als sie völlig im Geiste dieser alten Anlagen bleibt, aus denen auch das Trojaspiel der römischen Jugend und das Buhurdieren auf den alten Turnierplätzen des Mittelalters hervorgegangen zu sein scheinen. Übrigens dürfte schon der alte Eberswalder Schulrektor Christian Wachtmann, der ein sehr tüchtiger Pädagoge gewesen sein soll, vor bald dreihundert Jahren diese Ausnützung eingeleitet haben; denn Fischbach sagt (a. a. O. S. 13), die Schulknaben hätten den Wunderkreis alljährlich am Montag vor Himmel-

* A. Kuhn. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843. S. 175—176.
** Die Geschichte des Eberswalder Wunderberges und seines Labyrinths findet man ausführlicher in L. J. Fischbachs Städtebeschreibung der Mark Brandenburg (Berlin 1786) S. 13 und bei W. Kloß, Vaterländische Gemälde aus Vorzeit und Gegenwart oder Geschichte des Brandenburg-Preußischen Staates. (Berlin 1834.) T. II. S. 65. *** Ernst W. B. Eiselen, der Wunderkreis, neu entworfen und beschrieben. (Berlin 1829.) † H. F. Maßmann, Wunderkreis und Irrgarten. Für Turnplätze und Gartenanlagen. Mit 2 Steindrucktafeln. (Quedlinburg und Leipzig 1844.)

fahrt selbst erneuern müssen, und es habe dann ein Wettlauf darin stattgefunden, in der Weise, daß ihrer zwei zugleich, der eine rechts, der andere links zu laufen anfingen und eine Wette anstellten, welcher von beiden zuerst seinen Gang endigen würde. Das müßte aber seine Schwierigkeit wegen der Begegnung in den engen Gängen gehabt haben, und W. Kloß, der den Durchmesser des von ihm abgebildeten ovalen Eberswalder Wunderkreises auf 60—70 Fuß angiebt, „deutet auch schon an," sagt Maßmann (a. a. O. S. 10), „daß er von dem einen Einlaufe aus von einzelnen oder einer ganzen Reihe oder Riege ganz durchlaufen werde, was als Massen- oder Dauerübung, zugleich einen schönen Anblick der stets hin und her wechselnden, in gleichem Maße sich bewegenden Laufreihen darbietend, vorzugsweise auf Turnplätzen festgehalten werden muß." Die letztere von Maßmann empfohlene turnerische Übung würde fast völlig dem alten Labyrinthtanz in der kretischen Trojaburg, wie ihn Plutarch und Pollux beschrieben haben, entsprechen. Auch auf dem Turnplatz von Eberswalde befindet sich eine kaum noch erkennbare Nachahmung, deren Mittelpunkt eine schöne Eiche einnimmt. Sie wurde im Anfange der fünfziger Jahre angelegt, nachdem man seit Jahren begonnen hatte, den Hausberg mit seinem alten Wunderkreis des guten Bausandes wegen abzutragen und so dieses freilich schon längst nicht mehr in ursprünglicher Gestalt erhaltene Altertum zu zerstören. Friedel fügte seinem Bericht über die Eberswalder Ostergebräuche einige Bemerkungen über den mutmaßlichen Sinn des Gebrauchs hinzu, für die er uns zwar nähere Belege schuldig geblieben ist, die aber für unsere Frage von so großem Interesse sind, daß wir sie mitteilen müssen.

„Solche aus Steinen, aus Rasen oder Hecken gebildete Irrgänge (Labyrinthe) haben sich vom frühesten Mittelalter her in den verschiedensten Teilen von Deutschland erhalten. Früher in heidnischer Zeit, wie es scheint, mit dem Sonnen- oder Gestirnkultus oder sonstigem Naturgottesdienst im Zusammenhang stehend, ist diese mythologische Beziehung der Irrgänge allerdings jetzt verblaßt, dagegen hat sich die Benutzung derselben an bestimmten Festtagen, die zwar jetzt christliche Beziehung haben, aber, wie das Osterfest, nachweislich aus nichtchristlicher Vergangenheit stammen, noch hier und da erhalten, wofür der Gebrauch in Eberswalde Zeugnis ablegt. Die Hauptsache bei dem Gebrauch derselben ist immer die, daß der verschlungene und scheinbar verworrene Lauf der Gestirne nachgeahmt werden muß, die schließlich unentwegt immer wieder an ihre rechte Stelle kommen und den Tag und die Nacht, die Woche und den Monat, die Jahreszeit und endlich das Jahr selbst erneuern. Auf das Laufen und die rhythmische Bewegung beim Durchlaufen dieser Irrgänge ist Nachdruck zu legen, und sind hierbei die Tanz- und die Springprozessionen zu vergleichen, welche nicht minder in grauer Vergangenheit aus heidnischem Kultus

entsprungen, hier und da, wie die Springerprozession in Echternach, in den christlichen Ritus mit übergenommen worden sind.*

Bekanntlich sprachen schon die Alten von religiösen Tänzen, welche den Lauf der Gestirne nachahmen sollten, und Creuzer weiß sogar von „Planetentänzen," in denen Sonne, Mond und Sterne in ihrem Kreislaufe nachgebildet wurden; ja, der Labyrinthtanz von Kreta wurde früh als ein solcher astronomischer Tanz bezeichnet.** Ich weiß nicht, ob Herr Friedel diese und ähnliche mythologische Spekulationen des Altertums im Auge gehabt hat, glaube auch nicht, daß in den märkischen Wunderbergen und schwedischen Trojaburgen astronomische Lehrsätze getanzt worden sind, aber da sich uns gleichwohl ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem nordischen Ostertanz und dem kretischen Geranos, der in labyrinthischen Bahnen gehüpft wurde, und auch ein gewisser Zusammenhang mit der Sonnenbahn ergeben wird, hielten wir uns für verpflichtet, diese wie eine Vorahnung an das Eberswalder Labyrinth geknüpfte Vergleichung hier anzuführen, mag sie nun auf irgend welchen Kombinationen beruhen. Friedel fügte seinen Betrachtungen über das Eberswalder Labyrinth noch einige Vermutungen über ähnliche Anlagen auf Rügen und bei Fürstenwalde in der Mark bei:

„In der Nähe des berühmten Opfersteins und des Totenfeldes von Quoltitz, Halbinsel Jasmund (Rügen), scheinen dergleichen Irrgänge aus großen Findlingen bestanden zu haben, infolge der Ackerwirtschaft aber beiseite geräumt und teilweise zerstört worden zu sein. Bei Fürstenwalde, und zwar zwischen der Stadt und dem Dorf Klein-Rietz, etwa sechs Meilen südöstlich von Berlin, wurde ich im Oktober dieses Jahres (1877) gelegentlich einer Ausgrabung auf dem Urnenfriedhof von Klein-Rietz auf die Steinkreise aufmerksam gemacht, die, von Fürstenwalde aus gesehen, links von der Landstraße nach Klein-Rietz liegen und von denen man mir in Fürstenwalde sagte, sie müßten wohl zur Abhaltung von Volksversammlungen gedient haben, wobei die verschiedenen Abgesandten und dergleichen in Kreisen oder verschlungenen Linien auf Steinen einander gegenüber gesessen hätten. Es wurde dabei an die Stelle in Tacitus' Germania (c. 39) gedacht...... So geeignet nun auch das gedachte ungeheure, von sanften Höhen theatralisch eingeschlossene Blachfeld von Fürstenwalde zu einer solchen feierlichen Zusammenkunft sein mag, bei der immerhin die Abgeordneten auf Steinblöcken gesessen haben mögen, und so gern ich ferner auch zugeben will, daß allen Nachrichten zufolge dies Steinfeld noch in das alte Semnonengebiet fällt, so muß ich doch andererseits sagen, daß die Anordnung der Steine in den Irrgängen für eine Beratung und Abhaltung einer Volksversammlung denn doch höchst unpraktisch und unwahrscheinlich ist. Übrigens fand ich hier in der That noch ungeheure Steinmassen, aber leider bereits unter

---

* A. a. O. S. 470 ff. Die im Druck hervorgehobenen Sätze sind schon im Original gesperrt gedruckt. ** Creuzers Symbolik und Mythologie. 2. Ausgabe. Bd. III, S. 390 und Bd. IV, S. 118.

den Hämmern der alles verwüstenden Steinschläger vor; viele der Steine, wohl die meisten, waren bereits fort, andere von ihrer Stelle verschoben, so daß ich mich über das Vorhandensein von Irrgängen an dieser Stelle weder mit Ja noch mit Nein zu entscheiden vermag."*

Es ist wahrhaft betrübend, daß solche Altertümer, mögen sie nun in Steinkreisen oder Irrgängen bestanden haben, in der Nähe einer Gymnasialstadt, deren Gelehrte darin ein Semnonen-Heiligtum erblickten (!), noch im Jahre 1877 dem Vandalismus der Steinschläger zum Opfer fallen konnten. Man sieht daraus, wie mit unseren Altertümern bis in die neueste Zeit gewirtschaftet worden ist, und doppelt bedauerlich wäre es, wenn die Zerstörungswut hier ein wirkliches Labyrinth betroffen haben sollte; denn es würde dasselbe dann zu den seltenen von Baer** erwähnten Labyrinthen gehört haben, die aus größeren Steinen aufgebaut wurden, da die semnonischen Abgeordneten bei ihrer Versammlung darauf gesessen haben sollten. Es hat überhaupt ein eigener Unstern über den wenigen, auf sandigen Triften und Bergen erhaltenen Wunderbergen der Mark gewaltet; denn auch von dem letzten, über den wir noch zu berichten haben, von dem Wunderberge bei Lichterfelde, hat sich nichts als der Name erhalten. Er liegt nahe dem Wege, der von dem Dorfe Lichterfelde, eine Stunde nordwestlich von Eberswalde, nach dem Dorfe Altenhof führt, und muß jetzt den Pflug über sich hinweggehen lassen, auch schon viel früher zerstört worden sein als der nahe „Wunderberg" von Eberswalde; denn selbst die „ältesten Leute" des Ortes, der Herr Pfarrer und ein alter Kutscher, erinnern sich, wie Herr Apotheker O. Schade in Eberswalde auf meine Bitte freundlichst festgestellt hat, nicht mehr an Steinsetzungen auf dem betreffenden Hügel. Da wir nun aus Beckmanns Chronik der Mark Brandenburg wissen, daß die labyrinthischen Steinsetzungen hierselbst seit alten Zeiten Wunderberge genannt wurden, auch wenn sie nicht auf einem Berge lagen, so habe ich mich bei dieser Auskunft nicht beruhigt, sondern mich nach dem Dorfe begeben und mehrere daselbst geborene Leute sowie auch den über die Altertümer wohlunterrichteten und seit lange im Orte ansässigen Gemeindelehrer Herrn Rehwald befragt; jedoch niemand konnte mir sagen, warum die in keiner Weise besonders hervortretende Örtlichkeit der Feldmark „Wunderberg" genannt wird. „Wir haben den Fleck eben von Jugend auf so nennen hören," antwortete mir einer der Befragten, und auch nach Sagen über dort geschehene „Wunder" erkundigte ich mich vergebens. Alle kannten „Mosis Grab," einen großen, ebenfalls in der Nähe des Dorfes gelegenen Steinblock; aber von dem Wunderberg

* A. a. O. S. 471. — ** Siehe oben S. 15.

wußten sie keinerlei Nachrede. A. Kuhn war darin vor fünfzig Jahren glücklicher gewesen; denn er fand noch in Lichterfelde die nämliche Sage, die wir später als die „Sage der russischen Babylone“ und des kretischen Labyrinthes kennen lernen und bei dieser Gelegenheit auch die Lichterfelder Sage näher besprechen werden, und dieser Umstand bestärkt mich wesentlich in der Überzeugung, daß der Name Wunderberg, der hier durch nichts anderes motiviert erscheint, die letzte Erinnerung an eine alte verschwundene labyrinthische Steinsetzung festhält, wie sie auf der Feldmark von Arnswalde noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts vorhanden waren und denselben Namen führten. Aber nicht der Umstand, daß es sich hier um ein weiteres Beispiel der vielen von der Erdoberfläche verschwundenen Trojaburgen handeln dürfte, sondern eine andere Thatsache veranlaßte uns, in eine genauere Erörterung dieser Lichterfelder Verhältnisse einzutreten, nämlich die Auffindung einer Anzahl von Stein- und Bronzewerkzeugen, die uns lehren, daß hier, vermutlich im letzten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung eine Völkerschaft mit hochentwickelter Bronze-Kultur seßhaft gewesen ist. Ernst Kirchner, weiland Superintendent zu Gransee, einer der ersten Forscher, die sich in neuerer Zeit wieder mit märkischen Altertümern befaßt haben, schrieb darüber 1853:*

„Auf dem sogenannten Wunderberge bei Lichterfelde, in der Gegend von Neustadt-Eberswalde, einem runden Hügel, welcher höchstens dreißig Schritte im Durchmesser hat, wurden, soviel Verfasser noch davon sah und empfing, vor einigen Jahren noch der kunstreichste Schleuderstein, eine sogenannte Lanze und ein Pfeil von Feuerstein, ein Hammer von Kieselschiefer zugleich mit zwei Frameen, siebzehn Pfeilen, zwei Brustnadeln, drei Lanzenspitzen, mehreren einfachen Nadeln, großen und kleinen Ringen, einem Schwert, mehreren halb zusammengeschmolzenen Dolchen u. s. w., (letzteres) alles aus Bronze, gefunden, dabei zwei sogenannte knöcherne Lanzenspitzen (eher für Amulets zu halten), ungerechnet zweier sogenannter Diademe, vieler Armspiralen aus dem Torfe dortiger Gegend und ungerechnet der vielen ähnlichen Gegenstände, welche dem früheren Besitzer abhanden gekommen waren.“

Dieser frühere Besitzer, dem die hauptsächlichsten Nachforschungen zu verdanken sind, war der Amtsrat Karbe, dem neben dem Gute Lichterfelde auch Buckow gehörte, auf dessen Areal der Wunderberg liegt; aber in jener Zeit, wo es noch an Centralstellen für die Sammlung solcher Altertümer fehlte, blieben die Sachen nicht beisammen. Ein Teil gelangte in den Besitz des oben genannten Altertumsforschers Superintendent Kirch-

* Thors Donnerkeil und die steinernen Opfergeräte des nordgermanischen Heidentums. Mit 4 Steindrucktafeln. Neustrelitz 1853. S. 25.

ner, dessen Abbildung wir hier folgend (Fig. 7) wiedergeben, und sind nach dessen Tode an das Berliner Völker-Museum gelangt, wie es scheint aber nicht vollständig; denn mehrere der hier abgebildeten Stücke fehlen dort. Sie werden als „Einzelfunde vom sogenannten Wunderberge“ bezeichnet und der Hallstatt-Periode zugerechnet. Kirchner redet auch von daselbst gefundenen, geschmackvoll verzierten Gefäßen; ob es Brandurnen waren, in denen die Gegenstände lagen, wird nicht erwähnt. Die sogenannten Diademe (Halsschmuckstücke), Armspiralen und die Bronze-Spule gehören einem in der Nähe des Wunderbergs im Torfmoor gemachten sogenannten Depotfunde an, wie ich hier ausdrücklich bemerken will, damit nicht ein humoristischer Kritiker — man darf sich von diesen Herren alles versehen — spotte, wir wollten neben dem kretischen Labyrinthe auch die Knäuelspule der Ariadne in der Mark nachweisen. Die Gegend muß vor mehr als zweitausend Jahren eine wohlhabendere Bevölkerung ernährt haben als heutzutage; denn auch bei Hegermühle, einer kaum eine halbe Stunde von Lichterfelde entfernten Ansiedelung hat man schöne Bronzesachen gefunden, darunter einen großen Schild- oder Zierbuckel mit Spiralverzierungen, viele Hals- und Armringe, Fibeln und eine Deichselverzierung, die schon einen verwöhnten Geschmack bekundet.

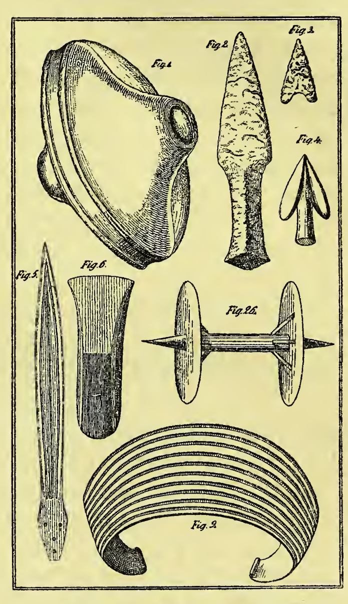


Fig. 7. Altertümer vom Wunderberge bei Lichterfelde. (Nach E. Kirchner.)
1. Schleuderstein aus Granit. 2 und 3. Lanzen- und Pfeilspitze aus Feuerstein. 4, 5 und 6. Pfeilspitze, Schwert und Celt aus Bronze. 9 und 26. Bronze-Diadem mit erhabenen Rippen und Bronze-Spule; die letzteren beiden Gegenstände in der Nähe des Wunderberges gefunden.

Unter den Funden vom Wunderberge ist besonders der große, aus einem feinkörnigen Granit zurechtgeschliffene Schleuderstein von fünf Zoll Durchmesser und fast drei Pfund Schwere bemerkenswert; denn er kann mit seiner sorgfältig ausgeschliffenen Randrinne für den Wurfriemen und in seiner ganzen sauberen Bearbeitung, wie Kirchner (a. a. O. S. 79)

ganz richtig hervorhebt, nicht als ein gewöhnlicher Schleuderstein für den Kampf, der nur einen Wurf wert sein darf, betrachtet werden, sondern als Gerät für feierliche Spiele, wie sie bei Festen und zu Ehren von Verstorbenen abgehalten wurden. Auf solche Spiele könnten auch die zahlreichen hier gefundenen Pfeile und Lanzenspitzen gedeutet werden, von denen eine kleine Anzahl aus Feuerstein war. Unter der Voraussetzung, daß dieser Wunderberg in märkischer Redeweise ein wirklicher, mit Irrgarten versehener Wunderberg gewesen sei, würden sie als die einzigen eine Zeitbestimmung erlaubenden Fundstücke, die man jemals bei einer Trojaburg gefunden hat, von ungewöhnlichem Interesse sein, zumal sie eben auf daselbst abgehaltene Spiele hindeuten, und nur dieser Umstand konnte ein näheres Eingehen auf die Funde in diesem Zusammenhange rechtfertigen, zumal auch die russischen Forscher ihre Babylone der Bronzezeit zuschreiben.

4. Trojaburgen und Bildersteine in England.

Doktor Nordström behauptete in seinem Vortrage über die skandinavischen Trojaburgen (S. 5), daß solche Anlagen auch über England verbreitet seien und dort denselben Namen führten. Da er seinen Angaben gar keine Beläge und Quellennachweise beigefügt hat, so konnte ich diese Behauptung nicht nachprüfen und muß gestehen, daß ich in den mir zugänglichen Werken über englische Prähistorie und Archäologie keine Nachrichten über aus Steinen gebaute Labyrinthe, die den skandinavischen, russischen und märkischen Trojaburgen unmittelbar gleichzustellen wären, habe auffinden können. Dennoch zweifle ich nicht im mindesten an der Richtigkeit der Nordströmschen Angabe, da sich mir bald ergab, daß die Engländer Namen und Form der Trojaburgen auf verwandte Anlagen übertragen haben. Durch einen Hinweis in der bald genauer zu besprechenden Abhandlung von George Tate über die Bildersteine von Northumberland (S. 173) wurde ich auf eine den Gegenstand betreffende Anfrage in der englischen Zeitschrift Notes and Queries* aufmerksam, in denen ein Herr W. H. M. zunächst nachstehende Mitteilungen macht:

„In einem 1740 in Waliser Sprache erschienenen Buche über britische Geschichte, betitelt: «Drych y Prif Oesoedd», sowie in andern Werken über Wales, wird auf eine

* 2 Ser. Vol. V 1858, p. 211—213.

früher unter den Schäfern des Landes verbreitete Gewohnheit angespielt, die darin besteht, daß sie in den Rasen eine Figur in der Gestalt eines Labyrinthes ausschneiden, welche sie Caer Droia, d. h. die Mauern oder Burg von Troja, nennen.... Als ich diese Worte in Drych y Prif Oesoedd las, erkannte ich darin sogleich eine mir seit meiner Knabenzeit vertraute Gewohnheit. Auf den weiten grasigen Ebenen der Burgh- und Rockliff-Marschen, die den Solvay-Sandflächen von Cumberland benachbart sind, folgen die Hirten bis zum heutigen Tage der Gewohnheit, labyrinthische Figuren auszuschneiden, die sie ebenfalls „Mauern von Troja" (walls of Troy) nennen.... Die Gewohnheit, Caer-Droia in den Rasen auszustechen, soll nun in Wales zum Andenken daran, daß die Bewohner trojanischen Ursprungs seien, ausgeübt werden, und wird von Waliser Schriftstellern als Beweis für den fortdauernden Glauben des Volkes an jene Tradition angeführt."

Da nun eine neue Auflage jenes wälischen Buches über britische Geschichte in Vorbereitung war, so regte der erwähnte Herr, ohne etwa mit dem gelehrten Rev. R. W. Morgan, dem Verfasser von „Venedotia," die Meinung zu teilen, daß die Waliser wirklich trojanischer Abkunft seien, und ohne in jener Überlieferung etwas anderes zu vermuten, als eine Nachahmung der entsprechenden römischen Stammsage, die Fragen an, ob sich jene Gewohnheit auch in anderen Teilen Englands zeige, ob sie vorzugsweise in den früher von Kymren bewohnten Strichen oder auch außerhalb derselben vorkomme, ob sie ebenfalls in der Bretagne zu finden sei und endlich, ob sich irgend eine Anspielung auf einen derartigen labyrinthischen Bau Trojas in alten oder mittelalterlichen Schriften, z. B. in der Waliser Übersetzung des Dares-Phrygius einer Oxforder Handschrift des „roten Buches von Hergest," finde?

Wenn nirgendwo eine Überlieferung hinsichtlich der labyrinthischen Gestalt der Mauern Trojas zu finden sei, so würde die Benennung als Erdichtung rein kymrischen Ursprungs erscheinen, veranlaßt durch die Ähnlichkeit der Bezeichnungen Caer Droia (Burg Troja) und Caer y troian, die Stadt der Windungen oder Drehungen.* Fände sich ein Vorwiegen der Volksgewohnheit in den kymrischen Provinzen Englands, so würde darin ein starker Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür zu erblicken sein, daß Nennius, als er vor vielleicht tausend Jahren seine britische Geschichte schrieb, mit der Herleitung aus Troja nicht bloß eine Sage des Waliser Landes, sondern den einmütigen Glauben aller Kymren in Britannien wiedergab.

Auf diese Anfrage antwortete Edward Trollope in derselben Zeitschrift,** daß er trotz seiner besonderen Liebhaberei für die Erforschung der englischen Rasen-Labyrinthe sich der freilich allemal undankbaren Aufgabe

---

* troi- bedeutet auch im Kymro-Keltischen drehen, wenden. Vergl. S. 12.
** A. a. O. S. 419—420.

unterziehen müsse, alle Illusionen über ihre vermeintliche historische Bedeutung und Verknüpfung mit Troja zu zerstören. Wie weit ihm dies gelungen ist, wird die Wiedergabe des wesentlichen Teils seiner Auskunft ergeben. Sie ist lehrreich und zeigt zugleich, wie schwer es ist, in solchen Fragen Gewißheit zu erreichen: Nachdem er angeführt hat, daß die Troja-Städte (Troytowns) oder Rasen-Labyrinthe weder auf das Gebiet von Wales allein, noch auf die Länder mit früher kymrischer Bevölkerung beschränkt sind, fährt er fort:

„Es giebt Beispiele derselben in den Grafschaften North-Hants, Rutland und Essex, in der Erinnerung der Leute auch in den Grafschaften York und Notts, und da von Cumberland und Devon bekannt ist, daß daselbst ähnliche Anlagen gefunden werden, so müssen wir schließen, daß sie hübsch gleichmäßig über das Gebiet von ganz England verbreitet waren. Dagegen glaube ich, daß in der Bretagne keine gefunden werden, wenigstens habe ich in Frankreich Nachfragen bei einigen der besten Autoritäten über diesen Gegenstand angestellt und bin nicht im stande gewesen, irgend welche Rasen-Labyrinthe dort aufzufinden, obgleich sowohl in Frankreich wie in Italien Architektur-Labyrinthe zahlreich vorhanden sind. Die Anlagen, über welche W. H. M. Auskunft wünscht, wurden erst in den Tudor-Tagen, als Spitzfindigkeiten aller Art in Mode waren, Troytowns genannt, und das war ein Ausdruck, der einfach die Schwierigkeiten andeuten sollte, die zu überwinden sind, bevor das Centrum eines solchen Labyrinthes erreicht werden kann; vorher wurden sie „Jerusalems-Weg“ und „Himmelspfad“ genannt. Auch glaube ich nicht, einen wunderbar frühen Ursprung für die Rasen-Labyrinthe, meine besondern Lieblinge, in Anspruch nehmen zu dürfen, etwa in Gemeinschaft mit Dr. Stukeley und andern, welche sie für römisch hielten, weil sie von entschieden mittelalterlichem Datum sind — das früheste mir bekannte rührt aus dem 12. Jahrhundert her — und weil sie für Büßer-Zwecke von Geistlichen und nicht von Griechen, Römern oder Kymren ausgeführt wurden. Vor Einführung der Reformation hat manch müdes Knie die krummen Windungen dieser al fresco-Labyrinthe* ausgemessen, und manch ein Ave-Maria und Paternoster ist von den Lippen keuchender Mönche und anderer Büßer gefallen, die den Windungen ihrer krummen Pfade folgten. In den Tagen der Königin Elisabeth wurden sie jedoch entschiedenen Laien-Übungen überantwortet, und tanzende Füße folgten an Stelle der ehrwürdigen Büßerkniee ihren gewundenen Pfaden, worauf Shakespeare im Sommernachtstraum (Akt II, Scene 2) anspielt:

Mit Schlamm belaufen liegt's Neunmohrenfeld,
Unkennbar sind die art'gen Labyrinthe
Im frischen Grün, weil niemand sie betritt.

Niemals haben Schäfer solche sorgsamen Zeichnungen ausgeführt; aber wir müssen ihnen höchlichst dankbar sein, daß sie ihre Muße dazu angewandt haben, sie von Zeit zu Zeit wieder neu auszustechen. Noch weniger sind wir den Feen (wie einzelne glauben) für diese seltsamen Reliquien der Vergangenheit zu Danke verpflichtet .....“

---

* Soll heißen „Mosaik-Labyrinthe.“

Hinsichtlich der Schäfer und Feen (wobei eine kleine Verwechselung mit den bekanntlich durch kreisförmiges Pilzwachstum ohne menschliches Zuthun entstehenden „Feenringen" unterläuft) ist letztere Auskunft unbedingt sicher. Die englischen Schäfer treiben — wie übrigens bereits der so hübsch abgetrumpfte Frager bemerkt hatte — weder historische noch astronomische Studien, sie wiederholten und erneuerten Rasenfiguren, die seit Urväter-Zeiten im Lande bestanden hatten, ohne vermutlich in diesen Einöden jemals den Büßerzwecken gedient zu haben, von denen Trollope allzu positiv spricht. Wir kommen auf diesen oft behaupteten, aber niemals erwiesenen Zusammenhang in einem der nächsten Kapitel zurück. Viel lehrreicher wird die angezogene Stelle im Sommernachtstraum, wenn man sie genauer für sich betrachtet. Hier wird darüber geklagt, daß die frohen Frühlingsspiele noch nicht beginnen könnten, weil die stattgehabten Frühjahrs-Überschwemmungen die Spielgründe für das Neunmohrenspiel und die Labyrinthe verschlammt hätten; es muß demnach auch in den letzteren ein Frühlings-Spiel oder -Tanz stattgefunden haben, wie Trollope ausdrücklich zugiebt, während wir dasselbe von den skandinavischen und deutschen Labyrinthen erfuhren. Shakespeares Worte scheinen bei englischen und deutschen Auslegern vielfachen Mißverständnissen begegnet zu sein, und wir wollen sie daher im Original hersetzen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen:

The nine men's morris is fill'd up with mud;
And the quaint mazes in the wanton green,
For lack of tread, are undistinguishable.
The human mortals want their winter here;
No night is now with hymn or carol blest.

A. W. Schlegel übersetzte, von den neun Männern verführt, die erste Zeile: „Verschlemmt vom Leime liegt die Kegelbahn," und Tschischwitz verbessert, es sei vielmehr an ein bei den Hirten beliebtes Spiel zu denken, welches mit Steinen oder Holzpflöcken auf einem Rasenfleck gespielt wurde.* Es handelt sich um dasselbe Spiel, welches bei uns als Mühlenspiel bekannt ist, zu welchem sich meist auf der Rückseite unserer Damen- oder Schachbretter der Spielplan befindet. Cotgrave sagt, es sei dies ein sehr altes Spiel und vielfach von den Schäfern auf dem Felde gespielt worden, indem sie statt der hellen und dunkeln Brettsteine Holzpflöcke, die sie roh in menschlicher Gestalt ausschnitzten und Morelles (kleine Mohren) nannten, oder auch einfach weiße und dunkle Rollsteine nahmen. Die Wege, welche diese mit dem Fuße gestoßenen Figuren auf dem Spielplatz zu wandern

---

* Illustrierte Grotesche Ausgabe (Berlin 1874) S. 147.

hatten, wurden in den Boden eingefurcht und die Knotenpunkte, wo die „Bauern“ ihre Standplätze hatten, durch Löcher bezeichnet. Nun ist diese Figur jedoch eine so einfache, daß sie, wenn durch den Winter vernichtet, bequem in einer halben Stunde zu erneuern gewesen wäre, auch ist nicht einzusehen, weshalb Shakespeare dieses im Winter und Sommer gleich unterhaltende Brettspiel unter die Frühlingsspiele gezählt haben sollte, als wenn man es nur im Freien und nicht auf einer beliebigen Tenne oder Diele, einem Brett oder sonst einer Fläche, die sich einritzen oder mit Kreide bezeichnen läßt, spielen könnte. Eine Bemerkung von Joseph Strutt in seinem bekannten Werke über englische Volksspiele* bahnt hier vielleicht besseres Verständnis an. Er meint nämlich, dieses Spiel habe seinen Namen von der Vorwärts- und Rückwärtsbewegung der Spielsteine, die manchmal als schwarze und weiße Männer (Bauern) ausgeschnitzt waren, in bestimmten Bahnen erhalten, indem man dabei an den in England ungemein volkstümlichen Mohrentanz (Morris-dance) dachte. Es ist dies ein von jungen Männern mit Larven oder geschwärzten Gesichtern — weshalb er auch vielfach auf die Schornsteinfegergilde übergegangen ist — vom 1. Mai bis Pfingsten aufgeführter Schwerttanz, dessen Sinn und Absicht ursprünglich die Erkämpfung des Frühlings oder einer Frühlingsgöttin gewesen sein muß.

Über diese englischen Morris-dancer ist sehr viel Mutmaßliches geschrieben worden. Die meisten Autoren leiten den Namen einfach von Morisco, Mohr, mit Bezug auf ihre geschwärzten Gesichter ab; ihr Name unter der Form mores konnte bis zur Regierung Heinrich VII. in alten Kirchenregistern zurückverfolgt werden, und auch die Franzosen kennen den danse moresque. Vergleichende Mythologen, wie A. Kuhn,** haben in ihnen die indischen Maruts (Windgötter) wieder erkennen wollen, an deren Spitze Indra, der auch Marutas oder pitâ Marutâm (Vater der Maruts) heißt, daherzieht, um den Winterdämon (Vritra-Ahi) zu erschlagen und den Frühling herbeizuführen. Er reitet dabei ein weißes Roß, wie in England Robin Hood, in Deutschland Wodan, Siegfried oder St. Georg, und an die Stelle der Maruts, deren Name von Tod herkommt und welche die Geister Verstorbener darstellen, seien bei uns die Einheriar getreten, an deren Spitze Wodan kämpfend daherzieht. Nicht selten tritt in den indischen Veden Arjuna, der auch Phalguna (der Frühlingsgott) heißt, für diesen Kampf an die Stelle seines Vaters, etwa wie bei uns Thor,

* The Sports and Pastimes of the People of England. New Edition by William Hone (London 1830) p. 317. ** Vergl. Kuhn in der Zeitschr. für deutsch. Altertum V. S. 492—494.

in Alt-Italien Mars — dessen Name nach Kuhn wieder mit dem der Maruts verwandt sein soll — als Frühlingsbringer auftreten. In der That entsprach der Frühlingstanz der römischen Marspriester ziemlich genau dem englischen Morris-Tanz, der ehemals so volksbeliebt war, daß Bischof Latimer im 16. Jahrhundert einst auf einer Predigtreise eine ganze Stadt leer, d. h. nach dem Walde hinausgezogen fand, weil „Robin Hoods Tag“ (1. Mai) war, so daß er, ohne seine Predigt halten zu können, weiterziehen mußte. Robin Hood, hinter welchem viele Mythologen Wodan suchen, galt nämlich als der Anführer der Morris-Tänzer, deren Zahl auf neun bis zwölf angegeben wird. Das Schwanken der Zahl rührt wahrscheinlich davon her, daß bald Anführer, Pfeifer und Trommler, vielleicht auch Maikönigin und Drachendarsteller mitgerechnet werden, bald nicht; die Zahl der Streiter dürfte der im Norden hochheiligen Neunzahl entsprochen haben.*

Nach alledem würde die Annahme nicht unwahrscheinlich sein und mit dem ganzen Sinne der Stelle besser zusammenpassen, daß Shakespeare bei dem verschlammten «nine men's morris» nicht an das Neun-Mohren-Spiel, sondern an den Neun-Mohren-Tanz, d. h. an den für diese Aufführung geebneten und eingefriedigten Platz vor den Thoren der Ortschaft gedacht hat, aus dem sich der Frühlingstanz in die Labyrinthe hinein erstreckte, wie wir denn solche Turnplätze im mittelalterlichen Deutschland ebenfalls in Verbindung mit Labyrinthen und zusammen als „Wurmgarten und Wurmlagen“ bezeichnet finden werden. Auf diesen Morris-Tanz beziehen sich bei Shakespeare beispielsweise die Äußerung des Narren in „Ende gut, alles gut“ (Akt II, Sc. 2): «as fit as a morris for May-day» (so passend wie ein Mohrentanz für den Maientag) oder der «Whitsun-morris-dance» (Pfingst-Schwerttanz) in „König Heinrich V.“ (Akt II, Sc. 4) und endlich die Schilderung des wilden Kenter John Cade durch den Herzog von York, der bereits „von Pfeilen wie ein Stachelschwein starrend, im Kampfe sprang wie ein wilder Morisco und sich die Pfeile abschüttelte, wie dieser seine Glocken schüttelt“ in „König Heinrich VI.“ Teil II (Akt 3, Sc. 1). Die englischen Schwerttänzer trugen nämlich gerade so wie wir es später von den deutschen hören werden, kleine abgestimmte Glöckchen oder Schellen an den Kleidern, und es scheint, als ob die Land-

* Über die Morris-dancer und ihre Schwerttänze s. Strutt, a. a. O. p. 223 ff.; ferner Tollets Mitteilungen in Bells Shakespeare-Ausgabe (Vol. XI, p. 146); Lockhart, Life of Walter Scott (Vol. II. p. 81) und Mannhardt, Wald- und Feldkulte (Berlin 1875) I. S. 546. Die Hauptpersonen des englischen Maispiels kommen bereits in französischen Maispielen des 13. Jahrhunderts vor.

streicher, welche damals diese Tänze gegen Entgelt aufführten, „Trojaner“ * genannt wurden; denn Shakespeare braucht den Ausdruck wiederholt für Landstreicher z. B. in „Heinrich IV.“ Teil I (Akt 2, Sc. 1), wo von galgenreifen Trojanern die Rede ist, und „Liebes-Leid und -Lust“ (Akt V, Sc. 2), wo es heißt „Hektor war nur ein Trojaner (d. h. ein Lump) gegen Armado.“ Der Ausdruck stimmt außerdem mit dem italienischen Worte trojata (Straßenräuberbande), welches wir später zu erläutern haben werden, überein, und dies könnte insofern mit dem englischen Worte verglichen werden, als auch in Italien der Waffentanz nicht wie in Deutschland von Zunftgenossen, sondern von wanderndem Gesindel unter den Fenstern der begüterten Leute getanzt wurde, um Gaben einzusammeln. Möglicherweise hängt auch der Name Trojano des Königs von Afrika, mit welchem Ariost und Bojardo den Roland kämpfen lassen, und der in ihren Epen eine bedeutende Rolle spielt, mit dieser Verbindung von Morisko und Trojaner zusammen; doch kann er auch aus dem König Trojano der südslavischen Sage entstanden sein, der freilich, wie wir später erkennen werden, selbst mit den Trojaburgen in naher Verbindung steht.

Auch wenn Shakespeare die Ruine des Königs Richard II. mit dem allein noch von seiner früheren Größe übriggebliebenen „Grundriß von Troja“ (the model where old Troy did stand. Akt V, Sc. 1) vergleicht, muß an die Troytowns gedacht werden, und wenn er den Antonius vom Oktavius sagen läßt, derselbe habe sein Schwert recht wie ein Tänzer getragen, so ist an jene Morris-dancer zu denken, die auch Whiffler (Pfeifer) genannt wurden und in Norwich noch bis vor wenigen Jahrzehnten alljährlich im Frühling den Schwerttanz aufführten.** Wenn dagegen Pistol im „König Heinrich V.“ (Akt V, Sc. 1) den Lieutenant Fluellen einen „schnöden Trojer“ nennt, so ist dies in erster Linie auf die Sage von der Abstammung der Waliser aus Troja zu beziehen, wenn auch die verächtliche Anwendung des Namens, der den Walisern doch als Ehrenname galt, durchblicken läßt, daß man unter „Trojanern“ damals noch etwas anderes verstand als die Helden Trojas oder ihre Nachkommen. Die Verbindung wird also nicht zu kühn sein, wenn wir bei den Trojanern im wegwerfenden Sinne an fahrende Leute denken, die in den

---

* Sollte damit nicht auch das englische truant (Herumtreiber), französisch truand (Landstreicher), truandaille (Gesindel), trucheur (Bettler), holländisch troggelaar (Bettler) zusammenhängen, Worte, die man gewöhnlich von einem neulateinischen truhannus oder trudannus herleitet, welches aber selber der Erläuterung bedarf und vielleicht nur Latinisierung von truand ist? ** Vergl. Liebrecht in Dunlops Geschichte der Prosadichtungen (Berlin 1851) S. 516.

Trojaburgen den Troja-Tanz vorführten, der früher eine religiöse Bedeutung gehabt hatte. Auch bei mittelalterlichen deutschen Dichtern, namentlich bei Neidhart von Reuenthal (im Anfange des 13. Jahrhunderts) kommt ein Tanz, der Troi oder Troi-aldei* und ein Tanzlied, welches Troyerlais,** d. h. Trojer-Weise genannt wird, vor, worüber bald näher zu handeln sein wird. Einen solchen fahrenden Schwert-Tänzer vermutet Müllenhoff*** in dem Meister Irreganc eines Handwerksburschenliedes (Laßbergs Liedersaal II. 314), welcher von sich sagt:

Irreganc heiz ich
Manec lant weiz ich
Mîn vater was Irreganc genannt.

Man kann darin ebensowohl eine Anspielung auf seinen Charakter als Fahrenden, wie auf das Tanzen in labyrinthischen Bahnen sehen. Und da wir nun aus Plinius wissen, daß schon zu seiner Zeit den englischen und skandinavischen Trojaburgen ähnliche Spiel-Labyrinthe auf den Feldern angelegt wurden, aus vielen anderen Schriftstellern überdem, daß man in Alt-Rom ein in labyrinthischen Windungen verlaufendes Cirkusspiel das Trojaspiel nannte, so wird uns die vorgebliche Deutung des Namens Troy-towns für die englischen Rasenlabyrinthe als eine Spitzfindigkeit der Tudorzeit (1485—1603) mehr als bedenklich vorkommen. Auch die zahllosen Trojaburgen Skandinaviens, Finnlands und Lapplands in oft seit Menschengedenken bewohnerlosen Gegenden widerstreben einem solchen Herleitungsversuche aus katholischen Bußübungen durchaus, wenn sich auch die Aufnahme der Labyrinthe in italienische und französische Kirchen als noch so verführerisch für eine derartige Schlußfolge erweisen sollte.

Wir müssen daher nach einem andern Zusammenhang für die wechselnde Verbindung der Labyrinthe mit Frühlingsspiel und christlichem Kult suchen und erinnern vorläufig nur daran, daß auf Kreta und Delos ein Labyrinth-Tanz in enger Verbindung mit dem Frühlingskult des wiederkehrenden Apoll und Theseus stattfand. Hierbei wird nun die Frage auftauchen, wie denn eigentlich in solchen Labyrinthen getanzt worden sein möge. Allerdings sind darüber nur Vermutungen möglich, da genaue Überlieferungen nirgends vorhanden sind. Man darf aber wohl kaum annehmen, daß es sich dabei um ein bloßes Durchhüpfen der Gänge von einzelnen Personen, wie in neuerer Zeit zu Eberswalde (S. 29), gehandelt

---

* Neidhart von Reuenthal, herausgeg. von Moritz Haupt (Leipzig 1858) S. XXVI u. 186. ** A. a. O. S. 154. *** Über den Schwerttanz der Germanen (Berlin 1871) S. 127.

haben wird, sondern wie auf Kreta und Delos um einen ausgebildeten Reihentanz, bei welchem (wie auch im Trojaspiel der Römer) die labyrinthischen Windungen zur angenehmen Erscheinung gebracht wurden.

Noch die altdeutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts machen einen Unterschied zwischen Tanz (trei, troi) und Reigen, Reihen oder Reien, indem sie den Tanz treten, den Reigen aber springen lassen. Es scheint dies auf ein stärkeres Hüpfen im Reigentanz, überhaupt auf eine mehr urwüchsige, ausgelassenere Tanzweise beim letzteren schließen zu lassen. Wahrscheinlich hatte R. von Liliencron recht, als er den Reigen als ländlichen Frühlingstanz von dem mehr höfischen Wintertanz der Ritter und Städter unterschied.* Bei den Bauern hatte sich die ältere Tanzweise erhalten, welche die Franzosen nach den Morristänzern danse moresque nannten und welche uns Th. de Bry in einem alten Kupferstiche mit aller ihrer Lustigkeit vorgeführt hat. Dagegen wird in einem dem Neidhart vielleicht mit Unrecht zugeschriebenen Liede die Würde eines höfischen Trettanzes hervorgehoben:

Dô sprach Enzeman:
warumbe geviel iu niht der tanz?
nû was ez doch ein niuver trei:
in het iuwers vaters wîp mit êren wol getreten.

Und noch früher, schon in der deutschen Umdichtung des Tundalus, kommt dieses Treten der Tänze vor;** doch ist der Unterschied nicht immer festgehalten, und wir wissen nicht, was Troi-aldei, Hopp-aldei, Gugg-aldei u. s. w. für Tänze waren. Der Hopp-aldei wird bald gesprungen, bald getreten.*** Fast möchte man schließen, daß Trei oder Troi der ältere allgemeine Name gewesen, welcher beide rhythmische Bewegungsformen (Tanz und Reigen) einschloß, so daß die Bezeichnungen Treiros und Troyerlais nur ganz allgemein Tanzlieder bedeuten würden, die zum Rundtanz wie zum Reigen gesungen werden konnten.

Von diesem alten Reigentanz, der bei uns nur noch im Ringelreigen der Kinder fortlebt, weil die Geistlichkeit ihn seiner Ausgelassenheit und seiner mythologischen Beziehungen wegen früh ächtete, haben wir kaum eine klare Vorstellung. Man nannte ihn in der Gelehrtensprache choraula, und im Waadtland wird noch heute coreihi (Chor-Reigen) für springen gebraucht. Dazu wurde im Chor gesungen, und der h. Eligius verbietet schon im 7. Jahrhundert den Deutschen ihre Choraula vel cantica diabolica, die den Kirchen-Chorälen eine Parodie zu sein schienen. Das hatte

* Zeitschrift für das deutsche Altertum VI S. 79—83. ** Moritz Haupt, a. a. O. S. 127 und 228. *** A. a. O. S. 186.

seine guten Gründe; denn das ganze Dorf, die gesamte Kirchengemeinde, soweit sie noch springen konnte, beteiligte sich daran und feierte ihre Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf diese besondere Weise. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger war, nahm seinen Nächsten an der Hand, der die andere Hand einem dritten reichte, und so zogen Hunderte in langer Kette mit allerlei Schlangenwindungen nach rechts und links durchs Land, weshalb man im Luzerner Lande diesen Schling- und Ringtanz das Gäuerln (durch den Gau ziehen) nannte. Natürlich wurden dabei allerhand Figuren gebildet; bald stellten die Vortänzer mit hoch emporgehobenen Armen eine Pforte dar, durch die alle Tänzer, die letzten voran, hindurchzogen, oder es formten sich Ringelreigen, deren Begleitlieder im Kindermunde noch heute von den sieben Jahren (Monaten) erzählen, die bis zur Erlösung der Maibraut dahingehen mußten. Denn um einen Maienreigen handelt es sich vornehmlich, und derselbe ist trotz aller geistlichen Bekämpfung in den deutschen Schweizerbergen noch bis in unser Jahrhundert erhalten geblieben, während er im St. Georgstanz der Serben, Bulgaren, Rumänen und Griechen noch heute fortlebt. Auf Westerlandföhr wurde mit diesem Tanze das neue Jahr begrüßt, die Isländer nannten ihn Hringbrot, und ebenso schildert uns Müllenhoff nach historischen Quellen den alten Springel-, Lang- und Trommeltanz der Dithmarschen. Salis hat in seinem Maienreigen den schweizerischen Frühlingstanz neu aufleben lassen, und Uhland seine hinreißende Gewalt im „Graf von Greiers“ gemalt, worin es heißt:

Der Sennerinnen jüngste, schlank wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis. — — —
Sie raffen ihn von hinnen, mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.*

Zu diesen Frühlings-Reihentänzen gehörte nun auch der Labyrinthreigen. Eine völlig freie Bewegung der geschlossenen Tänzerkette im Stein- oder Rasen-Labyrinthe wäre freilich nur bei solchen Anlagen denkbar, bei denen ein fortlaufender Schlängelgang erst hinein bis zum Mittelhof und dann auf getrenntem Wege wieder hinausführte, und derartige Anlagen kommen zwar vor, aber nur in der Minderzahl der Fälle. In den häufigeren Formen der Trojaburgen wäre für die geschlossene Kette nur ein Hin- und Herwogen der Tänzer, die sich an den Händen gefaßt hielten,

* Obige Schilderung größtenteils nach Rochholz, Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1857) S. 371—372.

denkbar, und es läßt sich nicht leugnen, daß schon diese Tanzform namentlich von einem etwas höher belegenen Zuschauerplatze aus, infolge der einander direkt entgegengesetzten Bewegungen in den sich umschließenden Kreisgängen, ein sehr anmutiges Bild des wechselnden Auf- und Entrollens des Knäuels geboten haben müßte. Ein solcher Tanz würde auf freier Flur zu wiederholen sein, um ein klares Bild zu erlangen, und ich sollte mich wundern, wenn das Ballett nicht bereits einmal das Thema Theseus und Ariadne aufgenommen hätte, um diese günstige Gelegenheit, vergessene Tanzformen des Altertums von sicher bedeutender Wirksamkeit für die Bühne zu erneuern, nicht unbenutzt zu lassen. Die Griechen ließen den Labyrinthreigen auf Kreta und Delos von Kindern tanzen, mit zwei Anführern an dem vorderen und hinteren Ende der Kette; vielleicht geschah dies, weil der Überblick dieses verwickelten Tanzes für den Erwachsenen leichter und angenehmer sein muß, wenn Kinder die Ausführung übernehmen, und wahrscheinlich knüpfte sich daran die Sage von den aus dem Labyrinthe erretteten Kindern, die aus Freude über ihre Befreiung den Labyrinthreigen ausführten. Ariadne war dann vielleicht die Tanzführerin, Theseus der Reigenbeschließer.

Wahrscheinlich aber hatte dieser Tanz mehrere Touren, und es ist mir aus inneren, in den verschiedenen Formen, welche die Sage angenommen hat, liegenden Gründen durchaus wahrscheinlich, daß er mit einer Figur begann, welche die Erstürmung des Labyrinths darstellte. Es handelte sich dabei vermutlich um einen die Kreislinien des Tanzplatzes, welche die Mauern des Labyrinthes versinnlichen, radial durchbrechenden, d. h. überspringenden Eintritt der Tänzer. In all den Mythen und Märchen, die im offenbaren Zusammenhange mit der Labyrinthsage stehen und in der Folge genauer zu untersuchen sein werden, handelt es sich immer nur um die Schwierigkeit des Herausfindens aus dem Labyrinthe, während sie den Eintritt mit Gewalt, d. h. durch Überspringen der Kreismauern, erzwingen lassen. Vielleicht liegt hier der Grund, daß die Alten diesen Tanz als Hüpf- oder Kranichtanz (Geranos) bezeichneten. Ich bin demnach geneigt, anzunehmen, daß sich der erste Reigen dieser Aufführung erst innerhalb des Labyrinths bildete, dergestalt, daß der Mittelhof von den Tänzern zunächst in gerader, radialer Richtung gewonnen wurde, worauf der zuerst Hineingelangte auch die Hinausführung des Zuges übernahm, indem er seinem ersten Nachfolger die Hand oder den Gürtel zum Anschluß bot, dieser dem zweiten und so fort. Um die Fortführung dieses Reigens zu ermöglichen, mußte dann der radiale Zugang freigehalten werden, sei es, indem die Kreise sich immerfort in dieser Linie unterbrachen, oder dort die Verbindung beständig lösten, oder die Tänzer mit erhobenen

Händen und Schwertern eine Art radialen Arkadengang darüber bildeten, oder auf andere Weise. Beim Schwertertanz bildete sich der Reigen häufig so, daß der Nachfolger die Spitze des über die Schulter gehaltenen Schwertes seines Vorgängers erfaßte, dann löste sich wieder der Reigen, und die Schwerter wurden hoch erhoben, um die einander entgegenwallenden Bewegungen im Knäuel nach außen sichtbarer zu machen, oder die Schwerter wurden sämtlich wie die Speichen eines Rades nach der Mitte gestreckt, um die sogenannte Rose zu bilden, worüber noch in einem besonderen, dem Schwerttanz zu widmenden Kapitel die Rede sein wird.

Ein radialer Zugang zu dem vom Centrum des Labyrinthes aus sich bildenden Reigen scheint nun in der That in den meisten Anlagen dieser Art schon durch den breiten Zugang mit Vorhof angedeutet und vorgesehen zu sein. Man vergleiche die Figuren 1, 3 und 4 (auf Seite 4 und 19), bei denen der Radialgang von den aus dem Mittelhofe herauskommend gedachten Tänzern erst wieder erreicht werden würde, nachdem eine ziemliche Anzahl hineingedrungen wäre; das Labyrinth der Insel Wier (Fig. 8) zeigt ebenfalls ein spätes Wiederbetreten des Vorhofes, wenn man die Tänzer radial eindringen und von der Mitte den Labyrinthtanz beginnen läßt. Zu einer solchen Annahme verlockt neben der Mythe, die den Eingang durch Überspringen der Mauern gewinnen läßt, auch die große Zahl der englischen Steinzeichnungen, von denen wir alsbald sprechen werden, für welche die radiale Durchbrechung eines Systems konzentrischer Kreise typisch ist, vor allem freilich der Umstand, daß sich die Bildung eines f o r t d a u e r n d e n Labyrinthreigens kaum in anderer Weise vorstellen läßt.



Fig. 8. Grundriß der Steinsetzung auf der Insel Wier.

Da nun schon die römischen Marspriester (Salier) ihren im Frühjahr (März) ausgeführten labyrinthischen Schwerttanz nach den dazu gesungenen altertümlichen Liedern Troa oder Troja genannt zu haben scheinen — sie bezeichneten die erforderlichen geschickten Wendungen als troare und antroare, womit die oben (S. 36) gegebene keltische Übersetzung von Caer y troian „Stadt der Wendungen" zu vergleichen ist —, so würde es auch für die Archäologen von einem nicht unbedeutenden Interesse sein, sowohl der Geschichte der deutschen Tanznamen Troi und Troyer nachzuforschen, namentlich aber in alten Schriftwerken das früheste

Auftreten des Namens Troy oder Troja für die in Rede stehenden Stein-, Hecken- oder Rasen-Anlagen Skandinaviens und Englands festzustellen, was den einheimischen Altertumsforschern dieser Länder ohne besondere Schwierigkeiten möglich sein dürfte.* Denn wir werden sehen, daß sich daran wichtige fernere Probleme knüpfen. Noch etwas weiter rückwärts als die Erwähnung des Namens in dem kymrischen Geschichtswerke führt uns eine Nachricht, die sich in der bald näher zu besprechenden Abhandlung von Sir J. Y. Simpson über die Bildersteine Schottlands befindet und auf eine Angabe bezieht, die aus einer gegen Ende des 17. Jahrhunderts verfaßten Geschichte von Galloway, dem Lande der im 9. und 10. Jahrhundert aus Irland in Südwestschottland eingewanderten Kelten (Galli), stammt. „Zu Camerot-Müir in dem alten Kirchspiel von Kirkdale befindet sich," heißt es daselbst, „ein vier bis fünf Fuß im Durchmesser haltender Stein, der Pfennigstein genannt, welcher auf seiner Oberfläche ein Abbild jener Zeichnung trägt, die man gewöhnlich die Mauern von Troja nennt, nämlich eine Schnecken- oder Spirallinie." **

Es ist dies die erste Erwähnung der englischen Bildersteine, von denen jetzt mehr als hundert Exemplare bekannt sind, die sich über weite Gebiete Englands, Irlands und Schottlands bis nach den Orkney-Inseln verteilen und die in tausendfacher Wiederholung ein Bild jener Figur zeigen, die noch im 17. Jahrhundert ganz allgemein unter dem Namen der Mauern von Troja bekannt war. Allerdings läßt sich der Stein von Camerot-Muir heute nicht mehr nachweisen; er ist vermutlich, wie so viele andere seinesgleichen, gesprengt und zum Straßen- oder Häuserbau verwandt worden. Aber es ist nicht zu zweifeln, daß er dieselbe Figur getragen haben wird, die auf so vielen schottischen und englischen Steinen in unermüdlicher Wiederkehr eingeschnitten wurde, so daß sie fast die Alleinherrschaft behauptet, und da sie in anderen Ländern nicht vorkommt,

* Vielleicht liefert das niemals vollständig im Druck erschienene Epos: les Murs de Troie ou l'Origine du Burlesque, welches der bekannte Märchenerzähler Perrault um 1650 dichtete, einige Anspielungen auf Trojaspiel und Trojatanz im damaligen Frankreich. Es schilderte Apoll als Urheber der verschiedenen Poesie-Gattungen: der erhabenen als olympischer Gott, der ländlichen als Schäfer, und der burlesken, die unter den Maurern von Troja erfunden wurde, zu denen Apoll gehörte. Der erste Gesang erschien 1653 in Druck, der zweite wird in der eigenen Handschrift des Verfassers in der Bibliothek des Pariser Arsenals verwahrt. Viel früher schon tanzte man in Frankreich la Tresque, d. h. die italienische Tresca, einen Reigen mit verschlungenen Figuren, der aus dem alten Schwerttanz (Intrezzata d. h. der Verwickelte) hervorgegangen ist. ** Vergl. Nicholsons History of Galloway Vol. II. p. 47 und S. 33 der sogleich anzuführenden Abhandlung Sir J. Simpsons.

verdient hätte, in das Wappen des vereinigten Königreichs aufgenommen zu werden. Diese Figur besteht aus einer wechselnden Anzahl (zwei bis acht) konzentrischer Kreise, die meist einen viertel Zoll tief in die Steinfläche

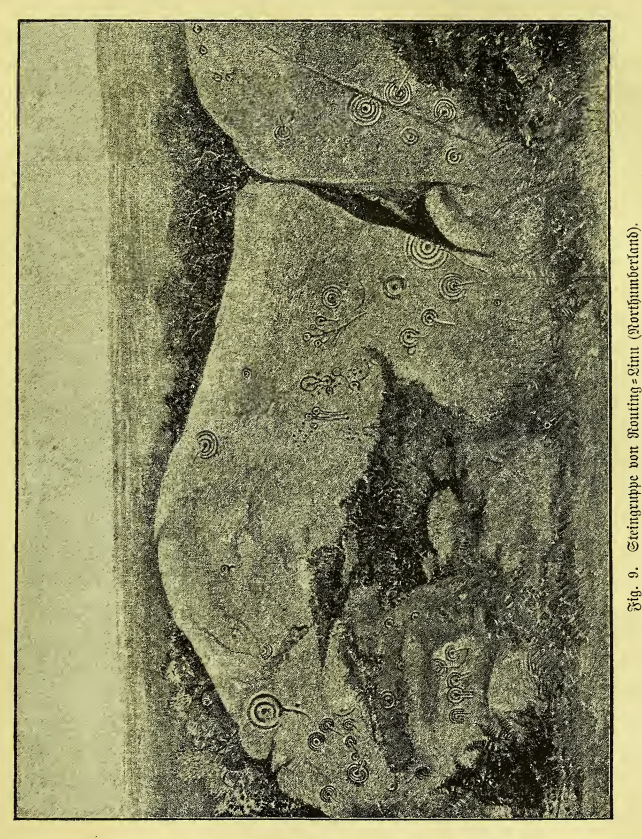


Fig. 9. Steingruppe von Routing-Linn (Northumberland).
(Nach G. Tate.)

eingegraben sind und in ihrem Mittelpunkt eine kleine tiefere Höhlung einschließen, die sich den Näpfchen der über die ganze indogermanische Welt verbreiteten Näpfchensteine vergleichen läßt und manchmal bis zu anderthalb Zoll Tiefe erreicht. Die Größe der Gesamtfigur schwankt bei den Northumberlandsteinen von zwei bis neununddreißig Zoll Durchmesser, und in der Regel führt aus dem Mittelnäpfchen eine radiale Rinne durch eine

Öffnung der Kreise weit über den Umfang der Figur hinaus und verbindet sich nicht selten mit der Radialrinne anderer Kreissysteme.

Die wissenschaftliche Betrachtung dieser Steine hat erst vor vierzig Jahren ihren Anfang genommen; denn obwohl J. C. Langlands schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts darauf aufmerksam gemacht hatte, erregte dies keine Beachtung, und sie fielen von neuem in Vergessenheit, bis William Greenwell 1852 auf der Jahresversammlung der Archäologischen Gesellschaft zu New-Castle das ansehnlichste dieser Denkmale, die Steingruppe von Routing-Linn in Northumberland beschrieb. Diese nach teilweiser Wegnahme noch immer sechzig Fuß lange und vierzig Fuß breite Sandsteingruppe (Fig. 9), welche sich circa zehn Fuß über den Boden erhebt, giebt eine große Mannigfaltigkeit solcher Zeichnungen wieder, die, wie in allen diesen Fällen, auf der unbearbeiteten, rohen Oberfläche eingemeißelt sind und sich am schärfsten an den Stellen erhalten haben, die sich im Laufe der Jahrhunderte mit einer Torf- oder Moorschicht bedeckt hatten. Wir gewahren bei aller Verschiedenheit der einzelnen Formen doch eine Rückkehr zu demselben Grundtypus, der sich auch auf den anderen Steindenkmalen dieser Art unablässig wiederholt.

Die erste zusammenfassende Beschreibung dieser Denkmale (und zwar der über Northumberland zerstreuten) gab 1864 George Tate,* und wir erfahren daraus, daß sie alle in Sandstein geschnitten sind und sich nicht auf die Cheviot-Berge erstrecken, vermutlich, weil das in diesen Bergen vorherrschende Gestein (Porphyr) den unvollkommenen Werkzeugen der Künstler zu viel Widerstand bot. Man erkennt leicht, daß sie mit rohen Werkzeugen gemacht sind; aber der Sandstein Northumberlands ist so weich, daß selbst die Werkzeuge von Völkern der Steinzeit dazu ausgereicht haben würden. Aus dem Umstande, daß die Porphyrblöcke der Gebirgsstrecken Northumberlands diese Figuren nicht tragen, glaubt Tate schließen zu dürfen, daß diese Bilder einer Zeit angehören, in der man nur Werkzeuge aus Feuerstein, Basalt u. s. w. besaß. Indessen ist dieser Schluß nicht ganz bündig und darf um so mehr angefochten werden, als sich in der Nähe solcher mit Gravierungen versehenen Felsen wiederholt Bronzecelte, Kupfergeräte u. s. w. vorfanden.

Dieselbe Behauptung wurde wiederholt, als Sir James Y. Simpson eine noch größere Anzahl solcher Bilderfelsen aus Schottland beschrieb und

* George Tate, The ancient British Sculptured Rocks of Northumberland and the Eastern Borders with Notices of the Remains associated with these Sculptures, in the Proceedings of the Berwickshire Naturalists Club Vol. V. p. 137—181 with XII. Plates.

abbildete,* woselbst dieselben Figuren sich vielfach auch auf härterem Gestein, wie Granit, nachweisen lassen. Allein Bertrand und G. de Mortillet haben umgekehrt nachzuweisen gesucht, daß sich auf härterem Gestein solche Figuren erst recht nicht mit Bronzewerkzeugen hervorbringen lassen, und daß hier ebenfalls härtere Stein-Werkzeuge für die oft mit überraschendem Geschick ausgeführten Arbeiten gedient haben müssen.** Die meisten Bildsteine finden sich dort in der Grafschaft Argyllshire in einem Crinan-Level oder Moß genannten Thale, welches sich einige Meilen nördlich vom Gipfel des Loch Fine erstreckt und mit seinen Dolmen, Steinkreisen und Monolithen einem großen Friedhofe gleicht. Wie in Northumberland finden sich auch in diesem Gebiete jene rätselhaften Figuren nicht bloß auf natürlich anstehenden, mit Spuren der Eiszeit versehenen Blöcken, sondern auch auf den Menhirs, Dolmen- und Cromlech-Steinen, ja auf den Wänden von Steinkisten mit Urnenbegräbnissen. Dadurch wird die Vermutung einer religiösen Bedeutung dieser Skulpturen bestärkt, und auch bei den auf natürlich anstehenden Felsen ausgeführten Zeichnungen stellte sich in Northumberland häufiger heraus, daß sich in ihrer Nähe Begräbnisse befanden. Mehrere solcher Steine, z. B. auch der oben abgebildete von Routing-Linn, befinden sich auf alten, mit Wällen und Erdarbeiten eingefriedigten altbritischen Lagern. Im allgemeinen Charakter stimmen die schottischen Steinbilder mit denen von Northumberland völlig überein, wie das hier abgebildete Beispiel von einem Felsen zu Auchnabreach (Fig. 10) in Argyllshire beweist, nur daß hier eine gewisse Neigung der konzentrischen Kreise, in Spiralen überzugehen, hervortritt.

Aber auch an vielen andern Orten Englands und Irlands sind dieselben Zeichnungen beobachtet worden, und zwar ebenfalls auf natürlichen Felsen, Steinpfeilern und in Begräbnissen. Schon im Jahre 1864 konnte Tate seiner Beschreibung von fünfundfünfzig derartigen Vorkommnissen in Northumberland eine Anzahl von Fällen aus den übrigen Teilen des vereinigten Königreichs anfügen,*** z. B. aus Dartmoor, bei Pickering in Yorkshire, bei Dorchester, am Peak of Derbyshire und an anderen Orten, ebenso mehrere von Lord Dunravin und Mr. Stuart aufgefundene Fälle aus Irland und von den Orkney-Inseln. Die Zahl dieser Bildersteine wird sich inzwischen, nachdem die Aufmerksamkeit der Forscher auf sie gerichtet wurde, sicherlich noch erheblich vermehrt haben, wie ja die Tates Beobachtungen an Zahl der Fälle noch übertreffenden Funde

* Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. VI. 1867. Appendix. ** Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit (Jena 1874) Bd. I. S. 111. *** Tate, a. a. O. S. 161—166.

Simpsons in Schottland beweisen. Dagegen gehören die von Stuart in seinem großen Werke on the Sculptured Stones beschriebenen Fälle nach Lubbocks Meinung* größtenteils nicht zu jener in sehr alter Zeit über ganz England verbreiteten Gruppe, sondern sind viel jünger.

Für die Altersbestimmung eignen sich naturgemäß am besten die mit Gräbern in Verbindung stehenden Bildsteine, und besonders solche Fälle, in denen derartige Bilder innerhalb der Gräber selbst, z. B. auf den Deck-

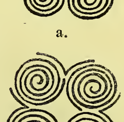


Fig. 10. Felsskulpturen von Auchnabreach (Schottland).
(Nach Sir J. Lubbock und Sir J. Y. Simpson.)

platten von Steinkistengräbern oder Urnen, vorkamen. Tate hat eine ganze Anzahl derartiger Beispiele aus Northumberland beschrieben, worunter vier sichere Fälle sind, bei welchen die Steine den Deckel von Steinkisten bildeten, in denen sich Urnen mit Brandresten befanden. Am lehrreichsten war ein Grabhügel bei Dorchester in England. Bei der Eröffnung fand sich in der Tiefe von drei Fuß ein roher, unbehauener Stein mit einer Reihe eingegrabener konzentrischer Kreise. Unter diesem Stein befand sich eine sechs bis sieben Fuß dicke Lage aufgeschichteter Feuersteine, die einen zweiten, mit ähnlichen eingeschnittenen Kreisen versehenen Stein

* Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit (Jena 1874) I. S. 166.

bedeckte. Darunter kam dann wieder eine Lage von Feuersteinen, untermischt mit Scherben einer rohen Urne, und noch tiefer fanden sich die Überreste von sechs menschlichen Skeletten mit Kohlenstückchen und einer Urne.* Aus diesem und ähnlichen Begräbnissen zu Ford West=Field, Black Heddon, Craigie Hill, Lochgilphead und Kerry läßt sich jedenfalls schließen, daß diese Kreissteine nicht jünger sind als die Begräbnisse, vielleicht aber noch bedeutend älter als manche derselben, da sie in einigen Fällen wie abgeschlagene Stücke von älteren Monumenten dieser Gattung erscheinen, die man den Toten als Amulette mit ins Grab gegeben hat. Diese Gräber aber entstammen, ebenso wie die megalithischen Denkmale, auf denen sich dieselben Kreise vorfinden, meist der Bronzezeit, vielleicht zum Teil noch der jüngeren Steinzeit, d. h. der Epoche der geschliffenen Steine, und Tate giebt ihnen ein Alter von 2000 bis 3000 Jahren. — Damit fällt der in früherer Zeit hier und da ausgesprochene Glaube, daß diese Kreissteine der Römerzeit angehört haben könnten, völlig zusammen; es haben sich auch nirgends in der Welt Steinzeichnungen dieser Art gefunden, als eben in England. Nach Tates Untersuchungen finden sich nur noch auf Malta und in der Bretagne vergleichbare Zeichnungen; aber diese stellen spiralige Ornamente dar und erinnern in keiner Weise an den symbolischen Charakter der englischen Eingrabungen. Solche zeigen auch die Wände gewisser sogenannter Piktenhäuser auf den Orkneyinseln (Fig. 11a.) und der großen Dolmen und Ganggräber in Irland und in der Bretagne, z. B. das Innere der 63 Fuß langen Grabgallerie von New=Grange unweit Drogheda in Irland (Fig. 11 b.), welche als Eingang zu dem unterirdischen Feen=Palast des alten Königshauses der Danann und Daghda gilt. Hier muß man sich aber erinnern, daß die Spirallinie eben das durch die Schmiedekunst der Bronzezeit zur Herrschaft gebrachte Hauptornament der Epoche war und daher auch wie in Mykenä zur Grabstein= und Wandverzierung angewandt wurde. Ihnen gegenüber zeigen die hier in Rede stehenden Figuren aus konzentrischen Kreisen durchaus keine Neigung, als Flächen=Ornament aufzutreten; sie erscheinen völlig unregelmäßig zerstreut über die Flächen, bald mehrere dicht bei einander, dann wieder breite Lücken, ohne alle Ordnung.



a.



b.

Fig. 11 a. und b. Spiralskulpturen von Piktenhäusern und Dolmen.

Es regt sich nun zunächst die Frage, welcher der wechselnden Rassen, die England nacheinander bevölkert haben, sie zuzuschreiben sind. Denn

* Journal of the Archaeological Association Vol. III. p. 51. Bei Tate S. 165.

der Ansicht Tates, daß sie nicht über die Grenzen des vereinigten Königreichs hinaus vorkommen, wird man beistimmen, wenn man das reiche bildliche Material vergleicht, welches Richard Andree aus allen Teilen der Welt gesammelt und seiner Abhandlung über Petroglyphen* beigefügt hat. Sie gehören ausschließlich einer altbritischen Bevölkerung an; denn anderwärts haben sich kaum Ansätze für ähnliche Zeichnungen gefunden. In der Nähe von Rothbury, dem südlichsten Orte von Northumberland, woselbst sich solche Figuren auf anstehendem Fels gefunden haben, zu Tosson wurden vier Kistengräber geöffnet, welche vier Skelette mit einem bronzenen Schildbuckel, einer eisernen Waffe und Urnen mit den charakteristischen Verzierungen der altbritischen Töpferei enthielten. Der einzige erhaltene Schädel war brachykephal. Nachher kamen zu Tates Kenntnis noch zwölf andere in diesen alten Begräbnissen Northumberlands gefundene Schädel, die alle, obwohl an den verschiedensten Orten gefunden, derselben Rasse angehörten. Ebenso sind die schottischen Felsritzungen vom Northumberland-Typus nach Forbes Leslie** mit dem Auftreten einer brachykephalen Rasse verbunden, und man hat dabei naturgemäß an Finn- und Lappländer gedacht, die ja nach der früheren Annahme der Anthropologen während und bald nach der Eiszeit ganz Europa bevölkert haben und die eigentliche Urrasse des Kontinents darstellen sollten. Wenn demnach Tate die englischen Kreissteine der ältesten keltischen Bevölkerung zuschreiben will, die in England eingewandert wäre, so muß er entgegen der vorherrschenden Ansicht, welche die Kelten der dolichokephalen Rasse zuteilt, annehmen, diese ältesten Kelten Englands seien kurzschädlig gewesen. Auch Simpson hielt diese Denkmale für sehr alt und erwähnt ein Grab in der Grafschaft Meath (Irland), dessen Wände diese Zeichen trugen, welches außer gebrannten Knochen vorwiegend sehr alte Beigaben (Stücke sehr roher Töpferei, Steinpfeile und -Messer, einen runden Stein, vermutlich Siedestein, Reste eines steinernen Halsbandes, Knochenwerkzeuge, 200 bis 300 Seemuscheln u. s. w.) enthielt.***

Nicht weniger schwierig ist die Frage, was diese Zeichnungen bedeuten sollten? In den Jahren der ersten Entdeckung hielten Greenwell (vergl. S. 50), Sir Gardner Wilkinson, Dr. Graves u. a. die Bilder für eine Art von alten Landkarten und Plänen, in denen die konzentrischen Kreise befestigte Lager mit ihren Erdwällen vorstellen sollten. Aber derartige Lager mit mehr als drei Wällen kommen kaum vor. Ein

* Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878. S. 258—299. ** The early Races of Scotland and their Monuments. Edinburgh 1866. *** Sir J. Y. Simpson a. a. O. S. 65—66.

Herr M'Callum wollte in den konzentrischen Kreisen Bilder des Planetensystems sehen, welche, in Feldsteine eingehauen, zum Zeichen dienen sollten, daß der Grund und Boden, auf dem diese Steine liegen, den Eigentümern und ihren Nachkommen gehören sollten, solange die Planeten kreisen, mit andern Worten, er wollte in ihnen magische Zeichen sehen, welche die Ewigkeit des Besitzes sichern sollten. Noch andere wollten darin eine eigentümliche Hieroglyphenschrift erkennen, und es ist nicht zu leugnen, daß in manchen Fällen, wie z. B. auf einem der Steine von Old-Bewick-Hill (Fig. 12),



Fig. 12. Felsskulpturen von Old-Bewick-Hill (Northumberland). Nach G. Tate in 1/27 Größe.

die eigentümliche Verbindung der einzelnen Zeichen die Annahme begünstigen muß, als wenn dadurch Mitteilungen auf die Nachwelt gebracht werden sollten. Aber freilich erscheinen in noch häufigeren Fällen die Kreissysteme beinahe oder völlig isoliert unter den übrigen Figuren, oder treten auch ganz für sich auf, ohne andere Zeichenbegleitung.

In der Folge haben sich dann die meisten Forscher der schon 1853 von Tate ausgesprochenen Meinung angeschlossen, daß es sich nur um religiöse Symbole handeln könne. „Man beachte," sagte derselbe, „die weite Ausdehnung ihrer Verteilung von einem Ende Britanniens bis zum andern und sogar bis auf Irland und sage uns dann, was Stämme, die Hunderte englischer Meilen voneinander entfernt wohnten und teilweise

sogar durch das Meer getrennt waren, dazu veranlassen konnte, genau die nämlichen Symbole anzuwenden, wenn es sich nicht um den Ausdruck religiöser Gefühle oder um Vollziehung abergläubischer Gebräuche handeln soll. Über diese allgemeinen Gesichtspunkte hinaus, wandern wir offengestanden in den Gefilden der Phantasie und Konjektur."* Trotz dieser trefflichen Worte haben weder andere Forscher, noch Tate selbst sich mit so allgemeinen Erklärungen begnügen wollen. Dickson in Alnwick dachte an Mithrasdienst und S. Nilsson aus Stockholm, wie in allen seinen prähistorischen Nordlands-Forschungen, natürlich an Baalsdienst, den die alten Phöniker hierher verpflanzt haben sollten. Da nun aber die Phöniker solche Figuren nirgends in ihrer Heimat gemalt oder eingegraben haben, so ist die Verknüpfung ziemlich müßig, und auch Nilsson weiß sich nicht anders, als mit der Erklärung zu helfen, daß die Spirale und die konzentrischen Kreise eben die Ornamente der Bronzezeit waren. Allein bei den englischen Bildersteinen handelt es sich offenbar nicht um Ornamentik.

Sir Simpson und G. Tate, die genauesten Kenner dieser Bilder, hielten deshalb mit Recht an der Ansicht fest, daß sie einheimischen Ursprungs seien. Ob keltischen, wie sie meinten, ist eine andere Frage. Die schottischen liegen thatsächlich in Thälern, die rings von Bergfestungs-Türmen (duns) mit keltischen Namen umkränzt werden. So Auchnabreach mit der (Fig. 10) abgebildeten Steinskulptur, das nahe Carnban, Tyneß und Calton Moor. „Mein Freund Dr. Hunter," sagt Simpson,** „deutet darauf hin, daß man, auf dem Hügel der Carnban-Skulpturen stehend, in einem Radius von bloß 1—2 engl. Meilen Dunamuck, Dunans, Dunbuy, Dunchain, Dunamarak, Dunoraigik und Dunad erblickt, das letztere noch jetzt ein durch seine mächtigen cyklopischen Mauern auf dem Kegelberge ausgezeichnetes Fort." In den alten wälischen Triaden, d. h. alten Bardenliedern, die sich immer in drei Gesänge gliedern, giebt es nun allerdings einige Anspielungen auf solche Figurensteine und in der Druidenlehre Sätze, die von der Einteilung der Welt in sieben oder neun Kreise sprechen; aber der Rede Sinn bleibt dunkel. So heißt es in dem dritten Liede der religiösen Triade, daß man auf den Steinen von Gwydden Ganhebon die Wissenschaften und Künste der Welt lesen könne, und es wird gesagt, daß der Astronom Gwydon-ap-Don zu Caernarvon unter einem mit Rätseln bedeckten Stein beerdigt wurde. Aber das klingt beinahe, als ob die Kelten diese Figuren im Lande schon vorgefunden hätten, da sie ihnen bereits Rätsel waren. In dem die „Beute der Tiefe" (Preidden

* Tate, a. a. O. S. 173. ** Simpson, a. a. O. S. 59.

Annwn) betitelten mystischen Liede der Triaden, welches ihr erster Erforscher Davies „das ausgesuchte Musterstück der Unverständlichkeit“ nennt, wird geschildert, wie der Schüler der druidischen Lehre in immer höhere Kreise eintritt; aus dem Kreise der gemeinen materiellen Welt (Caer Bediwyd) tritt er in den Kreis der Gerechten (Caer Mediwyd), dann in den Umkreis der königlichen Versammlung (Caer Rigor), d. h. er hat die niedern Weihen und Mysterien empfangen. Jetzt folgt nun die Einschließung in den Cromlech (Caer Golur, d. h. der dunkle Umkreis), der den bürgerlichen Tod, die völlige Hingebung an den Orden bedeutet; es folgt der Tierkreis der Wanderung (Caer Vandwy), die Vollendung der Seelenwanderung im Lebenskreise (Caer Ochren), die dritte Wiedergeburt des Lehrlings, die im Liede von Taliesin auf den 1. Mai verlegt ist, und als Schluß und höchste Vollendung die Aufnahme in den Himmelskreis (Caer Sidi).*

Wir würden also, wenn wir diesen, hier meines Wissens zum ersten Male angedeuteten Zusammenhang annehmen wollten, in jenen Kreissystemen Erinnerungen an Personen erblicken können, welche die verschiedenen Weihen des Druiden-Ordens empfangen hätten, und wir würden dann verstehen, warum aus der mittleren Grube, in welcher der unaufgeklärte Geist in geistiger Tiefe ruht, ein radialer Strich hinausführt, der ein bis neun Kreise überschreitet. Viele hätten nur den ersten Kreis, andere zwei bis drei und noch andere immer mehr Kreise, d. h. Weihen überschritten und seien schon im Leben zu der Unsterblichkeit eingegangen, deren Symbol eben die zusammengesetzten Kreissysteme wären. Als Unsterblichkeitssymbole sind dieselben wegen des jeweiligen Vorkommens in Gräbern von Tate und den meisten englischen Forschern genommen worden. Ich würde diese mystische Deutung nicht aufgestellt haben, wenn nicht noch ein anderes seltsames Zusammentreffen der Druidenlehre mit diesen Figuren vorkäme, nämlich auf den Steinen von Dod-Law in Northumberland. Hier befindet sich namentlich ein Stein (Fig. 13), dessen Fläche bis zum Jahre 1855, wo ihn Fräulein Procter entdeckte, ganz mit Rasen bewachsen war und der neben Figuren des gewöhnlichen Kreistypus vier solche enthält, die in einer viereckigen ein- bis dreifachen Umfriedigung neun bis vierzehn Gruben statt der einfachen Näpfchen der andern Kreissysteme einschließen. Nun finden sich aber in dem oben angeführten Liede Anspielungen darauf, daß mit König Arthur sechzehn Männer in die

---

* Vergl. F. Mone, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa II. p. 537—548.

viereckige Einzäunung auf dem „Eiland mit der festen Thür, wo Zwielicht und Dunkelheit herrschen, eingegangen und nur neun zurückgekehrt seien, während der Rest als «Beute der Tiefe» — so heißt das betreffende Lied — zurückgeblieben sei.“* Dies ist aber die einzige derartige Darstellung unter der großen Anzahl von Steinskulpturen, die Tate und Simpson mitgeteilt haben.



Fig. 13. Bruchstück eines Figurenfelsen von Dod-Law (Northumberland). In 1/27 Größe, nach G. Tate.

Im übrigen braucht nicht erst hinzugefügt werden, daß auch dieser Deutungsversuch nichts weniger als sicher begründet ist. Denn einesteils erinnern doch alle diese Figurensteine, obwohl sie nirgends sonst als in England vorkommen, stark an die vielumworbenen, über ganz Europa bis Nordafrika und Südasien, d. h. über alle Arierländer verbreiteten Schalen- oder Näpfchensteine, Felsblöcke oder megalithische Denkmale mit eingeschliffenen runden Vertiefungen, über deren Bedeutung bereits sehr viel, aber wenig Befriedigendes geschrieben worden ist. Auch in andern Ländern als in England kommen diese Näpfchen mit ein bis zwei Kreisen

* Vergl. Mone, a. a. O. II. S. 538.

umschrieben vor; mehr als zwei konzentrische Kreise, sowie die weitere Ausbildung des Systems und der radiale Strich (der nur selten nach mehreren Richtungen geht) sind aber außerhalb Englands bisher kaum beobachtet worden. Dieser radiale Strich macht aber die Kreissysteme, wenn man die Sache genauer erwägt, zu einem Labyrinthe, einer Trojaburg, als welche sie schon in ihrer ältesten Erwähnung (vergl. S. 48) bezeichnet wurden. Denn wenn man, wie es am nächsten liegt, die einander umfangenden Kreise als ebensoviele Ringmauern auffaßt, so muß man



Fig. 14. Figurenstein von der Kuppe des Pfingsthügels (Northumberland) in $^1/_{27}$ Größe nach G. Tate.

doch auch die Radialrinne als Mauer gelten lassen, und dann formt sich das ganze Gebilde zu einem Labyrinthe, dessen Mitte, unter gewissen Voraussetzungen, nur auf einem vielfach gewundenen Wege zu erreichen ist. Ein Stein von der Kuppe des Pfingsthügels (Whitsunbank hill Fig. 14) zeigt dies besonders auffällig in der größeren, aus sechs elliptischen Ringen gebildeten Figur, deren längerer Durchmesser 24 Zoll beträgt, weil hier die Rinnen der Mauern beiderseits dicht zum Radialstrich laufen und dort scharf endigen. Natürlich müßte ein Verbot der Wiederbenützung des geraden Weges von der Mitte zum Ausgange für die zurückkehrenden Tänzer, wie es oben (S. 47) angenommen wurde, mit einer Ceremonie verknüpft gewesen sein, falls diese Felsskulpturen als deren

Erinnerungsbilder oder Symbole gedeutet werden sollen. Eine Figur von Horton-Mor (Northumberland) zeigt noch deutlicher ein echtes Labyrinth (Fig. 15).

Wir werden nun sehen, daß sich an die gewöhnlich Trojaburgen genannten nordischen Labyrinthe die Idee der im Frühling stattfindenden Erlösung und Wiedergeburt einer so lange in Gefangenschaft und Finsternis umherirrenden Gottheit knüpfte, und es wäre ganz wohl möglich, daß die Druiden den alten, mit diesen Vorstellungen verknüpften Naturdienst der andern europäischen Völker in ihrer Weise umgestaltet und vertieft hätten. So singt denn auch Taliesin, der mehrmals und zum dritten Male am 1. Mai wiedergeborene Held vieler altwälischen Lieder, er sei, nachdem er beim Sturz des Lucifer und in der Arche des Noah gewesen, die Zerstörung von Sodom und Gomorrha mit eigenen Augen gesehen, dann Oberaufseher bei Nimrods Turmbau und bei allen großen Ereignissen der Vorzeit dabei gewesen,* endlich zu den Trümmern Trojas nach England gekommen.



Fig. 15. Steinfiguren von Horton-Mor. In 1/27 Größe nach G. Tate.

5. Labyrinthe in Handschriften und Büchern.

Im Mittelalter tauchte früh die Neigung auf, die Abschriften religiöser und moralisierender Werke, in welchen von Irrwegen und Verführungen gesprochen wird, denen die menschliche Schwachheit unterliegt, an den betreffenden Textstellen mit Labyrinthbildern zu versehen. So geschah es bei dem philosophischen Trostbuche (De Consolatione Philosophiae), welches der heidnische Boëthius kurz vor seiner Hinrichtung (525) durch Theodorich im Kerker verfaßt hatte, dem christlichen Weltbilde (Imago Mundi) des Honorius von Autun und ähnlichen Werken, wobei nach den bisher bekannt gewordenen Beispielen das Labyrinthbild besonders häufig in deutschen Ländern hinzugefügt worden zu sein scheint. Man nimmt gewöhnlich an, daß es sich dabei um Nach- und Umbildungen

* Mone, a. a. O. S. 523.

des alten einachsigen Labyrinthbildes handelt, welches seit dem 4. Jahrhundert vor Christus in mannigfacher Wandlung (bald mit graden, bald mit krummen Linien) auf den Münzen der kretischen Stadt Knossos, der Minotauros-Stadt, erscheint, wovon man in der früher (S. 30) angeführten Abhandlung von H. F. Maßmann viele Beispiele abgebildet findet. Es genügt für unsere Zwecke, wenn wir eine solche Münze (Fig. 16) hier wiedergeben, die sich, wie man leicht erkennt, in der allgemeinen Linienführung von der Trojaburg bei Wisby (S. 4) nur durch die geringere Anzahl ihrer Windungen unterscheidet. Diese Figur unterlag nun aber mannigfachen Umbildungen, obwohl man in der Zahl der Umläufe gern an der heiligen Siebenzahl festhielt, und zwar so, daß sich die Umläufe, von außen nach innen gezählt, mit 3, 2, 1, 4, 7, 6, 5 beziffern lassen. Diese Zahlen bezeichnen die Reihenfolge der Windungen, so daß also die äußerste erst beim dritten Umlauf betreten wird, während man zuerst die dritte Windung zu durchlaufen hat.

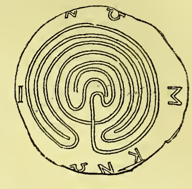


Fig. 16. Alte Silbermünze von Knossos.

Das älteste seither bekannte Beispiel solcher Text-Labyrinthe befindet sich, wie Maßmann in seiner oben angeführten Schrift (S. 6) nachwies, in einer dem 9. Jahrhundert angehörigen Pergament-Handschrift von Sankt-Gallen (Nr. 878. 4°. S. 277) und gleicht fast gänzlich der vorstehenden Figur, mit dem einzigen Unterschiede, daß die gegen die Mittelachse vorgeschobenen Lappen oder Zungen der Figur mit graden, zur Achse parallelen Linien begrenzt sind. Es scheint sich auch äußerlich der kretischen Tradition angeschlossen zu haben; denn es trug nach Maßmann die heute nicht mehr vollständig erkennbare Beischrift Domuſ dedali (Haus des Dädalus). Eine ähnliche Zeichnung befindet sich an demselben Orte in einer Handschrift der deutschen Übersetzung, welche Notker († 1022), der berühmte Leiter der Sankt-Gallener Klosterschule, von der schon erwähnten Trostschrift des Boëthius gegeben hat. Die betreffende Labyrinthzeichnung ist daher auch in den neueren Ausgaben der Notkerschen Übersetzung von Graff (Berlin 1837), Piper (Freiburg 1883/84) u. a. wiedergegeben worden. In anderen Handschriften der Notkerschen Übersetzung findet sich nach Piper diese Zeichnung nicht vor. Sie dient zur Illustration der Textworte: Ludis me, texens rationibus inextricabilem laborinthum (sô feruuúndenen laborinthum uuórchendo) quae nunc quidem qua egrediaris introeas, nunc vero qua introieris egrediaris (sô îz in laborintho féret, únde sô du hier séhen maht).

Vorstehende Gegenüberstellung von Urtext und Umschreibung ist einer

inhaltsreichen Abhandlung von Wilh. Meyer über „ein Labyrinth mit Versen" * entlehnt, welche die mittelalterlichen Labyrinthformen genau untersucht und lehrreiche Nachweise über Gliederung und Umformung derselben enthält, hinsichtlich deren ich auf dieselbe verweisen muß. Die Textworte wurden hier deshalb angeführt, um durch die wörtliche Übereinstimmung darzuthun, daß Boëthius seine Charakteristik des „unentwirrbaren Irrsaals" aus Vergils Schilderung des kretischen Labyrinthes (Aen. VI. 27) entnahm und auch schon die dem späteren Mittelalter maßgebende Schreibweise und Auslegung des griechisch-ägyptischen Wortes (Laborinthus = labor intus) kannte.

Ein drittes von W. Meyer in einer Freisinger Handschrift (München Nr. 6394 auf der Rückseite von Blatt 164) aufgefundenes und mit seinen lateinischen Versen an der eben bezeichneten Stelle veröffentlichtes Labyrinth unterscheidet sich nicht wesentlich von den schon erwähnten Zeichnungen, außer daß es in seinem, von den sieben Windungen umschlossenen und etwas erweiterten Mittelhofe die jetzt freilich undeutlich gewordene Zeichnung des Minotauros enthält. Die nicht ganz vollständig erhaltenen lateinischen Distichen zu der Zeichnung, welche gleich der Handschrift wahrscheinlich aus den Jahren 1084 bis 1085 herrühren, erläutern die Allegorie dahin, daß das Labyrinth ein Bild der Welt sei, in welcher der Teufel (Zabulus) dem Menschen auflauerte und ihn sicher verschlang, bis Christus mit Gottes Hilfe ihn bezwang und seine Macht brach, wie Theseus mit Ariadnens Hilfe den Minotaur. Letzterer ist also in dieser Allegorie der Vertreter des Teufels und Fallenstellers, wie durch eine besondere Inschrift des Mittelhofes bezeugt wird:

Ecce Minotaurus vorat omnes quos Laborinthus
Implicat: Infernum hic notat, hic Zabulum.

Dem 12. Jahrhundert gehört eine schon von Eiselen (1829) und dann von Maßmann veröffentlichte Labyrinthzeichnung aus einer anderen Münchener Handschrift an (Cod. Emmeram. das Buch des Honorius Augustodensis de imagine mundi enthaltend), welche sich aber von den bisher erwähnten Zeichnungen in eigentümlicher Weise unterscheidet. Der Eingang des auf Blatt 83 zur Erläuterung der Worte: cum minothavro pugnat theſeus laborinto dienenden Labyrinths ist nämlich so stark verbreitert, daß unter Schwinden der Mittelachse das wie gewöhnlich sieben Windungen enthaltende Labyrinth eine ovale oder eigent-

* Sitzungsberichte der Münchener Akademie der Wissenschaften 1882. Philosoph. historische Klasse. Bd. II. S. 267—300.

lich bohnenartige Gestalt erhält, ähnlich, aber noch ausgeprägter als bei Figur 4 (S. 19). Diese mondförmige Umgestaltung hatte den Zweck, dem Labyrinthe eine Annäherung an den angeblichen Grundriß der Stadt Jericho zu geben, deren Namen nach dem h. Hieronymus, Isidor und anderen Bibelauslegern soviel wie Mond bedeuten sollte. Ein schon im 12. Jahrhundert unter die Zeichnung geschriebener Vers: Urbs Jericho lunae fuit assimilata figurae, bestätigt diese Auffassung. Die Mauern des Labyrinths wurden sonach den Mauern Jerichos verglichen, welche durch den Trompetenschall der Juden umgestürzt wurden. Wir haben schon oben (S. 19) gesehen, daß sich dieser Name in Finnland bis auf den heutigen Tag für die Stein-Labyrinthe erhalten hat, und ebenso fand ihn auch W. Meyer (a. a. O. S. 277) noch heute in Deutschland für das in den Labyrinthen betriebene Turnspiel (wobei aber die Auffrischung der Tradition durch Eiselen und Maßmann in Betracht zu ziehen ist) erhalten.

Schon früh fanden diese einfacheren siebenkreisigen Labyrinthe eine Erweiterung durch Hinzufügung einer dritten Windung mit drei Gängen und zwei Zungen, so daß dadurch Labyrinthe mit im ganzen elf Gängen entstanden, was ein besonderes Interesse der Mönche und Kopisten jener Zeiten für diese Figuren erkennen läßt. Das älteste von W. Meyer erwähnte Labyrinth dieser Art bietet das erste Blatt der Wiener Otfried-Handschrift aus dem 9. Jahrhundert. Es ist in grüner, gelber und roter Farbe ausgeführt, hat achtzehn Centimeter im Durchmesser und im Innern die Buchstaben P. A. S., deren Bedeutung unbekannt. Ein Seitenstück zu dieser ebenfalls schon von Maßmann mitgeteilten Zeichnung enthält die oben erwähnte Münchener Handschrift, welche das Jericho-Labyrinth lieferte. Und dieselbe Hand des 12. Jahrhunderts, welche uns diesen Namen verriet, hat zur Erläuterung des im Mittelhofe dargestellten Minotauruskampfes hinzugeschrieben: Cum Minothauro pugnat Theseus Laborinto.

Die bildliche Darstellung des Mittelhofes zeigt einen geharnischten langlockigen mittelalterlichen Ritter, welcher das Schwert erhebt, um dem mit einem Eselskopfe dargestellten, mit Hufen statt der Hände versehenen, sonst menschlich gebildeten Minotaur das Haupt abzuschlagen. Diese Metamorphose des Minotauros oder Minocentauros in einen Onocentauros scheint mir mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als ihr bisher zu teil geworden ist. Denn wir werden sehen, daß der eselsohrige Silen oder Midas in abend- und morgenländischen Sagen ganz deutliche Beziehungen zur Theseus- und St. Georgs-Sage unterhält, und daß hier ein eigentümlicher, bisher noch nicht gehobener Sagengrund schlummert.

Wo es galt, einen größeren Raum mit Labyrinthdarstellungen in Mosaik zu erfüllen, griff man zu der Auskunft, dem einfachen einachsigen Labyrinth, welches sich nur von der Eingangsseite übersichtlich darstellt, eine strahlige, von allen Seiten gleich angenehm ins Auge fallende Ausbildung zu geben, indem man es in vier, später sogar acht Keilstücke zerlegte und so vier- oder achtachsige Labyrinthe erzielte, von denen wir unter den später zu behandelnden Kirchen-Labyrinthen Beispiele kennen lernen werden. Solche Darstellungen finden sich aber auch in Manuskripten, so in einigen Abschriften der Chronik des Venetianers Paulinus (Jordanes), bei welcher das ursprünglich einachsige Labyrinth mit elf Umläufen durch hinzutretende weitere drei Achsen so geteilt wird, daß der Weg im ganzen 31 Viertel- und Halbbogen durchläuft, ehe er beim Mittelhofe anlangt. Die nähere Beschreibung dieser den später abzubildenden Labyrinthen der Kathedralen von Sens, Bayeux und Saint Quentin nahestehenden Form giebt W. Meyer (S. 280). Die Darstellung in der Paulinus-Abschrift des Vatikan enthält im Mittelhofe einen Minotauroskampf, und dem Eingange ist die Zeichnung eines Thores beigefügt; in der Pariser Abschrift der aus dem Jahre 1330 herrührenden Kompilation fehlt das Thor und die Gestalt des Theseus im Mittelhofe, so daß der langohrige Minotaur den verkleinerten Raum allein einnimmt. Dieselbe Figur enthält auch eine im 14. Jahrhundert in Italien gefertigte Handschrift des schon erwähnten Trostbuches von Boëthius (Meyer a. a. O. S. 282).

Ein ausnahmsweise dreiachsiges Labyrinth hat Maßmann auf seiner Tafel I. G. aus Valturius de re militari (Venedig 1472) mitgeteilt, woselbst es als Fahnenzeichen erscheint, und ein ähnliches Bild fand Meyer (a. a. O. S. 287) in einer Münchener Handschrift. Noch kompliziertere Bilder sieht man in isländischen Handschriften, von denen wir im Zusammenhange mit den dort vorkommenden Feldlabyrinthen im nächsten Kapitel zu sprechen haben werden. Für die auf Mosaikfußböden der Villenhöfe und Kirchenschiffe ausgeführten Labyrinthe gab man vielfach schon im Altertum die ursprüngliche Einachsigkeit dieser Darstellungen ganz auf, z. B. bei dem aus römischer Zeit herrührenden Salzburger Labyrinth (Fig. 17 auf Seite 75), bei welchem vier selbständige Mäander-Viertel um den rechteckigen Mittelhof gruppiert sind.

Auch die symbolische Ausdeutung entwickelte sich immer weiter. Haben wir das Labyrinth eben als Fahnenbild kennen gelernt, entsprechend der geringelten Schlange als Wappenzeichen Babylons in der bald zu erwähnenden Sage vom Babylonischen Reich, so werden wir uns nicht wundern dürfen, dasselbe bald auch als Wappen geistlicher Herren anzu-

treffen. Didron erwähnt,* daß sich in einer Ausgabe von Cl. Paradins, Devises héroiques et Emblêmes vom Jahre 1621 ein Labyrinth als Wappen des Seigneur de Bois-Dofin de Laval, Bischof von Embrun, mit der Devise: Fata viam invenient (das Geschick findet den Ausweg) und folgender Erläuterung darbietet: „Der Bischof wollte damit den Weg des ewigen Lebens versinnlichen, auf dem Gottes Gnade uns leitet, indem sie als Ariadnefaden in unsere Hände ihre heiligen Gebote gelegt hat. An diesen festhaltend und ihnen folgend, vermögen wir uns aus den gefährlichen Irrwegen der irdischen Engpässe herauszuretten.“ Didron macht an derselben Stelle auf eine handschriftlich in der Pariser Bibliothek vorhandene Verchristlichung der Metamorphosen des Ovid aufmerksam, in welcher der Aufflug des Dädalus aus dem Labyrinth als Symbol der Himmelfahrt Christi besungen wird.

Erkennen wir aus alledem, daß die Labyrinth-Sage sehr wohl eine christliche Umdeutung vertrug, so bleibt doch die Lücke für unser Verständnis, zu erklären, warum die Umdeutung nicht in der für solche Symbolisierung heidnischer Sagen so sehr geeigneten altchristlichen Zeit erfolgte, sondern erst, nachdem sich das Christentum bis nach den nördlichen Ländern Europas ausgedehnt hatte. Und hier scheint nun die ausgesprochene Liebhaberei des Nordens für labyrinthische Zeichnungen als Erklärung einzutreten. Wenn es nämlich auch unbezweifelbar feststeht, daß jene meist in den Klöstern zur Verzierung der Handschriften gemalten Labyrinthe in Anlehnung und mit deutlich bekundeter Kenntnis der kretischen Labyrinth-Sage gefertigt wurden, so spricht doch vieles dagegen, für die nordischen Stein- und Rasen-Labyrinthe eine gleiche Abhängigkeit anzunehmen. Verschiedene Schriftsteller haben zwar geglaubt, voraussetzen zu dürfen, das Linienspiel dieser antiken Zeichnungen habe eine fascinierende Wirkung auf den einfachen Sinn der nordischen Barbaren geübt, deren Ornamentik (namentlich in Irland) so auffallend zur Ausbildung verschlungener Formen (sogenannter Drachengeschlinge) hinneigte, so daß sich, wie Maurer hervorhebt, in isländischen Haus-Rezeptbüchern Labyrinthzeichnungen vorfinden. Allein wichtige Zeugnisse erheben sich gegen die Annahme, daß wir erst das Christentum als Bringer dieser nordischen Labyrinth-Liebhaberei anzusehen hätten, und Meyers Vermutung, daß nach dem nördlichen Rußland die Labyrinthe ebensowohl über Byzanz, wie nach dem westlichen Norden über Rom gekommen sein könnten, entbehrt aller Stützen und Wahrscheinlichkeit. Wir werden im nächsten Kapitel sehen, daß sich der Labyrinth-

* Annales archéologiques Vol. XIV (1854) p. 268.

Mythus auf Island nicht mit christlichen, sondern mit heidnischen Vorstellungen verband, und müssen uns vor allem erinnern, daß Spiralen, Labyrinthe und Hakenkreuze Ornamente und Symbole der Bronzezeit darstellen, die schon vor aller Geschichte über ganz Europa verbreitet waren. Was ich in „Tuiskoland" (S. 343—357) von der Geschichte des in späteren Zeiten ebenso wie die Labyrinthe als christliches Symbol in Anspruch genommenen Hakenkreuzes gesagt habe, gilt auch für die Labyrinthe, und Maßmann hat auf seiner ersten Tafel (H. 1—6) sechs kretische Münzen abgebildet, auf denen das Labyrinth als Hakenkreuz gezeichnet ist oder unmittelbar in dasselbe übergeht. Ein merkwürdiges Beispiel von der logischen Verkettung solcher Figuren und ihrem Ursprung aus der Bronzedraht-Technik mag hier erwähnt werden. Im Jahre 1844 erdachte E. Linden in St. Petersburg für Turnlaufzwecke mehrere, wie er meinte, neue, bei Maßmann abgebildete Labyrinthformen, von denen die eine (Tafel II c) täuschend den „Brillenfibeln" gleicht, die man seitdem zu Hunderten aus alten Gräbern der Bronze- und Eisenzeit ans Licht gefördert hat, während eine andere, aus sieben verbundenen Spiralen (Maßmann, Tafel II d) in einer äußerst ähnlichen Form auf einem Goldblech wiedererschien, welches Schliemann vierzig Jahre später aus dem dritten Grabe von Mykenä hervorzog!

6. Die Völundar-Häuser Islands.

Von besonderer Wichtigkeit für die Erforschung der Bedeutung der nordischen Labyrinthe ist das Vorkommen derselben auf Island in Verbindung mit eigentümlichen, der nordischen Mythologie verknüpften Sagen. Hierüber hat W. Meyer eine Anzahl wertvoller Nachrichten gesammelt, die sich zum Teil auf Angaben von Kålund, Fries, v. Maurer u. A. stützen, und in seiner schon erwähnten Abhandlung* mitgeteilt. Ganz wie in Rußland und den skandinavischen Ländern finden oder fanden sich auf freiem Felde daselbst, namentlich im nordwestlichen Teil der Insel, aus Steinen erbaute Trojaburgen, die dort bis in die Neuzeit hinein den Namen Völundar- (Wieland-) Häuser führten. Olaf (I. 187) erwähnt ein solches Wielandshaus bei Holmarifsvik im Steingrims-Fjord, Arne

* A. a. O. S. 288—292.

Magnusson ein anderes zu Bildudalseyri bei dem Handelsplatze Bildudal; ein drittes auf der kleinen flachen Landzunge Tingeyri, welche an der Küste der Dalasysla vom steilen Felsrande in die See vorspringt, untersuchte Kålund 1874 nicht genauer, da er damals von solchen Denkmälern noch nichts wußte; „es nahm sich," sagt er, „vor meinen Augen aus wie eine sonderbare längliche Ansammlung von kleinen, ungefähr eine viertel Elle breiten und hohen Rasenerhöhungen, welche in vielen Windungen, Vierecke, Ovale u. s. w. bildend, sich durcheinander schlangen."

S. M. Holm († 1820) giebt an, er habe für den Kammerherrn Suhm eine Labyrinthzeichnung kopiert, die sich auf einem steinernen Pfosten oder Steinkreuz befand, und Kålund* fügt hinzu, diese Zeichnungen entsprächen einem Spiele, das häufig von den isländischen Knaben ausgeführt werde. Leider fehlt uns eine genauere Schilderung dieses Spiels. Die isländischen Labyrinthe sind nun aber sehr lehrreich insofern, als sie uns einen Beweis dafür geben, daß die Sitte, solche Stein-Labyrinthe zu erbauen, im Norden bis in späte historische Zeiten fortgedauert hat. Denn wir wissen, daß Island erst im 9. Jahrhundert von den Norwegern besiedelt wurde, und es liegt kein Grund gegen die Annahme vor, daß sie die Gewohnheit, solche Irrgänge anzulegen, schon damals nach Island verpflanzt haben. Wir haben nun oben erfahren, daß mehrere russische und deutsche Forscher die Trojaburgen für prähistorische Denkmale angesehen haben, weil sie in heute völlig unbewohnten Gegenden liegen und ihre Bedeutung im Volksmunde vergessen ist. Nun sehen wir aber, daß sie doch um das Jahr 1000 herum in Norwegen noch eine Bedeutung — sei es auch nur die eines Kinderspiels oder eines christlich umgedeuteten Symbols — gehabt haben müssen; denn sonst würden sie weder von den ersten heidnischen Ansiedlern, noch von christlich gewordenen Nachfolgern nach Island gebracht worden sein: prähistorisch waren sie auf Island wahrscheinlich nicht, obwohl ja schon vor den Norwegern andere Seefahrer dort gelandet waren.

Natürlich liegt darin kein Beweis, daß sie nicht in Skandinavien, England, Rußland oder Deutschland prähistorisch gewesen sein können; denn man darf sich nur des Parallelfalls erinnern, daß die Skandinavier noch bis zum 11. und 12. Jahrhundert fortfuhren, Cromlechs, d. h. Denkmale, die in allen Ländern Europas als prähistorisch angesehen werden, zu errichten (vgl. „Tuiskoland," S. 67), mit einem Worte also länger an alten Gebräuchen festhielten als andere europäische Stämme. Wir haben aber

* Aarb. f. nord. Oldk. og Hist. 1882. p. 86, citiert bei Meyer S. 291.

bestimmte Anzeichen dafür, daß die Sitte, Trojaburgen zu errichten, schon in heidnischen Zeiten nach Island gelangt sein muß; denn die ältesten Erwähnungen derselben in isländischen Handschriften zeigen sie mit der nordischen Mythologie verwachsen und noch ohne Einwirkung der christlich-moralischen Umdeutung, der sie auf dem Festlande seit dem 8. oder 9. Jahrhundert unterworfen wurden. Das ist eine sehr wichtige Thatsache; denn das Christentum wurde bekanntlich auf allgemeinen Volksbeschluß im Jahre 1000 auf Island eingeführt, und es spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß damals bereits der alsbald zu erwähnende isländische Labyrinth-Mythus bestanden haben muß.

Außer den in Steinen ausgeführten Labyrinthen sind uns nun ein paar Labyrinth-Darstellungen in isländischen Pergament-Handschriften erhalten, welche sich in der Bibliotheca Arnemagniana in Kopenhagen befinden. Kålund gab darüber zuerst genauere Auskunft, und W. Meyer hat dann mit Unterstützung von H. v. Maurer sowie mehrerer dänischer und isländischer Gelehrten Abbildungen und Text veröffentlicht. Die Zeichnungen, welche sich in den Quart-Handschriften A. M. 732 und 736 befinden, sind untereinander verschieden, obwohl beide aus dem einachsigen Labyrinth mit sieben Umläufen durch Hinzufügung von drei oder vier weiteren Achsen, die aber nicht sämtliche Windungen durchschneiden, entwickelt worden sind, so daß für einzelne Windungen beinahe der volle Kreisumfang verblieben ist. Sie gehören somit zu den vielen Beispielen, in denen sich der Witz der Zeichner behufs Weiterentwickelung des Gegebenen erprobte. Für die genauere Beschreibung und Abbildung verweise ich auf Meyers Abhandlung* und bemerke nur, daß dem ersteren Labyrinth, welches sich in der um 1300 gemachten Handschrift 732 befindet, im Mittelhofe von jüngerer Hand die Beischrift vôlundar hûs hinzugefügt ist; die andere Abbildung in der Handschrift 736 enthält im Mittelhofe ein löwenförmiges Ungeheuer mit menschenartigem Kopf und die Beischrift honocentaurus. Der Kopf ist aber weder gehörnt, wie der eines Minotaurs, noch langohrig, wie der des Honocentaurs, den Isidor (Orig. 11, 3) als Mittelding von Mensch und Esel erläutert, wobei manchmal nur der Unterkörper dem Esel zugerechnet werden durfte. In der isländischen Zeichnung handelt es sich, der Beischrift zum Trotz, um einen Mannlöwen, an den Teufel erinnernd, der „wie ein brüllender Löwe umhergeht, zu sehen, wen er etwa verschlinge.“ Die beiden Labyrinthe haben Durchmesser von resp. 9½ und 7 Centimeter. Das merkwürdigste ist

---

* A. a. O. S. 288—290.

aber der dem zweiten Wielandhaus beigefügte Text, welcher nach der Übersetzung H. von Maurers wie folgt lautet:

„Mit dieser Figur, welche Völundarhús genannt wird, hat es die Bewandtnis, daß in Syrien ein König war, welcher Dagur hieß. Er hatte einen Sohn, welcher Egeas hieß. Dieser Egeas war ein in Leibesübungen sehr gewandter Mann. Er zog in das Reich des Königs Soldan, um dessen Tochter zu freien. Der König sprach, er solle das Weib dadurch gewinnen, daß er allein das Tier überwinde, welches Honocentaurus heißt, welches niemand mit menschlicher Kraft besiegen konnte. Weil aber des Königs Tochter über alle Maßen klug war, mehr als alle Weisen in jenem Reiche, versuchte jener Königssohn, sie insgeheim zu treffen, und erzählte ihr, was ihr Vater ihm auferlegt habe, wenn er sie gewinnen wolle. Weil er ihr wohlgefiel, sprach sie zu ihm: «Da menschliches Thun dieses Tier nicht mit Gewalt besiegen kann, will ich Dich lehren, eine Falle in dem Walde herzustellen, in welchem dasselbe beständig herumläuft; vorher aber (sollst Du) alle Tiere ausrotten, die es zu seiner Nahrung zu haben pflegt. Dann nimm Du Fleisch von einem Wildeber und bestreiche es mit Honig; damit wird das Tier angelockt, so daß es den Geruch davon bekommt und danach läuft. Dann wende Dich zur Falle und laufe allen Windungen nach, welche in ihr sein sollen, und springe dann auf die Mauer hinauf, welche zunächst an dem innersten Gemache ist, und von da aus töte ...... das Tier; und wenn die Wunde nicht tödlich ist, so springe jenseits (d. h. des Mittelhofes) in den engen Gang der Falle, so daß der Weg für das Tier so weit wird, daß es Dir keinen Schaden thun kann.» Dann zeichnete sie auf einem Tuche die Falle auf, welche man Völundarhús nennt. Er aber ließ danach eine solche aus Ziegeln und Steinen herstellen und machte alles, wie sie ihm geheißen hatte; er ließ alle Tiere in jenem Walde ausrotten und brauchte das Fleisch als Lockspeise. Das Tier aber war hungrig und lief dem Wildbrete nach in das Haus hinein. Egeas aber warf die Lockspeise nieder und kam auf das Dach hinauf; er griff das Tier mit aller Kraft an und sprang jenseits von der Mauer hinunter in den Gang. Das Tier aber brüllte schrecklich und ward sieben Tage später in derselben Falle tot gefunden."

Zum Verständnis dieser Erzählung ist zu bemerken, daß der den Mittelhof, in welchem das Tier abgebildet ist, zunächst umgebende Gang sehr weit von dem Eingang zum Mittelhofe entfernt liegt, so daß Egeas, wenn er nach der anderen Seite hinabsprang, einen sehr großen Vorsprung vor dem angeschossenen Tiere erhielt und somit leicht entfliehen konnte. Man hat nun nach der seither beliebten Methode der nordischen Mythenerforschung natürlich gemeint, Völundarhus sei eine einfache Übersetzung von Dädalushaus (domus Daedali), wie die Labyrinthe im Mittelalter allgemein genannt wurden; die damit verbundene nordische Wieland-Sage sei also nichts weiter als eine Entstellung der griechischen Dädalos-Sage. Wilhelm Golther hat sich vor einigen Jahren bemüht, mit Aufwand aller möglichen Gelehrsamkeit zu beweisen, daß ein „wahrhaft genialer Franke" frühestens im 6. Jahrhundert die römische Vulkan-Sage mit der

griechischen Hephäst- und Dädalos-Sage zusammengeschweißt und daraus die nordische Wieland- oder Völundar-Sage verfertigt habe.[1] Diese mit großer Gewißheit vorgetragene Entdeckung hat dann alsbald eine kurze, aber entschiedene Zurückweisung durch Professor H. E. Meyer erfahren,[2] und ich habe versucht, in fünf Abhandlungen über die Wieland- und Wittich-Sage[3] die völlige Grundlosigkeit dieser Ansicht im einzelnen nachzuweisen, sowie auch gleichzeitig zu zeigen, daß eine Umkehrung dieser Annahme, nämlich ein nordischer Ursprung der griechischen Hephäst- und Dädalos-Sage ungleich wahrscheinlicher sei.

Was den Namen Völundarhus betrifft, der nach Golther zum erstenmal (?) in der Lilja des Eystein-Asgrimsson († 1361) auftreten soll[4] und später in der Stjorn, einer biblischen Geschichte, vorkommt, in welcher es heißt, der Minotauros berge sich in dem Labyrinthe, was man im Norden Völundarhus nenne, da ist in der That eine Anlehnung an die Dädalus-Sage — wohl zu unterscheiden von einer Entlehnung — wahrscheinlich. Aber wir wissen auch, daß in Deutschland schon seit alten Zeiten die Schmiedehäuser „Wielandhäuser" hießen und vielleicht ein Bildnis Wielands als Abzeichen trugen. So erklärt sich J. Grimm die in einer bayrischen Urkunde vom Jahre 1262 vorkommende Ortsangabe: juxta domum Welandi fabri. Man nimmt an, daß die jüngere Namensform Wieland (an Stelle der älteren Valand) aus Vieland, Vigelant (d. h. Feiler, Feinschmied) entstanden sei, und schon ein alter Hexameter aus einer Sammlung, worin altdeutsche Worte lateinisch erörtert werden, sagt: Lima sit figel, limatorium sit tibi Vigelhuss.[5]

Nun berichtet aber auch eine westfälische Sage, die Kuhn mitgeteilt hat,[6] von labyrinthischen Höhlen in dem Bergrücken zwischen Münster und Steinfurt, in denen „Grinkenschmied" (d. h. Mimir oder Wieland, denn beide sind hier heimisch und Münster hieß früher Mimigardiford) hause und einen wilden Bullen (den Minotaur?) hineingelockt und gefangen habe. Sie werden Wolfslöcher genannt und erinnern durch ihren Namen an Ulfadir (Wolfsthal), den Wohnort Völundars im Eddaliede. Auch knüpft sich daran die Sage, daß ein Herr von Stahl aus dem nahe ge-

[1] W. Golther, die Wielandsage. Germania XXXIII. (1888.) S. 449 ff. [2] Meyer, Lehrbuch der germanischen Mythologie (Berlin 1891) S. 27. [3] In den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung 1892. Nr. 25, 26, 27, 33 und 34. [4] Nach F. W. Bergmann (Eddagedichte der nordischen Heldensage. Straßb. 1879. S. 360) fände er sich bereits bei Bischof Brand im 13. Jahrhundert. [5] Vergl. W. Wackernagel, Zeitschr. für d. deutsche Altertum. V. S. 516. [6] A. Kuhn in der Zeitschr. f. vergleichende Sprachwissenschaft IV. S. 99.

legenen Sutthausen sich einst in diesem Labyrinthe verirrt habe, weil er den Ariadnefaden, den er an den Eingang der Höhle geknüpft hatte, unterwegs verlor und im Finstern nicht wiederfinden konnte. Erst ein Gelübde, welches er in seiner Not ablegte, rettete ihn aus dem Abgrund. Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die deutsche Wieland-Sage schon, bevor sie nach Norden gelangte, was übrigens sehr früh geschehen ist, mit der Labyrinth-Sage verknüpft war, und daß Völundarhus weniger eine Übersetzung von domus Daedali, als von einem deutschen Valandhus war.

Auch die oben mitgeteilte isländische Labyrinth-Sage ist denn doch alles andere als eine Übersetzung der Dädalus-Sage. Daß das Labyrinth hier eine Tierfalle ist, gebaut, um den als Löwen oder Drachen gedachten Mädchenwächter hineinzulocken und darin zu töten, könnte man sich ja wohl durch die ähnlich gebauten Fischnetze und Otterfallen erklären, auf die schon W. Meyer* aufmerksam gemacht hat. Auffallender ist aber, daß auch der deutsche Wieland eine solche Tierfalle besitzt und daß die Tierfallen im Altdeutschen dru, druch, trouch heißen, wodurch man sofort an die parsischen Drujs und an ihren Obersten, den Fallensteller Druja erinnert wird, von dem in den altindischen und persischen Religionsschriften so oft die Rede ist. „Möge er in die Schlingen des Druh fallen!" war eine gewöhnliche altindische Verfluchungsformel, und es ist ein ganz naheliegender Gedanke, daß der Druja in seiner Fallenburg (Drujaburg) wohnhaft gedacht wurde. Haben wir diese altarische Vorstellung im Norden Alteuropas haftend zu denken, so würde sich leicht erklären, wie Valand, der Erbauer der Valandshäuser, zum „bösen Valand" oder Foland, Pholand, d. h. zum christlichen Teufel wurde, und wie er das Mittelglied dazu hergab, um das Labyrinth des Dädalus im Mittelalter in den Palast des Teufels, der persischen „Höhle der Drukhs" entsprechend, umzuwandeln. Hat man doch den „bösen Valand" der altdeutschen Dichtung, den „Junker Voland" Goethes, gradezu als den „Fallensteller, Fallstrick-Leger, Betrüger" (vgl. lat. fallere, betrügen, gotisch drausjan, zu Falle bringen) übersetzen wollen. Und fällt dabei der Erbauer der Drujaburg mit dem darin hausenden Tiermenschen zusammen, so hat das, wie sich später zeigen wird, seine guten Gründe; auch reichten sich hier alte jüdische und nordisch-heidnische Vorstellungen die Hand; denn schon nach dem lateinischen Bibeltext gerät die verfluchte Erde (Jesaias 34, 14) in die Macht der Onocentauren.**

Auch die Eigennamen der isländischen Labyrinth-Sage sind sehr merk-

---

* Vergl. Bischoff, Anleitung zur Angelfischerei (1860) S. 99. ** Vergl. Berger de Xivrey, Traditions Teratologiques (Paris 1836) p. 50.

würdig. Hier heißt der Erbauer der Drujaburg Egeas, während Ägeus in der griechischen Sage der Vater des Theseus ist. Da nun der Bau doch sonst Völundarhaus heißt, so muß Egeas mit Valand eine Person sein. Nun ist schon längst die große Ähnlichkeit zwischen Wieland und Ägeus und die noch größere zwischen ihren Söhnen Wittich und Theseus bemerkt worden; Wieland legt das selbstgeschmiedete Schwert für seinen Sohn unter einen Felsen, damit es Wittich darunter finde, wenn er den Felsen abwälzen kann; ebenso findet Theseus des Vaters Schwert unter dem Steine, und beide befreien die Welt darauf von ungerechten Bedrückern. Ich muß es einem besonderen Buche vorbehalten, meine bisher nur in den Grundzügen veröffentlichten Untersuchungen über die Wieland-Sage ausführlicher darzulegen und will für das Verständnis des folgenden hier nur bemerken, daß unser Valand das Nachbild eines alten abgesetzten Himmelsgottes und Weltbaumeisters oder Weltschmiedes darstellt, der in Altindien Balas oder Valas, bei den Griechen Pallas oder Phalantos, bei den Italikern Valesus, bei den Kelten Valerin oder Balar genannt wurde und an den verschiedensten Wohnstätten arischer Völker mit einem Jahreszeiten-Mythus verbunden auftritt, worin er seine Tochter in sein Schmiedehaus, Labyrinth oder festes Schloß hineingelockt und gefangen gehalten habe, bis deren Befreiung im Frühling dann mit frohen, die Gänge des Labyrinthes nachahmenden Tänzen gefeiert wurde. Es ist dies wahrscheinlich der älteste arische Mythus, dessen Spuren wir überhaupt verfolgen können und im Norden am reichsten erhalten finden, obwohl sich auch in Indien, auf Kreta und Delos, in Altitalien, bei den Kelten und anderwärts deutliche Bruchstücke davon erhalten haben. Für die Abhängigkeit der griechischen Theseus-Dädalos-Sage von der nordischen Valand-Sage habe ich ein merkwürdiges Zeugnis in einer Erzählung des griechischen Reiseschriftstellers Pausanias nachgewiesen, welche als Gemahl der Himmelsgöttin Äthra, der Mutter des Theseus, den Städtegründer Phalantos (= Valand) statt des Ägeus nennt. Ägeus und Valand, die nordischen Labyrinth-Erbauer, erscheinen hier also ebenso als eine Person, wie ihre Söhne Theseus und Wittich einen und denselben Heros darstellen, und wir sehen nun, wie sehr recht der alte isländische Erzähler hatte, den Erbauer des Valandhauses Egeas zu nennen. Die Annahme, daß der alte Isländer den Pausanias gelesen und dessen Erzählung gedeutet hätte, ist ausgeschlossen; man kann also wohl nur eine alte Sagen-Gemeinschaft des Nordens und Südens als Ursache annehmen, und dann müssen wir den Ursprung der Theseus- und Labyrinth-Mythe aus doppelten Gründen nach Norden verlegen, einmal, weil sie einen — wie wir sehen werden — specifisch

nordischen Sonnen- und Jahreszeiten-Mythus darstellt, und zweitens, weil wir sehen, daß auch die griechische Sage den Theseus einen Sohn des Valand (Phalantos) nennt. Der Ariadnefaden für den Labyrinth-Mythus ist daher, wenn irgendwo, im Norden zu suchen. Natürlich wird als Mädchenwächter hier nicht der klassische Minotaurus, sondern der heimische Lindwurm zu denken sein, und hier mag an die von Grimm (D. M.² S. 932) gedeuteten Worte zu erinnern sein: «ich sunge ouch wie der (trache?) lît, der manîgen in der wunderburc verslunden hât durch sînen gît.» Dieser Gedanke wird im nächsten Kapitel weiter zu verfolgen sein.

7. Wurmlagen, Garten- und Burg-Labyrinthe.

In den sogenannten französischen Gärten mit ihrem zu glatten Wänden geschorenen Laubwerk und den zu Pyramiden, Vasen und Tierformen zurechtgestutzten Bäumen, deren ganze Anlage einer ins Grüne übersetzten Architektur glich, durfte jahrhundertelang ein aus lebendigen Hecken gebildetes Labyrinth oder Dädalium (Dedalus, wie Louise von Savoyen in ihrem Tagebuche 1513 ihr Gartenlabyrinth nennt) nicht fehlen. Diese Gartenanlagen unterscheiden sich von den Trojaburgen und den meisten antiken und mittelalterlichen Labyrinthen, die nur einen fortlaufenden Gang für gewisse Bewegungen darstellten, dadurch, daß sie wirkliche Irrwege, Sackgassen und zurücklaufende Schleifenwege enthielten. Einige dieser Gartenanlagen haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. So namentlich das 1775 zerstörte, in mehreren Monographieen geschilderte Labyrinth von Versailles, welches an der Umbiegung jedes Ganges eine Tiergruppe mit Grottenwerk, Wasserkunst und Versen von Benserade zeigte, die eine Fabel des Äsop versinnlichte. Die Gartenlabyrinthe waren mehrere Jahrhunderte hindurch so beliebt, daß, als der Geschmack im vorigen Jahrhundert wechselte und die sogenannten englischen Gärten in Aufnahme kamen, das in letztere so wenig hineinpassende Labyrinth doch häufig in einen versteckten Gebüschwinkel derselben hinübergerettet wurde.

Die Frage, wie diese tiefgewurzelte Liebhaberei entstanden sein mag, scheint niemals einen Kulturgeschichtsforscher beschäftigt zu haben, wenigstens ist mir nichts von einer dahinzielenden Untersuchung bekannt geworden. Im allgemeinen scheint man angenommen zu haben, daß die Gewohnheit, solche Anlagen zu machen, aus dem Altertum stamme und durch die mittel-

alterlichen Gärten in die Neuzeit herübergekommen sei. Dies würde um so wahrscheinlicher klingen, als die sogenannten französischen Gärten diesen Namen mit geringem Rechte führen, da sie sich kaum von den älteren italienischen unterscheiden, und diese wieder ihrem gesamten Stile nach an die altrömischen Gärten anknüpften. Wir besitzen einige ausführliche Beschreibungen römischer Lustgärten von dem jüngeren Plinius, dem Neffen des Naturhistorikers, aus denen wir ersehen, daß schon damals die graden und kreisrunden Heckenwege, die mit gestutztem Buchsbaum eingefaßten Terrassen, die Tierfiguren und Namenszüge, die man aus baumförmigem oder niedrigem Buchsbaum gebildet hatte, ebenso beliebt waren, wie zur Zeit Ludwig XIV. Die Garten-Zeichenkunst (ars topiaria) arbeitete schon damals genau so mit Gartenschere, Richtscheit, Zirkel und Lineal, behandelte die Pflanzen ebenso als toten Bildstoff wie in den Tagen des großen Lenôtre. Cypressen, Taxus, Buchsbaum, Immergrün und Epheu hatten das Hauptmaterial für Zeichnungen, Pyramiden, Pfeiler und Wände zu liefern.

Von Garten-Labyrinthen lesen wir zwar in alten Schriften nichts. Hadrian hatte in seiner Tibur-Villa allerdings einen ägyptischen Park mit Nachahmung der Canobus-Stadt angelegt, und Kaiser Sever, der Memphis und auch das ägyptische Labyrinth besucht hatte, ließ auf seinen Landgütern Anlagen machen, die er Memphis und Labyrinth taufte, die also vermutlich entsprechende Reise-Erinnerungen versinnlichten.* Viel häufiger scheinen Mosaik-Darstellungen des kretischen Labyrinthes auf den Höfen der römischen Wohnhäuser und Villen angelegt worden zu sein, die nur als Ornament anzusehen sind, gewöhnlich mit gradlinigen Winkelwegen, die sich in die vier Viertel des quadratischen Umfassungsraumes eines größeren oder kleineren viereckigen Mittelhofes einschrieben (vergl. S. 64). Die wenigsten waren so groß, daß man in den Labyrinthwegen hätte einherschreiten können. Die Mosaik-Technik lud gleichsam von selbst zu solchem Linienspiel ein, und daher schreibt sich ohne Zweifel die Häufigkeit dieser sämtlich aus spätrömischer Zeit stammenden Mosaik-Labyrinthe in Italien und den römischen Provinzen Süddeutschlands und Galliens.

In den seltensten Fällen stellen diese Bilder das Labyrinth für sich vor, wie z. B. die mit Zinnenmauer, zwölf Türmen und vier Thoren umgebene Mosaik der Villa pseudurbana Pompejis oder ein Sgraffitto auf einem Eckpfeiler des Lukretiushauses ebendaselbst; in der Regel enthält der

---

* Vergl. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (Leipzig 1864) Bd. II S. 70.

Mittelhof eine Darstellung des Theseuskampfes mit dem Minotauros. So in der 1834/35 ausgegrabenen Casa del Laberinto in Pompeji, im Mittelstück der Salzburger Mosaik (Fig. 17), auf derjenigen von Aix, bei zwei in der Schweiz gefundenen Mosaiken, von denen die eine zu Avenches (Aventicum) gefundene ausnahmsweise rund mit acht Keilstücken ist, auf der 1884 bei Brindisi ausgegrabenen und anderen, welche der Scene noch weitere Zuschauer geben. Bei der hier abgebildeten Salzburger Mosaik ist die Hauptdarstellung noch von kleineren Darstellungen umgeben, welche die Überreichung des rettenden Knäuels der Ariadne, die Einschiffung der Geretteten und die auf Naxos zurückgelassene Ariadne zeigen. In einigen wenigen Fällen, die später zu erwähnen sein werden, finden sich Wiederholungen der Hauptscene in christlichen Kirchen.

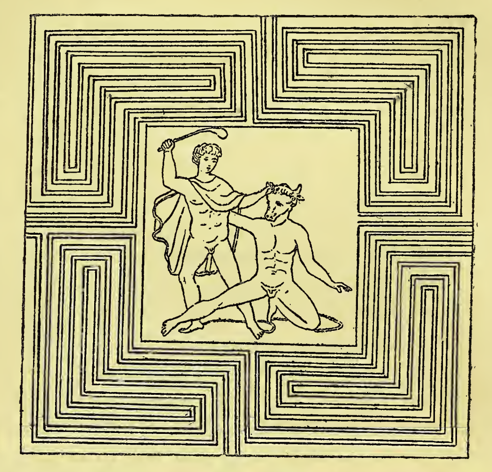


Fig. 17. Minotauroskampf. Mittelfeld des Salzburger Mosaikbildes.

Es muß indessen sehr zweifelhaft erscheinen, ob derartige, aus dem Altertume stammende Labyrinthbilder in irgend welcher Verbindung mit der Neigung nordischer Völker, Irrgärten anzulegen, gestanden haben. Die nordischen und südlichen Labyrinthdarstellungen unterscheiden sich bereits in ihrem Grundtypus wesentlich, diese zeigen fast immer gradlinige, winklig architektonische Anlage, jene eine kreis- oder spiralförmige Umriß- und Wegeführung, wie sie sich nur noch bei den ältesten griechischen Labyrinthdarstellungen im Anschluß an die Sage, daß in diesen Schlängelwegen ein Labyrinthtanz stattgefunden habe, findet. Man könnte somit wohl einen Zusammenhang der nordischen mit der altgriechischen Labyrinthvorstellung — aber nicht einen durch das Mittelglied der römischen Darstellungen veranlaßten — vermuten. Letztere können ihrerseits den nordischen Typus allenfalls beeinflußt, aber nicht erzeugt haben, und dies gilt nicht allein für die bereits behandelten Feld- und Bücherlabyrinthe, sondern auch für

die Wielandhäuser und die meisten Kirchenlabyrinthe; fast alle schließen sich dem in Fig. 16 dargestellten Grundtypus an. Außerdem macht sich hier eine andere Verbindung fühlbar, die sehr merkwürdig ist.

Schon in den ältesten deutschen Dichtungen, die ritterliches Leben und ritterliche Übungen schildern, heißt der für dieselben bestimmte Tummelplatz die Wurmlage (Wormlage, Wyrmlage). Eines der frühesten Zeugnisse liefert das niederrheinische Gedicht vom Herzog Ernst, dessen Abfassung Karl Bartsch in seiner trefflichen Ausgabe um die Mitte des 12. Jahrhunderts ansetzt, da es schon in einem an den Abt Ruprecht von Tegernsee († 1186) gerichteten Briefe erwähnt wird. In der wahrscheinlich ebenfalls noch in das 12. Jahrhundert (etwa um 1190) anzusetzenden oberdeutschen Umarbeitung dieses Gedichts, die von Bartsch als B bezeichnet wurde, wird erzählt, wie Herzog Ernst mit seinen Mannen bei dem Lande Grippia landet und mit ihnen die prachtvolle Burg des Kranichkönigs betritt. Sie treffen keinen Thorwächter oder andere Bewohner dort, und darauf heißt es V. 2366 bis 2379:

dô giengen die helde âne strît
mitten in die burc stân,
ob ieman wolde zuo in gân,
des warten noch die küenen.
einen hof grüenen,
ze alle zîten küele,
sie funden manic gestüele
in einer würmelâge herlich,
daz nie keiser wart sô rîch,
er möhte ze tische dar in gân
do sâhen sie innerthalben stân,
die edelen jungelinge,
al umbe ze ringe
manigen tisch vil wünneclich ....

Diese innerhalb der Wurmlage im Kreise stehenden Tische waren mit herrlichem Gedeck versehen und mit guten Speisen und Getränken besetzt, die sich Herzog Ernst mit seinen Mannen gut schmecken ließen. Sie gingen darauf wieder, mit Vorräten beladen, in ihre Schiffe; aber Herzog Ernst mit seinem treuen Begleiter, dem Grafen Wetzel, kehrte allein in die Burg zurück, und da sahen sie, daß dicht neben der Wurmlage der kostbar geschmückte Palas stand (2559 ff.), und sie beobachteten die weitere Entwickelung der Dinge aus einer Fensternische im oberen Gestock, die gerade ob der Würmelage lag, so daß sie den ganzen Burghof wohl übersahen (V. 2830—2840), ohne daß sie von unten gesehen werden konnten. Fassen wir dies zusammen, so sehen wir also, daß vor dem Palas, d. h. dem Saalbau, inmitten des grünen Burghofes eine Wurmlage befindlich war, und Bartsch weist nach, daß dieser Ausdruck bereits in der ältesten, nur bruchstücksweise erhaltenen Ernst-Dichtung vorkam.* Wir erfahren aber hier nicht näher, was wir uns bei der Wurmlage eigentlich

* Herzog Ernst, herausgegeben von Karl Bartsch (Wien 1869) S. XII u. 149.

vorzustellen haben, obwohl auch eine Stelle in der von Weiland herausgegebenen Sächsischen Weltchronik (Monum. German. II. fasc. 1. p. 251) bestätigt, daß in den Wurmlagen zu öftern gespeist wurde. Es heißt dort nämlich vom Kaiser Friedrich II. auf dem Mainzer Hoftage (1235): He ât dô in der wormlâge in dem velde, dar waren upslagen selcêne pavlûne (Pavillons). In der Fortsetzung der Weltchronik speist Kaiser Rudolph (1274) in einer Wormlage zu Nürnberg. Daß man aber darum nicht an einen Speisesaal, wie verschiedentlich geschehen ist, zu denken hat, wird sich alsbald zeigen.

Etwas deutlicher in dieser Beziehung ist eine Stelle im deutschen Lanzelet, einem Rittergedichte aus dem Kreise von Arthurs Tafelrunde, welches Ulrich von Zatzikhofen, ein schweizerischer Sänger, ums Jahr 1195 nach einem unbekannt gebliebenen oder verloren gegangenen französischen Vorbilde dichtete. Hugo von Morville, einer der sieben Geiseln, welche Richard Löwenherz dem Herzog Leopold von Österreich bei seiner Befreiung (1194) stellen mußte, hatte das französische Buch mit an den Hof Kaiser Heinrichs gebracht. Aus Ulrichs Umdichtung geht mit Sicherheit hervor, daß man unter Wurmlage damals einen Kampf- oder Festplatz verstand; denn es heißt V. 1834 bis 1838 der von K. A. Hahn veranstalteten Ausgabe (Frankfurt a. M. 1845):

von morgen über vierzehn naht
lâz ich in gerne schouwen
ritter unde vrouwen
und alle dîne mâge
vor dîner würme lâge.

Noch einige Schritte weiter bringen uns einige Andeutungen in den gleichfalls nach französischen Vorbildern gedichteten Ritter-Epen des Berthold von Holle, eines niederdeutschen Dichters, der von 1252 bis 1277 am Hofe des Herzogs Johann von Braunschweig lebte. In seinen Ritterdichtungen Crane und Demantin werden die Wurmlagen zu wiederholten Malen* erwähnt, und wir erfahren in dem ersteren, daß an der ungarischen Grenze, weit entfernt von allen Niederlassungen, mitten auf dem Felde, eine große Wurmlage aufgeschlagen war, in welcher viele Ritter und Frauen den jungen König Gayol von Ungerland, der mit zwei Freunden am Hofe des deutschen Kaisers gewesen war (woselbst sie sich die Namen Crane, d. h. Kranich, Valke und Stare hatten beilegen lassen), bei der Rückkehr erwarteten. Crane hat sich unterwegs mit einem jungen

* Z. B. Crane 4191 ff. 4219 ff. Demantin 1055, 1109, 1118, 1127.

Ritter gemessen, giebt sich demselben zu erkennen und fragt nach der Straße, die nach Ungerland führt. Der Ritter erwidert (4184—4224):

„Sît ir daz junge helt gemeit,
ich wil ûch sagen die wârheit,
ir sît an ûwem lande gar.
ich wil lîbe mêre dar
brengen der koningin.
durch ires heiles gewin
lâzet mich mit ûch kêren.
ich wil ûch die strâze lêren
dar hin an ûwer rîche
ûch ist wêrlîche
ein wormlâge gemachet dâr.
vil maneche stolze vrowe clâr
ind ritter hânt nâ ûch gelegen ....“
— — — — — — — —
Dô sâgen si ûf dem anger breit
die paulûn vur in ûf geslagen,
daz begunde dem koninge behagen.
dat ros die ritter mit sporen nam:
gerant her fluktenclîchen quam
vur di wormlâge rîche.

Hier ist die Wurmlage also ein Festlager mit großen Pavillons (pauluns), in welchem der König erwartet wird, der des deutschen Kaisers Tochter errungen hatte. In dem Demantin (V. 1055 ff.) gedenkt Berthold einer so großartigen Wurmlage, daß auf den sie umringenden Sitzen und Tribünen wohl zweitausend Frauen den Ritterspielen, die in der Wurmlage vor sich gingen, hätten zuschauen können:

Dâr was gemachet ûf dem plân
ein wormlâge alsô getân
daz ich spreche wol vor wâr,
wern zwe tûsent vrouwen dâr,
si mochten lîchte hân ersên
den strît di solde dâr geschên.

Man glaubt die Schranken einer ansehnlichen Arena oder eines prächtigen Turnierplatzes angedeutet zu finden, und doch sehen wir wieder aus anderen Stellen, daß sie bescheideneren Ritterschauspielen dienten und daß sie in manchen Fällen auf dem Burghofe angelegt waren, wo es für größere Prachtentfaltung in den meisten Fällen an Platz gebrach. Über die Art der Spiele, die in diesen Wurmlagen vorzugsweise angestellt wurden, giebt uns eine Stelle in „Athis und Prophilias," einem von Wilhelm Grimm herausgegebenen, ebenfalls nur bruchstückweise erhaltenen und nach französischem Vorbilde im 13. Jahrhundert verfaßten Gedichte, welches gleich „Herzog Ernst," wenn auch in weniger würdiger Weise die Freundes-Treue verherrlicht, näheren Aufschluß. Hier wird nämlich erzählt, wie Athis und Prophilias, von denen der erstere dem zweiten seine Frau Cardiones abgetreten hatte, wofür der letztere jenem seine Schwester Gayte zur Gattin gab, mit Eltern und geladenen Gästen nach der nahen Wurmlage reiten, um dort ein frohes Fest zu feiern. Es heißt nun in dem Bruchstück C*,† wie folgt:

† Wilhelm Grimm, Kleinere Schriften Bd. III (Berlin 1883) S. 324.

in muoziclîchir muoze
sô rîtin sie gnuoc trâge
gegin der wurmlâge,
wende der wec was kurt.
vor ime irhuob sich der buhurt
von allin jungin rittirn,
die machtin manige splittirn
ûz den wîznûwin sceftin;
swâ sie den scaft beheftin
ûffe die virschin scilde,
daz ist noch ein bilde
und ein gezûc der êlicheit.
vil manic rittir gemeit
quam zu deme buhurde ......

In der nicht weit vor der Wohnung oder Burg auf freiem Platze belegenen Wurmlage kamen demnach die Gäste zusammen, um zur Erhöhung der Festfreude ein fröhliches Buhurdieren zu beginnen, ja es scheint nach einer folgenden Stelle (im Bruchstück D), daß auch hier die in der Wurmlage stattfindende Festlichkeit auf mehrere Tage ausgedehnt wurde, wobei man in den daselbst aufgeschlagenen Zelten übernachtete.* Wir brauchen also nicht an einen großen Turnierplatz zu denken; denn obwohl das angeblich von Godefroi de Preuilly, einem französischen, 1066 bei Angers gefallenen Ritter aufgebrachte Turneien damals längst auch in Deutschland geübt wurde, so handelt es sich bei dem altdeutschen Buhurd um ein viel harmloseres Reiterschauspiel, an welchem man ohne Rüstung und Panzer teilnahm, weil dabei nur mit Stäben oder stumpfen Waffen gekämpft wurde. „Buhurd," sagt Alwin Schultz,** „ist meines Erachtens dasselbe Spiel, welches Gislebertus (Chronic. Hanon. 1184) uns beschreibt und welches er Kreisreiten (gyrovagari) nennt." Er berichtet dort von dem großen Frühlingsfeste, welches Kaiser Friedrich zur Pfingstzeit 1184 in Mainz veranstaltete: „Am Montage und Dienstage (den 21. und 22. Mai) nach dem Frühmahle fingen die Söhne des Kaisers an, im Kreise zu reiten; in dem Kreise waren nach einer Schätzung zwanzigtausend Ritter oder mehr. Der Kreis war aber ohne Waffen; die Ritter ergötzten sich daran, die Schilder, Speere und Banner zu tragen und im Kreise zu reiten." Dasselbe Übungsspiel, um ritterliche Gewandtheit zu erlangen, war im 12. Jahrhundert in England beliebt, und Fitz Stephen, der zur Regierungszeit Heinrich II. (1154—1189) lebte, hat über diese, auf freiem Felde vorgenommenen Ritterübungen der Londoner Bürgersöhne und Barone an den Fastensonntagen ausführlich berichtet.

Aus dem einfachen Ringelreiten des Buhurd entwickelten sich noch andere Ritterspiele, namentlich das Speer-Werfen und -Stechen nach einem in der Mitte der Reitbahn aufgestellten Pfahl, an dem man ein Schild mit Zielpunkt anbrachte, oder den Zielpfahl als Sarazene gestaltete, so-

* Wilhelm Grimm, a. a. O. S. 327. ** Alwin Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger (2. Auflage, Leipzig 1889) Bd. II. S. 113—114.

wie das Stechen nach einem außerhalb der Schranken aufgehängten Ringe und ähnliche Übungen. Diese ritterlichen Wettspiele, welche dazu dienen sollten, die Jugend waffengewandt zu machen, waren in Deutschland sehr alt; sie wurden, wie der fränkische Geschichtsschreiber Nithard, der Tochtersohn Karl des Großen, berichtet, bereits 842 am fränkischen Hofe geübt, als die Versöhnung Karl des Kahlen mit Ludwig dem Deutschen durch solche Veranstaltungen gefeiert wurde. Es ist kaum ein Zweifel daran, daß aus dem alten germanischen Buhurd ebenso das Turnier entstanden ist, wie nach dem Schwinden der Ritter-Romantik das Buhurd wieder an die Stelle des Turniers trat; denn das letztere unterscheidet sich nur dadurch, daß der Wettstreit in allem Ernste und mit voller Rüstung zwischen je zwei Gegnern ausgemacht wurde, wie es im Wigalois (9021—9022) von einem solchen Buhurd heißt: «Ez wäre worden ein turnei, hieten sie ir harnasch gehabet.»

Wir wollen uns daher auch nicht in die Streitfrage mischen, ob das Turnier in Frankreich oder in Deutschland erfunden wurde, ob der Name von einem altdeutschen Worte turnan (wenden), von dem auch Turnen herkommen soll, oder vom französischen tourner, vom lateinischen torneamentum oder tornus (Drehscheibe) stammt, oder gar vom alten Trojaspiel (trojamentum), wie es die vorherrschende Meinung der älteren Forscher war. Strutt meint, das römische Trojaspiel sei noch im 12. Jahrhundert in England geritten und unmittelbar durch Buhurd und Turnier ersetzt worden.* In der That war das alte Trojaspiel gar nichts anderes als ein Ringelreiten nach Art des Buhurd, wie wir es soeben kennen gelernt haben, mit dem einzigen Unterschiede, daß man nicht einfach im Kreise, sondern nach Vergil in labyrinthischen Bahnen ritt, wobei das geschickte Wenden (Turnieren) die Hauptgeschicklichkeit bildete, und der Name Wurmlage, der in Altdeutschland das Wort Trojaburg ersetzt zu haben scheint, mag ebenfalls darauf hindeuten, daß das Buhurdieren aus einem ähnlichen Schleifenreiten hervorgegangen ist.

Über den Ursprung und die Urbedeutung des augenscheinlich sehr alten Wortes Wurmlage sind sehr voneinander abweichende Meinungen aufgestellt worden. Selbst in der übertragenen Bedeutung: Buhurd- oder Turnierplatz war es seit vielen Jahrhunderten vergessen; denn als der Geistliche Odo das niederdeutsche Gedicht von Herzog Ernst in den Jahren zwischen 1206 bis 1233 in lateinische Verse übersetzte und dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg widmete, verstand er das Wort Wurmlage schon

---

* Strutt, a. a. O. (Ausgabe von 1830) S. 125—130.

nicht mehr und machte ein Frauenhaus (ganeum) daraus. Eine andere in Haupts Zeitschrift (Bd. VI) mitgeteilte lateinische Prosa-Übersetzung des Herzog Ernst machte anknüpfend an die Erzählung einen Speisesaal (coenaculum) aus der Wurmlage. Ähnlich ging es dem Verfertiger der Wiener Abschrift des Herzog Ernst in der oberdeutschen Bearbeitung (B), welcher statt des Wortes würmelâge der Nürnberger Abschrift stets dürnitz (Stube) setzte. Vielleicht hatte dieser Kopist des 15. Jahrhunderts das lateinische Gedicht Odos vor sich und ließ sich durch dasselbe irreführen. So lebte das Wort bald nur noch in einigen Ortsnamen fort, bei Dörfern, die an der Stätte ehemaliger Wurmlagen entstanden waren und den Namen weiterführten, z. B. Wormlag, ein Dorf unweit Kalau in der Lausitz, Wermilaga, Wormeln, Wurmlahun (Wurmilahun) in Westfalen, Wurmeleia, Vurmelea in Kembles Sachsenwerk. Rechnet man, wie Wilhelm und Jakob Grimm thaten, auch die Ortsnamen Wurmgarten, Ormgardr, Wurmstede, Wurmstide und ähnliche hierher, so vermehren sich die lokalen Erinnerungen an alte Wurmlagen im nördlichen Europa beträchtlich; Haupt hat außerdem in einer Passauer Urkunde vom Jahre 1125 einen Herrn Chunrat de Wirmlaga und Chounradas der Wirmilaha gefunden, der vermutlich nach einer Burg, in oder vor deren Mauern sich eine alte Wurmlage befand, diesen Namen erhalten hatte.

Spätere Kopisten der Rittergedichte wußten sich bei dem Worte gar nicht mehr zu helfen und machten im Crane Vorlâge (was Bartsch in seiner Ausgabe stehen ließ) und im Demantin Vormlage daraus. Einen ersten Versuch zur Deutung unternahm Wilhelm Grimm in seiner akademischen Abhandlung über Athis und Prophilias (a. a. O. S. 291), indem er an eine Stelle im Lanzelet des Ulrich von Zatzikhofen anknüpfte, in welcher erzählt wird, daß König Valerin ein Zauberschloß erbaut hatte, welches den Namen „zum Verworrenen tan," d. h. das Irrwald-Schloß, führte und in welchem er Ginevra, die entführte Frau des Königs Artus, gefangen hielt. Der Zugang zu dieser Burg war durch eine Art Wurmgarten gesperrt, von dem es (V. 5040—5053) heißt:

ich wil iu sagen für wâr,
vor der burc lît ein hac,
dâ nieman durch komen mac
vor grozem ungezibele
da ist allez ein genibele
niden an der halden.
von würmen manicvalden
ist der hac behüetet harte.
ez ist gar ein würmegarte.
dâ durch gât eine strâze:
die würme nement die mâze,
daz si nimer koment dran,
ê Valerîn der küene man
in gebiutet, daz si komen.

Allein einige Tausend Verse später (7353 ff.) erfahren wir, daß der Zauberer Valerin, der gelegentlich selbst als Ungeheuer bezeichnet wird,

in dem weisen Malduc seinen Meister fand. Auch der wußte mit der schwarzen Magie Bescheid:

> und schuof, daz die würme
> liezen ir gestürme,
> die in der vorburc lâgen
> und des hages pflâgen
> in dem Verworrenen tan.

Man kommt nunmehr glücklich durch den Wurmgarten, ersteigt die Zauberburg mit Hilfe von Flugkünsten, erschlägt König Valerin mit allen seinen Mannen und findet endlich nach langem Suchen die Königin Ginevra, welche Valerin mit ihren dreißig Mägden in einen so tiefen Zauberschlaf versenkt hatte, daß sie von dem Lärm bei der Erstürmung der Burg nichts vernommen hatte. Ja, „der Zauber war so grimme," daß sie ohne Malducs Stimme mit der Burg verbrannt worden wäre; denn Schloß und Wurmgarten wurden von der Erde vertilgt. Hiernach erklärt nun W. Grimm eine Wurmlage „als ein Gebüsch, eingehegter Garten in der Nähe der Burg, wo Schlangen oder Drachen verborgen liegen, vor welchem man sich aber mit Spielen belustigt."* Das ist nun offenbar verfehlt; denn wie wäre man dazu gekommen, die Buhurdplätze ein- für allemal neben einem Wurmgarten anzulegen — den Fall gesetzt, es seien solche Wurmgärten bei manchen Burgen vorhanden gewesen —, oder gar die ersteren allgemein danach Wurmlagen zu nennen? Hier muß offenbar nach einem ganz anderen Zusammenhange gesucht werden.

Ob in den Burgen und Schlössern des nördlichen Europas jemals Wurmgärten in dem Sinne von Schlangengehegen angelegt worden sind, wird trotz der Erzählungen von Gunnar, Ragnar, Dietrich und anderen, die nach der Völsunga- und Ragnar-Saga in einen „Schlangenhof" geworfen wurden, zu bezweifeln sein; man bauete vielleicht Bärenzwinger und Tiergärten, ohne sich doch mit Schlangengezücht zu befreunden. Nun sieht es zwar aus, als ob der Ausdruck Wurm bei uns in früheren Zeiten nicht bloß für Schlangen und Drachen, sondern auch für Raubtiere, Bestien überhaupt gebraucht worden sei, so daß Wurmlage den Platz vor dem Bären- oder Löwengarten bedeuten könnte. Grimm führt in diesem Sinne einige Stellen z. B. aus dem jüngeren Titurel (V. 2518) an, wo es heißt: «Der Dânjêles pflac in dem wurmgarten» und aus Türheims Wilhelm: «Der Dânjêlen erlôste uz dem übelen wurmgarten.» Hier steht das Wort offenbar für Löwenzwinger; aber mir will scheinen, daß Löwengrube hierbei schon an sich metaphorisch gebraucht ist. Wenn wir nämlich in einem

* A. a. O. S. 290.

ebenfalls von Grimm angeführten Lobliede auf die Jungfrau Maria (Vorauer Handschriften 296, 25) lesen: «nû hilf mir sundaere (Sünder) heim ûz diseme wurmgarten,» so haben wir doch offenbar an die in der kirchlichen Symbolik des Mittelalters oftmals einem Labyrinthe oder Irrgarten verglichene sündige Welt zu denken (vergl. S. 65). Dadurch bahnt sich die Schlußfolge an, daß Wurmgarten nichts anderes als Labyrinth, und zwar wegen seiner gewundenen Wege, bedeutete.

Zu ähnlichen Schlüssen waren schon früher Fedor Bech* und Alwin Schultz** gelangt. Bech meinte, an eine Erklärung in Dieffenbachs Glossar anknüpfend, daß die Wurmlage ein Saal oder ein Gemach gewesen sei, in welchem das Auge durch verschlungene Mosaik-Ornamente (opus vermiculatum = Wurmgemälde bei Dieffenbach) entzückt wurde, die in der Ferne wie Gruppen sich windender Würme aussehen. Schultz, der richtiger berücksichtigte, daß der Name ausschließlich von im Freien belegenen Anlagen gebraucht wird, wollte darin einfach eine deutsche Übersetzung von Labyrinth erkennen, wobei als Tafelplatz der Mittelhof gedacht werden konnte, in welchem auf den antiken Bildern der Minotauros dargestellt war (Fig. 17 auf S. 75). J. Meier bestreitet jedoch diese Auffassung der Wurmlage als Labyrinth oder freien Platz inmitten eines solchen durchaus;*** nach seiner Meinung ist die Wurmlage nichts als ein freier, gewöhnlich kreisrunder Platz, meist von Schranken und Tribünen umgeben, auf dem gekämpft und auch getafelt wird, wenn man nicht im Saale speisen will, oder aus anderen Gründen die Möglichkeit dazu fehlt. Es ist nun freilich ganz klar, daß der Ausdruck schon im 12. Jahrhundert in diesem abgeleiteten Sinne gebraucht wurde. Aber damit ist der Name selbst noch nicht erklärt. Vielleicht, meint Meier, reichte schon die runde Form des Festplatzes dazu hin, ihm diesen Namen zu verschaffen; das Bild der sich in den Schwanz beißenden und dadurch einen Ring bildenden Schlange war ja bekannt genug. Oder die römische Arena, in welcher häufig Menschen — sogar gefangene germanische Fürsten — mit wilden Tieren kämpfen mußten, möge die Vermittlerin der Benennung gewesen sein. Schließlich macht aber Meier das Eingeständnis, daß man mit all diesen Deutungsversuchen über sehr vage Möglichkeiten nicht hinauskomme.

Letztere Bemerkung scheint uns sehr zutreffend, und wir versuchen daher, greifbareren Anknüpfungen nachzugehen. Betrachten wir das Wort Wurmlâge zuerst nach seinem Sinn, so ergiebt sich, daß es im Althoch-

---

* Germania XXIV. S. 147 ff. ** A. Schultz, a. a. O. I. S. 51—53.
*** Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIV. Jahrg. (1892) S. 377—379.

deutschen soviel wie Wurm-Hinterhalt bedeutete; denn lâgen, lâg setzen heißt jemandem nachstellen, ihm auflauern. Der Begriff einer Trojaburg oder eines Wielandhauses, in welchem Egeas dem Ungetüm auflauerte (S. 69) zeigt sich also auch hier im Hintergrunde, und zwar in verstärktem Maße; denn lâga, Hinterhalt, ist doch wohl entstanden aus auf der Lauer liegen, also verwandt oder identisch mit unserem Lage und Lager (griech. lagron und lagros, Lagerstätte, bei Hesychios). Nun ruhen die Schlangen bekanntlich als zusammengerollte Spiralen, und eine Trojaburg wird dem Natursohn ungesucht als Wurmhaus oder Wurmlage = Schlangenspirale erscheinen. Dazu kommt, daß die Labyrinthe seit alter Zeiten als Gefängnis oder Versteck von Ungeheuern galten, an deren Überwindung und Tötung berühmte, in Liedern gefeierte Nationalhelden ihre Kraft erprobten. Mit altbewährtem Spürsinn hatte daher schon Wilhelm Grimm die Frage angedeutet, ob der Name Wurmlage für die Turnierplätze nicht mit den alten, ehemals im Norden so weit verbreiteten Drachenspielen zusammenhängen möge? Er hat diesen Gedanken aber nicht weiter verfolgt, und wir wollen es an seiner Stelle thun.

Betrachten wir zunächst die Stelle im Lanzelet, von der er ausging und die ihn zu der unhaltbaren Meinung verführte, die Wurmlage hätte ihren Namen erhalten, weil sie gewöhnlich vor dem Wurmgarten gelegen habe. Dort wird uns erzählt, König Valerin habe die gefangene Königin Ginevra in einem uneinnehmbaren Schlosse verwahrt, welches mit einem drachenerfüllten Gehege „gar ein Wurmgarten zu nennen“ gesperrt war. Der Name des Schlosses „zum Verworrenen tan“, wobei regelmäßig das zweite Wort in der Schrift hervorgehoben ward, deutet darauf hin, daß es sich ursprünglich wohl um einen wirklichen Irrgarten handelte, in welchem ein Drache lag, mit dem der Held kämpfen mußte, der zur Befreiung der gefangenen Frau ins Schloß wollte. Ob er nun den Lindwurm erschlägt, oder ihn (wie Jason den seinigen) einschläfert, oder sonst durch Zauber wehrlos macht, kann uns einerlei sein, die Hauptsache ist, daß er trotz Drache und Irrgarten ins Schloß dringt und die Dame befreit. Daß er diese Gefangene mit allen ihren Frauen überdem in einem tiefen Zauberschlafe findet, ergiebt eine strenge Analogie zu unserer Siegfried-Sage und zum Dornröschen-Märchen; denn auch Siegfried muß den Drachen töten, bevor er in die Schildburg oder in das mit Dornhecken verwahrte Schloß eindringen und Brunhild-Dornröschen aus dem Zauberschlafe erwecken kann. Die altfranzösische Wurmgartengeschichte reiht sich damit in ein uraltes, gemeinarisches Sagenschema ein. Ich will nur an die bekanntesten Verkörperungen erinnern:

1. Herakles erschlägt das Meerungeheuer vor den Thoren Trojas und befreit die Hesione (älteste Form der griechischen Troja-Sage).
2. Perseus erschlägt das Meerungeheuer und befreit die Andromeda.
3. Jason erschlägt den durch Medea eingeschläferten Drachen im Haine des Ares und entführt die Medea.
4. Theseus erschlägt den Minotauros im kretischen Labyrinth und entführt die Ariadne.
5. Siegfried erschlägt den Drachen und reißt die Brunhild aus dem Zauberschlafe.
6. Ragnar Lodbrok erschlägt den Wurm, der das Haus der Thora mit seinen Ringeln umzieht und befreit die Gefangene.
7. St. Georg erschlägt im bulgarischen Liede den Drachen vor den Thoren Trojas und befreit die Tochter des Königs von Troja.

Es sind dies nur die bekanntesten Formen dieser Mythengruppe, denen sich unzählige gleichwertige anschließen. Unter ihnen ist die französische deshalb interessant, weil sie schon in der keltischen Göttersage enthalten war. Der König Valerin entspricht nämlich dem keltischen Gotte Balar, der seine Tochter in einem unzugänglichen Schlosse gefangen hält, und dieser andererseits dem deutschen Wieland (Valand) und dem griechischen Dädalos, die das Labyrinthschloß bauen. Balar wird endlich von seinem eigenen Enkel, dem keltischen Gotte Lug, dessen Geburtssage völlig derjenigen von Siegfried und Perseus entspricht, ermordet, und zwar in der im heutigen irischen Volksmärchen fortlebenden Fassung, indem er sein böses Auge (wie Odysseus dem Polyphem) mit einem glühenden Stahl ausbrennt.* Da wir hierauf später eingehender zurückzukommen haben, erwähnen wir dies nur kurz, um daran zu erinnern, daß auch alte Sieg-fried-Sagen ihren Helden mit dem Feuerbrand bewaffnen und daß die österreichischen Grafen von Wurmbrand den Lindwurm mit einem Feuerbrande im Rachen als Wappen führen.

Was uns hier näher angeht, ist der Umstand, daß der Drachenstich in einem großen Teile von Deutschland, Österreich, Frankreich und England als dramatisches Frühlings-Festspiel seit ältester Zeit bis in unser Jahrhundert fortgedauert und an sehr vielen Orten lokale Bezüge gewonnen hat. In großem Prunke wird der Drache durch die Stadt geführt, dann das Kampfspiel hier und da mit Wechselreden aufgeführt, endlich der Drache erstochen, die Königstochter befreit und das Fest mit Tanz und Spiel beschlossen. In Frankreich treten dabei verschiedene Heilige als Drachentöter auf, in England ist jetzt meist St. Georg (oder Robin Hood,

* Der keltische Mädchen-Bewahrer Balar entspricht also in gewissem Sinne dem jungfraubewachenden Lindwurm und Polyphem, die alle drei durch den Feuerbrand getötet oder unschädlich gemacht werden, und merkwürdigerweise heißt im siebenbürgischen Bihargebirge ein fürchterlicher, siebenköpfiger Drache Balaur.

früher Sir Bevis) der Snap dragon, der die Maikönigin befreit, in Deutschland traten neben St. Georg und Siegfried z. B. zu Wurmlingen bei Tübingen die Grafen von Wurmlingen, in Österreich die Grafen von Wurmbrand als Drachentöter der Volkssage auf. Es mag genügen, die kurze Beschreibung eines solchen Festspieles, wie es noch jetzt stattfindet oder wenigstens bis vor kurzem aufgeführt wurde, aus Deutschland mitzuteilen.

„In der Grenzstadt Furth in der Oberpfalz," erzählt Panzer, „wird jährlich am Sonntage nach Fronleichnam der „Drachenstich" gefeiert. Eine Königstochter mit der Goldkrone, ihre „Nachtreterin," ein Ritter zu Fuß im Harnisch und ein aus Holz gezimmerter, durch zwei Männer im Innern bewegter Drache sind die Personen des Stückes. Sie sitzt auf dem „harten Stein," erzählt dem Ritter ihre Not, der sie tröstet und das Untier, sobald es sie anfassen will, ersticht oder erschlägt. Dann verspricht sie ihm von seiten ihres Vaters das halbe Königreich. Zwölf bis fünfzehn Stunden weit her erscheinen Böhmen und Pfälzer und fassen mit Tüchern das Drachenblut auf, das auf die Flachsfelder kommt, wo es Wachstum fördert und gegen die Hexen dient. Die Böhmen sagten, der Drache sei der „Lindwurm" und der Ritter „Siegfried" gewesen."*

Es läßt sich leicht nachweisen, daß diese Aufführungen bei uns von hohem Alter sind. In der Heidelberger Abschrift des altdeutschen Gedichtes von Dietrichs Drachenkämpfen (Bl. 293b) wird erzählt, daß zur Kurzweil der «würme spil» aufgeführt wurde, wofür Zupitza in seiner Ausgabe des Virginal (925, 5) ohne zwingenden Grund der wunnen spil ändern will, und Wattenbach hat auf eine Urkunde im Archiv zu Magdeburg vom Jahre 1416 hingewiesen, worin festgesetzt wird, daß der ludus draconis den Schülern in Zukunft nicht mehr gestattet sein sollte.** Noch Hans Sachs dichtete für das alte Drachenspiel einen neuen Text, worin die Königstochter Kriemhild heißt. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß der Drachenkampf und nicht die „Passion," wie gewöhnlich erzählt wird, das Urschauspiel der Germanen und ihrer Nachbarvölker gewesen ist, aus welchem sich nicht allein die Anfänge der dramatischen Kunst, sondern auch die Ritterspiele, Schwerttänze und die großen Festreigen entwickelt haben, die in den südslavischen Ländern noch heute am Tage des h. Georg, d. h. des verchristlichten Siegfrieds, mit der größten Feierlichkeit getanzt werden. Genau so wie im Altertum die dramatischen Spiele und Tänze an die Ermordung des Minotauros durch Theseus, an die Befreiung der Ariadne und Übergabe derselben an Dionysos anknüpften, wie der Labyrinthritt des Trojaspiels in Rom zu Ehren der Frühlingsgöttin Frutis gestiftet sein sollte, so erscheint auch unser Pfingst-Buhurd zu Mainz (S. 79) und das

* O. Henne-Am Rhyn, deutsche Volkssage[2]. S. 655. ** Wilhelm Grimm, a. a. O. S. 291.

Ringelreiten um den Maipfahl ebenso unzertrennlich von dem Feste der Maikönigin, wie der Morristanz der Engländer, in welchem Drache, Drachentöter und Jungfrau persönlich mitwirkten.

Die Niederlassung der Sage an bestimmten Örtlichkeiten darf uns nicht irre machen. An Hunderten von Orten zeigt man das Drachenloch, die Drachenwiese, den Brunhildenstein u. s. w. Am großen Feldberg im Taunus, in der Nähe des dem Donarkultus geweihten Altkönigs kommen urkundlich bereits 812 und 1043 der Brunhildestein und das Brunhildisbett (lectulus Brunnihilde) vor. Der mit dem eingemeißelten Bilde eines springenden Rosses und dem heiligen Hakenkreuz als alte Kultstätte bezeichnete Brunholdisstuhl bei Dürkheim am Hardt wird im 14. Jahrhundert genannt; selbst in Belgien hat K. Hofmann einen Brunhildestein nachgewiesen. Ein Kriemhildespil oder Spilstein genannter Fels auf dem Rendrich am Hardtgebirge ist insofern bemerkenswert, als im alten Liede vom hörnenen Siegfried die von dem Drachen auf den Stein geschleppte Königstochter aus Worms Kriemhild (statt Brunhild) heißt. Den Namen dieser Felsenkuppe (Kriemhildespil) als Kriemhilds Spindel (wie Simrock u. a. thaten) zu deuten, liegt weder in der Sage noch in der Form des Felsens ein Anlaß vor. Es dürften dies meist Erinnerungen an alte vorchristliche Festspielplätze sein, und auch bei dem Namen der Stadt Worms (Warmacia bei Fredegar, Wormacia 763, Vurmacia 762, Wurmasia 780), die vom Ende des 8. Jahrhunderts ständig Wormacia heißt, hat man eine ähnliche Deutung versucht und das alte Borbetomagos, welches schon bei Ptolemäos vorkommt, als keltisch-griechische Übersetzung von Wormfeld gedeutet, weil mag im Keltischen Feld heißt.

In der späteren christlichen Zeit verdrängte meist St. Georg das Andenken Siegfrieds, und eine Georgskirche erhob sich an der Stelle der ehemaligen Drachenkampfplätze. Er bewahrte aber den Charakter des germanischen Helden, und zu Stein im bayrischen Oberlande, wie an anderen Orten, wird noch heute der St. Georgstag mit Reiterkünsten und kirchlicher Pferde-Einsegnung, in den slavischen Ländern mit Reigentänzen begangen. Siegfried und St. Georg sind mit der Pferdezucht und allen ritterlichen Künsten eng verknüpft, der letztere bekanntlich Patron der englischen Ritterschaft geworden. Bei jenen Drachenspielen scheint nun in alten Zeiten die labyrinthische Wurmlage entweder als Versinnlichung der Höhlengänge, in denen der Drache lag, oder der „Verworrenen Burg,“ in der er die Jungfrau gefangen hielt, ihre Rolle gespielt zu haben, weshalb dem Festplatz der Name Wurmlage verblieb, auch nachdem das Christentum die heidnischen Gebräuche am Frühlingsfest eingeschränkt hatte. Darauf deutet unter an-

deren auch der Name des württembergischen Dorfes Wurmlingen, welches mit seiner hochgelegenen, von Uhland besungenen Kapelle ein Mittelpunkt des Drachentöter-Kults geblieben ist und in seinem Namen auf Wurmlage zurückweist. Ebenso findet sich eine Wurmgarten genannte Au und ein Wurmbauer-Hof noch heute in dem Heimatskreise des österreichischen Drachentöter-Geschlechts, der Grafen von Wurmbrand. Man möge darüber das Kapitel: Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand in Guido Lists „Mythologischen Landschaftsbildern" (Berlin 1891) nachlesen.

Der Übergang nordischer Steinsetzungen in Turnierplätze wäre übrigens um so leichter zu begreifen, als nach Olaf Worm die nordischen Helden die Gewohnheit hatten, den Platz für ihre Zweikämpfe mit Steinen einzuhegen und so einen Ring (circus) zu schaffen, den der Mitkämpfer nicht verlassen durfte, ohne seine Sache verloren zu geben. Wenn aber die Entwickelung des Namens und Begriffs der Wurmlage wirklich den hier angedeuteten Weg genommen hat, so würde sich dadurch nicht nur erklären, wie der Festplatz der Ritterzeiten zu diesem ungewöhnlichen Namen gekommen, sondern auch, warum letzterer vom 12. Jahrhundert ab so schnell in Vergessenheit geriet, weil man ihn nämlich nicht mehr verstand. Es wäre ferner ein Bindeglied gefunden zwischen dem römischen Trojaspiel und dem nordischen Namen der Trojaburgen, endlich auch eine Erklärung, warum der letztere, in England und den skandinavischen Ländern so verbreitete Namen in Deutschland früh verschwunden ist, sofern nämlich hier ein anderes Wort an seine Stelle getreten war. Wird die Hypothese schon durch diese Gründe zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit erhoben, so werden sich in den folgenden Kapiteln noch so viele weitere Übereinstimmungen ergeben, die nach derselben Richtung deuten, daß man sehr ungläubig sein müßte, um ihr zu widerstehen.

8. Kirchen-Labyrinthe.

Schon wiederholt wurde erwähnt, daß in Frankreich, Italien und anderen Ländern zahlreiche Labyrinthe in Mosaik-Arbeit auf den Fußböden des Mittelschiffes oder einzelner Kapellen der Dome und Kathedralen ausgeführt wurden. Aus Deutschland finde ich nur die Erwähnung einer einzigen, noch nicht sehr lange zerstörten Anlage dieser Art, nämlich

zu St. Severin in Köln;* aber in den mittelalterlichen Kirchen Frankreichs waren sie sehr verbreitet. Da nun E. Trollope und Dr. Nordström angenommen haben, die englischen und schwedischen Trojaburgen seien auf das freie Feld versetzte Übertragungen solcher — freilich gerade in diesen Ländern fehlenden — Kirchen-Labyrinthe, so müssen wir dieser eigentümlichen Verzierung einige Aufmerksamkeit zuwenden. Nach Form und Größe sind sie außerordentlich verschieden, schon im äußeren Umriß: viereckig, achteckig oder rund; bei einigen winden sich die Wege im eckigen Mäander, bei anderen in Bogenlinien; die meisten haben einen kreuzförmigen Grundriß ausgebildet; aber in der allgemeinen Linienführung nähern sich die meisten dem einachsigen Labyrinth von Kreta und gewissen skandinavischen Trojaburgen in auffälliger Weise. Wir wollen zunächst einige der charakteristischen Formen kurz beschreiben, wobei wir zum besseren Verständnis Abbildungen von vier solchen Labyrinthen beifügen, die dem Dictionnaire raisonné d'Architecture von Ernest Bosc** entlehnt sind.

Eins der größten unter den französischen Kirchen-Labyrinthen war das kreisförmige der Kathedrale von Sens (Fig. 18 S. 91), welches 1768 zerstört worden ist. Es war mit Blei inkrustiert, hatte einen Durchmesser von zwanzig Metern, und man bedurfte beinahe einer vollen Stunde, bevor man im gewöhnlichen Schritt den Mittelhof erreichte. In der allgemeinen Form und Anordnung kommt ihm das in blauen Steinen ausgeführte, noch vorhandene Labyrinth der Kathedrale von Chartres nahe, welches indessen nur neun Meter Durchmesser besitzt, so daß der zurückzulegende Weg hier nur ungefähr 225 Meter beträgt. Gleichwohl heißt es im Volksmunde la lieue, als ob es die Länge der französischen Meile oder Wegstunde ausdrücken solle, und dieser auch anderwärts für diese Anlagen gebrauchte Name wurde in einer Beschreibung der Kathedrale von Arras aus dem Jahre 1829 mit der Bemerkung erläutert, daß die Gläubigen diesen Weg ja nicht im gewöhnlichen Schritt, sondern auf den Knieen zurückgelegt hätten. An das im allgemeinen ähnliche Labyrinth von Poitiers erinnert nur noch eine von Amé veröffentlichte Zeichnung an der Kirchenwand, die nach der Zerstörung des Mosaikwerkes angebracht zu sein scheint.

Ungefähr doppelt so lang wie in dem Labyrinth von Chartres scheint der Weg bei demjenigen der St. Bertin-Kirche zu Saint-Omer (Fig. 19) auszufallen, wenn wir eine Berechnung der Zeitschrift la Nature*** zu Grunde legen dürfen. Die Wege waren hier jedoch in einer Art von recht-

* H. Otte, Handbuch der christlichen Kunstarchäologie im deutschen Mittelalter. 5. Aufl. T. I. S. 93. ** Paris, Firmin-Didot 1879. *** Revue des Sciences. Paris Masson 1889. I. p. 331.

winkligem Mäander aus weißen oder gelblichen Steinen ausgeführt und durch Zwischenräume von blauschwarzen oder schwarzen Steinen getrennt; dem Eingange gegenüber zeichnete sich ein Kreuz in der Anordnung der Platten ab, welches man vor sich sieht, sobald man den Mittelhof erreicht. Es scheint dies das einzige Auftreten dieses religiösen Symbols unter allen diesen Anlagen zu sein; freilich bildet bei den meisten anderen schon die Grundform ein Kreuz.

Die Labyrinthe der Kathedralen von Amiens, Arras und St. Quentin, welche sich auf dem Boden der Mittelschiffe abzeichneten, waren von achteckiger Form und Gliederung in ihrer sonst dem Sens-Typus gleichenden Linienführung. Dasjenige der im 12. Jahrhundert erbauten Pfarrkirche von St. Quentin (Fig. 20) von 10,5 Meter Durchmesser kann als Beispiel dieser Gruppe dienen. Die meisten dieser Labyrinthe mußten zerstört werden, weil die Kinder sie als Spielplätze in Anspruch nahmen und darin wetteiferten, wer von ihnen zuerst den Mittelhof erreiche; nur solche, die in der Krypta oder in Seitenkapellen lagen, so daß deren Betreten den Gottesdienst nicht störte, entgingen diesem Schicksal. Dasjenige von Arras wurde schon 1792 entfernt, dasjenige von Amiens erst 1825. Das letztere war 1288 angelegt worden, wie eine alte mundartliche Inschrift auf Kupfer bezeugte, welche das Labyrinth als maison de Dalus (Dedalus) bezeichnete. Der achteckige Mittelstein enthielt Bilder des Bischofs Evrard als Bauherrn und verschiedener Baumeister.

Einen starken Gegensatz zum Labyrinth von St. Omer, welches eine Grundfläche von dreihundert Quadratmeter ausfüllte, ergiebt das kleine kreisförmige, nur 3,80 Meter Durchmesser besitzende, aus emaillierten Steinen gebildete Labyrinth der Kathedrale von St. Bayeux (Fig. 21). Es ist eines der jüngsten, besteht nicht, wie die meisten der früher genannten, aus elf, sondern nur aus zehn Kreisgängen, von denen vier bis auf die Eingangsachse den ganzen Kreis durchlaufen. Es nähert sich somit am meisten den schwedischen Trojaburgen. Außerdem bietet es noch die Eigentümlichkeit, daß die schwarzen Wegsteine mit gelben Zieraten bedeckt sind, welche Greife, Rosetten, Wappenfiguren und andere Dinge darstellen, ohne uns darin übrigens einen Aufschluß über den Sinn der Anlage zu geben.

Als eins der bedeutendsten französischen Kirchen-Labyrinthe der Vorzeit ist noch dasjenige der Kathedrale von Reims zu erwähnen, welches achteckig mit elf Umläufen, also demjenigen von St. Quentin ähnlich war. Doch wurden die vier Ecken wiederum von kleinen Achtecken begrenzt, welche Figuren der Werkmeister mit Angaben der von ihnen erbauten

Teile enthielten, während der Mittelstein das Bild des Bauherrn trug. Zwei Kanoniker ließen es sich angeblich fünfzehnhundert Franken kosten, dieses Labyrinth 1779 zu entfernen. Hiermit sei diese Aufzählung geschlossen, welche natürlich keinerlei Vollständigkeit anstrebt, die auch übrigens schwer zu erreichen sein würde, da viele der heute zerstörten oder welt-

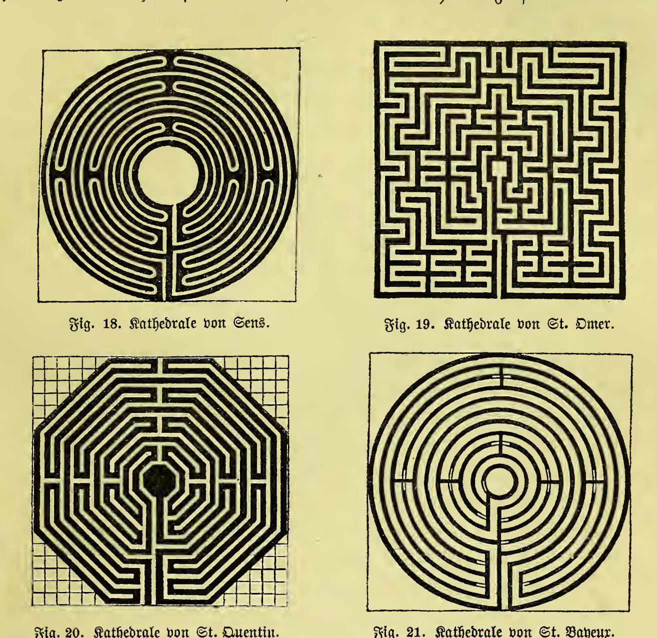


Fig. 18. Kathedrale von Sens. Fig. 19. Kathedrale von St. Omer.

Fig. 20. Kathedrale von St. Quentin. Fig. 21. Kathedrale von St. Bayeux.

Fig. 18—21. Französische Kirchen-Labyrinthe.

lichen Zwecken dienstbar gemachten Abteien und Klöster ebenfalls ihre Labyrinthe besaßen, z. B. die gleich zu erwähnende Abteikirche von Toussaint (Marne) und das Kloster von Pont-l'Abbé in der Normandie, welches in seinem Kreuzgang ein solches aufwies.*

Daß es sich hierbei notwendig um irgend eine religiöse Verknüpfung des Labyrinths mit kirchlichen Zwecken handeln müsse, geht wohl aus dem Umstande, daß die hervorragendsten französischen Kathedralen solche Laby-

* Vergl. Guilhaband l'Architecture du V. au XVII. siècle et les arts qui en dependent (Paris 1858) Vol. II.

rinthe enthielten, unzweifelhaft hervor, aber worauf diese Verbindung hinauslief, war bisher völlig unerwiesen. Die Meinung Kreusers,* sie seien für Prozessionszwecke geschaffen worden, um in verhältnismäßig engen Räumen längere Wege (für die Beteiligung zahlreicher Gläubigen?) zu erlangen, ist ganz unhaltbar; denn eine besondere Übung wäre erforderlich gewesen, um in einem solchen Knäuel seinen Weg zu finden, und die in der Mitte Angelangten hätten nicht weiter gekonnt. Eher läßt sich die Meinung hören, man habe einen langen Bußweg für einzelne Personen, die denselben auf den Knieen und unter immerwährendem Gebet zurücklegen sollten, schaffen wollen, allein gerade diejenigen Forscher, die sich mit der genauesten Prüfung der französischen Kirchen-Labyrinthe beschäftigt haben, verwerfen diese Deutung und gestehen ein, eine sichere Angabe über den Zweck der Anlagen nicht machen zu können.

Auch über das Alter der architektonischen Labyrinthe sind sehr schwankende Meinungen verbreitet. Während De Caumont meinte,** schon die merowingischen und karolingischen Kirchen Frankreichs seien mit solchen Labyrinthen versehen gewesen und diejenigen der gotischen Kathedralen nur Nachahmungen derselben, erklärt Viollet le Duc, kein über das 12. Jahrhundert hinausreichendes Kirchen-Labyrinth in Frankreich zu kennen. Falls dies richtig wäre, dürfte sich für die Labyrinthe einiger italienischen Dome ein höheres Alter nachweisen lassen, und man könnte dann anzunehmen geneigt sein, daß der Gebrauch aus Italien nach Frankreich gekommen sei. Von dem bald näher zu erwähnenden Labyrinth der ehemaligen Zwölf-Apostel-Kirche (jetzt St. Sabinus oder Savinus) in Piacenza versichert Campi,*** das darin enthaltene Labyrinth sei 903 auf Anordnung des Bischofs Everardus ausgeführt worden. Andere Labyrinthe, sämtlich rund und von kleinem Durchmesser, befinden oder befanden sich bis vor kurzem an der Wand der Vorhalle des Domes von Lucca (0,5 Meter); zu Rom: in S. Maria in Aquiro (1,5 Meter) und in S. Maria in Trastevere (3,33 Meter); zu Ravenna in San Vitale (3,5 Meter). Sie sind meist einachsig und vierteilig, denen der alten Manuskripte und der Kathedralen von Sens und Bayeux (Fig. 18 und 21) ähnlich, nur das zweite römische enthält bloß einmal (durch den Eingangsweg) durchbrochene Kreise, wie die Trojaburg von Wisby; nach der Abbildung† scheinen die inneren Kreise sogar völlig geschlossen. Wie man aus ihrer

* Kreuser, Der christliche Kirchenbau (1851) I. S. 146. ** Abécédaire archit. rélig. édit de 1870 p. 510. *** Dell' historia ecclesiastica di Piacenza. (Piacenza 1651) p. 241. † Beschreibung und Abbildungen dieser vier italienischen Labyrinthe gab Julien Durand in den Annales archéologiques Vol. XVII. (1857).

Kleinheit ersieht, konnte keins dieser vier Labyrinthe betreten werden; in demjenigen von Lucca sah Durand die Eingeborenen den Weg mit dem Finger verfolgen, und da das jedenfalls eine alte Sitte oder Unsitte ist, so erklärt sich, daß sie den Minotauroskampf, der im Mittelhofe dargestellt war, weggerieben haben. Diese älteren italienischen Labyrinthe sind also durchweg symbolische. Das eben erwähnte, soweit bekannt, älteste Kirchen-Labyrinth Europas in Piacenza ist ein Mosaikbild des Kampfes zwischen Theseus und dem Minotaur im kretischen Labyrinth und gehört zu den nicht seltenen Darstellungen von mythologischen Scenen in älteren christlichen Kirchen, denen man einen allegorischen Sinn untergelegt und sie durch eine moralische Beischrift dem neuen Glauben angepaßt hat. Letztere sagt, daß die Welt mit ihren Freuden einem Labyrinthe zu vergleichen sei, dessen Zugang bequem, aber dessen Ausgang sehr bedenklich erscheinen müsse, und lautet nach Campi wie folgt:

> Hunc mundum tipice laberinthus denotat iste
> Intranti largus, redeunte set (sic!) nimis artus
> Sic mundo captus viciorum mole gravatus
> Vix valet ad vite doctrinam quisque redire.

Eine dem Sinne nach ähnliche lateinische Inschrift mit Vertröstung auf den rettenden Faden der „Adriane" erläutert auch das eben erwähnte kleine Wand-Labyrinth von Lucca, und dasjenige von Chartres soll ursprünglich gleichfalls eine heute nicht mehr erkennbare Darstellung des Minotauroskampfes enthalten haben. Man könnte demnach wohl mit Bourassé (im Dictionnaire de l'Architecture sacrée) annehmen, diese älteren, anscheinend aus den Bücher-Labyrinthen des Mittelalters (vgl. S. 62) stammenden Vorführungen der Irrwege unseres Erdenwallens hätten allmählich vergrößerten Ausführungen als Bußwege für beladene Seelen Platz gemacht, und auch L. Deschamps de Pas* hat sich der Ansicht angeschlossen, daß dieser Gebrauch in den Zeiten der Kreuzzüge aufgekommen sei, als es den Heimgebliebenen wünschenswert wurde, ein entsprechendes frommes Pilgerwerk zu Hause zu verrichten. Geruzez behauptet in seiner Beschreibung der Stadt Reims, das dortige Labyrinth der Kathedrale sei direkt zu diesem Zweck angelegt worden, und man habe für diejenigen, welche diesen Pilgerweg zurücklegen wollten, ein eigenes Gebetbüchlein herausgegeben «Stations au chemin de Jérusalem, qui se voit en l'église de Notre Dame de Reims.» Abbé Auber in seiner Beschreibung der Kathedrale von Poitiers (1848) schloß sich der Ansicht

* Essai sur les pavages des églises. Annales archéologiques Vol. XII. (1852) p. 146—153.

Gilberts (Beschreibung der Kathedrale von Chartres, 1847) an, das Labyrinth habe den Leidensweg Christi vom Hause des Pilatus zum Kalvarienberge darstellen sollen, während doch im letzteren ursprünglich ein Minotauroskampf dargestellt gewesen sein soll. Erinnert man sich ferner, daß, wie Deschamps erzählt, einige Berichterstatter in den runden Labyrinthen gar Abbilder des Tempels von Jerusalem sehen wollten, so wird man Meßmer* recht geben müssen, der behauptet, daß hinsichtlich der Benutzung dieser Labyrinthe zu Andachtsübungen bisher gar nichts sicher festgestellt sei, weshalb er sie sogar gänzlich in Abrede stellt. So weit möchte ich nicht gehen; aber wie schwer es bei dem Mangel irgend welcher gleichzeitiger Nachrichten ist, auch nur zu beweisen, daß hin und wieder ein solcher Brauch stattgefunden, zeigt der Artikel Labyrinthe in dem Dictionnaire raisonné de l'architecture française du onzième au seizième siècle von Viollet le Duc, dessen Verfasser doch das reichste Quellenmaterial vor sich hatte und gleichwohl mit dem Geständnis anhebt, daß Ursprung und Gebrauch völlig dunkel seien. Er fährt sodann folgendermaßen fort:

„Herr Ludwig Paris behauptet in seinem Mémoire du mobilier de Notre-Dame de Reims, daß diese Steinfußböden eine Reminiscenz an irgend eine heidnische Überlieferung enthielten. Das wäre möglich, indessen geschieht dessen weder bei Guillaume Durand, noch bei den älteren Autoren, die über kirchliche Angelegenheiten geschrieben haben, Erwähnung. Die ältesten Labyrinthe dieser Art, welche wir kennen, reichen nicht über das Ende des 12. Jahrhunderts zurück, und der Seigneur de Caumont erwähnt in seiner Voyage d'oultremer à Jérusalem nichts, was auf eine Überlieferung dieser Art schließen ließe, d. h. er stellte keinen Vergleichspunkt zwischen dem Labyrinth des Minotauros und denjenigen auf, die er sicherlich auf den Steinfußböden der Kirchen seines Landes abgebildet gesehen hatte. Das Labyrinth der Kathedrale von Reims führte die Namen Dädalium, Mäander, lieue ou chemin de Jérusalem. Einige Archäologen haben in diesen Verbindungen konzentrischer Linien ein Spiel der Baumeister sehen wollen, indem sie sich auf die Thatsache beriefen, daß drei dieser Labyrinthe, nämlich diejenigen von Chartres, Reims und Amiens, in gewissen Abteilungen die Gestalten der Architekten enthielten, welche diese Kathedralen erbaut hatten. Wir werden uns hüten, den Knoten zu durchschneiden. Die Abbildungen der Mehrzahl dieser Labyrinthe findet man in dem Werke des Herrn E. Amé: Carrelages émaillés du moyen âge et de la Renaissance (1859). Herr Wallet stellt in seiner Beschreibung der Krypta von Saint Bertin in Saint Omer** (siehe oben Fig. 19) die Meinung auf, daß die Gläubigen den zahlreichen durch die Linien dieser Mäander vorgezeichneten Schlingen auf den Knieen zu folgen gehabt hätten, zum Andenken an den Leidensweg Jesu von Jerusalem zum Kalvarienberge. Die kleine Reparatus-Basilika in Orleansville (Algier) zeigt auf ihrem Steinfußboden eine Mosaik, welche man für eins dieser

---

* Mitteil. der Central-Kommission Bd. XIX. bei Otte a. a. O. S. 93.

** Description d'une crypte et d'un pavé mosaique de l'ancienne église de Saint Bertin à Saint-Omer (Saint-Omer 1843).

Labyrinthe, d. h. für einen komplizierten Mäandergang ansehen kann. Diese Basilika aber rührt, wie Herr F. Prévost glaubt, vom Jahre 325 her.* Ist dieser Gebrauch etwa nach den ersten Kreuzzügen vom Orient gekommen, oder handelt es sich um eine heimische Überlieferung? Wir neigen zu dem Glauben, daß die Darstellung der Werkmeister auf diesen Fußböden sie mit irgend einem von der Schule der Laien-Meister angenommenen maurerischen Symbol verknüpfen müsse, um so mehr, als wir diese Labyrinthe auf den Kirchenfußböden erst in dem Augenblicke auftreten sehen, in welchem diese religiösen Bauten in die Hände jener mächtigen Schule fielen. Wenn diese Mäander gezeichnet worden wären, um den Leidensweg Jesu vom Thore von Jerusalem zum Kalvarienberg vorzustellen, so ist anzunehmen, daß irgend ein religiöses Zeichen an die Stationen oder wenigstens an die letzte erinnert haben würde; aber man bemerkt nichts derartiges weder auf irgend einem der noch vorhandenen Labyrinthe, noch bei einem von denen, deren Abbildungen uns erhalten geblieben sind. Noch mehr; wir finden emaillierte Plattenwerke, welche die Mäanderlinien in so kleinen Dimensionen wiedergeben, daß man sicherlich diesen komplizierten Wegen weder zu Fuß noch auf den Knieen folgen könnte; denn einige dieser Labyrinthe, wie dasjenige der Abteikirche von Toussaint (Marne), weisen nicht mehr als 0,25 m Seitenlänge auf. Diese letzteren Mäander datieren, um die Wahrheit zu sagen, aus dem 14. Jahrhundert und können als Kopieen nach größeren Werken gelten, aber weder die kleinen noch die großen schließen, um das nochmals zu wiederholen, irgend ein religiöses Zeichen ein."

Obwohl dies nicht ganz richtig ist, da wir oben (S. 90) sahen, daß das Labyrinth von Saint-Bertin in Saint-Omer ein deutliches Kreuz erkennen läßt, müssen wir der Meinung von Viollet le Duc, daß diese Darstellungen ursprünglich nichts mit dem Leidensweg Christi zu thun hatten, um so bestimmter beipflichten, da manche dieser labyrinthischen Darstellungen sich auf senkrechten Wänden, ja, wie wir schon oben (S. 6) erfuhren, auf Kirchenglocken befinden. Es geht daraus als ziemlich wahrscheinlich hervor, daß die älteren Labyrinthe der Kirchen nur im obigen Sinne als christliche Sinnbilder aufzufassen sind, um die Welt mit ihren Irrgängen und Verführungen zu symbolisieren. Die Seele irrt durch das Labyrinth der Welt und wäre verloren, wenn sie nicht von Christus mittelst eines langen Fadens aus der Ferne sicher wieder herausgeleitet würde.**

---

* Revue archéologique Vol. IV. p. 664 et 800. Wenn jene Altersbestimmung auch für das Mosaik zutrifft, welches ein viereckiges Labyrinth mit elf Gängen in vier Keilen darstellt, so wäre dies das älteste, welches man je in einer christlichen Kirche gefunden. Es enthält in der Mitte ein Buchstabenspiel, welches Sancta ecclesia ergiebt, aber ohne Zusammenhang mit dem Labyrinthe steht, da ähnliche Buchstabenspiele mit anderer Umrahmung in derselben Kirche vorkommen. Zu durchwandeln ist es nicht, da es nur 2,50 Meter Seitenlänge besitzt. ** Man vergleiche W. Menzels Christliche Symbolik (Regensburg 1854) Bd. II. S. 3, woselbst für die gleiche Deutung auf Piccinelli, mundus symbolicus II. S. 66 und Herm. Hugo, Pia Desideria Antv. 1624 p. 135 verwiesen wird.

In diesem Sinne konnten sich die französischen Baumeister als in diesem irdischen Labyrinth umherirrende Seelen dargestellt haben.

Nun haben aber alle solche kirchlichen Symbole ihre Jahrhunderte, ja manchmal Jahrtausende umfassende Entwickelung, und wenn wir glauben wollten, daß das Labyrinth des Theseus und die Geschichte des Ariadnefadens unmittelbar aus dem klassischen Heidentum in die christliche Symbolik übergegangen wären, so würde sich dies an der Hand der Denkmäler nachweisen lassen müssen. Von einer solchen Verknüpfung findet sich aber nicht die geringste Spur. Wir sehen in den Katakomben allerlei heidnische Mythen, z. B. die des Orpheus christlich umgedeutet; vom kretischen Labyrinthe, welches so oft auf dem Estrich römischer Villen in Italien und den römischen Provinzen gefunden wurde, ist fast niemals in der älteren christlichen Symbolik die Rede. Es ist dies auch sehr natürlich, da der spätere, an die Zeiten des Christentums heranreichende römische und griechische Kultus von einem Labyrinth im Tempeldienst nichts mehr wußte. Es ist kein Beispiel bekannt, daß derartige Darstellungen jemals im Mosaikboden eines römischen Tempels gefunden worden wären. Als Beweis dafür, daß die bisher aufgestellten Ansichten nicht genügt haben, die Veranlassung der französischen Kirchen-Labyrinthe zu erklären, darf noch die Thatsache angeführt werden, daß die beiden Forscher Frankreichs und Deutschlands, die sich am eingehendsten mit der christlichen Archäologie und Symbolik beschäftigt haben, A. N. Didron und F. Piper, dem schnellfertigen Versuche, sie als Bußwege zu deuten, ebensowenig Geschmack abgewonnen haben, wie Viollet le Duc. Sie mögen immerhin in jüngerer Zeit hier und da als solche benützt worden sein, aber die älteren Anlagen standen dieser Benutzung fern. Didron erzählt im ersten Bande der von ihm begründeten Annales archéologiques (p. 177), wie er bei einem Besuch der thessalischen Meteoren-Klöster in St. Barlaam vergeblich die Lösung des Rätsels zu finden hoffte:

„Auf einer Mauer des Gastzimmers hatte man außen mit Rötel oder Berliner Rot ein Labyrinth gezeichnet, welches durchweg demjenigen glich, welches man in der Kathedrale von Chartres auf dem Fußboden des Kirchenschiffs erblickt, und ziemlich ähnlich auch denjenigen, die das Kirchenschiff der Kathedralen von Reims und Amiens zierten. Seit lange forscht man nach der Bedeutung dieser Labyrinthe; ich glaubte nunmehr die Erklärung zu Sankt Barlaam zu finden* und frug die Mönche. Mir wurde die Antwort, daß die Zeichnung das „Gefängnis des Salomon“ vorstelle, daß ein Mönch die Zeichnung in einem Buche gefunden und hier wieder-

* Didron konnte dies glauben, weil in den Athos- und Meteoren-Klöstern schriftliche Überlieferungen betreffs der religiösen Malereien vorhanden sind; er selbst hat das Malerbuch vom Berge Athos herausgegeben.

gegeben habe. Der Mönch war tot, das Buch verloren, und ich konnte ein mehreres darüber nicht erfahren. Zu Amiens nannte man das Labyrinth la maison de Dédale. Das sind die beiden einzigen Lichtstrahlen, die ich bisher über diese Frage ermittelt habe.“

Das war nun allerdings herzlich wenig, und da Didron keine weiteren Labyrinthbilder in anderen griechischen Klöstern und Kirchen gefunden hat, so wird es das wahrscheinlichste sein, für das St. Barlaam-Kloster anzunehmen, ein reisender griechischer Mönch habe das Bild aus Italien oder Frankreich dorthin mitgebracht. Auch Piper kannte zur Zeit, als er sein grundlegendes Werk über christliche Mythologie und Symbolik* verfaßte, nur eine einzige Labyrinthdarstellung in einer christlichen Kirche, die der Geschichte des Theseus entnommen war und in einem ganz anderen Sinne verwertet wurde als das oben erwähnte, nämlich ein Mosaikbild in der Kirche San Micchele in Pavia, welches den Minotauros inmitten des Labyrinths in sehr ungewöhnlicher Gestalt als gehörnten Centauren darstellt und obendrein den Eingang zum Labyrinth auf der einen Seite durch einen Drachen, auf der anderen durch ein Flügelpferd bewachen läßt. Der Centaur hält in der Linken ein Schwert, in der Rechten das abgeschlagene Haupt eines Menschen, dessen Rumpf zu seinen Füßen liegt, während Theseus, im Begriff ihm den Kopf zu spalten, hinter ihm steht. Links von dem Bilde ist David im Kampfe mit Goliath dargestellt, und die lateinischen Inschriften ergeben, daß hier Theseus lediglich als Pendant zum David dargestellt wurde. Rumohr hielt das Bild für ein Werk des christlichen Altertums, d. h. der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in denen man aber schwerlich den Minotauros aller klassischen Überlieferung zum Trotz als Centauren dargestellt haben würde, und wir dürfen um so mehr der Meinung Pipers, es handle sich um eine Arbeit des 11. Jahrhunderts, beistimmen, als Cordero gezeigt hat, die betreffende Kirche sei gegen Ende desselben neu aufgebaut worden, und weil der Drache und das Flügelpferd vor dem Eingang des Labyrinthes auf einen ganz anderen nordeuropäischen Sagenkreis deuten, nämlich auf denjenigen, von welchem wir in den vorigen Kapiteln andeutend gesprochen und in der Folge näher handeln werden. Das plötzliche Auftreten zahlreicher Kirchen- und Bücher-Labyrinthe im 9. bis 13. Jahrhundert fällt zusammen mit dem Eindringen der Normannen in Frankreich, mit dem Auftreten der Bezeichnung des Teufels als „bösen Valand“ in der deutschen Litteratur, und so erklärt sich, daß das „Haus des Valand,“ welches die

* Ferdinand Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst (Weimar 1847—51) Bd. I. S. 137—138.

lateinisch gebildeten Mönche und Priester als domus Daedali übersetzten, kirchliche Bedeutung erlangte. Es würde sich also nicht sowohl um eine Einführung griechischer Vorstellungen in den Kirchendienst handeln, als vielmehr um die gerade in jener Zeit von einigen phantasievollen Kirchenschriftstellern vollbrachte Verschmelzung nordisch-heidnischer Kultvorstellungen mit christlichen Ideen. Es wird sich daraus ergeben, daß Trollopes und Nordströms Meinung eher in ihr gerades Gegenteil verkehrt werden müßten. Nicht die Kirchen-Labyrinthe sind ins Freie gewandert, sondern die heidnischen Feld-Labyrinthe und Wurmlagen in die christlichen Kirchen aufgenommen worden. Den näheren Zusammenhang freilich werden wir erst verstehen, wenn wir die betreffenden heidnischen Mythenkreise genauer betrachtet haben werden, doch darf schon hier auf das Entgegenkommen der Heiden-Apostel hinsichtlich der Weihung heidnischer Kultstätten zu Kirchenbauten und der Aufnahme heidnischer Gebräuche in den Kult hingewiesen werden.

Viele christliche Kirchen sind direkt auf dem Platze alter heidnischer Steinringe (Cromlechs), die zugleich Ding- und Kultstätten einschlossen, aufgerichtet worden, und in Irland wie in Schottland giebt es eine ganze Anzahl von Kirchen, die noch bis in unser Jahrhundert hinein von dem Kreise mächtiger roher Steinblöcke umgeben waren, in den man sie ehemals hineingebaut hatte. Solche „Druidenkreise," wie man sie in England nennt, umgaben unter anderen die Kirchen von Derry, Kildare, Roscabury, Benachin u. a.* Von den ersten christlichen Kirchen auf der Insel Gotland erfahren wir, daß sie von den heidnischen Bewohnern niedergebrannt wurden, bis man sie unmittelbar auf die altheiligen heidnischen Kultstätten und gleichsam unter den Schutz derselben stellte. Die drei ältesten Kirchen der Insel standen allzumal auf solchen alten heiligen Plätzen und galten als Freistätten.** Die Roma-Kirche auf Gotland, deren älteste Teile aus dem 12. Jahrhundert stammen, verrät dies noch in ihrem Namen, der von dem schwedischen rum (Raum, Stätte) stammt. „Hier war nämlich," sagt Karl Braun,*** „in alten Zeiten die Gerichts- oder Volksversammlungsstätte, die Ding-, Mal- und Walstätte, — früher ohne Zweifel auch die heidnische Opferstätte. Denn es war ausgesprochene Politik der christlichen Kirche, örtlich in die Fußstapfen des Heidentums zu treten." Eine andere alte Kirche mit bedeutungsvollem Namen liegt zu Tingstade.

* F. Mone, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa (Leipzig und Darmstadt 1823) Bd. II. S. 478 und 483. ** Gutalag, das ist der Insel Gothland altes Rechtsbuch, herausgegeben von Karl Schildener (Greifswald 1818) S. 264. *** Wisbyfahrt (Leipzig 1882) S. 261.

Unter den mannigfachen Ableitungsversuchen des Wortes Kirche führt der einzige, der nach Sepp Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben kann, auf das keltische Wort kerk, kirk, kark, den Namen der Steinringe, die in der Vorzeit als Versammlungsort der Gemeinde dienten. Im holländischen Kerke ist das alte keltische Wort fast unverändert beibehalten. Ganz analog heißt bei den Hochschotten die Kirche Clachan (Steine). Auch in der Bauart bemerkt man vielfache Anpassungen an die heidnischen Kultvorstellungen. Wir wollen hier nicht so weit gehen, mit H. Martin in den alten achteckigen französischen Kirchen mit offenem Dach „Druidenkreise" zu erkennen, deren Pfeiler durch Mauerwerk verbunden worden seien; aber es läßt sich nicht verkennen, daß auch in Norddeutschland die Orientierung der alten, mit Steinen eingehegten Kultstätten schon dieselbe war, wie die der späteren christlichen Kirchen, deren dem Naturkult abgeneigte Erbauer keinen anderen Grund für eine entsprechende Anordnung gehabt haben können, als den des Entgegenkommens eingewurzelten Volksvorstellungen gegenüber. „Es ist merkwürdig genug," sagt Mone, „daß diese altteutschen Opferstätten in derselben Richtung nach Osten gebaut waren, wie die nachherigen christlichen Kirchen, daß die zwei spitzen Ecksteine auf der Westseite im Christentum Türme wurden, und daß der Heiden-Altar auf demselben Platze stand, wohin der christliche (nämlich in den Kreuzchor der gotischen Kirchen) gestellt wurde."* J. W. Shore hat vor einigen Jahren nachgewiesen,** daß die meisten alten Kirchen in Hampshire und anderen altkeltischen Ländern — er konnte deren mehr als siebzig nachweisen — genau in der Richtung orientiert sind, in welcher am 2. Mai (dem Bealteine genannten keltischen Hauptfeste) die Sonne aufgeht. Die westöstliche Richtung der christlichen Kirchen finden wir schon im christlichen Altertum berücksichtigt; aber man schwankte in der Anlage des Altars im Osten oder Westen. Erst nach der Durchdringung mit dem nordischen Heidentum wurde es fester Grundsatz, den Bau beim im Osten liegenden Altar zu beginnen und nach der Turmseite im Westen weiter zu bauen. Schon im 12. Jahrhundert fügt Joh. Beleth*** die Vorschrift hinzu, die Orientierung habe sich aber nach dem Aufgang der Ostersonne (versus solis ortum aequinoctialem) und nicht nach dem Aufgange der Johannissonne (am längsten Tage), wie einige glaubten, zu richten, d. h. die Osterzeit mit ihrem rein östlichen Sonnenaufgang sollte maßgebend sein. Dieselbe Zeit war aber an vielen Orten Europas einer Be-

* J. Mone, a. a. O. Bd. II. S. 85. ** Journal of the Anthropological Society 1890. *** Beleth, divini officii explicatio c. 2 citiert in Ottes Handbuch der christl. Kunstarchäologie.

grüßung der jungen, aus dem Winter-Labyrinth befreiten Frühlingssonne durch labyrinthische Tänze gewidmet, und wenn wir annehmen dürften, daß die Trojaburgen, mochten sie nun in Steinen ausgelegt oder bloß in den Rasen eingeschnitten sein, den Vorzeichnungen auf unserer Ballettbühne entsprachen, oder sonst mit diesen Kultvorstellungen in Zusammenhang standen, so würden wir ebenso leicht verstehen, warum die skandinavischen Trojaburgen sich so häufig auf Kirchplätzen befinden, wie den Grund, aus welchem sie in zweckentsprechender Umgestaltung in so viele italienische und französische Kirchen aufgenommen worden sind. Obwohl wir die eigentlichen Beweise für eine solche Verknüpfung und Lösung erst gegen den Schluß des Buches beibringen können, werden uns schon die nächsten Kapitel zeigen, daß Gründe für eine enge Verbindung der christlichen Vorstellungen vom Irrsale der Welt mit dem heidnischen Frühlings-Mythus reichlich und unverkennbar vorhanden sind.

---

9. Die Legende der im Welt-Labyrinthe verirrten Braut Christi.

Die Eigentümlichkeit der Irrgärten, ein Herausfinden nicht so leicht zu machen wie den Eintritt, droht sich an uns zu bewähren: Mit der Betrachtung der französischen Kirchen-Labyrinthe sind wir in einen dunklen Abgrund der christlichen Mystik geraten und sollen uns von hier wieder emporfinden. Aber der Weg soll uns — so hoffen wir — zum Lichte führen; vielleicht, daß uns die im Irrsaal der Welt gefangene Seele (anima captiva) der Kirchenväter selbst den Ariadne-Knäuel reicht. Denn nur durch ein vorsichtiges Zurücktasten an Thatsachen, die durch einen festen Faden verbunden sind, vermag man sich auf den verworrenen Pfaden der Sage und Legende zurechtzufinden. Das sogenannte Hohelied Salomonis, ein durch Mißverständnis der Sammler in den biblischen Text hineingeratenes Liebeslied, welches die Sehnsucht der von Salomon in seinen Harem gesteckten Sulamith nach ihrem verlobten Bräutigam schildert, ein Lied, welches der jüdische König zu seiner eigenen Schande selbst gedichtet haben soll, hat eine wunderbare litterarische Laufbahn gehabt. Man hatte es in die Bibel aufgenommen, weil man glaubte, es verberge sich hinter diesen glühenden erotischen Bildern einer orientalischen Phantasie

eine allegorische Darstellung der Liebe Gottes zu seinem auserwählten Volk, und um nun an Erfindungsgabe den jüdischen Gelehrten nicht nachzustehen, übersetzten die christlichen Kirchenväter seit Origines das „Lied der Lieder" (Canticum Canticorum) in den Triumphgesang der Kirche über die Wiedervereinigung der lange verirrten und in Sünde gefallenen Braut Christi nach ihrer Erlösung mit dem Bräutigam.

Schon der h. Augustin hatte den Bräutigam des Hohen Liedes mit Bestimmtheit auf Christus bezogen; in der Braut erkannte man nach und nach die vom Teufel verlockte und in Sünde gefallene Eva als Gleichnis der verführten menschlichen Seele; man läßt sie darauf immer tiefer sinken, bis sie von der berüchtigten babylonischen Hure der Offenbarung Johannis, dem Urbild und Werkzeug der Sünde, nicht mehr zu unterscheiden ist. Einem gleichzeitig mit scholastischem Geiste erfüllten, wie romantisch angehauchten Kirchenschriftsteller des 12. Jahrhunderts, dem Honorius von Autun (Augustodunum) war es vorbehalten, diesen christlichen Liebesroman in seinem Speculum Ecclesiae (um 1115) und einigen anderen Werken zu einem abenteuerlichen Spektakelstück, gleich geeignet, den Frommen und den Weltkindern zu gefallen, umzuarbeiten. Die Sage vom babylonischen Turmbau wird herbeigezogen, um die verirrte und aus dem Himmel gestoßene Braut Christi, nachdem sie dem Noah zur Erziehung übergeben war, in die Gewalt der babylonischen Riesen fallen zu lassen, welche sich unter Anführung des Nimrod zusammengeschart hatten, um einen mächtigen Turm zu bauen, der in den Himmel hineinreiche und von dem aus sie den Himmel stürmen wollten. Die Braut selbst hielten sie in dem Turm gefangen, bis Christus mit den himmlischen Heerscharen herbeikam, sie zu befreien, worauf sie, nachdem Nimrod und die ganze Schar Lucifers in den Feuer- und Schwefelpfuhl hinabgestürzt sind, aus dem Turmgefängnis im Triumphe hervorgeführt, aus dem Thränenthal heraus und als Mond (!) in das Gemach der ewigen Sonne geleitet wird, wo die Vermählung mit dem Himmelsbräutigam stattfindet.

In dieser seltsamen, dem Speculum Ecclesiae entnommenen Schilderung hat der vortreffliche Honorius von Autun diesmal selbst verraten, wo Barthel den Most hergeholt hat, um seine dürre Klosterphantasie damit zu befruchten. Christus als die Sonne zu schildern, die alle Welt erleuchtet, war an sich eine naheliegende und damals weitverbreitete Auffassung; aber die Vermählung des Sonnenbräutigams mit der aus einem finsteren Turm befreiten Braut, wozu die Engelscharen als Hochzeitsreigen einen gewaltigen Schuhplattler stampfen (cum magno angelorum tripudio), das ist ein so eminent germanisch-heidnisches Bild, daß selbst Elard Hugo

Meyer,* der sonst nicht daran zweifelt, daß die bedeutsamsten Stücke der Edda, namentlich das Lied der Seherin vom Vanenkriege und der Götterdämmerung, von Honorius beeinflußt seien, in diesem Punkte zugiebt, sein Urgenie habe den nordischen Frühlingsmythus von der Befreiung der Freyja aus den Händen des eddischen Turmbaumeisters in seinen schwülstigen Roman von der Braut Christi hineingearbeitet! Welch ein wüster Brei aus dem biblischen Sündenfall- und Turmbau-Mythus, der griechischen Sage von der Empörung der Titanen, der Offenbarung Johannis und der nordischen Volkssage! Aber das mystische Machwerk wird ganz verständlich, wenn wir uns erinnern, daß Honorius lange in Süddeutschland gelebt, vielleicht sogar ein deutscher, nach Autun verschlagener Kleriker war. Genau so, wie der süddeutsche Dichter des Muspilli benannten Liedes vom Weltbrande schon mehrere Jahrhunderte früher die nordische Anschauung vom Ende der gegenwärtigen Welt im christlichen Gewande vorgetragen hat und dadurch gewiß bei seinen süddeutschen Zeitgenossen eine tiefere Wirkung erzielte, ebenso hat Honorius, um neue lebendige Züge zur Ausschmückung seines christlichen Romans zu erhalten, ein starkes Anlehen bei der nordischen Naturmythe und bei den weitverbreiteten germanischen Frühlingsfesten gemacht, welche im Mai- oder Osterspiel die mit Waffengewalt erzwungene Befreiung der dem Riesenbaumeister verpfändeten Naturgöttin und unter frohen Tänzen die Zurückführung derselben auf den Thron feierten. Es ist ein Glück für die nordische Mythe, daß diese Feste so alt sind, um ihr vorchristliches Bestehen nachweisen zu können, daß sie so festgewurzelt in der gesamten nordischen Naturanschauung sind, daß ein Losreißen nicht möglich ist; denn sonst würden Professor E. H. Meyer und seine Gesinnungsgenossen kein Bedenken getragen haben, auch diese Eddasage als Nachhall der scholastischen Dichtungen des Mittelalters zu erklären, wie sie, Ursache und Wirkung verwechselnd, in so vielen anderen Fällen verfahren sind. Man braucht keineswegs die Formen, in welchen uns die Edda eine Reihe von germanischen Mythen überliefert hat, für besonders alt und für unbeeinflußt von christlichen und römisch-griechischen Mythen zu halten; aber ihr Kern ist, wie die oft hervorbrechende Ähnlichkeit mit altindischen Anschauungen beweist, sicherlich uralt, und jene Herren (Bang, Bugge, Meyer u. s. w.), die den germanischen Mythen soviel als möglich von ihrer Ursprünglichkeit rauben möchten, einzig und allein um ihren Spürsinn und ihre fast übermenschliche Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, vergessen eben, daß auch bei geistigen Handelsgeschäften

* Völuspa. Eine Untersuchung von E. H. Meyer (Berlin 1889) S. 110—113.

stets ein gegenseitiges Geben und Nehmen stattfindet, und daß gar manches angeblich christliche Element, welches in die nordische Sage eingedrungen sein soll, vielmehr umgekehrt erst aus dieser in die christliche Mythe gelangt war. Ich glaube dies in „Tuiskoland" (S. 435—441) hinsichtlich der Baldersage erwiesen zu haben, welche die christliche Longinus-Legende erzeugte; wir werden nun etwas Ähnliches finden, wenn wir die Baumeistersage der Edda genauer betrachten. Diese wird uns hinüberführen zu einer Erklärung, warum die Braut Christi in einem Labyrinthe umherirrte, warum sie in einem Turme gefangen saß und in einer für die christliche Dichtung sehr befremdenden Weise plötzlich zur Sonnenbraut wird, die unter frohen Tänzen im Gemach der Sonne ihre Hochzeit feiert. In einem noch späteren Kapitel werden wir sehen, daß jene Sonnenhochzeit des Honorius-Romans, was Meyer seltsamerweise ganz übersehen hat, noch heute in allen südslavischen Ländern am St. Georgstage (23. April) mit Tänzen gefeiert wird, die, wie die ganze Feier, keine Spur christlichen Geistes bergen, wohl aber die nächste Verwandtschaft mit dem Labyrinthtanz, der von den Gestaden der nordischen Meere bis nach Kreta am Frühlingsfeste der befreiten Sonnenjungfrau getanzt wurde. Es ist die Göttin, die den Frühling bringt, von deren frohem Empfang beim Maispiel wir in mittelalterlichen deutschen Liedern lesen, die Maid Marian der englischen und französischen Festspiele, welche die Mohrentänzer am 1. Mai oder am Pfingstfest aufführten, die Sonnenbraut so vieler serbischen, bulgarischen, makedonischen und neugriechischen St. Georgslieder, aber nimmermehr die Sulamith oder Braut Christi.

---

10. Die Sage vom Babylonischen Reich.

Eine mittelalterliche byzantinische Sage, die vermutlich durch Vermittelung der Südslaven nach Rußland gekommen ist, stattet die alttestamentarischen und christlichen Legenden von der gottlosen Stadt Babylon mit eigentümlichen Zügen aus, die geeignet erscheinen, uns einesteils die Verquickung des nordischen Frühlingsmythus mit der babylonischen Turmbausage und anderteils die Namen Babylon oder Wawylon der russischen Trojaburgen verständlicher zu machen. Sie findet sich in zahlreichen russischen Handschriften, deren sechs bereits — die Mehrzahl von Professor Tichonravov und Kostomarov — in den „Jahrbüchern für

russische Litteratur und Altertumskunde" veröffentlicht wurden, und sollte nach A. Wesselofskys sehr lichtvoller Darstellung* ursprünglich wohl nur dazu dienen, Rußland als den rechten Erben der byzantinischen Kaiserkrone darzustellen, deren Übergang aus dem Morgenlande (Babylon) zunächst nach Byzanz und von da nach Kiew oder Moskau zu schildern. Dabei wurden aber Sagenzüge aufgenommen, die dem hier behandelten Gedankenkreise angehören und auf denselben, sowie auf die spätere Gestaltung der slavischen Trojasage eine so unverkennbare Rückwirkung geübt haben, daß wir gut thun, im Vorübergehen einen Blick auf sie zu werfen.

Babylon war dieser Sage zufolge durch eine Pest verödet und hatte auch seinen Kaiser verloren. Die nach dem Erlöschen der Pest zurückkehrenden Einwohner wählten durch ein Orakel einen Findling zum Kaiser, der den Namen Navchodonosor (Nabuchodonosor) empfing. Er rief die Großen des Reiches zusammen, um mit ihnen einen Neubau der Stadt, größer und fester als sie vorher gewesen, zu beraten. Sie wurde nach dem Vorbilde Roms über sieben Felsen (Hügel) und sieben Stadien ausgedehnt und erhielt der größeren Sicherheit halber nur ein einziges Thor, welches durch den Rachen eines gewaltigen steinernen Drachen führte, dessen Leib rings um die Mauer geringelt lag. Der Rachen war außerdem mit dreihundert Blasebälgen und Herden versehen, so daß man ihn feuerspeiend machen und Feinde, die den Eintritt erzwingen wollten, verbrennen konnte. In der Stadt selbst wurden alle Gebäude, Fenster, Thüren, Vieh, Kleider, Waffen und Geräte mit demselben Abzeichen der geringelten Schlange versehen, und schließlich ließ sich der Kaiser selbst noch ein schlangenförmiges Schwert anfertigen, von dem es zweifelhaft ist, ob dafür bereits der Begriff des Flambergs mit wellenförmiger Klinge ausreichend ist.

Die Idee der in den russischen Babylonen gleichsam bildlich dargestellten schlangenumwundenen Burg kehrt in der skandinavischen Ragnar Lodbrok-Saga und der damit fast übereinstimmenden persischen Ardschir-Sage des Schah-Nameh wieder, zwei Drachenkämpfersagen, die der Siegfried-Sage nahe verwandt sind und von denen wir später im Zusammenhange handeln werden. Ebenso begegnen wir auch, wenigstens in einer Redaktion der in Rede stehenden Legende der in den germanisch-slavischen Sagen jener Gruppe so häufigen Glasburg. Denn es wird dort erzählt, daß der Kaiser unter dem vergoldeten Eisendach, welches die ganze weite Stadt wie das Himmelsgewölbe überspannte, einen Palast aufführen ließ, der durch und durch gläsern war. Als nun die Tochter des Kaisers von Persien, mit der er sich verlobt hatte, in dieses Glasschloß eintrat, während der Kaiser sie auf seinem gläsernen Throne erwartete, hielt sie den durchsichtigen Fußboden und alles, was sie ringsumher sah, für Wasser

---

* Archiv für slavische Philologie. Bd. II. Berlin 1877 S. 129—143 u. 308—333.

und hob ihre Gewänder empor, um sie zu schonen. Da sah der Kaiser, daß sie, wenngleich von Antlitz schön, am Körper sehr rauh war, und ließ eine flüchtige Flamme über ihre Haut spielen, um sie zart zu machen. Davon hätte er den Namen Navchodonosor erhalten, der soviel wie Haarabsenger bedeute. Die letztere Sage wird in der slavischen Paläa von der Königin von Saba bei ihrem Besuche im Schlosse Salomons erzählt und hinzugesetzt, sie hätte dem weisen Könige einen Sohn, eben unsern Nabuchodonosor geboren. Nun fährt die slavische Sage fort:

In einer großen Schlacht gegen viele Kaiser, die ihn angegriffen hatten, flog nicht nur das Schlangenschwert des Kaisers hervor und metzelte unzählige Feinde nieder, sondern (nach der einen Redaktion) wurden auch alle die auf den Kleidern, Fahnen, Sätteln angebrachten Schlangenabzeichen lebendig und töteten die größte Zahl der Feinde, wonach sie wieder auf ihren Platz zurückkehrten. In den andern Ausgaben aber geschah das letztere erst unter der Regierung des Basilius, Sohn des vorigen Kaisers, und zwar, weil er in der Not des Krieges den Befehl seines Vaters, das Schlangenschwert in die Stadtmauer von Babylon einzumauern und es vor dem jüngsten Tage nicht herauszunehmen, mißachtet hatte und weil sich seine Krieger ohne dieses Schwert verloren gaben. Bei dieser Gelegenheit aber schnitt das Wunderschwert zuerst des babylonischen Kaisers Haupt ab, und die lebendig gewordenen Schlangenzeichen töteten das babylonische Heer und die Leute in Babylon selbst, und auch jener große Drache von Stein, welcher die Stadt umgab, war lebendig geworden, fing zu zischen und zu brüllen an, und von dieser Zeit an blieb die Kaiserstadt und ihre weite Umgebung öde; denn die babylonischen Schlangen behielten ihr Leben.

Diese Erzählung hängt offenbar nahe zusammen mit den mittelalterlichen, auf Talmud-Sagen und anderen morgenländischen Quellen fußenden Dichtungen von der Selbstvergötterung des Nimrod oder Nabuchodonosor oder Chosroës, die im Parcival, im Barlaam und Josaphat, im Biterolf und König Rother, besonders ausführlich aber in der 1160 angesetzten Kaiserchronik und im Heraclius wiederkehren, wie diese Fürsten sich einen Palast mit eigenem Himmel, Sonne, Mond und Sternen, mit Regen, Schnee und Sonnenschein, Blitz und Donnermaschinen eingerichtet hätten, ähnlich den alten griechischen und römischen Königen Salmoneus und Alladius. In Zusammenhang mit der, wie wir gesehen haben, im 12. Jahrhundert auftauchenden Verbindung der Sagen vom babylonischen Himmelsbaumeister und der in seinem Turm gefangenen Braut Christi wurde nun der Gedanke der Verfluchung Babylons populär, und wir gewinnen dadurch einigen Anhalt für die Datierung der slavischen Sage. Das „wüste,“ von Schlangen bewohnte Babylon mit den zweiundsiebzig ihm unterthänigen Königen bildet in den Spielmanns-Dichtungen jener Zeit, im Liede von Orendel und Breide, vom König Rother, in dem Sendschreiben des

Priesters Johannes u. s. w. ein äußerst beliebtes Thema, und die verwandte Vorstellung einer ebensowenig geographisch festzulegenden „Wüste Rumanei“ schloß sich an. Im König Rother kommt sogar unser Kaiser Basilius als Sohn des Ymelot (Nimrod) unter dem Namen Basilistjum sehr erkennbar vor. Der Fortgang der Legende erzählt nun weiter:

Kaiser Leo von Byzanz, wohl der sechste seines Namens († 911), habe eine Gesandtschaft von drei Christen (Griechen, Russen und Abessinier) nach dem Wüsten-Babylon geschickt, um Reliquien dreier dort begrabener Heiligen zu holen. Sie kamen glücklich durch die mit Schlangen und Drachen überfüllte Dornenwüste, obwohl dieselben zischten und Kälte bliesen, bis zu dem großen Drachen, der schlafend um die Stadt lag und den sie auf einer darübergebauten achtzehnstufigen Cypressen-Holzleiter überkletterten. Drinnen fanden sie im Palast die beiden prachtvoll geschmückten Kaiserkronen, die nach einer dabei liegenden griechischen Schrift dem Kaiser Leo von Byzanz mit dem Beinamen Basilius und der Kaiserin Alexandra bestimmt waren, und nahmen sie nebst anderen Kleinodien mit sich. Als sie aber außen die Treppe über den Drachen hinunterstiegen, strauchelte der Abessinier Jacobus mit seinem Gepäck, fiel auf den großen Drachen und weckte ihn aus seinem Schlaf. Er erhob sofort seinen Kamm, wie die Wogen des Meeres, und begann fürchterlich zu zischen, so daß die Gesandten eiligst fliehen mußten. Sie waren nämlich am Auferstehungstage und nur dadurch glücklich nach der Stadt gekommen, denn an allen Sonn- und Feiertagen lagen die Reptile in Todesschlaf gebannt, und die Gesandten passierten nach der einen Handschrift sogar den Rachen des schlafenden Ungetüms, der ja das Stadtthor zu bilden hatte. Die Kaiserkleinodien aber empfing bei einem Heereszuge Fürst Wladimir von Leo und brachte sie nach Kiew.

In dem russischen Märchen von der augenkranken Prinzessin (Afanasiev IV. 197) erscheint die alte Legende im Volkston wieder. Ein lustiger Gesell machte sich anheischig, ihre Augen zu heilen, und zieht, um die heilkräftige Salbe zu holen, in das Reich des Schlangenkaisers, wo nur Drachen und Schlangen leben. Rings um die Stadt lag eine große Schlange im Kreis gewunden, so daß sich Kopf und Schweif berührten. Der lustige Gesell benutzte den tiefen Schlaf derselben, machte eine Strickleiter, am Ende mit eisernen Haken versehen, befestigte diese an der Stadtmauer, kam glücklich in die Stadt und fand dort unter einem Stein die Salbe, mit der man die Augen nur zu bestreichen brauchte, um das Übel sofort zu heilen. Er war auch glücklich bis in sein Schiff gelangt; aber da erwachte die Schlange, stürzte ihm nach und zerschmetterte das Fahrzeug, doch kam er schwimmend glücklich an das Land und heilte die Prinzessin, die ihn natürlich reich belohnte.

In den Dichtungen des Heinrich von Neustadt,* der am Anfang des 14. Jahrhunderts lebte, ist ebenfalls eine Reise zum wüsten Babylon geschildert, in welches Lonius glücklich hineingelangte, weil es gerade Mittag war und die Ungeheuer alle schliefen, was in der russischen Sage die Sonntagsruhe den höllischen Tieren auferlegte; denn das „Babylonische

---

* Strobl, Heinrich von Neustadt „Apollonius — Von Gottes Zukunft.“ Wien 1875.

Reich" wird nun zum oberirdischen Reich des Satans. Diese slavische Sage hat offenbar großen Einfluß auf die andere vom Trojanischen Reich gehabt, die uns später beschäftigen wird. „Das große trojanische Reich," sagt der russische Elucidarius,* „ward durch Gottes Ratschluß wegen seiner abscheulichen Zauberei zerstört und zum ewigen Untergang verurteilt, so daß von da an keine Menschen dort wohnen, sondern wilde Tiere und Schlangen dort hausen." Indessen zeigen die serbischen und bulgarischen Lieder von der verfluchten Stadt Troja und die ähnlichen deutschen Sagen von der finsteren „alten Troje" noch andere, uns näher angehende Einflüsse, die wir ebenso wie den russischen Gott Trojanu später zu betrachten haben werden. An dieser Stelle kam es nur darauf an, mit Hilfe der von Wesselofsky gebotenen Nachweise zu sehen, wie sich die alttestamentarische Sage vom Drachen zu Babel und die christliche vom Turmbau des Antichristen in Babylon zu der von dem rings um die Stadt geringelten Drachen verbunden haben, die wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem russischen Namen der Trojaburgen steht.

Wir haben hier mit der Thatsache zu rechnen, daß auch außerhalb Rußlands mit Erdwällen, wie mit einer Schlange umzogene Hügel, Babelsberge, Babylone, Babylonsturm u. s. w. genannt wurden. Ein solcher Wallberg ist beispielsweise die Babylonie unweit Lübbecke in Westfalen, in welcher nach der Volkssage Held Wedekind und zu erlösende Jungfrauen schlafen; die Niflunga-Saga (c. 373 bis 375) kennt auch eine Babylonia am Rheine. Wir dürfen uns hierbei ferner der englischen Drachenkämpfer-Sage vom Worm of Lambton erinnern, die der oben (S. 104) erwähnten Ragnar-Sage entspricht und unmittelbar an einen solchen Wallberg, der hier der Wurmhügel (Wormhill) heißt, anknüpft:

Der Erbe von Lambton geht an einem Sonntage fischen und fängt einen kleinen Wurm, wie eine Eidechse, den er sorglos in einen Brunnen wirft. Zuerst unbeachtet und vergessen, wächst der Wurm darin, wie Manus Fisch im Mahabharata, bis der Brunnen für ihn zu klein wird; dann geht er aus dem Wormwell heraus und begiebt sich in einen Fluß, wo er sich gewöhnlich um einen mitten aus dem Strome herausragenden Felsen ringelt, um dort auszuruhen. Häufig geht er aber auch ans Land und legt sich in neun Windungen um einen benachbarten Hügel, der noch jetzt die Eindrücke davon bewahrt hat und danach der Wurmhügel (Wormhill) heißt. Nun wird er der Schrecken der ganzen Gegend und erhebt einen täglichen Zins in der Milch von neun Kühen, der stets für ihn auf Greenhill gestellt werden mußte; findet er ihn einmal nicht vor, so verschlingt er Menschen und Tiere. Jung Lambton, der inzwischen von einer Wanderung zum heiligen Grabe zurückgekehrt ist, unternimmt den Kampf mit ihm und überwindet ihn endlich, indem

---

* Archiv für slavische Philologie II. S. 326.

er einen mit Messerklingen besetzten Panzer anzieht, sich auf den Felsen mitten im Strom begiebt und von dem Wurm umringeln läßt, der darauf seine Ringe zusammenzieht und sich in tausend Stücke zerschneidet.*

Die Jung-Lambton-Sage steht auf altem Grunde; denn wir wissen, daß die geringelte Schlange, die Wurmlage, in Persien Symbol des Ahriman geworden war, jenes den Geschöpfen der Oberwelt feindlichen, im Erdinnern oder in der Unterwelt hausenden Winterdämon, und in diesem Sinne ist es wohl aufzufassen, wenn es oben von den babylonischen Schlangen, den Dienern des um die Stadt geringelten Schlangenkaisers, hieß, daß sie Kälte bliesen. Jung-Lambton aber ist kein anderer als Apoll, der junge Frühlingsgott, der im Winter zu Delphi, wie auf Delos dem winterlichen Drachengott Dionysos weichen muß, im Frühjahr aber zurückkehrt und ihn zerstückelt. Man zeigte am Parnaß zu Delphi das Grab, in welchem Apoll den zerstückelten Dionysos Zagreus beerdigt hatte. Bedenken wir, daß der Frühlingsgott Thor, der bei uns als Stiergott dargestellt wurde, den Winterriesen erschlägt, so leuchtet uns jener alte Vers ein, der die regelmäßige Abwechselung von Sommerstier und Winterdrachen bezeichnet: Taurus Draconem genuit et Draco Taurum. In alten Sagen vereinigt Dionysos beide Gestalten in seiner Person, bald als Stier, bald als Drache erscheinend; denn der Sommergott wird alternd zum Wintergotte; man feierte daher am Parnaß die Neugeburt des Stiergottes zu Weihnachten,** damit er im Frühling, soweit erstarkt, den alten Drachen erschlagen konnte, der gerade so wie der englische Drache seinen Wurmhügel, den winterlichen Parnaß mit neun Ringeln umzog. Kallimachos in seinem Hymnos auf Delos (V. 91—93) singt:

Noch nicht starb nun die Schlange, die greuliche; sondern es windet,
Kriechend von Pleistos heran, dies Tier mit entsetzlichem Barte
In neun Kreisen sich noch rings um den beschneiten Parnassos.

Diese neun Windungen oder neun Mauern der Wurmlagen werden uns noch wiederholt begegnen, und wir machen deshalb schon hier auf diese Anwendung der besonders im Norden heiligen Neunzahl aufmerksam. Die Wurmlagen der Wurmhügel gingen dann bei uns in ganz ähnlicher Weise wie die Labyrinthe in die Lustgärten über. Seit Jahrhunderten besteht bei uns der Brauch, unter den mannigfachen Abwechselungen der Lustgärten auch sogenannte „Schneckenberge“ anzulegen, d. h. Hügel, zu denen ein ringsherum laufender Schlängelweg allmählich hinaufführt, und

---

* Vergl. A. Kuhn, in der Zeitschrift für das deutsche Altertum V. S. 487, nach der englischen Zeitschrift Mirror Bd. XXII. S. 83. ** Vergl. „Tuiskoland“ S. 336.

diese erhielten dann zusammen mit dem Pavillon, der sich gewöhnlich auf ihrem Gipfel erhob, den Namen eines babylonischen Turms. E. von Baer erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er in seiner Jugend einen solchen babylonischen Berg errichten half, und im alten, ganz nach Versailler Geschmack angelegten Schloßpark zu Weimar befand sich ebenfalls eine solche babylonische „Schnecke," in deren Pavillon man, wie Goethe erzählt, „zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen." Fast scheint es, als ob die in der deutschen und niederländischen Kunst früh eingebürgerte Darstellungsweise des babylonischen Turms mit dem außen herum- und hinaufführenden Schneckenwege in unmittelbarer Verbindung mit dem Namen dieser alten Garten-Anlagen steht.

---

11. Die Baumeister-Sage der Edda.

In der nach der gewöhnlichen Annahme um 1230 von Snorre Sturluson verfaßten oder überarbeiteten sogenannten jüngeren Edda befindet sich unter den Erzählungen, die unter der Überschrift Gylfaginning (Gylfis Verblendung) zusammengefaßt sind, der Bericht von einem Schmied oder Baumeister, der zu den Asen gekommen sei und sich erboten habe, ihnen eine feste Burg zu bauen, in der sie gegen alle Angriffe sicher wären, wenn man ihm dafür die Göttin Freyja und obenein Sonne und Mond geben wolle. Die Asen traten in Beratung, und Loki riet dazu, das vorteilhafte Anerbieten nicht unbenutzt zu lassen, aber die Bedingung zu machen, daß der Schmied die Burg in einem Winter zu stande bringen müsse; wenn dagegen am ersten Sommertage noch irgend ein Ding daran unfertig sei, so solle er des Lohnes entraten; auch dürfe er sich keiner anderen Hilfe bedienen, als der seines Rosses Swadilfari, welches ihm über Nacht die Quadern zuführen sollte, die er am Tage verbauete. Dieser Vertrag wurde im Beisein vieler Zeugen mit den stärksten Eiden bekräftigt; aber der Baumeister übersah, daß Thor, der sommerliche Gewittergott und Riesenbezwinger, nicht mehr zugegen war, weil er alle Jahre zum Winter davonging, um die Riesen zu bekämpfen.

Der Baumeister baute nun aus allen Kräften darauf los, und die Asen sahen mit Angst, daß die Burg mächtig emporwuchs und schon drei Tage vor Sommersanfang so weit fertig war, daß nur noch das Thor fehlte. Nunmehr fiel ihnen ein, bange zu fragen, wer so schlechten Rat gegeben, Freyja nach Jötunheim zu geben und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen

und ebenfalls den Riesen ausgeliefert würden, und sie sagten nun alle, daß kein anderer dazu geraten habe als Loki, der ja zu allem Üblen rate. Man bedrohte denselben daher mit einem üblen Tode, wenn er nicht noch im letzten Augenblick Mittel fände, den Baumeister um den versprochenen Lohn zu prellen, und er verwandelte sich nun in eine Stute, welche des Baumeisters Roß verlockte, des Nachts mit ihr umherzujagen, so daß dieser des Morgens keine Steine vorfand, den Bau fortzusetzen. Und als der Baumeister nun sah, daß er den Bau nicht zu Ende bringen konnte, geriet er in Riesenzorn, und jetzt erkannten die Asen erst, daß sie sich in die Gewalt eines Bergriesen gegeben hatten. Sie achteten nun auch der Eide und Bürgschaften nicht mehr, die sie dem Baumeister, namentlich in Bezug auf Thor, den Erbfeind der Riesen, für seine persönliche Sicherheit gegeben, und riefen im Gegenteil nach Thor, der auch im Augenblick aus weiter Ferne zurückkam und den Riesen erschlug. Loki aber gebar von seiner Begegnung mit Swadilfari das achtfüßige Roß Sleipnir, der Rosse bestes bei Göttern und Menschen. Diese Erzählung wird von dem Liede der Seherin (Völuspa) in der älteren Edda anerkannt, woselbst es heißt:

Da gingen die Berater zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rat,
Wer frevelhaft hätte den Himmel verpfändet,
Oder den Joten Odhurs Braut gegeben.
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Alle festen Verträge, jüngst trefflich erdacht.
Das schuf vom Zorn bezwungen Thor.

Freilich würde diese Anerkennung durch die Völuspa der Echtschätzung unserer Sage nicht viel helfen; denn gerade dieses Lied wird von der Hyperkritik unserer Tage am meisten als unecht verdächtigt und für eine unter christlichen Einflüssen entstandene Dichtung des 12. Jahrhunderts ausgegeben. Ich will auf diese Mißverständnisse von Leuten, die all ihr Wissen nur aus Büchern schöpfen und von Natur- und Volksleben keinen Begriff haben, hier nicht näher eingehen, zumal ja selbst der stärkste Anzweifler der Völuspa, E. H. Meyer, den Baumeister-Mythus als altgermanisch anerkennt und sogar seinem Vorkämpfer und Mitstreiter Bugge in diesem Punkte entgegentritt, weil dieser in der nordischen Baumeister-Sage ein Nachbild der Laomedon-Sage erkennen wollte. Ich selbst glaube umgekehrt in „Tuiskoland" (S. 454—459) mit der größten Sicherheit nachgewiesen zu haben, daß die griechische Sage von der Erbauung der Mauern Trojas durch Poseidon und von der Prellung des Baumeisters um den ihm versprochenen Lohn, der hier in der Tochter des Königs, Hesione, bestand, eine übelverstandene Bearbeitung der altarischen, nordischen Sage sei:

„Niemand," schrieb ich dort, „der da bedenkt, daß dieselbe Geschichte in schier unzähligen deutschen Ortssagen und Heiligenlegenden wiederkehrt, wie der Teufel mächtige Brücken, Burgen, Paläste, Kapellen, ja selbst christliche Dome um den

Preis einer armen Seele, die zuerst darüber hinweg- oder hineinschreiten soll, fertig baut und dann regelmäßig um den bedungenen Lohn geprellt wird, indem man einen schwarzen Bock, Hund oder Hahn über die Brücke jagt, kann daran zweifeln, in jener Eddasage eine echt germanische, der Rasse in Fleisch und Blut übergegangene Ursage vor sich zu haben.“ (Tuiskoland S. 456.)

Von der armen Seele, nach welcher den Baumeister gelüstete, nachdem er durch die christliche Anschauung in den Teufel verwandelt worden war, darf man wohl annehmen, daß sie erst aus der Verchristlichung der Gesamt-Sage bei Honorius und anderen hervorgegangen sei und daß diese arme, verirrte Seele, die bei Honorius zur Braut Christi geworden ist, ursprünglich niemand anders war als Freyja, Odhurs Braut in der Edda. Obwohl Meyer diesen Zusammenhang nicht zu leugnen wagt, verwirrt er doch den Thatsachenbestand von neuem, indem er sagt*: „Aus jenen Honorius-Berichten und dem germanischen Mythus hat der Verfasser der Völuspa seine Aphorismen der 25. und 26. Strophe, und Snorre den ausführlichen Bericht des Gylfaginning zusammengesetzt.“ Nun ist aber völlig unerfindlich, was Snorre und der Verfasser des Völuspa-Liedes zu dieser Erzählung gerade dem Honorius entnommen haben sollen, da ja dieser Bericht völlig ausgebaut, dem alten nordischen Mythus entstammt. Wir werden daher sicherer gehen, wenn wir die Varianten betrachten, welche die am frühesten in der Edda aufgezeichnete Sage von Thor und dem Baumeister-Schmied in den Volksmärchen, besonders den nordischen, hervorgebracht hat. Am nächsten schließt sich die skandinavische Sage vom Könige Olaf von Norwegen, der mit seinem roten Barte Thor vertritt, und seinem Teufelsbündnisse** hier an:

„König Olaf trug sich mit dem Gedanken eines seine Mittel weit übersteigenden Kirchenbaus und wurde im einsamen Thale von einem Manne seltsamen Aussehens angesprochen und gefragt, warum er so nachdenklich sei. Auf die Darlegung seines Planes habe ihm der Troll versprochen, die Kirche solle ganz aus Flinsstein und so groß und einzig gebaut werden wie keine andere, so daß sieben Prediger darin sprechen könnten, ohne sich zu stören; aber er bedinge sich zum Lohn Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst. Wir finden hier also genau die Eddafassung mit dem einzigen Unterschiede, daß Olaf (als arme Seele) an die Stelle der Freyja getreten ist. Die Fortsetzung knüpft an andere Sagformen an, welche ein Zurücktreten vom Vertrage ermöglichen, wenn der Bau beim ersten Hahnenschrei oder bei Sonnenaufgang nicht fertig sei, oder der Name des Unbekannten ergründet wird, worauf der von den Sonnenstrahlen überraschte Baumeister, wie die Zwerge in gleicher Lage zu Stein erstarrt. Wie nämlich der Bau emporwuchs und bloß noch Dach und Spitze fehlten, war es dem heiligen Olaf gegangen wie den Asen in der Edda; er wandelte betrübt über seinen Handel durch Berg und Thal und hörte

* Meyer, Völuspa S. 111. ** Aus Zetterströms Sammlung zuerst mitgeteilt in der Iduna, Heft III. Zweite Aufl. Stockholm 1816, p. 60—61. (Grimm.)

dann plötzlich in einem Berge ein weinendes Kind, welches von seiner Mutter, einer Riesenfrau, mit den Worten beruhigt wurde: «Tyst! Tyst! morgen kommt Wind und Wetter, dein Vater heim, und bringt Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst mit.» Froh kehrte Olaf nach Hause zurück und rief, da er eben den Riesen mit dem Aufsetzen der Spitze beschäftigt sah: Vind och Veder! du har satt spiran sneder (du hast die Spitze schief aufgesetzt)! Im selben Augenblick stürzte der Baumeister, wie ein Nachtwandler, dessen Namen man gerufen hat, herab und zerbrach in tausend Stücke, die lauter Feuersteine waren.

Dieselbe Sage läuft in Skandinavien, Finn- und Kurland in vielen Formen um, von denen Afzelius* eine Anzahl gesammelt hat, und wird zu Nidarös von dem Riesen Skalle erzählt, welcher die schöne Kirche daselbst baute, in Schonen von dem Riesen Finn, der die Kirche zu Lund erbaute und von dem h. Laurentius in Stein verwandelt wurde.** Anderswo heißt der Riese Bläster und Slätt, beim Bau der Eckwadter Kirche Zi;*** aber der Gang der Erzählungen bleibt in Schweden, Norwegen, Finnland, Dänemark und Schleswig überall derselbe, Beweis genug, daß sie auf dasselbe Urbild mit Einschmelzung eines auch sonst verbreiteten Märchenzugs (des Namensgeheimnisses) zurückgehen. In einer von Watson mitgeteilten kurländischen Fassung† fährt der Riesenbaumeister, der seine Felder mit Steinen einzuzäunen pflegte, dieselben mit Hilfe seiner weißen Stute (gleich Swadilfari der Edda) herbei, und eine Anzahl großer, in der Umgebung Libaus zerstreuter Blöcke werden ihm oder vielmehr seinem Steine heranholenden Rosse zugeschrieben.

Aus den Namen, die dem Baumeister in allen diesen Sagen beigelegt werden, namentlich aus Bläser, Vind und Vedr hat man schließen müssen, daß der Baumeister eine Personifikation des Winters sei und daß hier ein Jahreszeiten-Mythus vorliege, eine zweifelsfreie Auslegung, die namentlich von Uhland weiter ausgeführt wurde. Die Richtigkeit geht schon daraus hervor, daß der Winterriese durch den Sommergott Thor besiegt und um seinen Lohn gebracht wird; es ist der mit fröhlichen Frühlingsspielen im ganzen nördlichen Europa, und zwar in germanischen wie in slavischen Ländern gefeierte Kampf zwischen Sommer und Winter (altnord. Sumar und Vetr), der immer mit dem Siege des ersteren endigt. Das ganze Jahr wird in zwei Teile zerlegt gedacht; denn der Sommer beginnt bereits mit dem Frühjahr, und die Kampfspiele zwischen Winter und Sommer finden in der Zeit statt, wenn die Natur sich verjüngt. Der Winter wird dabei, wie es ja noch heute in allen allegorischen

---

* Deutsch von Ungewitter III. 180—191. ** Finn Magnusen, Lexic. myth. 351 ff. *** Müllenhoff, Sagen u. s. w. von Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 299. † Jahresverhandlungen der Kurländischen Gesellschaft II. 311 ff.

Jahreszeiten-Darstellungen geschieht, als alter, weißhaariger Greis vorgeführt.

Es sind aber zwei Umstände bei diesen Deutungen meist übersehen worden oder unbeachtet geblieben, nämlich erstens, daß der Edda-Bericht den Baumeister einen Schmied (smidhr) nennt, und daß sein Name Vetr im Norden nicht bloß Winter, sondern auch Jahr bedeutet. Im Norden rechnete man nicht nach Jahren, sondern nach Wintern, und daß dies die althergebrachte und nur aus einem nordischen Ursprung verständliche Auffassung aller arischen Stämme ist, wird durch mehrere Umstände bewiesen. So wurde auch im Zend hima und zima für Winter und Jahr gebraucht, ebenso wie Horaz gelegentlich gleich den nordischen Völkern nach Wintern rechnet, und die lateinischen Ausdrücke bimus, trimus, quadrimus (zwei-, drei- und vierjährig) leitet Aufrecht von bi-himus (zweiwinteralt) u. s. w. her, wofür Miklosich slavische Analogieen fand.* Im Altslavischen heißt wie im Zend Zima der Winter, und danach mag sich der Baumeister unserer Sage in manchen Gegenden Zi nennen. Die in vielen slavischen und germanischen Gegenden bis vor kurzem gefeierte Austreibung des Winters als Schlußakt des Kampfes zwischen Sumar und Vetr, wobei der Sommer in Epheu, der Winter in Stroh gekleidet war, und wobei die mit weißen, geschälten Holzstäben bewaffneten Knaben sangen:

„So treiben wir den Winter aus
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus," oder
„Stab aus, Stab aus,
Stecht dem Winter die Augen aus"**

schließt sich offenbar an die Vertreibung oder Tötung des Baumeisters Winter im Edda-Mythus an. Durch Vergleichung mit römischer Sage wird es nun bedeutsam, daß der Baumeister in der Edda ein Schmied genannt wird; denn in Alt-Rom feierte man am Vortage der Idus des März, d. h. des Frühlingsvollmondes, eine Ceremonie, bei welcher ein ganz in Tierfelle gekleideter Mensch (der Pelzmärten analoger germanischer Spiele, die wir später betrachten werden) erst durch die Stadt geführt und dann mit langen, weißen Stäben zum Thor hinausgeprügelt wurde, indem man ihn Mamurius Veturius nannte. Es handelt sich also um den alten Schmied Mamurius, der die zwölf Ancilien zur besseren Verbergung des vom Himmel gefallenen Erzschildes verfertigt hatte, die von manchen Altertumsforschern als Sinnbilder der im März vorübergegangenen zwölf Jahresmonate aufgefaßt werden. Es kann kein Zweifel darüber bleiben, daß diese Ceremonie mit der nordischen völlig identisch war, was auch

* Curtius, Grundzüge[2] S. 183. ** J. Grimm, Deutsche Mythologie[2] S. 726.

Preller* und andere römische Altertumsforscher anerkannt haben, und ich habe überdies in „Tuiskoland“ (S. 341 und 412) gezeigt, daß dieser römische Schmied Mamurius mit unserem Schmied Mimir starke Verwandtschaft zeigt. Dazu kommt, daß Mimir gerade so bei uns der „Alte“ heißt, wie Mamurius in Rom den Beinamen Veturius führte. Diese Namensform ist schon von dem alten Varro und anderen römischen Grammatikern als die Erinnerung des Vergangenen (vetus memoria), d. h. des vergangenen Jahres, aufgefaßt worden, wiederum wie im Namen unseres Mimir der Begriff der Erinnerung liegt. Nun ist, soviel mir bekannt, noch nicht berücksichtigt worden, daß der Name unseres Winter-Baumeisters Vetr dem Sinne und der Wurzel nach dem griechischen etos, vetos, lateinisch vetus, sanskrit vatsa entspricht, wenigstens hat Curtius diesen Zusammenhang nicht berücksichtigt.** Es kommt im Norden auch die alte Namensform Vet-Mimir vor, die Grimm als den Feuchtigkeit spendenden Himmel deutete, welche aber, wenn man Vet als eine Abkürzung von Vetr betrachten dürfte, den Winter-Mimir bedeuten würde, der dann dem römischen Mamurius Veturius fast buchstäblich entspräche.

Wir ersehen hieraus, daß der Bau- oder Schmiedemeister-Mythus der Edda, wie er der ältesten Trojadichtung zu Grunde liegt, auch in Italien zu den ältesten Sagen gehörte, obwohl dort der naturmythische Grund, warum Mamurius vertrieben wurde, völlig in Vergessenheit geraten war. Die Völuspa, welche den an den Baumeister-Mythus geknüpften Vanenkrieg nach Meyers Weisheit aus dem Honorius geschöpft haben soll, erwähnt zwar nicht, daß Mimir in diesem Kampfe fiel, wir wissen es aber aus anderen Quellen und können nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß hier ein uralter, wohlgefügter arischer Mythus als Grundlage anzunehmen ist, der den alten Mimir-Mamurius noch anderer Unthaten bezichtigte, als des doch nicht gerade todwürdigen Verbrechens, das vorige Jahr gewesen zu sein, mit dessen Übelthaten man gründlich aufräumen mußte. Als man den Mythus auch bei uns schon nicht mehr recht verstand, hat man an die Stelle des auszutreibenden Winters und Vorjahrs den Tod gesetzt, wonach jenes Frühlingsfest auch das Todaustragen heißt, ein durchaus natürlicher Ersatz, da Winter und Naturtod im Norden verwandte Begriffe sind und die Austreibung des im Winter mächtigen Todes-Genius zugleich das Vorgehen besser rechtfertigte.

Da nun im Norden die Todesgöttin weiblich gedacht wurde, so sehen wir an vielen Orten, namentlich in slavischen Ländern, am Frühlingsfeste

---

* Römische Mythologie[2] S. 317. ** A. a. O. S. 189.

eine weibliche, aus Stroh oder Holz gefertigte Puppe dem Feuer- oder Wassertode überliefert werden, wobei dann wohl das vorhergehende Zersägen der Alten den Gipfelpunkt der Festfreude darstellt.* Auch diese Umwandlung scheint in sehr frühe Zeiten hinaufzureichen; denn wir wissen aus Pausanias (IX. 3) und anderen alten Schriftstellern, daß man auf dem Cithäron alle sieben Jahre die Dädala feierte, bei denen alte weibliche Schnitzbilder zum Andenken an die Frühjahrsvermählung des Zeus mit der Here verbrannt wurden. Bedenkt man nun, daß der Kuckuck als Symbol dieser Neuvermählungen in jedem Frühjahr galt, wie er noch bei uns Frühlings-Herold ist, so wird man leicht den Zusammenhang dieses Mythus mit dem der Befreiung der Freyja durch Thor und mit der Austreibung des Schmiedes Dädalus, der hier die Schnitzbilder gefertigt haben sollte, erkennen. Bei einigen Slavenstämmen scheint überdies eine sehr nahe Beziehung des Mimir-Mamurius-Mythus durchzuleuchten, indem sie die Todesgöttin Mamurienda nannten und nach J. Kollar sangen: Wyneseme, wyneseme Mamuriendu (wir wollen Mamurienda hinaustragen).

Inzwischen steht immer noch die Antwort aus, warum eigentlich der Weltschmied und Himmelsbaumeister — denn als solcher giebt sich Mimir zu erkennen — im Mythus verjagt wurde, warum man ihm die Augen ausgestochen, oder ihn gar ermordet hat? Um darüber Klarheit zu gewinnen, müssen wir die andere Hälfte des Mythus betrachten: die in der Baumeister-Sage nur kurz angedeutete Befreiung der Freyja, die nebst Sonne und Mond dem Baumeister verpfändet war, durch Thor. Sie lebt in den Frühlingsspielen nicht allein in der triumphierenden Heimführung der Maibraut, als auch in der Begrüßung der befreiten Ostersonne fort, und wenn uns E. H. Meyer nach so vielen andern Anhängern der meteorischen Deutung zum hundertstenmal versichert,** der riesige Smidhr-Baumeister, „der den Asen in einem Winter bis zum ersten Sommertag eine «Wolkenburg» baut, wofür ihm Freyja Odsmaer (die Sommerwolke), Sonne und Mond verheißen werde, sei ein Windriese," so können wir über solche riesenhafte Unfähigkeit in der Mythendeutung nur lachen. Wer hat je eine Wolkenburg gesehen, an der den ganzen Winter gebaut wurde und die am ersten Sommertag zusammenfällt! Der Winter ist die wolkenlose Jahreszeit; denn im Winter herrscht gleichmäßiger Nimbus am Himmel, wohlgerundete Wolkenberge türmen sich nur im Sommer auf, und die Wolkenburgen, an

* Genaueres über diese Gebräuche bei Grimm² 730—734. ** Germanische Mythologie. Berlin 1891. S. 153.

die Herr Meyer seinen in Sprachverwirrung endigenden babylonischen Turmbau knüpft, d. h. die Gewitterburgen, aus denen der Sonnenheld die gefangene Sonne hervorführt, werden im Sommer gebaut und im Sommer zusammengeschlagen. Hier muß ein ganz anderer Weg der Deutung eingeschlagen werden, um endlich einmal mit diesem alten, immer von neuem aufgewärmten Unsinn aufzuräumen.

Die Sache liegt vielmehr so, daß wir eine wirkliche mythische Gefangennahme der Freyja durch den Winterdämon und ihre Befreiung durch den im Frühling zurückkehrenden Donar oder Thor als alten Sagengrund anzunehmen haben. Darauf deutet unter anderen eine litauische Volkssage hin, welche die Verehrung des Hammers als Symbol des Gottes Thor oder seines slavischen Stellvertreters (Perkunas) erklären will. „Einst hatte man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem Turme im Verließ gehalten. Endlich brachten die Zeichen des Tierkreises ihr Hilfe; sie sprengten mit einem eisernen Hammer die Pforte des Turmes auf und gaben die nun befreiete Sonne den Menschen zurück. Aus diesem Grunde, berichten die Litauer, wird der Hammer, welcher das Licht wiedergegeben, angebetet."* Der Hammer steht hier offenbar für den befreienden Gott, dessen Hieroglyphe er war; die Tierkreis-Zeichen dürfen wir ruhig als neuere Eindringlinge in die Erzählung beiseite schieben, und es bleibt der als Jüngling, ja in manchen Sagformen als Däumling zurückkehrende Sommergott Thor, der den alten, zum Wintergreis gewordenen Jahresriesen erschlägt und die Sonnen-Jungfrau, die er in einem Turme gefangen hielt, herausführt. Höchst bedeutungsvoll für den bisher angedeuteten und in der Folge weiter nachzuweisenden Sagenzusammenhang ist es, daß noch Walther von der Vogelweide und andere Dichter seiner Zeit das Wintergefängnis der Natur in ihren Liedern einer Tierfalle (dru) verglichen, wodurch der Schluß nahegelegt wird, daß die Sonnenjungfrau nach altheidnischer Auffassung in einer Fallenburg (Druja- oder Trojaburg) gefangen gedacht wurde, eine höchst sinnreiche und naturgemäße Vorstellung, auf die wir zurückzukommen haben. Nicht von einer höchstens einige Tage ausdauernden Wolkenburg, sondern von einer viele Wochen und Monate dauernden Wintergefangenschaft ist hierbei die Rede; aber was, wie man zu sagen pflegt, ein alter, blinder Mann mit seinem Stocke fühlen könnte, scheint der von den Kathedern gelehrten germanischen Mythenforschung verborgen wie am ersten Tage.

---

* Tettau und Temme, Litauische Volkssagen S. 28.

12. Der russische Drachenbesieger und Jungfrauen-Befreier.

Der Mythen-Erklärer findet oft Gelegenheit, die Erfahrung zu erproben, daß man die Erklärung alter Volksdichtungen nicht bei hochgebildeten Völkern suchen muß, die dem Inhalt allerlei philosophische und spitzfindige Wendungen gegeben, die Roheiten beseitigt und abgeschliffen haben, sondern bei den verwandten Völkern, die noch mehr von ihrer ursprünglichen Natureinfalt bewahrt haben. Mit wechselndem Glück haben schon die Gebrüder Grimm, später Mannhardt und in neuerer Zeit namentlich Laistner zu zeigen gesucht, daß griechische und römische Mythen in einfacherer Form im nördlichen Europa zu finden sind, und der Schreiber dieser Zeilen hat einen, wie er trotz aller Angriffe der Zionswächter glaubt, nicht unglücklichen Anlauf genommen, diese einfacheren Formen als die wirklichen Ur- und Keimformen der klassischen Mythen in vielen Fällen zu erweisen. Ich glaubte dieses Princip noch weiter als die Vorgenannten ausdehnen zu dürfen, indem ich zu zeigen versuchte, daß viele Mythen, wie z. B. die Uranos- und Polyphem-Sagen, noch durchsichtiger im slavischen oder litauischen Mythus als selbst im germanischen erhalten seien, eben weil diese Stämme sich länger ihren Kindheitszustand bewahrt haben und erst später der mythenzerstörenden höheren Geisteskultur teilhaftig geworden sind.

Einen Fall dieser Art werden wir jetzt eingehender betrachten, und zwar den unendlich weit im Norden verbreiteten Mythus von der durch einen alten Mann entführten und im Turme gefangen gehaltenen Jungfrau und deren Befreiung durch den Jüngling mit dem Wunderroß, welches über alle Schranken und Mauern hinwegsetzt. Die ältesten Formen dieser Sage haben nicht das höfisch ausgesponnene Nibelungenlied, sondern das alte Volksbuch vom hürnenen Siegfried, die nordischen Sigurdlieder und slavische, sowie russische Märchen und Lieder aufbewahrt. Die altrussische Heldendichtung knüpft sich vor allem an den Hof Wladimir des Heiligen (980—1015) in Kiew, der nach dem Vorbilde der Tafelrunde Arthurs in der keltischen Dichtung, zu einer Versammlung von Helden gemacht wurde, die außer gegen Riesen und Drachen auch gegen die Feinde des Königs, besonders gegen den Erbfeind, die Wolga-Bulgaren, zu kämpfen haben. Die diese Heldenthaten feiernden sogenannten Bylinen, von wandernden Sängern vorgetragene Lieder, sind in der Neuzeit ein Gegenstand erbitterten Streites gewesen, sofern ihnen Stasow (1868) alle Originalität

absprechen wollte, die aber von anderen slavischen Gelehrten, namentlich von Orest Müller (1870) siegreich verteidigt wurde. Die Drachenkämpfer unter diesen Helden sind, genauer betrachtet, meist Doppelgänger des germanischen Siegfried und nordischen Sigurd, was auch nicht in Verwunderung setzen kann, da Normannen die Gründer des russischen Reiches waren; sie haben aber hier oft so eigentümliche Züge angenommen, daß man nicht selten vor die Frage gestellt wird, ob dieselben ursprünglich in Rußland oder in den germanischen Ländern zu Hause waren. Eine Art Zusammenfassung dieser Sagen finden wir in dem von Wenzig* mitgeteilten Liede vom altrussischen Helden, welches hier in stark gekürzter Form folgen möge:

„Es beginnt die Kunde
Vom Grauroß, vom Braunroß,
Vom weissagenden Falbroß,
Zur Ehr' und zum Ruhme
Des ritterlichen Sohnes,
Des stattlichen Siegers,
Des mutigen Helden,
Des guten Jünglings,
Des russischen Fürsten,
Der allerlei Mächte
Schlägt und niederschmettert,
Und die Baba Jaga
Zornig wirft zu Boden,
Und das Scheusal Kaßcej
Hält in festen Banden,
Und die Felsenschlange
Tritt mit Füßen,
Und das schöne Mädchen
Hinter dreimal neun Mauern
In dem dreißigsten Lande
Fort aus fester Obhut,
Fort aus starken Schlössern
Entführt ins weiße Rußland.
Und geht der Jüngling
Hinaus auf das Blachfeld,
So pfeift er, so ruft er:
Mein Roß, wo bist du,
Weissagendes Falbroß?
Auf den Ruf des Jünglings,
Auf des Helden Pfeifen
Erscheint urplötzlich
Das Roß so graubraun,
Und wieder so graufalb.
Wo das Roß dahinläuft
Erdröhnt die Erde;
Wo das Roß dahinfliegt,
Rings rauschen die Wälder;
Das Roß aus dem Munde
Haucht im Fluge Flammen;
Aus den schwarzen Nüstern
Sprüht es helle Funken;
Und Rauch aus den Ohren,
Wie aus den Röhren dampft es.
Er setzt sich aufs Braunroß
Zum mutigen Fluge,
Und spornt es mächtig
An den drallen Hüften
Wie an harten Felsen.
Da bäumt das Roß sich
Höher als dunkle Wälder,
Bis zu den dichten Wolken;
Und Hügel und Berge
Fliehn zwischen seinen Füßen,
Und Felder und Eichenwälder
Deckt es mit dem Schweife,
Und läuft hin, und fliegt hin
Über die Erde, über die Meere
Durch ferne Lande . . . . ."

In diesem Liede wird, wie es dem slavischen Steppenlande natürlich steht, dem Wunderrosse, welches über Wälder und Meere setzt, der Löwen-

* Joseph Wenzig, Slavische Volkslieder. Halle 1830. S. 123.

anteil des Preises zu teil und fast nur nebenbei des Helden gedacht, der die Baba Jaga niederwirft, den Drachen erschlägt, mit dem Pferde über die dreimal neun Mauern setzt und die aus den Banden des Kaßcej befreiete Jungfrau ins weiße Rußland, d. h. ins Rußland des weißen Zaren, zurückführt. Die neun Mauern, welche die Jungfrau einschließen, erinnern uns an die neun Windungen der Wurmlage (S. 107) und an die zwölf Mauern, die Walit um seinen Denkstein zog, um eines jener Babylone zu errichten, an denen Rußland so reich ist (S. 16). Und nun wird es uns immer deutlicher, daß diese Babylone Abbilder jenes babylonischen Turmes sind, in welchem der Baumeister die Sonnenbraut der Legende gefangen hielt. In einer Sammlung der Lieder jener Tafelrunde, welche Herr von Busse, ein livländischer Edelmann, ohne sich auf dem Titel zu nennen, herausgegeben hat,* finden wir nähere Auskunft, obwohl darin der Held des vorigen Liedes in zwei Personen zerlegt ist, in Rogdai, welcher das Wunderroß durch Tötung des Schlangensohnes erwirbt, und in Tschurilo, der mit Hilfe dieses Rosses die Jungfrau aus dem Turme befreit. Im Liede von Rogdai werden wir nach der Burg von Kiew geführt, vor der sich die verbotene Fürstenwiese ausbreitet, die niemand ohne Erlaubnis des Zaren betreten durfte. Hier nun hatte eines Tages ein fremder Ankömmling sein Zelt aufgeschlagen, zu dem der Zar zwei Ritter sandte, um zu fragen, was er da wolle. Sie sahen und hörten, wie ein vor dem Zelte angebundenes Schlachtroß mit den Hufen zu scharren begann und mit Menschenstimme ins Zelt hineinrief:

„Held Tugárin, Sohn der Schlange,
Wache auf, es kommen Boten
Aus der Stadt zu Dir gesendet!“
Und alsbald bewegt das Zelt sich,
Aus demselben tritt ein Recke,
Und sein Haupt ist wie ein Kessel,
Seine Augen wie die Kellen.

Er sagt ihnen, daß er gekommen sei, die geraubte Bulgarentochter, die den Thron Wladimirs teile, zurückzuführen, und daß ihn nach dem Blute des Fürsten verlange; er wirft zur Bekräftigung seiner Stärke einen Stein in die Wolken, der nach einer halben Stunde noch nicht wieder zurückkehrt, ein Kunststück, welches im deutschen Märchen (Gebrüder Grimm Nr. 20) das tapfere Schneiderlein nachahmt, aber aus Vorsicht einen Vogel nimmt,

* Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Altrussische Heldenlieder. Leipzig 1819. Da ein neueres Werk desselben Titels wiederholt zu citieren sein wird, werde ich hier immer (Busse) hinzusetzen.

der wie ein grauer Stein aussieht, und diesen in die Höhe wirft. Als diese Antwort eingelaufen, bittet die Fürstin, sie auszuliefern, da dieses Ungetüm von keinem zum Lichte Geborenen besiegt werden könne. Sie klagt:

„Ach, ich kenne den Tugarin,
Zugenannt der Sohn der Schlange,
Von Bolgariens wilden Männern
Ist's der wildeste und schlimmste,
Unbesiegt ist seine Stärke,
Sie erliegt auch keinem Menschen.
War es Schluß des ew'gen Gottes,
Waren's schlimme Zaubermächte,
Aber ihm ward es verliehen,
Nie im Kampf zu unterliegen,
Bis ein Degen sich gefunden,
Der das Licht der Welt erblicket
Und doch nicht geboren worden —
Nur ein solcher kann ihn fällen!"

Da es demnach nutzlos vergossenes Blut kosten würde, Ritter gegen Tugarin auszusenden, so rüstet sich Wladimir selbst zum Kampfe, um die Frau nicht ohne Schwertschlag hinzugeben und mit Ehren zu fallen. Da reitet nun ein junger Held mit Bogen, Pfeil und Klinge ins Schloß, der sich Rogdai nennt und den Zaren bittet, für ihn streiten und zunächst den Tugarin erschlagen zu dürfen. Aber Wladimir entgegnet ihm trüben Blickes, er könne seinen Dienst in diesem Falle nicht annehmen; denn der Schlangensohn (Ssmejewitsch) da unten sei gegen jeden Angriff gefeit, und nur ein Ungeborener vermöge ihn zu überwältigen. Nun leuchten die Augen des jungen Helden auf,

„O, Du, Heil und Zuversicht uns!"
Rufet Rogdai, „laß mich fechten;
Denn ich bin's, der ungeboren
Doch das Licht der Welt erblickt hat;
Wisse, meine Mutter starb mir,
Eh' ich ihren Schoß verlassen,
Und ein morgenländ'scher Weiser
Zog mich aus zu frühem Grabe,
Scheidend Leben von dem Tode."

Rogdai besiegt nun den Tugarin, tötet ihn und nimmt sein Wunderroß in Besitz.* Mir ist nicht bekannt, ob bereits jemand darauf hingewiesen hat, daß die russische Rogdai-Sage in allen hervortretenden Zügen mit der germanischen Siegfried-Sage übereinstimmt. Der Schlangensohn Tugarin mit dem mächtigen Kopf und dem Wunderpferde entspricht dem germanischen Heime oder Heimir, der die Pferde Brunhildens bewachte, und welchem Sigurd sein Wunderpferd Grani abgewann. Heimir, der eigentlich Studas hieß, aber der Thidrek-Saga (Kapitel 18) zufolge nach einem gefährlichen Wurm Heimir seinen Namen empfing, hatte einen ebenso übergroßen Kopf wie der Schlangensohn Tugarin; er besaß nach mehreren

* Busse, Wladimirs Tafelrunde S. 12—22.

Abschriften des Rosengartenliedes vier Ellenbogen (Arme), was auch in eine Abschrift der Thidrek-Saga übergegangen ist, kurz er war ein Ungeheuer, der „stärkste aller Männer“ und wahrscheinlich eine Verjüngung des alten Winterriesen Hymir in der Heldensage. Wir können uns leicht denken, daß Heimir, der Drachengleiche, ursprünglich Brunhild mitsamt dem Wunderrosse bewachte, und daß er erst erschlagen werden mußte, um das Roß Grani zu gewinnen, mit dem Sigurd die Mauern von Brunhilds Gefängnis überspringen konnte. Auch Tugarin beansprucht Jungfrau und Roß als seiner Hut gehörig, nur daß er als der Rückforderer in der russischen Sage erscheint.

Ein zweiter enger Berührungspunkt ist der Charakter des Helden als ein Ungeborener bei Rogdai und Siegfried. Durch den Kaiserschnitt der sterbenden Mutter entrissene Kinder galten als künftige Helden und Drachensieger, und so ward ja bereits der in dieser Weise geborene Apollon-Asklepios der Besieger des Drachen Python (s. oben S. 108). In der Völsunga-Saga (Kap. 2) ist Völsung, Sigurds Ahne, der Ungeborene; aber in der Edda, wie in dem Liede vom hörnenen Siegfried erscheint dieser selbst als solcher. Die Figuren wechselten, und in dem angelsächsischen Gedicht von Beovulf, einem der ältesten Schriftzeugnisse für die Siegfriedsage, wird der Drachenkampf am Felsen dem Sigmund, Sigurds Vater, zugeschrieben. Aber völlig im Einklang mit der Rogdai-Sage sagt der sterbende Drache im Fafnirliede der Edda, der da wußte, daß nur ein Ungeborener ihn töten könnte, nachdem er erfahren hat, daß Sigurd, Sigmunds Sohn, sein Besieger ist:

„Kläräugiger Knabe! Kühn war dein Vater;
Dem Ungebornen vererbt er den Sinn.

Schließlich müssen wir noch hervorheben, daß der Name Rogdai vermutlich den Gehörnten bezeichnet. Raßmann hält die Hornhaut Siegfrieds, von der das alte Lied vom Drachenkampf bei Worms, die Nibelungen und das Rosengartenlied berichten, aber die skandinavischen Sagen nichts wissen, für einen jüngeren Zug,* allein in der Edda wie in der Völsunga-Saga (Kap. 7) wird erzählt, daß Sigmund so fest war, daß er unbeschadet Gift trank, während seine Söhne Sigurd und Sinfiötli nur so hart von Haut waren, daß kein Gift ihnen schadete, das von außen an sie kam. In der gewöhnlichen Lesart erlangt Siegfried erst durch das Waschen mit dem Drachenblut die Hornhaut, wie man auch Schwerter und andere Waffen in Drachenblut härtete. Aber in einem späteren Kapitel (18)

* Raßmann, die deutsche Heldensage² (Hannover 1863) I. S. 131.

hat die Völsunga-Saga vergessen, daß Sigmunds Söhne äußerlich giftfest waren; denn sie läßt Sigurd den Regin fragen, was er machen solle, wenn er dem Drachen Fafnir in einer Grube auflauere und das Blut über ihn ströme, nachdem er ihm von unten her den Stahl ins Herz gestoßen habe. Da kam, heißt es weiter, ein alter Mann mit langem Bart (d. h. sein Ahn Odin, der ihm schon vorher bei der Roßwahl beigestanden) und riet ihm, zwei Gruben zu machen, eine, in der er sitze, die zweite für das ausströmende Blut. Das scheint, nebenbei bemerkt, ein sehr alter Sagenzug zu sein; denn in der Kosmographie des Istrier Äthikos,* deren Abfassung Wuttke in das 3. Jahrhundert setzt, während L. Roth und Kunstmann darin eine Fälschung des 7. oder 8. Jahrhunderts sehen wollen, wird von giftsprühenden Lindwürmern im Lande Rifargica (Skandinavien) erzählt, denen die Bewohner ihres giftigen Hauches wegen nur von unten her, aus tiefen Gruben, beikommen könnten und ihnen durch vierkantige, gekrümmte eiserne Sicheln den Leib aufschlitzten.

Die in sogenannten Bylinen, d. h. gesungenen epischen Erzählungen, fortlebende russische Tafelrunden-Sage stellt aber noch einen zweiten Doppelgänger des Siegfried auf, den Tschurilo oder Čurila, welchen die Boten Wladimirs zu suchen kamen, weil man sagte, er würde der einzige sein, welcher Kraft genug besäße, um den großen Lindwurm zu erschlagen, der sich vor der Stadt Kiew (also wie Tugarin im Rogdai-Liede) gelagert hatte. Tschurilo Plenkowitsch, d. h. der Sohn des Plenko, eines Sattlers, war, als die Abgesandten bei ihm erschienen, gerade dabei, sechs Ochsenhäute zu walken, die er in der Verwirrung über den Antrag zerriß. Wesselowsky glaubt, daß der Name Plenkowitsch oder Plankowitsch auf Sohn des Francus, d. h. eines fränkischen Kaufmanns, zurückführe, und daß Tschurilo eine volkstümliche Namensform für Kyrillos wäre.** Ich möchte eher annehmen, daß Tschurilo vom südslavischen Djuro (Georg) abzuleiten ist, und daß die Tschurilo-Gesänge, in denen der Held merkwürdigerweise auch als Stutzer und Prahler erscheint, mit Anlehnung an die Siegfried-Sage und Georgs-Legende entstanden sind. St. Georg erscheint im Mittelalter als der Schutzpatron der Sattler und Riemer, und die Legende nennt ihn den Sohn eines kilikischen Walkmüllers. Allein das Fellzerreißen, was hier als Andeutung seiner übermenschlichen Kraft erscheint, wurzelt noch in besonderer Weise im indogermanischen Mythus, und wieder in anderen Sagen heißt der Drachensieger Nikita Kascemiaka, was man vielleicht Siegfried der Fellzerreißer übersetzen kann.

---

* Herausgegeben von Heinrich Wuttke (Leipzig 1853) S. 25. ** Archiv für slavische Philologie Bd. III. S. 573.

Die russischen Mythen zeigen eine starke Neigung zur Verchristlichung, und in anderen Bylinen heißt der Bekämpfer des Drachen Tugarin Alexis oder Aljoscha, der Popen-Sohn (Popowitsch). Hier erscheint das Ungeheuer in menschlicher Gestalt bei Wladimirs Tafelrunde und versucht, nicht ohne Erfolg, die Fürstin Apraxija zu bethören. Aljoscha, der Priestersohn, verspottet ihn und nimmt seine Herausforderung an, worauf der Schlangensohn mit Papierflügeln davonfliegt. Und so kam er auch am anderen Tage zum Kampfplatze geflogen. „Aljoscha bat zu Gott, daß reichlicher Regen niederfiele. Gott erhörte die Bitte .... der Regen aber erweichte Tugarins Papierflügel, und er sank plump zur Erde. Aljoscha trat auf ihn zu und sprach: «He, Du feiger Wicht, was will denn die Macht, die Dir folgt? Wir haben ja verabredet, zu zweien zu kämpfen!» Da wandte sich Tugarin um, um zu sehen, wen Aljoscha gemeint. Der aber erhob sein Schwert und hieb dem Riesen hinterrücks den Kopf ab." * Diese Erzählung bietet einerseits Ähnlichkeit mit der später zu besprechenden südslavischen Sage vom Dämon Trojan, dessen Flügel im Sonnenschein schmelzen, andererseits mit der griechischen Apaturien-Sage, in welcher ein Schwarzhaariger (Melanthos) einen Blonden (Xanthos) erschlägt, während dieser sich wegen desselben Vorwurfs umschaut. Der angebliche Beistand war hier ein von Dionysos oder Aphrodite gesandtes Trugbild. Da diese Apaturien-Feste, die einen recht seltsamen Ruhmestitel der Athener (Sieg des Schwarzen über den Blonden durch Betrug!) darstellen, nach Strabon auch zu Pantikapäum am Asowschen Meere gefeiert wurden, so wäre der Eintritt dieses Zuges in die russische Heldensage leicht erklärlich; doch steckt darin vielleicht ein älterer Mythus, nach welchem der dunkle schlaue Herbst- und Wintergott (Dionysos) den lichten und stärkeren, aber arglosen Sommergott nur durch Hinterlist besiegen konnte.

Kehren wir zu Tschurilo zurück, welcher der Erbe von Tugarins Wunderroß wurde, so erfahren wir, wie er nach empfangener Einwilligung seines Vaters mit den Abgesandten Wladimirs an dessen Hof zieht und den Lindwurm mit einem ausgerissenen Eichenbaum erschlägt. Dafür als Ritter in die Tafelrunde aufgenommen, will er sich nun weiteren Ruhm auf Thaten in der Ferne erwerben und muß zunächst ein Roß suchen, welches seiner übermenschlichen Kraft und Schwere gewachsen ist. Die gewöhnlichen Rosse konnten ihn nicht tragen, ein Zug, der in der deutschen Heldensage bei Ecke und anderen Helden wiederkehrt. Es folgt somit eine neue Roßwahl:

---

* B. Stern, Fürst Wladimirs Tafelrunde (Berlin 1892) S. 153.

Welchem Roß er auf den Rücken
Seine flache Hand auch leget,
Solches sinkt gleich in die Kniee,
Wie soll's noch den Recken tragen!
Traurig gehet Held Tschurilo
An dem Marstall auf und nieder,
Denkt in seinem Heldensinne,
Wie er sich ein Roß verschaffe.
Als er also denkt und sinnet,
Da tritt Rogdai ihm entgegen,
Fragt ihn freundlich nach dem Kummer,
Der sein heitres Antlitz trübe,
Und Tschurilo sagt den Grund ihm.
„Ja, mein lieber, junger Degen,"
Spricht Rogdai, der wackre Fechter,
„Das nimmt wahrlich mich nicht wunder,
Bist Du doch seit jenem Kampfe
Mit dem furchtbar großen Lindwurm
Selbst so riesig hoch geworden.
Aber Rat will ich wohl schaffen;
Denn als ich Tugarin fällte,
Blieb sein Streitroß mir zur Beute;
Nie hab' ich es selbst bestiegen;
Solches Roß will solchen Reiter,
Und so laß mich Dir es schenken.
Als Tugarin, Sohn der Schlange,
War von Rogdais Hieb gefallen,
Blieb sein edles Roß dem Sieger.
Schlechte Arbeit that es willig,
Führte Säcke nach der Mühle,
Schleppte Stein' vom Felsenbruche,
Stand mit Eseln in dem Stalle;
Aber wollt' es jemand reiten,
Ward es wild und widerwärtig.
Jetzo bringt man's vor Tschurilo,
Und es wieh'rt seit langen Jahren,
Scharrt die Erde, spitzt die Ohren,
Läßt den Sattel willig schnallen.
Als Tschurilo wieder prüfend
Seine Hand dem Rosse auflegt,
Springt es munter unter dieser,
Und der Degen schwingt sich heiter
In den Sattel, sprengt und wendet,
Prüft das Roß auf jede Weise,
Und es ist so rasch und mutig,
Als es jemals nur gewesen.

Die wiederum der Siegfried-Sage gemeinsame Erzählung von der Wahl des Pferdes, welches auf den bloßen Ruf herankommt, oder in dem faröischen Sjurdsliede das einzige ist, welches dem Steinwurf gegen die Koppel nicht weicht, den Druck des Helden aushält und ihm gehorsam ist, erfährt in Rußland oft die Variante, daß das Roß ebenfalls wie die später mit seiner Hilfe zu befreiende Jungfrau hinter neun oder zwölf Mauern, Thüren oder Schlössern im Berge oder unter der Erde verwahrt ist, die es sprengen hilft, wenn der rechte Held kommt und nach ihm ruft. So in den Märchen vom Prinzen Astrach, welches am meisten mit der Tschurilo-Dichtung übereinstimmt, und von „Bulat, dem braven Burschen" bei Dietrich,* sowie in vielen der von Afanasiev mitgeteilten Ivan-Märchen. Es ist dies ein feststehender Zug der russischen Sage, der aber auch in den schwedischen, dänischen und norwegischen Liedern von Beiarblack, Hildebrand und seiner Schwester u. a.** wiederkehrt. In Rußland ist das Roß aber am wundermächtigsten; denn es spricht nicht nur, über-

---

* Russische Volksmärchen mit Vorwort von J. Grimm. Leipzig 1831. S. 17 und 133. ** Grundtvigs, Dänische Volkslieder Nr. 63 und 62. Geijer und Afzelius, Schwedische Volkslieder Nr. 59. Landstadt, Norwegische Volkslieder Nr. 6 und 7, außerdem in Island u. s. w.

springt alle Hindernisse und kämpft Schlachten, sondern giebt auch Rat und nimmt den Helden in sein Ohr auf. In unserem Gedicht vermittelt es überdem den Zusammenhang zwischen Rogdai und Tschurilo: Tschurilo, der Lindwurmtöter, übernimmt das Roß, welches Rogdai dem Drachensohn abgenommen hat, wie Siegfried sein Roß dem Drachenmann Heimir abgewinnt, d. h. Rogdai und Tschurilo sind eine Person. Wir begleiten nun den Helden auf seinem ziellosen Abenteuer-Ritte und erfahren zunächst, wie er der Jaga Baba begegnet:

Seines Weges ritt Tschurilo.
Ungesagt sei's, ob es lange
Oder kurze Zeit nur währte,
Als im weiten Blachgefilde
Jaga Baba ihm begegnet.
In dem Mörser fuhr die Hexe,
Trieb und lenkte mit dem Klöppel,
Spur verwischend mit dem Löschwisch.

Diese Jaga Baba ist eine in der slavischen Dichtung einen breiten Raum einnehmende alte Hexe, eine Art Totenmutter, die im Mörser daherfährt, wie die deutschen Hexen in einem Siebe mit dem Wirbelwind fahren, oft menschenfeindlich, aber mitunter auch kleinen Wagehälsen hilfreich, wie die Alte bei Hymir, des Teufels Großmutter im deutschen und slavischen Märchen gegen den Däumling und Hecale gegen Theseus. In dem oben (S. 118) nach Wenzig mitgeteilten Liede wirft der Held die Jaga Baba zu Boden und zwingt sie, ihm dienstbar zu sein, im Tschurilo-Liede wird sie zwar auch barsch behandelt, wie dies die Art russischer Helden den alten Weibern gegenüber ist, Tschurilo läßt sich dann aber von ihr das zu unternehmende Ritterstück, die Befreiung einer von einem alten Zauberer gefangen gehaltenen schönen Jungfrau, vorschreiben. Dieser Zug wird in dem durch Herrn von Busse aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen, mit märchenhaften Zügen ausgestatteten Liede entstellt sein; denn es läßt sich annehmen, daß ihn ursprünglich nicht erst die Alte auf die schöne Milolika aufmerksam machte, welche der böse Kaschtschey in seinem festen Turm gefangen hielt und mit seiner Liebe quälte. Die Jaga Baba weist ihn zunächst an eine Schwester, die nur ihre Wiederholung ist, und diese zeigt sich nach vorausgegangener, gleich barscher Behandlung bereit, ihm noch mehr Rat zu erteilen, als ihm seine Ungeduld anzuhören erlaubt:

„Morgen, wenn Du von hier fortziehst,
Werd' ich einen Knäu'l Dir geben,
Diesen wirfst Du auf den Weg hin,
Und er wird von selbst dann rollen,
Bis wo Du mit eignen Augen
Kaschtscheys Zwinger wirst erblicken."

Die Mauern, sagt sie ihm noch, müsse er überspringen; aber er schneidet ihr das Wort ab, als sie ihm auch noch mitteilen will, wie er glücklich wieder aus dem Schlosse herauskommen könne. Der Kaschtschey oder Koschtschey genannte Alte gilt nach Kayssarow (in seiner slavischen

Mythologie) als ein Jungfrauen-Räuber, der sie selbst mitunter aus dem Brautbett holt und auf sein Schloß führt. Da er als fleischloses Gerippe, wie Gevatter Tod, dargestellt wird, so mag die Herleitung des Namens von kosc, Knochen, Bein, richtig sein, andere übersetzen denselben als den „Todlosen," der sich gegen das Sterben gesichert hat; aber ebenso nahe liegt es, ihn als Personifikation des Winters zu fassen, wie wir ja oben sahen, daß in den germanisch-slavischen Frühlingsgebräuchen Tod- und Winter-Austragen auf dasselbe hinauslaufen, wobei die von der Jaga Baba nicht zu unterscheidende alte Murana oft an seine Stelle tritt. Man mag sie in diesem Zusammenhange als seine Hausgenossin betrachten und danach erklären, warum sie zur Auslieferung der jungen Nebenbuhlerin behilflich ist. Im Gedichte heißt es nun weiter:

Als Simzerla* rosig aufgeht,
Sitzt Tschurilo schon zu Pferde,
Treibt's mit goldgezierter Geißel
Eilig nach dem Zauberknäuel,
Über dreimal neun Gebiete
In das dreimal zehnte Reich.
Durch viel große, tiefe Sümpfe,
Durch viel dichte, dunkle Waldung
Ist der Degen schon geritten,
Als der Knäuel, immer rollend,
Eines Tages plötzlich stillsteht.
Wie Tschurilo nun emporschaut,
Sieht er vor sich hohe Mauern
Um ein glänzend Haus sich ziehen.
Drin am Fenster trüben Blickes
Sitzt die schöne Königstochter.

Obwohl der führende Knäuel in dem verwandten russischen Märchen vom „goldenen Berge" einfach durch eine rollende Kugel ersetzt ist,** so scheint er doch altertümlich zu sein und würde darauf hindeuten, daß Kaschtscheys Zwinger als Labyrinth gedacht war, wobei die Hauptschwierigkeit immer darin besteht — man erinnere sich des Theseus-Märchens, dessen nahe Verwandtschaft mit dieser Gruppe sich bald herausstellen wird —, sich aus den labyrinthischen Gängen des Zauberschlosses wieder herauszufinden; denn hinein trägt den Helden sein Roß über die Mauer hinweg; aber hinaus wird der Weg schwieriger, sei es, weil das Roß von innen keinen Anlauf zum Sprunge nehmen kann, oder weil der Held, wie im Märchen von Ljubin Zarewitsch von der guten Pflege drinnen zu schwer wird,*** oder aus anderen Gründen, von denen wir sogleich hören werden. Mit ihren rotgeweinten Augen scheint die Prinzessin am hohen Turmfenster dem Helden zu winken; aber nirgends ist ein Eingang zu erblicken.

„Roß, mein Roß," so spricht der Degen,
„Nimm die Kräfte nun zusammen
Und setz' keck über die Mauer!" —
Wieder spricht der kluge Rappe —
War's Tugarins hohes Roß ja —
„Held, mein Held, wohl sprang ich früher
Über breite, hohe Waldung,
Deckte Ström' mit meinem Schweife,
Diese Mauer hält mich nimmer."
Leichten Sprungs sind sie hinüber.

* Aurora. ** Dietrich, a. a. O. S. 52. *** Dietrich, a. a. O. S. 6.

Die Jungfrau empfängt den Helden und sein wackeres Roß freudevoll, und sie hätten nun leicht entfliehen können, wenn Tschurilo den Rat der Jaga Baba geduldig zu Ende gehört hätte. Aber das hätte dem Ungestüm des Helden weniger gut gestanden, und dann wäre den Dichtungen auch das letzte Abenteuer verloren gegangen, welches in den verschiedenen Überlieferungsformen übrigens sehr abweichend erzählt wird. Unser Gedicht erreicht in der Schilderung der Flucht seine größte Lebendigkeit, und deshalb wollen wir dieselbe vollständig wiedergeben:

Kaschtschey liegt und schläft noch immer,
Niemand hindert sie zu fliehen,
Hätte nur der kühne Degen
Weiberrat ganz hören wollen.
Jener wunderbare Zwinger,
Wo Kaschtschey sein heimlich Wesen
Trieb, war zaubervoll gebauet.
Um die hohen Mauern zog sich
Tönend Draht, dem Blick verborgen,
Doch so kunstvoll eingerichtet,
Daß die leiseste Berührung
Die verborg'nen Töne weckte,
Die nun aufgeregt urplötzlich
Gleich von allen Seiten stürmten.
Auf dem Rosse sitzt Tschurilo,
Hinter ihm die schöne Fürstin;
Kaschtschey schläft und schnarcht noch immer.
Aber da des Recken Schlachtschwert
Klafterlang herniederhänget,
Streift es leicht hin an die Mauer.
Wie das Feuer dürres Gras faßt,
Über weite Steppen eilend,
Faßt der Ton die andern Töne,
Daß sie alle durcheinander
Wie ein wildes Feuer lärmen.
Auf vom Lager reißt Kaschtschey sich,
Greift die schwere eh'rne Keule,
Eilt hinab und merkt die Flucht bald.
Nach dem Degen und der Fürstin
Eilt er nun im schnellen Zorne.

Stelzenartig sind die Füße,
Weite Sprünge sind die Schritte,
So daß bald Tschuril' ereilt ist,
Wie so schnell sein Roß auch rennet.
Seinen Bogen spannt Tschurilo,
Legt den feuerharten Pfeil drauf,
Will im Rennen rückwärts schießen,
Als sein Roß so zu ihm redet:
„Held, Du wirst den Pfeil verlieren,
Keinen Nutzen bringt der Schuß Dir;
Denn den Kaschtschey zwingt kein Eisen,
Gegen Hieb und Schuß gesichert,
Trotzt er allen Heldenwaffen;
Aber laß ihn näher kommen,
Dann will ich ihn schon empfangen!" —
Wie Kaschtschey nun näher rennet,
Hebt der tapfre, kluge Rappe,
Der den Schlangensohn getragen,
Mit den mächt'gen Riesenhufen
Einen ganzen grünen Hügel,
Schleudert ihn hinab auf Kaschtschey,
So daß dieser, ihn begrabend,
Auch den Todeshog* gleich bildet.
Und Kaschtschey lag sieben Tage,
Bis er sich hervorgewühlet; —
Aber andre Lieder singen,
Daß es nur sein Geist gewesen,
Der gespenstig nun umherspukt
In des vor'gen Leibes Formen.**

Ungefähr dieselbe Fluchtgeschichte aus dem Schlosse mit seinen tönenden Mauern, in denen die elektrischen Läutewerke vorausgeahnt sind, mit denen man sich heutzutage gegen Einbrüche sichert, enthält das schon erwähnte Märchen von Ljubin Zarewitsch. Die Einzelnheiten kehren in

* Grabhügel (Kurgan). ** Busse, Wladimirs Tafelrunde S. 118—121.

vielen anderen Märchen, namentlich südslavischen wieder, z. B. in der Geschichte vom „Jüngling und dem Vilapferde“,* wo das zu befreiende Mädchen mit dem Goldhaar hinter neun Thüren verschlossen war und an jeder Thür ein Glöckchen hing, welches tönte, sobald jemand der Thür sich nahete. Sehr häufig erscheint auch der Zug, daß der beraubte Greis ebenfalls ein Wunderpferd besitzt, welches ihm die Richtung des fliehenden Entführers verrät, so daß er ihn leicht einholt, worauf das Roß des Entführers mit dem des Verfolgers zu unterhandeln beginnt, es möge den Tyrannen abwerfen, ein Zug, der an die Baumeister-Sage der Edda (s. oben S. 110) erinnert. Sehr viele Beziehungen weist auch die „Vila in Mühlenburg“ ** auf.

Eine alte Frau schenkt dem Jüngling ein Wunderpferd, welches ihn nach Mühlenburg trägt, einer verzauberten Stadt, deren Bewohner nicht bloß, wie im Dornröschen, in Schlaf versenkt, sondern in Stein verwandelt sind. Nur die Prinzessin liegt in leiserem Schlaf und erwacht, sobald der Jüngling die Stadt betritt. Sie vermählen sich einander in der Kirche, und sobald die goldhaarige Braut die Glocke zieht, erwachen alle Bewohner der Stadt. Nach einiger Zeit erbittet nun der junge König Urlaub von seiner Frau, um die alte Mutter zu besuchen, und erhält denselben unter der Bedingung, niemand zu erzählen, wo er bisher gewesen. Natürlich bricht er das Versprechen und muß nun die Entrückte in der weiten Welt suchen. Vergebens fragt er bei Sonne und Mond an, wo die Mühlenburg liege, endlich weiß der Südwind Auskunft und giebt ihm einen rollenden Apfel, der ihm den Weg zeigt. Wie Odysseus, kommt er gerade noch im rechten Augenblick an, um seine von Freiern umdrängte Frau zu erlösen.

Dieses Märchen nähert sich sehr stark dem im nächsten Kapitel zu behandelnden Brunhild-Typus; mit dem russischen Märchen zeigt es sich nur durch den rollenden Apfel, die hilfreiche Alte und den nicht näher erörterten Namen Mühlenburg verknüpft. Dieser Name erinnert aber an eine mit Kreisen und Wällen umzogene Burg, in die ihn das Wunderroß getragen hat, um dann plötzlich zu verschwinden. Viel näher verwandt ist das russische Märchen von der „selbstspielenden Harfe,“ welche Prinz Astrach dem Kaschtschey mitsamt der gefangenen Prinzessin entführt.

Astrach hat das Wunderroß hinter elf Schlössern befreit, welches ihn durch die Lüfte zur Jaga Baba trägt, die den weiteren Weg zeigt und Ratschläge giebt, worauf er das Schloß findet und über die Mauer setzt. Aber um die Prinzessin zu befreien und die selbstspielende Harfe zu gewinnen, giebt es nur ein Mittel, die Prinzessin muß dem „Todlosen“ — so hat man seinen Namen ebenfalls gedeutet — das Geheimnis ablocken, durch welches er dennoch getötet werden kann. Nach mehreren irreführenden Angaben gesteht er ihr, sein Leben sei an ein wohlverwahrtes

---

* Friedrich S. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven (Leipzig 1883) Bd. I. S. 341. ** Vergl. Greg. Krek, Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte[2] (Graz 1887) S. 657 und Krauß, a. a. O. I. S. 367.

Ding, an ein Ei, gebunden, welches im Leibe einer Ente steckt, die sicher aufgehoben sei. Auf einer Insel mitten im Weltmeer steht eine grüne Eiche, unter deren Wurzeln ein eisernes Kästchen verborgen liegt, welches in einem Körbchen einen Hasen enthält, der in seinem Leibe die Ente mit dem Ei verbirgt. Der Prinz suchte dieses Ei und zerbrach es, im Augenblicke, wo Kaschtschey die Prinzessin ermorden wollte, und in demselben Augenblick fiel der Mädchenräuber tot zu Boden.*

Es ist das bekannte Märchen vom Lebensei, welches in vielen russischen, serbischen und auch in isländischen, von Maurer und Poestion mitgeteilten Märchen wiederkehrt und eigentlich dem Riesen an den Kopf geworfen wird, wie der Pokal, den Thor im Hymirliede der Edda dem Winterriesen an den Kopf wirft, weil dies (nach dem Rate der ihn, wie Jaga Baba den russischen Helden begünstigenden Alten) der einzige Gegenstand sei, hart genug, den Pokal zu zersplittern. Dieser Sagenzug ist sehr alt; denn schon im Rigveda zerbricht Indra das Lebensei des Ungeheuers, welches die Sonne verborgen hält, und bei Afanasiev** fragt die Prinzessin ihren schlangengestalteten Gemahl, wodurch sein Tod herbeigeführt werden könne. Die Schlange erwidert, nur der Held Nikita Kascemiaka (d. h. der Fellzerreißer) könne ihn töten, was dann auch geschieht. Nikita aber ist Siegfried, der die Jungfrau aus der Macht des Drachen befreit, wie es ja in unserem alten Liede vom hörnenen Siegfried ebenso und jedenfalls ursprünglicher als in den Nibelungen und Sigurdliedern erzählt wird, woselbst die Bewachung der Jungfrau durch den Drachen vergessen und der Zusammenhang zwischen Drachenmord und Jungfrauenbefreiung gelöst ist. Nur ganz kurz sei darauf hingewiesen, daß der Drache des Siegfriedliedes ein verwandelter Mensch ist, der am Ostertage seine wahre Gestalt zurückempfängt, wobei ein Zusammenhang zwischen Osterfeier, Osterei und Lebensei hindurchblickt, den wir vorläufig nicht weiter verfolgen können. Aber auch die Dichtung von der Brautwerbung Siegfrieds für König Gunther scheint in die russische Heldensage übergegangen zu sein. Das Lied „vom stillen Dunay Iwanowitsch" erzählt nämlich in B. Sterns Übersetzung:***

„Lust, große Lust bekam Fürst Wladimir nach einem Weibe; er wollte heiraten. Saß mit seinen Helden an dem runden Eichentisch, im hohen, goldgezierten Festsaal. Schnurrige Reden gingen von Mund zu Mund, lustig kreiste das mächtige Trinkhorn. Da fragte der Fürst, ob keiner eine Gemahlin für ihn wüßte. Schön und weise solle sie sein, ihr Angesicht weiß wie Schnee, mohnrot die Wangen, wie

* Dietrich, a. a. O. S. 15—29. — Auch bei Vogl, Älteste Volksmärchen der Russen (Wien 1841) S. 1—20. ** Rigveda VIII. 40, 10 und Afanasiev V. 20, beide citiert bei Gubernatis, Tiere in der indogermanischen Mythologie. Leipzig 1874, S. 642. *** B. Stern, Wladimirs Tafelrunde S. 110 ff.

Zobel die Augenbrauen, wie Falkenaugen die Augen. Alle schwiegen, beschämt versteckte sich der Jüngere vor dem Älteren. Da trat der stille Dunay Jwanowitsch hervor und sprach: „Helle Sonne Kjnäs Wladimir! Mein früherer Herr, der König von Litauen, hat zwei schöne Töchter. Eine kühne Heldin ist die eine und reitet immer einher. Dagegen die andere ist wie geschaffen, Deine Gemahlin zu sein, zart ist ihres Leibes Gestaltung, süß ihr Angesicht und weiß wie Schnee, mohnrot sind ihre Wangen, gleich Zobel die Augenbrauen, wie Falkenaugen die Augen. Sie sitzt hoch im Fürstengemache hinter dreißig Stahlschlössern, die heftigen Winde berühren sie nicht, die heiße Sonne versengt nicht ihr Antlitz. Sie ist die jüngere Schwester, Apraxija ist ihr Name. Werben will ich sie für Dich, mein Fürst, doch soll Held Dobrynja mein Begleiter sein."

Noch mehr als in anderen Sagen herrscht in den russischen Bylinen eine große Verwirrung. Nicht allein, daß die Königstochter hinter den dreißig Stahlschlössern bald die Tochter des Königs von Litauen, bald diejenige Emanuels, des Kaisers der goldenen Horde heißt, auch die Helden vertauschen beständig ihre Rolle, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß an die Stelle des stillen Dunay, der nichts anderes als die Personifikation des Donaustromes ist, ursprünglich der Drachenbezwinger Siegfried-Tschurilo stand, d. h. daß dieses Abenteuer mit dem Ritt nach der Burg mit neun Mauern, um die schöne Milolika zu befreien, zusammenfällt. Für eine solche Auffassung würde sprechen, daß Apraxija, die eroberte Gemahlin Wladimirs, ähnlich wie Brunhild, ihre Liebe nachmals Tschurilo zuwendet. Sie verrät dieselbe bei der Tafel, indem sie sich, im Anschauen des schönen Tschurilo versunken, mit dem Tischmesser in die Finger schneidet. Dieser Zug scheint, da eine umgekehrte Sagen-Wanderung nicht wahrscheinlich ist, aus der jüdisch-muselmännischen Josephs-Legende zu stammen, welche Hammer (Rosenöl I. S. 66 ff.) mitgeteilt hat.

Es wird dort nämlich erzählt, wie nach einem von „Potiphars Frau" veranstalteten Mahle, als Orangen aufgesetzt werden, und alle Frauen dabei beschäftigt sind, sie mit Messern zu schälen, Jusuf eintritt, um den Sorbet aufzutragen. Aller Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet, seine Schönheit hatte alle gleichsam berückt, sie wußten nicht mehr, was sie thaten und schnitten, statt in die Orangen, in ihre Hände, so daß auf allen Tellern Blut floß. „Eure blutenden Finger, ihr tugendhaften Frauen," sagte Potiphars Frau, „sind meine Rechtfertigung." Ähnlich sagt nun auch Apraxija zu ihren Frauen: „Wundert Euch nicht über meine blutenden Finger, ich bin um meinen Verstand gekommen, meine Sinne sind verwirrt, sowie ich den schönen Tschurilo anschaue. Und sofort bittet sie ihren Gemahl, er möge Tschurilo zu ihrem Kammerdiener ernennen. Natürlich gerät dieser in großen Zorn und muß, als die Bitte wiederholt wird, den tapfern Helden von seiner Tafelrunde entfernen.*

---

* Vergl. Wesselowsky, Beiträge zur Erklärung des russischen Heldenepos im Archiv für slavische Philologie. Bd. III. S. 549—593.

In diese Sage würde ein Funken von Vernunft fallen, wenn man annehmen dürfte, Tschurilo sei der Befreier und erste Verlobte der Apraxija, wie Siegfried derjenige der Brunhild. Zu entscheiden ist dergleichen nicht; denn die Verwirrung der Personen und Geschehnisse in den Bylinen übersteigt alle Begriffe. Es setzt derselben die Krone auf, wenn in einer schon oben berührten Byline (S. 123) der von Rogdai erschlagene Schlangensohn Tugarin den schönen Joseph vorstellen muß, um den sich die hinter dreißig Stahlschlössern hervorgesuchte Fürstin in den Finger schneidet. Hier könnte aber wieder der Umstand als Ursache dahinterstecken, daß dies der Drache war, der sie ursprünglich entführt hatte und im Schlosse verborgen hielt, bis ihn Rogdai, oder Alexis Popowitsch oder Tschurilo erschlug. Kein anderer Ariadnefaden führt aus diesem Labyrinth der Irrungen und Personen-Verwechselungen.

Dagegen sehen wir uns schon nach dem Vorausgeschickten im stande, eine Art von Gesetzmäßigkeit festzustellen, die uns in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Siegfried-Sagen als Richtschnur dienen kann, nämlich die gegenseitige Vertretung von Drache und festem Schloß in dieser Sagengruppe. Ist ein festes Schloß vorhanden, in welchem der Dämon, Zauberer oder Tyrann die Jungfrau verwahrt, so kann er selbst in menschlicher Gestalt auftreten, und der Drache fehlt. Tritt er hingegen als Drache oder Ungeheuer auf, so genügt er persönlich als Hüter, und das Zauberschloß wird überflüssig. Die Erzählung von der Jungfrauen-Befreiung kann sich demnach, ohne daß der mythische Inhalt darum ein anderer sein müßte, bald als Drachenkampf, bald als Eindringen in das labyrinthische Zauberschloß gestalten. Eine lehrreiche Verbindung beider Formen besitzen wir in der nordischen Ragnar-Lodbroks-Saga, der, wie Liebrecht gezeigt hat,* eine sehr ähnliche Parallelform in der persischen Heldensage begegnet. Sie ist im Norden in mehreren selbständigen Sagas und Liedern, sowie in Erzählungen des Saxo Grammaticus und anderen, mit der persischen Erzählung im Schah Nameh nahezu gleichaltrigen Quellen enthalten und stellt eine eigentümliche Form der Siegfried-Sage dar, die sich an eine geschichtliche Person, an Ragnar, den Sohn des Dänenkönigs Sigurd Hring geknüpft hat, der ums Jahr 800 starb. Die Erzählung aber lautet kurz so:

Jarl Herraud in Westgotland hatte eine schöne Tochter, Thora, genannt die Burghirschin, „weil sie alle andern Mädchen an Schönheit so weit übertraf, wie der Hirsch die andern Tiere," richtiger wohl, weil sie eine Doppelgängerin der auf dem Hirschberg (Hindarfiall) und in der Hirschburg hausenden Brunhild ist. Er hatte

* Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879) S. 65—73.

ihr nahe bei seinem Schlosse einen umzäunten Frauensaal erbaut (damit sie ihm niemand entführen könnte) und sandte ihr alle Morgen ein Geschenk, welches eines Tages in einem schönen kleinen Lindwurm bestand, den er selbst (der Herrauds- und Bosi-Saga zufolge) in einem Greifenei aus Biarmaland (Gouv. Perm in Rußland) aus der Plünderung eines finnischen Tempels heimgebracht hatte. Thora fand Wohlgefallen an dem gleißenden Wurm, so daß sie ihm in einem Kästchen ein Lager aus Gold bereitete und darauf legte. Der Wurm aber wuchs rasch und das Gold mit ihm, so daß Kasten und Haus bald zu eng für ihn wurden und er draußen um das Gebäude gewunden lag, so daß Kopf und Schwanz zusammenstießen. Niemand konnte nun in das Haus; denn der Wurm war böse und tückisch, so daß sich ihm niemand zu nahen wagte, als der Mann, der ihm täglich einen Ochsen zum Futter brachte. Nun verhieß der Jarl dem, der das Untier töten würde, seine Tochter und das ganze Drachengold, das „Wurmbettfeuer" der Sigurdsagen. Als aber der fünfzehnjährige Ragnar von dem Abenteuer vernahm, ließ er sich einen zottigen Mantel und zottige Beinkleider anfertigen, die er in Pech tauchte und in Sand wälzte (bei Saxo in Wasser tauchte und gefrieren ließ), um die unverwundbare Hornhaut Siegfrieds und Rogdais nachzuahmen. Er tötet dann den Wurm und heiratet die Burghirschin, nachdem er sich durch den Schaft der im Leibe des Wurmes sitzen gebliebenen Speerspitze als der Drachentöter zu erkennen gegeben. Von der Zottelhose erhielt er den Beinamen Lodbrok, wie auch schon sein Name Ragnar mit lit. ragas Horn, Frost, verwandt erscheint.

Die Ragnar-Saga, welche der von Jung Lambton (S. 107) nahesteht, tritt auch äußerlich als eine Fortsetzung der nordischen Völsunga-Saga auf, deren letztes Kapitel zu ihr überleitet; Ragnar ist nichts als ein zweiter Sigurd und nimmt sogar die Tochter von Sigurd und Brynhild als zweite Frau. Um so merkwürdiger ist das Wiedererscheinen derselben Sage in Persien, und dort mit Zügen, die zwar unverkennbar auf die Ragnar-Sage zurückdeuten, aber nicht die Ursprünglichkeit derselben besitzen. Nach dem Schah Nameh findet nämlich die Tochter den Wurm in einem Apfel und pflegt ihn, weil er ihr Gespinnst mehrt, sie und die Eltern reich macht und schließlich, indem er sich um eine himmelhohe Burg, in welcher die Familie ihre Schätze bewahrt, herumwindet und dadurch uneinnehmbar macht. Das schon von vielen Neidern vergeblich belagerte Schloß heißt danach Kerman, die Wurmlage oder Wurmburg (vom persischen kerma, litauisch kirmis, Wurm). Endlich gelingt es König Ardschir, sich mit zwei Jünglingen in der Tracht von Kaufleuten einzuschleichen, sie bezwingen auch den Lindwurm mit List und werden so Herren der Burg und ihrer Schätze.* Da die eine Hauptperson der nordischen Sage, die von dem Drachen bewachte Jungfrau, hier ganz verschwindet, scheint eine nordische Anleihe hinsichtlich dieser Form der Siegfried-Sage am wahrscheinlichsten, während sie an sich als diejenige von Thraetaona

* Nach Görres, Heldenbuch von Iran (Berlin 1820) Bd. II. S. 406—411.

Athwyana in Persien ebenso altheimisch ist wie in Deutschland und in Indien.

Das Bild des in diesem Falle ausnahmsweise von einer Schlange umringelten Turmes entspricht dem Schloß mit neun Mauern der Tschurilo-Sage und der schlangenumwundenen Mauer der Stadt Babylon in der Sage vom Babylonischen Reich (S. 104). Wo wir immer einem Labyrinth in der Dichtung begegnen, erscheint es als ein Gefängnis, dessen Eingang jedermann offen steht, dessen Ausgang aber schwierig zu finden ist, und das stimmt beinahe zu allen Formen der russischen Lieder und Märchen von der gefangenen und zu befreienden Prinzessin. Es erscheint wie eine eigens für diese Sagen erdachte Form eines Verließes, erinnernd an alte Burgformen, die wie diejenige von Mykenä nur durch einen von den äußeren Wällen leicht zu beherrschenden Bogengang zugänglich waren. Damit konnten andere Sicherungen verbunden sein, wie der tönende Draht, welcher an die ein Donnergetöse verursachenden Thüren des ägyptischen Labyrinths bei Plinius erinnert.* Auch dieser Zug der Sage läßt sich einige Jahrhunderte rückwärts verfolgen; denn der österreichische Gesandte Herberstein fabuliert von festen Schlössern oder Lagern an den Mündungen des Ob, die im Schutze der goldenen Alten (Slata Baba) ständen und mit einer immerwährenden Posaunenmusik ausgerüstet waren.** Ob es an den Mündungen des Ob noch Trojaburgen oder Babylone giebt, wissen wir nicht; aber im südlichen Rußland waren früher Grabhügel (Kurgane), deren Spitze ein steinernes Bild der Jaga Baba einnahm, äußerst verbreitet, und Raßmann wollte den Namen des Hügels Babylonie bei Lübbecke von einer deutschen babe (d. h. Großmutter) herleiten.*** Der Name Babylon würde in diesem Sinne Wohnung des oder der Alten (denn baba bezeichnet bei den Russen männliche oder weibliche Alte) gedeutet werden.

Mir will die oben (S. 107 ff.) versuchte Herleitung des Namens Babylon für Wall- und Ringburgen einleuchtender erscheinen; aber wie es sich damit auch verhalten mag, jedenfalls bleibt es merkwürdig, daß auch die westfälische Babylonie als unterirdisches Zauberschloß mit zu erlösenden Jungfrauen gilt.† Weniger hat die an so vielen Orten wiederkehrende Sage, daß ein Schäfer mit der Springwurzel den Berg eröffnet und den Zuruf der Jungfrauen, er möge das Beste nicht vergessen, mißversteht, zu bedeuten. Die russischen Babylone ahmen solche Wall- oder Mauerburgen

* Histor. natur. XXXVI. 13. 19. ** Rerum Moscoviticarum Commentarii Basil. 1559. p. 86. *** Raßmann, Deutsche Heldensage. Hannover 1863. I. p. 156. † Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen (Leipzig 1848) S. 313—315.

im Bilde nach. Was die Erzählung von den klingenden Mauern anbetrifft, so kann sie recht wohl in Rußland selbständig und im Anschluß an das Phänomen der tönenden Sanddünen entstanden sein, welches an so vielen Orten, z. B. auch auf der Sinaihalbinsel, entsprechende Volkssagen von unterirdischen Klöstern und Burgen, aus denen die geheimnisvollen Klänge hergeleitet werden, erzeugt haben.

13. Siegfried und Brunhild (Dornröschen).

Obwohl das feste Schloß der russischen Sage, in welchem die Jungfrau ihres Befreiers harrt, in der deutschen Siegfried- und nordischen Sigurdsage meistens fehlt, so kann doch durchaus nicht an dem innigen Zusammenhange der deutschen und russischen Drachentötersage gezweifelt werden. Auch fehlt das Schloß der germanischen Dichtung keineswegs durchgängig. In der Thidrek- oder Wilkina-Saga* bewohnt Brunhild die Burg Seegard, d. h. einen mit Wasser umflossenen Seehof, kurz eine Seeburg, und ähnliche Wasserburgen kommen in deutschen und slavischen Märchen ziemlich häufig vor, z. B. in der ganzen Gruppe, welche Jagitsch und R. Köhler unter dem Titel: „Die Goldkeller“ behandelt haben,** in denen ein Flügelroß den Ritter zu der zu erlösenden Schloßjungfrau über das Wasser trägt. Auch stößt Siegfried in der Thidrekssaga (c. 168) die eiserne Thür des Brunhildschlosses mit Gewalt ein und erschlägt die Wächter, die ihn am Eintritt hindern wollen. Besonders merkwürdig ist aber ein Kapitel der Völsunga-Saga,*** weil es nicht allein mit vielen russischen Sagen und Märchen übereinstimmt, sondern auch den Keim enthält, aus welchem sich später das Dornröschen-Märchen entwickelt hat. Es wird daselbst erzählt, daß, nachdem Sigurd die Brunhild aus dem langen Schlaf erweckt hatte, er sie bei einem Besuche ihres Pflegevaters Heimir hoch oben im Turmgemach wiedergefunden und ihre Liebe gewonnen habe.

„Brynhild saß in einer Kammer mit ihren Mägden; sie besaß mehr Geschicklichkeit denn andere Frauen; sie legte ihre Borte mit Gold ein und stickte darin die Großthaten, welche Sigurd vollbracht hatte: den Mord des Wurms, die Erwer-

---

* Vergl. Raßmann, Heldensage[2] I. S. 157. ** Archiv für slavische Philologie V. S. 20. *** Raßmann, a. a. O. I. S. 169.

bung des Hortes und den Tod Regins. Und es wird davon gesagt, daß Sigurd eines Tages zu Walde ritt mit seinen Hunden und Habichten und mit großem Gepränge, und als er heimkam, flog sein Habicht auf einen hohen Turm und setzte sich neben ein Fenster. Sigurd stieg dem Habicht nach, da sah er ein schönes Weib und erkannte, daß dort Brynhild war; ihm deuchte beides allesamt herrlich, ihre Schönheit und das, was sie stickte." Er sucht sie nun auf, sie schwuren sich von neuem Eide, und von dieser Zusammenkunft wurde später die Geburt der Tochter beider, Ragnar Lodbroks zweiter Frau, abgeleitet, die ihr Pfleger Heimir aufgezogen hatte.

Schon P. E. Müller hat hervorgehoben, daß dieses Kapitel ein späteres Einschiebsel sein muß; der ganze Ton, der Jagdfalke und manches andere weisen auf die französische (normannische) Rittersage; aber Raßmann machte zugleich darauf aufmerksam,* daß dann auch die Klage Oddruns in der Edda, welche Brunhild Borten wirken läßt, als Sigurd in die Burg eindringt, denselben Einfluß erkennen lassen würde. Nun werden wir allerdings eine französische Sage kennen lernen, welche in fast genau derselben Weise erzählt, wie der Ritter Troilus das schlafende Burgfräulein entdeckt und mittelbar ihr Erwachen veranlaßt. Aber das scheint wieder eher ein Erzeugnis der weiter fortgebildeten fränkischen oder normännischen Brunhildsage als die Urform zu sein, die wohl am sichersten in der auch in Rußland fortlebenden Gestalt zu suchen ist, nach welcher die Jungfrau im Turme gefangen saß und dort ihres Befreiers harrte, sei es, daß dies wachend geschah, oder daß sie zuvor in Schlaf versenkt worden war. Ihr sogenannter Pfleger oder Wächter Heimir scheint, wie schon oben angedeutet (S. 121) aus einem Wintergotte hervorgegangen, der sie absichtlich gefangen hielt, entsprechend dem Odin, der sie durch den Schlafdorn in Schlaf versenkt haben sollte.

Eine gewisse Ähnlichkeit hiermit bietet auch die 1496 von dem sächsischen Kanzler von Hammerstein verfaßte „Histori vom Hirs mit dem guldin Ghurn (Gehörn) und der Fürstin von Pronnen," worin unter dem Schleier eines alten Märchens der Liebesroman des Kurfürsten Friedrich des Weisen mit der schönen Gräfin Amalie von Schwarzburg erzählt wird.** Ein Hirsch mit goldenem Geweih führt darin den jagenden Helden zu einer Felswand, durch deren Klüfte die Wasser zu Thal schießen. Einem schmalen Pfade durch das Geklüft aufwärts folgend, gelangt er zu einer Blumenwiese, so lustig wie kaum das irdische Paradies. Hier findet er an einem köstlichen Brunnen von Marmelstein eine schöne minnigliche Frau mit flatterndem goldenen Haar, die ihre schneeweißen Hände ringt und wie Perlen erglänzende Thränen vergießt, weil sie an einen häßlichen Alten mit zahnlosem Munde gekettet sei. Sie vertraut ihm, daß er sie erlösen könne, wenn er zuvor eine Kreuzfahrt unternähme und glücklich zu Ende führe; die thränenschöne Göttin, die er nachher am Brunnen wiederfindet und heimführt und die stark an

* Raßmann, a. a. O. I. S. 172—175. ** Raßmann, a. a. O. I. S. 158.

die thränenreiche Iduna im Brunnacker der Edda erinnert, hat also bereits ihre heidnische Natur abgestreift und kann durch christliche Werke erlöst werden.

Aber der Hirsch, der hier wie im Wolfsdietrich und so vielen anderen deutschen Sagen, ja sogar bereits in der Odyssee als Bote der Unterweltsgöttin auftritt und zu ihrem Schlosse führt,* spricht deutlich genug; in der Völsungasaga schläft Brunhild, von einer Schildburg umzeltet und von dem Feuerkreise umlodert, auf dem Hirschberge (Hindarfiall); der zahnlose Greis der sächsischen Mythe entspricht genau dem russischen Jungfrauen-Räuber Kaschtschey. Die Erzählung hat eben viele Gestalten angenommen. Während Brynhild im Norden meist innerhalb der Waberlohe schläft und von Sigurd aus dem Todesschlaf erweckt wird, dem es allein beschieden war, mit seinem von den Götterrossen abstammenden Pferde Grani über den Feuerring zu setzen, wohnt in dem alten Liede vom gehörnten Siegfried die von einem Drachen dem König von Worms geraubte Tochter Chriemhild auf dem Drachenstein, zu welchem ein langer unterirdischer Höhlengang führt, und wird von dem Drachen behütet, den Siegfried erschlagen muß, um sie zu befreien. Diese Sagenform scheint, obwohl sie aus einer späten Niederschrift stammt, der Ursage in vielen Punkten sehr nahe zu liegen, doch fehlt ihr wieder mit dem Wunderschloß auch das Wunderroß, dem sonst eine Hauptrolle bei der Ersteigung des Burgberges oder der Übersteigung der Mauern zufällt. In einem dänischen Liede von „Sivards Ermordung" tritt nun eine neue Form hinzu, die freilich auch in vielen russischen und germanischen Märchen wiedererscheint; denn hier wohnt die Jungfrau auf dem Gipfel eines Glasberges, den nur Siegfrieds Wunderroß ersteigen kann. In der Grimmschen Übersetzung des Liedes, welches von der Nibelungensage weit abweicht und Sivard mitsamt Brynhilden von deren Gatten Nielus, der an Günthers Stelle steht, umbringen läßt, heißt es über die Gewinnung der Jungfrau durch Sivard „den Königssohn aus Dänemark":

Sivard, der hat ein Fohlen, und das hat er zahm gemacht;
Er gewann stolz Bryniel auf dem Glasberge; das geschah am hellen Tag.
Es ritten beides, Ritter und Gesellen, zumeist die besten, nach ihr aus:
Keiner von ihnen konnt' den Berg ersteigen, zu gewinnen die schöne Jungfrau.
Der Berg war beides, hoch und glatt, ihr Vater ließ sie darauf setzen:
Der Geselle war auf Erden nicht, dem er sie zur Ehe wollt' geben.
Da kam ein Gebot an des Königs Hof, wohl zu den Kämpfern stark:
Ob da wär' einer, der es wagen dürft', zu versuchen die guten Hofwerk.
Der eine sagt es dem andern ab, Sivard nahm das Blatt von dem Munde,
Er sagt': Ich versuche mein junges Fohlen, ob ich Bryniel kann gewinnen.

---

* Tuiskoland S. 566.

So ritt er fort, der Weg war lang, der Pfad, der war viel ferne:
Sivard sah den Glasberg kühn, die Jungfrau lacht' ihm so sehre,
So führt' er fort stolz Brynild, ihm war so leicht die Fahrt:
Er gab sie dem guten Herrn Nielus, nach guter Stallbrüder Art.*

Es folgt dann alsbald der Streit der Königinnen am Strande und die Einleitung der Ermordung Sivards, der diejenige Brynilds durch den König und dessen Selbstmord nach sich zieht. Die Erlösung der Jungfrau auf dem Glasberge mittelst des Wunderpferdes findet sich auch in dem Grimmschen Märchen „Der Rabe" (Nr. 93) und kehrt in dem russischen Märchen „vom gold'nen Berge"** mit der Abweichung wieder, daß Iwan Zarewitsch durch die rollende Zauberkugel zu einem Berge geführt wird, so hoch und steil, daß es unmöglich gewesen wäre, ihn zu ersteigen. Iwan ging lange um den Berg herum und fand endlich eine Spalte, in welcher er hinter einer eisernen Thür eiserne Klauen erblickte, dazu bestimmt, an Händen und Füßen befestigt zu werden, mit denen er dann auch den Gipfel des Berges erklimmt und die von Drachen bewachten Prinzessinnen befreit. In dem Hanauischen Märchen vom Glasberg*** sammelt der junge Gesell alle Knöchelchen eines Hühnchens und macht sich daraus eine Leiter, um den Berg zu ersteigen. Oben aber fehlt noch eine Sprosse, und er muß sich den kleinen Finger abschneiden, um zum Gipfel zu kommen und die Prinzessin erlösen zu können. Man sieht die dichterische Phantasie ihr Arabeskenwerk um den Sagenkern legen.

Alle diese Sagen scheinen nun zu der Vorstellung zu führen, daß die Prinzessin in der Unterwelt gefangen saß, die bei vielen nordischen Völkern, namentlich bei den Kelten Englands, bei den alten Litauern, aber auch bei den Skandinaviern als Glasberg, Glasinsel oder Glasburg (Gläsiswall der Edda) gedacht wurde. Matthias Stryikowsky berichtet in seiner polnisch geschriebenen, 1582 zu Königsberg und 1766 zu Warschau gedruckten Chronik (S. 148) von den samogitischen Litauern, daß sie mit ihren Toten die Klauen von Luchsen und Bären zu verbrennen pflegten, durch deren Schärfe ihnen das Ersteigen eines furchtbar steilen Berges in der Unterwelt erleichtert werden solle. Dieser gläserne Berg hieß bei ihnen Anafielas, und auf ihm sollte der Totenrichter Kriwe Kriweito wohnen.† In der britischen Geschichte des Nennius (c. 13), welche nach De la

* W. Grimm, Altdänische Heldenlieder, Märchen und Balladen (Heidelberg 1811) S. 31 und 496. ** A. Dietrich, Russische Volksmärchen (Leipzig 1831) S. 52. *** Gebrüder Grimm, Hausmärchen Bd. III. Erläuterungen zum Märchen von den sieben Raben (Nr. 25). † Jac. Grimm, Über das Verbrennen der Leichen, in den Schriften der Berliner Akademie. Philos.-hist. Klasse 1849. S. 250.

Broderies Untersuchungen bereits im 9. Jahrhundert vorhanden war, wird die Insel der Seligen als ein mitten im Meere liegendes Eiland geschildert, auf dem sich ein hoher gläserner Turm erhob. Auf seinen Zinnen sahen die mit dreißig Schiffen heransegelnden Leute des Mile Gestalten gleich Menschen (quasi homines), erhielten aber auf ihre Anreden keine Antworten und gingen unter, bis auf ein schon vor der Annäherung an den Glasturm gescheitertes Schiff, von dessen sich rettender Mannschaft die späteren Bewohner Irlands abstammten.*

Zweierlei Gedankenkreise vermischen sich anscheinend in diesen Sagen. Erstens die Vorstellung unseres Himmelsgewölbes als eines krystallenen Berges, auf dessen Gipfel das Seelenland gelegen ist und zu dessen Erkletterung man den Toten tierische oder metallene Klauen ins Grab mitgab, und diejenige der durch Feuer verglasten Burgwälle, die man in den keltischen Ländern ebenso häufig, wie in den slavischen (namentlich in Böhmen und der Lausitz) findet. An eine solche verglaste Burg darf man denken, wenn es in einem Drucke des Wolfdietrich von der Burg des Riesen Belligan heißt:

> mit glasse was fürware
> burg und grabe(n) überzogen,
> es mocht nichts wan zum tore
> sein in die burg geflogen.

Raßmann glaubt,** daß die Gnita-Heide, auf welcher Siegfried den Drachen bekämpft und die im faröischen Sigurdliede Glitra- (Glitzer-) Heide heißt, auch nichts weiter als den Glasberg der Unterwelt bedeute, und schließt sich wie die meisten Germanisten der Ansicht an, die J. Grimm in seiner soeben citierten Abhandlung über das „Verbrennen der Leichen" geäußert hat, daß Waberlohe, Glasberg und die Dornhecke, welche Dornröschen in ihrem Schlafe umschloß, auf eins hinausgehen, nämlich auf die andere Welt, die man durch den flammenden Scheiterhaufen betritt, der mit gewissen heiligen Dornen durchflochten und mit Schilden umzeltet wurde. Es ist allerdings ganz klar, daß das Märchen vom Dornröschen dem Brynhilden-Mythus entspricht und aus demselben entstanden ist; wie dort Siegfried durch die Waberlohe reitet, um Brynhild aus dem Todesschlaf zn erwecken, der sie nach Odins Ratschluß gebannt hält, so dringt der Prinz durch das dichte Dornengestrüpp, welches die mitsamt ihrem Hofstaate schlafende Schöne hundert Jahre verborgen

---

* Arbois de Jubainville, Le Cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique (Paris 1884) p. 120—121. ** Deutsche Heldensage[2] S. 152.

hat, um sie mit seinem Kusse zu wecken. Ja, die Dornhecke öffnet sich von selber, wie sich die Waberlohe im Eddaliede von Fiölswidr beschwichtigt, sobald der längst erwartete Befreier erscheint. Und wir sehen sogar schon die Vorstufe der Märchen-Ausführung, wenn es im Eddaliede von Sigurdrifa heißt, Odin habe sie mit dem Schlafdorn gestochen, der kein anderer ist als der Dorn des wilden Rosenstrauches, dessen moosartige Gallen-Auswüchse im Volksglauben als schlafbringend galten und Schlafäpfel heißen. Damit stimmt auch wohl die an den Schlummerstab des Hermes erinnernde dornige Rute Nörwis, mit der er im Eddaliede von Odins Rabenzauber die Völker in Schlaf schlägt. Die Spindel, deren Stich Dornröschen in Schlaf versetzt, entspricht ebenso genau dem Schlafdorn Odins, wie der Schlafapfel, den die alte Hexe dem Schneewittchen reicht, um sie dem gläsernen Sarge zu überliefern, dem Bedeguar oder Rosenapfel entspricht.

Gleichwohl muß man den Schlaf von Brunhild und Dornröschen als eine neuere Zuthat ansehen, die erst hinzugefügt und ausgemalt wurde, als man begann, Brunhild als eine Personifikation des in Winterschlaf versetzten und im Frühling durch den Sonnenstrahl wachgeküßten Naturlebens anzusehen. In einem sonst unserem Dornröschen genau entsprechenden slovenisch-kroatischen Märchen wird die Prinzessin von der bösen Fee (Vila), die ihr schon bei ihrer Geburt Schlimmes prophezeit hatte, als sie zur Jungfrau erblüht war und sich verheiraten wollte, mit einer Rute berührt und dadurch mit allen ihren Hausgenossen in Stein verwandelt. Nach langer Zeit kommt der junge Kaiser auf der Jagd in dieses verzauberte Haus, verliebt sich in die Jungfrau und ruft sie durch einen Kuß ins Leben zurück, wobei zugleich ihre steinernen Genossen wieder ins Leben zurückkehren.* Das schon oben (S. 128) erwähnte serbische Märchen von der Vila in der Mühlenburg behandelt denselben Stoff in einer der Tschurilo-Dichtung sich annähernden Form.

So anschaulich nun das Bild der Wintererstarrung in diesen slavischen Versteinerungsmärchen erscheint, so ist es doch nur eine Verstärkungsform des deutschen Märchens von der eingeschläferten Schönen, und in dem Mühlenburg-Märchen sind eigentlich nur die anderen Bewohner versteinert; denn die Prinzessin erwacht bereits beim Nahen des Erlösers und kann ihm entgegengehen. Wie dieses Märchen nun an die Tschurilo-Sage anknüpft, so läßt sich auch schrittweise verfolgen, wie das Dornröschen-Märchen aus der Sigurd-Dichtung entstanden ist. Den Übergang bildet

---

* Vergl. Greg. Krek, a. a. O. S. 650.

eine von **Uhland** mitgeteilte Episode aus dem ungeheuer weitschichtigen altfranzösischen Ritterroman Perceforest, der bereits 1528—1532 in drei Foliobänden im Druck erschien. Dieser Roman ist nachweislich nach dem Jahre 1349 verfaßt, nach **Wartons** Meinung aber nur die Prosaauflösung eines um 1220 verfaßten Perceforest in Versen, von dem aber keine Spur übrig geblieben ist.* In diesem alten Drucke findet sich nun folgende Erzählung, deren Ähnlichkeit mit der Eddasage von Odins Schlafdorn unverkennbar ist:

Als die Tochter des Fürsten von Seeland — im Altfranzösischen heißt der Fürst, wie auch sein Sohn Zelland und Zellandin, die Tochter Zellandine — geboren wurde, hatten sich die drei Göttinnen eingefunden, welche bei Geburten gegenwärtig zu sein pflegten (Lucina, Themis und Venus); Lucina, die Geburtsgöttin, verlieh dem Ankömmling gesunde Glieder und gedeihliches Wachstum; Themis, die Schicksalsgöttin, der man beim Festmahle ein Messer hinzulegen vergessen hatte, beschied dem Kinde, daß ihm von dem ersten Leinfaden, den es aus dem Spinnrocken ziehen werde, eine Agen (vne areste, d. h. ein Flachssplitter) in den Finger gehen solle, wovon es sogleich einschlafen und nicht eher aufwachen werde, bis sie herausgesogen sei, welche Hilfe die dritte Norne (hier die Liebesgöttin) herbeizuführen verheißt. Nachdem nun die Fürstentochter in größter Schönheit aufgeblüht, saß sie einmal mit zwei jungen Muhmen zusammen und nahm aus den Händen der einen einen Flachsrocken, um zu spinnen, hatte aber noch nicht den ersten Faden fertig gebracht, als eine Agen in ihren Finger drang und sie in solchen Schlaf versank, daß sie nicht zu erwecken war, nicht aß noch trank, und doch nicht von Fülle und Farbe kam. Der Vater läßt sie auf das Zwillingsschloß (castel jumel), eins von zwei benachbarten Schlössern bringen, in dessen Turm ihr ein reichgeschmücktes Lager bereitet ist. Dieser Turm hat nur **ein einziges, nach Osten blickendes Fenster**, alle andern Zugänge außer einem unterirdischen sind vermauert; denn der Vater hegte den Glauben, daß die Götter kommen würden, die hochgebettete Schläferin zu heilen, und da er ein besonderes Vertrauen zum Sonnengott hatte, brachte er das nach Osten blickende Fenster an. **Troilus**, ein Ritter, der dieser Schönen schon vor ihrer Einschläferung sein Herz zugewandt hatte, erhält jenseits des Meeres Kunde von ihrem Geschick. Er eilt zurück, gelangt nach mancherlei Abenteuern vor das Schloß, dessen Zugbrücke aufgehoben ist. Da kommt ein großer Vogel (Zephyr, der Bote der Venus) und trägt ihn an das Fenster. Troilus versucht, die Geliebte in seinen Armen zu beleben, ohne daß ihm dies gelingt; er verläßt sie, nachdem er den Ring an ihren Finger geschoben, welchen sie ihm einst geschenkt. Nach neun Monaten giebt sie einem schönen Knaben das Leben, welcher, anstatt an ihrer Brust zu saugen, ihren kleinen Finger erfaßt und daran saugt, bis er die Agen herausgesogen hat und anfängt zu husten. Nun erwacht die Mutter; durch das Fenster hinein fliegt ein Vogel von wunderbarer Gestalt, von der Brust aufwärts ein Weib, nimmt das Kind in die Arme, schlägt die Flügel und fliegt aus dem Fenster mit den Worten: „Seid unbesorgt um dieses Kind!“ Ihr Vater veranstaltet ein achttägiges Fest.

* **Dunlops** Geschichte der Prosadichtungen (Berlin 1851) S. 102—103.

So weit der Auszug dieser überaus merkwürdigen Episode bei Uhland.* Es kann kein Zweifel sein, daß sie aus einer germanischen (fränkischen oder normännischen?) Quelle stammt; denn der Name des Fürsten (Zelland) spricht dies deutlich genug aus; Brunhild war ja die Prinzessin von Seeland (Seegard), und die ganze Geschichte steht in dem vorhin (S. 134) angeführten Kapitel der Völsunga-Saga, wo Siegfried zu dem Turmfenster emporklettert, obwohl er die Brunhild hier nicht, wie gewöhnlich, schlafend findet, und ihrer Verbindung statt des Sohnes eine Tochter entspringt. Dem Falken Siegfrieds, der ihn emporlockte, entspricht der Vogel Zephyr im Perceforest. Nun scheint zwar auch die Erzählung der Völsunga-Saga auf eine fränkische oder normännische Quelle zurückzugehen, aber sicher nicht auf den in Rede stehenden Roman. Beide fußen vielmehr auf einer älteren Sage, und höchst nachdenklich erscheint, daß gerade Troilus, der im 12. Jahrhundert in der normännischen Dichtung auftauchende typische Vertreter des trojanischen Heldentums, derjenige sein muß, der die Jungfrau aus der Trojaburg erlöst. Dieser nachmals in der deutschen, italienischen und englischen Dichtung eine große Rolle spielende Troilus hat herzlich wenig mit dem homerischen Troilus, dem von Achill erschlagenen jüngsten Sohn des Priamos zu thun, er gleicht dagegen dem Vater des Lug in der keltischen Sage, der durchs Turmfenster zur Tochter des Balar dringt (S. 85), wovon später näher zu handeln sein wird. Über hundert Jahre nach dem Druck des Perceforest taucht das Dornröschen-Märchen, von dem gelehrten mythologischen Aufputz befreit, im Pentamerone des Basile (1637) unter dem Titel „Sonne, Mond und Talia" wieder auf.

Die Erzählung ist sonst nahezu dieselbe wie im Perceforest; der Vater, dem prophezeit war, eine Flachsfaser würde der Tochter große Gefahr bringen, verbietet, daß jemals Flachs ins Schloß gebracht werde; die erwachsene Tochter aber ruft eine alte spinnende Frau herein, sticht sich beim ersten Versuch die Faser unter den Fingernagel und sinkt leblos um. Der trostlose Vater läßt sie in einen kostbaren Sessel setzen und verläßt das Schloß für immer. Einem Könige, der in der Nähe jagt, entfliegt der Falke von seiner Faust in ein Fenster des Schlosses. Vergeblich pocht er am Thore, steigt dann auf einer Winzerleiter zum Fenster hinein, findet die Schlafende und verliebt sich in sie. Sie gebiert ein Zwillingspaar, Knaben und Mädchen, welches zwei Feen an die Brüste der schlafenden Mutter legen. Sie schläft aber immer weiter, bis die Säuglinge sich einmal verirren und an dem Finger saugen, in welchem die Flachsagen steckte, und sie herausziehen. Sogleich erwacht die Mutter, und schließlich kommt auch der König wieder, sehr glücklich, die Geliebte wach und mit zwei so schönen Kindern zu finden, die er Sole und Luna

* Uhlands Schriften zur Geschichte der Sage und Volksdichtung. In dem Aufsatze über „Die Toten von Lustnau." Bd. VIII. S. 451.

(Sonne und Mond) tauft. Seine Gemahlin aber, der sein häufiges Ausbleiben auffiel, spürte ihm nach, erfuhr den Grund der heimlichen Besuche und suchte Talia und ihre Kinder töten zu lassen, mußte aber selbst in das Feuer, welches sie für Talia angezündet hatte, springen.

In diesem Märchen taucht, wie man sieht, der Falke, welcher Sigurd zum Turmfenster Brunhilds leitete, wieder auf; der Schluß könnte ebenfalls an Brunhild erinnern, die schließlich selbst den Scheiterhaufen besteigt, nachdem sie Sigurd getötet. Jenen dem deutschen Märchen fehlenden Schluß hat auch „Die schlafende Schöne im Walde“ bei Perrault (1697) und ebenso die Zwillingskinder mit ähnlichen Namen (Aurore und Jour); statt der Flachsfaser tritt aber wie im deutschen Märchen die Spindel, welche ein besseres Abbild des Schlafdorns ist, mit welchem Odin im nordischen Mythus die Brunhild in Schlaf versetzte. Das Zurückgehen auf alte Naturmythen ist um so klarer, als alle erhaltenen Formen: in der Sigurdsage, im Perceforest, im Lanzelet (siehe Seite 84), im italienischen, französischen und deutschen Märchen keinen unmittelbaren Zusammenhang untereinander zeigen, sondern nur auf eine alte gemeinsame Mutterform hinweisen, die sich verschiedenartig entwickelte. In den Namen der Kinder schimmert Sonnenkult hindurch und ebenso in dem östlichen Fenster der Perceforest-Erzählung, durch das der Sonnengott einsteigen sollte, um die schlafende Jungfrau, die Frühlings-Erde, wie man es gewöhnlich deutet, wach zu küssen. Wir werden diesem östlichen Fenster im Kulte der slavischen Frühlingsgöttin, einer Art Ostara, zu Jüterbog wieder begegnen. Immerhin erscheint das gesamte Märchen, wie wir noch genauer sehen werden, nur als eine, wenn auch naturgemäße und ansprechende Verjüngung der Sage von der in einem festen Zwinger gefangenen Jungfrau, die ursprünglich auf eine ganz andere Personifikation deutet. Wir erkennen dies schon daran, daß in den so ungeheuer verbreiteten Sagenformen, welche den Drachenkampf mit der in einem sichern Gewahrsam gefangenen Jungfrau in Verbindung bringen, vielfach gar nicht von einem Schlummer derselben die Rede ist, und ebenso müssen wir die Grimmsche Vergleichung der Dornhecke und der Waberlohe mit dem brennenden Scheiterhaufen ablehnen, die zu einer noch neueren Umdeutung der Brunhild-Sage als einem Symbol der Auferstehung führen würde. Wenn es im Eddaliede über Brynhildens Todesfahrt von Odin heißt:

> Er umschloß mich mit Schilden im Heldenhain,
> Mit roten und weißen; mich schnürten die Riemen;
> Nur der, gebot er, meinen Schlaf dürfe brechen,
> Der allezeit furchtlos würde erfunden.

Um meinen Saal, den südlich gekehrten,
Ließ er hoch des Holzes Verheerer entbrennen:
Darüber reiten nur sollte der Recke,
Der das Gold mir brächte vom Bette Fafnirs.

so ist die Schildburg und der Feuerring im wesentlichen nichts anderes als die neunfache Mauer der russischen Sagen, als die Dornhecke, der Wasser- oder Schlangenring, welcher das Schloß umgiebt, als der Glasberg oder die Glasmauer, nämlich ein fast unübersteigliches Hindernis, welches nur derjenige aufzurichten ein Interesse hatte, der die entführte Jungfrau im sichern Gewahrsam für sich behalten wollte. Eine Anzahl Lieder, die in Dänemark, Schweden, Norwegen, auf Island und den Faröer-Inseln mit geringen Varianten vorkommen,* schildern, wie Hildebrand seine Schwester Hildeborg einem heidnischen Grafen zur Frau überließ, der sie in einen Turm auf einsamer Insel verbrachte und in Banden legen ließ, wobei das weite Meer das trennende Hindernis bildet. Er legt sie in dem norwegischen Liede in neun Eisen, an die neun Mauern des russischen Schlosses erinnernd. Sie bittet einen Raben, der am Burgfenster erscheint, dem Bruder Botschaft zu bringen. Dieser läßt sich sein Wunderroß Black (siehe oben S. 134) satteln, welches ihn über die wilde Flut trägt und auch noch die Gefangene befreit, als der Heide Tarkill nicht öffnen will. In der Übersetzung des in vieler Beziehung an die Gudrunsage erinnernden norwegischen Liedes von R. Warrens heißt es:

Das that der Black mit seinem Huf,
Er sprengte die Thür mit Band und Fug'.

Das that der Black mit Zähnen fein,
Zerbiß er Hildeborgs Eisen neun.**

In dem sonst ganz ähnlichen isländischen Liede vom Hildebrand, welches ebenfalls nur durch das Wunderroß mit der russischen Tschurilo- und der germanischen Siegfriedsage verknüpft wird, bedingt sich das über die Wellen trabende Rößlein des vom Raben herbeigerufenen Bruders, daß er es unterwegs nicht bei seinem Namen (Black) rufe. Der Bruder vergißt sich jedoch, wie das Roß so schön über die Wellen trabt, und ruft voller Entzücken: „Nie hab' ich, Black, deinesgleichen gesehn!" sinkt aber dafür dann sofort zum Meeresgrund. Das Roß setzt allein seinen Weg fort, tötet den Tarkill und seine Mannen, befreit die Jungfrau und trägt sie heim. Wie sie ihn zum Dank küßt, steht er als entzauberter Königs-

* In den von Landstadt gesammelten norwegischen Volksliedern Nr. 57 und 58; in den von Sven Grundtvig und Jon Sigurdsson gesammelten isländischen Liedern Nr. 7; in der dänischen Sammlung von Geijer und Afzelius Nr. 59; in der dänischen von Grundtvig Nr. 62. ** R. Warrens, Norwegische, Isländische, Faröische Volkslieder der Vorzeit (Hamburg 1866) S. 59.

sohn vor ihr, und die errettete Jungfrau kann ihren Befreier heiraten. Hier hat sich eine andere alte Sage angeschlossen, die in dem uraltertümlichen Liede von Beiarblack, welches in schwedischer, dänischer und norwegischer Sprache bekannt ist und durch das norwegische Lied von Klein-Lavrand ergänzt wird, sich einigermaßen verstehen läßt. Danach war Black der Sohn eines Fürsten, den seine Stiefmutter in ein Roß verwandelte, welches ihr eigener Sohn reiten durfte. Die norwegische Form des Liedes hebt tief geheimnisvoll an:

Es saßen drei Weiber unter dem Stein,
Sie gehn auf Goldschuh'n —
Sie schufen ein Fohlen aus Menschengebein,
So weit wirken die heimlichen Worte.*

Es trägt seinen kränklichen Stiefbruder Nikuls fünftausend Ellen über die Erde zum Himmelsthor wie zur Höllenpforte, will aber, zurückgekehrt, nicht im Stalle stehen und Heu fressen, außer wenn die Jungfrauen bei ihm bleiben. Und als nun König Sigurd in die Schlacht zieht, sprengt Black, gerade so wie das russische Wunderroß, die neun Schlösser vor seinem Stalle und vernichtet in der Schlacht mehr Feinde als die Mannen zusammen. Sigurds Gegner, ein alter Mann (Odin?), rät daher, man möge vor allem Sigurds Wunderroß töten, und als der Zauberpfeil in Blacks Herzen zerspringt, klagt Sigurd, daß er nicht die Priester über ihn siegen lassen dürfe, und daß er lieber 12000 Mann verloren hätte. Auch bei dem fliegenden Wolf, der den Ljubin Zarewitsch als Pferd in die tönende Burg trägt (s. oben S. 126) und die Prinzessin befreien hilft, scheint eine ähnliche Sage zu Grunde zu liegen; denn auch hier heißt es, daß das Wunderpferd von den Verfolgern, unter denen sich der Schimmelreiter mit dem großen Kopfe befand, mehr mit den Hufen niedergetreten habe, als der Ritter erschießen konnte; kurz wir sehen auch in diesem Zuge, daß die Sage von Sigurd mit seinem Wunderpferde durch zahlreiche Fasern mit der slavischen und ungarischen** Sage zusammenhängt, und daß wir daher genötigt sind, das schwer zugängliche Schloß der Russen als Äquivalent für Waberlohe, Dornhecke u. s. w. der germanischen Dichtung hinzunehmen.

Vielleicht giebt die orientalische Sage Aufschlüsse über das Wunder-

---

* Vergl. R. Warrens, a. a. O. S. 37, 44 und 378. ** Über das Wunderroß Tatos der Magyaren, welches die Sonnenjungfrau erst aus der Macht des Drachen, dann der alten Hexe befreien hilft, s. A. Ipolyi in Wolfs Zeitschr. f. d. Mythol. II. Bd. S. 262—288 und Henne-Am Rhyn, deutsche Volkssage[2] S. 180—183.

pferd, da ja Huscheng* und Rustem ganz ähnliche Wunderpferde wie Siegfried und Tschurilo besitzen, und im Ramayana der in ein Pferd verwandelte Jüngling ebenfalls vorkommt. Denn daß unser Siegfried und andere altweltliche Drachentöter den orientalischen Drachenbezwingern Indra in den Veden und dem Thraetaona Atwyana der Perser genau entsprechen, haben wir schon wiederholt, z. B. bei Besprechung der Sage vom Lebensei (S. 129) und der Lodbrokssaga (S. 131) an der Übereinstimmung der Nebenumstände erkannt. Indra bekämpft zweierlei Arten von Drachen: solche, die sich bei Finsternissen, in Gewittern und bei ihrem Untergang der Sonne (und des Mondes) bemächtigen wollen, wie den Dämon Rahu, dem er die bereits verschlungene Sonne wieder aus dem Leibe schneidet — ein Zug, der in unserem Märchen vom Rotkäppchen fortlebt** —, und die Feuergötter Ahi oder Valas, welche den Menschen in der Dürre des Sommers das belebende Naß der Wolken vorenthalten, mit anderen Worten, welche die Regenkühe wegtreiben, die Indra mit seinen Blitzstrahlen melkt, ein sehr lebendiges Bild der nach jedem Donnerschlag anschwellenden Regenmenge beim Gewitter. Aus alledem hat man geschlossen, daß die Drachenkampf-Sagen einem Jahreszeiten-Mythus angehören, und da die christliche Kirche den Drachenkampf und die Befreiung der Jungfrau auf den heiligen Georg übertragen hat, dessen Fest am 23. April gefeiert wird, und seine enge Verwandtschaft mit dem Siegfried-Mythus noch durch die an demselben stattfindende Einsegnung der Pferde kundgiebt, so hat man allseits zugeben müssen, daß der Drachenkampf ein Frühlings-Mythus gewesen sein muß.

Nicht so vollkommen ist man aber in das innere Wesen desselben eingedrungen. Während es sich in Indien hauptsächlich um die Befreiung der himmlischen Wasser handelt, welche der Drache Ahi zurückhält, so hat E. de Noorden in einer Dissertation die deutsche Sage vom Drachentöter ganz richtig auf den Sommergott bezogen, der den Winterdrachen im Frühling niederwirft.*** Doch ist beim Übergang der Natursage in ein klimatisch so verschiedenes Land natürlich eine große Wandlung eingetreten. Denn es ist unmöglich, vedische Jahreszeitmythen unmittelbar mit germanischen in Einklang zu bringen. Die Kämpfe der Veden um Wolkenkühe und Gewitterwasser sind in Deutschland und noch mehr in Skandinavien und England, Ländern, welche nur höchst ausnahmsweise an sommerlicher

* Über das selbstgezähmte Wunderroß des Huscheng s. Ersch und Gruber „Huscheng" und über andere Loiseleur Delongchamps Essai sur les fables indiennes p. 35. ** Vergl. „Tuiskoland" S. 204—206. *** E. de Noorden, Symbolae ad comparand. mythologiam vedicam cum mythologia germanica, imprim. pertinent. ad pugnam „Dei aestivi" cum Dracone etc. Bonn 1855.

Dürre leiden, einfach unverständlich, und es hat der Erforschung der germanischen Mythen unendlich geschadet, daß Max Müller, Kuhn, Schwartz, E. H. Meyer und andere hochgelehrte Männer diese indischen Erklärungen immer von neuem auf germanische Mythen angewendet haben und bis in die neueste Zeit hinein nur von Wolkenkühen, Wolkenburgen u. s. w. schwatzen, gegen die der Gewitterherr zu Felde ziehen soll, statt einzusehen, daß es sich darin nur um indische Sonder-Entwicklungen handelt, die für unsere meteorischen Verhältnisse gar keinen Sinn ergeben. Der Unsinn wird besonders deutlich, wenn man die guten Gründe erwägt, mit denen E. Salverte in der Abhandlung über die Drachenkämpfe, die er seinem Buche über die Geheimwissenschaften* angehängt hat, den in Frankreich vielfach noch bis zu den letzten Jahrzehnten mit feierlichen Ceremonieen bildlich dargestellten Frühlings-Drachenkampf — man erinnere sich des im Dome von Metz verwahrten Graoulli, der Drachen von Tarascon, Grenoble, Poitiers und so vieler andern Städte, die alljährlich in Prozession aufgeführt und erstochen wurden — im diametralen Gegensatz zu der indischen Auffassung auf die Frühjahrs-Überschwemmungen der Flüsse bezieht, welche die betreffenden Heiligen, an deren Tagen man bis in die Neuzeit hinein das Drachenfest beging, beschwichtigt haben sollen!

Wenn aus dem indischen Ausdürrungs-Drachen der französische Überschwemmungs-Drachen geworden sein soll, oder umgekehrt, oder auch der von den Grabancijas (Negromancias) davongerittene Ungewitter- und Hagel-Drache der slovenischen und kroatischen Sagen, je nach Landesbedarf, so erkennt man leicht das vollständige Fiasko, dem solche Deutungen niemals entgehen können, die von falschen Grundanschauungen ausgehen. Den Deutschen, welche in ihrer Siegfriedsage durch Vermittlung des Dornröschen-Märchens im Zusammenhange mit ihren die Vertreibung des Winters bezweckenden Osterspielen die Befreiung der Natur aus den Fesseln der Winterherrschaft erkannt haben, konnten ähnliche Mißverständnisse wie die erwähnten nur in den Kreisen der höheren Gelehrsamkeit, die vor lauter Studieren blind geworden ist, begegnen. Aber auch den verständigeren und feinfühligeren Mythenforschern ist die Lösung des Dornröschen-Rätsels, soweit ich sehen kann, bisher nicht gelungen; denn es wird sich uns ganz klar ergeben, daß Brunhild nicht die im Frühling erwachende, von den Strahlen des Sonnengottes wachgeküßte Natur darstellt, welche unzählige Deuter in ihr gesucht haben.

---

* Eusèbe Salverte, Des Sciences occultes. Paris 1829. Vol. II. p. 273—352.

14. Iduna und Thiassi.

Ehe wir jedoch in unserer Untersuchung fortfahren, müssen wir bei einer nordischen Mythe verweilen, die wirklich diejenige Allegorie zu enthalten scheint, welche wir eben der Brunhilden-Sage absprachen. Iduna, die den Asen ewige Jugend verleihende, in die Unterwelt hinabsinkende und später von dort wieder emporgeführte Göttin, ist nach der übereinstimmenden Deutung der meisten Germanisten auf das Pflanzengrün bezogen worden, welches der Winter den Bäumen und Feldern entführt, in die Unterwelt hinabzieht, worauf es im Frühjahr wieder hervorsteigt. Diese Deutung, die einer erweiterten Parallele zum Persephone-Mythus entspricht, in welchem vornehmlich nur vom Saatkorn und den Blumen die Rede ist, wurde namentlich von Uhland in seinen Sagenforschungen* in diesem Sinne ausgeführt, eine Auffassung, die offenbar viel vernünftiger ist als die neue E. H. Meyers, der, als getreuer Knappe der alles Heil in den Veden suchenden Schule, in Idun die im Winter entführte, im Sommer zurückgebrachte Regenwolke (!) sehen will.** Sommerregen nach Skandinavien bringen, das scheint uns thatsächlich noch überflüssiger, als Eulen nach Athen tragen, und wenn in dem nordischen Namen Idhunn nichts als der Begriff der Wiederkehr und Erneuerung (id) liegen sollte, so wollen wir immerhin lieber die Wiederkehr des sommerlichen Grüns, als die des Sommerregens in ihr suchen. In den Eddaliedern beschäftigt sich das „Odins Rabenzauber" betitelte, späte mystische Lied am ausführlichsten mit den Schicksalen der Göttin, und es wird hier geradeso an Iduns Verschwinden die Ahnung der Götterdämmerung geknüpft, wie in der Völuspa an Freyjas Auslieferung an den Baumeister (S. 110). Sie wird dabei auch Nanna genannt, die Gattin Balders, welche man schon in ähnlicher Weise auf Knospen und Blühen gedeutet hatte. Simrock übersetzt die Stelle von Iduns Niedersinken wie folgt:

Im Thale die vorwissende Göttin
Herab von Yggdrasils Esche gesunken.
Alfengeschlechtern Idun genannt,
Die jüngste von Iwalts älteren Kindern.

Schwer erträgt sie dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums Stamm gebannt.
Nicht behagt es ihr bei Nörwis Tochter,
So lange gewöhnt an heitere Wohnung.

Sie weilt also nun in der Unterwelt, unter der Wurzel des Weltbaums bei Hel, mit einem Wolfsfell bekleidet, und die Götter schicken ängstlich Boten, ohne Antwort zu erhalten. Die jüngere Edda giebt folgende genauere Auskunft, aus der

* Der Mythus von Thor (Stuttgart und Augsburg 1836) S. 114—132.
** Germanische Mythologie (Berlin 1891) S. 151 u. 272.

wir ersehen, daß es sich wieder um einen gewaltsamen Raub handelte. Die drei Asen Odin, Loki und Hönir wollten auf einer Reise einen Ochsen sieden und mühten sich vergeblich; sie erkannten als Ursache einen auf einer Eiche über dem Feuer sitzenden Adler, der (durch seinen kalten Flügelschlag?) das Sieden hinderte. Man muß ihm Anteil an der Mahlzeit versprechen; aber da er nachher unverschämt zulangt, sucht ihn Loki mit einer langen Stange fortzustoßen. Der Adler schwingt sich empor; aber Lokis Hände haften an der Stange und werden trotz alles Flehens erst frei, nachdem er geschworen hat, Iduna mit ihren verjüngenden Äpfeln aus Asgard herauszulocken. Dies gelingt ihm mittelst der Lüge, sie werde draußen im Walde noch schönere Äpfel finden; aber dort lauert der Jötun Thiassi in Adlergestalt, ergreift Idun und trägt sie in sein Haus. Die Asen aber befinden sich seit Iduns Verschwinden übel; denn sie werden bei dem Mangel der Verjüngungsäpfel schnell grauhaarig und alt. Da halten sie Rat, und es wird festgestellt, daß man sie zuletzt gesehen, als sie mit Loki aus Asgard ging. Mit dem Tode bedroht, gesteht Loki seinen Frevel und verspricht, Iduna heimzuführen, wenn Freyja ihm ihre Falkenhaut leihen wolle. Mit dieser bekleidet fliegt er nordwärts nach Jötunheim, findet Thiassi auf die See gerudert, Idun aber zu Haus, und trägt sie, die er in eine Nuß (nach anderer Lesart in eine Schwalbe) verwandelt hat, heim. Dem ihn als Adler verfolgenden Thiassi versengt man durch ein um die Burg angezündetes großes Feuer die Flügel und schlägt den Fluglahmen tot.

Gang und Sinn der Erzählung ist ganz dem Baumeister-Mythus (vergl. S. 109) entsprechend. Denn der Idun entführende Adler-Jötun ist eine Personifikation des Winterwindes, den auch die Römer Aquilo (Adler), die Griechen Boreas nannten, und die nordische Sage kennt noch mehrere Windriesen, die denselben Namen führten, z. B. Egdir, den Harfenspieler, und Agdi, Thryms Sohn. Den Nordwind als Adler darzustellen, der mit seinen mächtigen Schwingen fächelt, scheint eine weit verbreitete Vorstellung, und wenn Vind och Vedr Freyja entführen will, so ist die Entführung der Idun durch Thiassi nur ein Seitenstück dazu. Ebenso kehrt in beiden Sagen der Verrat und die Bedrohung Lokis, sowie dessen Überlistung des Riesen, um die Göttin zurückzugewinnen, wieder, und im Harbardsliede der Edda rühmt sich Thor, auch diesen Riesen, wie den Baumeister-Schmied erschlagen zu haben. Die Idun-Mythe ist also eine vollständige Parallele der Freyja-Sage, mit der Absicht, Verschwinden und Wiederkehr des sommerlichen Grüns mythisch zu erklären. Denn darauf deutet außerdem die Erzählung des Skaldenliedes Haustlöng, welche Iduns Gebiet Brunnackr, d. h. eine quellenreiche Sommer-Aue, nennt, und die prächtige Schilderung des Winterschlafs der Natur, welcher im Hrafnagaldr auf Idunas Verschwinden eintritt:

Da hebt sich im Osten aus dem Eisstromlande
Des reifkalten Riesen dornige Rute,
Mit der er in Schlaf die Völker schlägt,
Die Midgard bewohnen vor Mitternacht.

Die Kräfte ermatten, ermüden die Arme,
Schwindelnd wankt der weiße Schwertgott.
Es ebbt der Strom der eisigen Luft
Und betäubt die Sinne der ganzen Versammlung.

Das ist nicht die Schilderung eines kurzen Schlafes, sondern jenes den ganzen Königshof im Dornröschen-Märchen überwältigenden Winterschlafes, der selbst den nimmermüden Wächter des Himmels, den Schwertgott Heimdall, beinahe bezwungen hätte. Ein weiter ausführender Zug dieses poetisch ausgeschmückten Naturgemäldes besteht darin, daß der Gemahl der Iduna, der Gott des Gesanges Bragi, ihr in die Unterwelt folgt; denn im Winter entschwindet der Gesang aus der nordischen Natur und kehrt erst im Frühling zurück. Wie nun Meyer allen diesen Zügen mit seiner geistreichen Deutung, Iduna sei die Sommerwolke, gerecht werden will, bleibt unerfindlich; so leere Studierlampen-Ideen verkörpern sich nicht im Volksgeiste. Über das Alter der Idun-Mythe läßt sich wenig Bestimmtes aussagen. Das Lied von Odins Rabenzauber wird von Jessen und Vigfusson erst ins 17. bis 18. Jahrhundert gesetzt, könnte also recht wohl noch von der Dornröschen-Dichtung mit beeinflußt sein. Die kleine Edda und die Skaldendichtung Haustlöng reichen um verschiedene Jahrhunderte weiter zurück, und den Namen Iduns erwähnt bereits der Skalde Thjodolf von Hvin (um 850—900). Allein die Idunasage mag viel älter sein; denn sie zeigt auffallende Ähnlichkeiten mit dem Mythus der Athene Itonia, die in die Unterwelt hinabsteigt, und mit der Entführung Helenas.* Dagegen schwebt Bugges Herleitung der Idunsage aus der griechischen Mythe völlig in der Luft, sein Vergleich von Iduns Äpfeln mit den Hesperiden-Äpfeln ist oberflächlich; denn keine entsprechende Sage haftet an den letzteren; andererseits bleibt zu beachten, daß sich die Iduna-Sage einer ansehnlichen Verbreitung in der nordischen Volksdichtung erfreut. Hierher gehört die oben (S. 135 ff.) erwähnte Sage von der Jungfrau vom Bronnen, und Uhland machte auf die in mancherlei Formen umlaufende schottische Ballade von Hind Etin aufmerksam:**

Jungfrau Margret ist in den Wald geeilt, um Nüsse zu pflücken; aber kaum hat sie die Hand ausgestreckt, als der Hind Etin (d. h. der Jötun, angelsächsisch Eoten) aufspringt, um es ihr zu wehren. Sie erwiderte: diese Wälder seien ihr vom Vater zu Lust und Spiel geschenkt, ihr Eigentum. Kaum pflückt sie aber zum zweitenmal, so faßt er sie bei den gelben Locken, bindet sie an einen Baum und droht ihr übeln Tod, wenn sie nicht mit ihm ziehen wolle. Er reißt den dicksten Baum des Waldes aus der Erde und setzt sie in die noch weiter vertiefte Grube, damit sie sich besinne.

---

* Vergl. „Tuiskoland“ S. 417. ** Zuerst gedruckt in Kinlochs, Ancient Scottish Ballads (London 1827) p. 225.

Schlaflos verbringt sie dort die Nächte, mit dem Rücken auf der kalten Erde, mit dem Haupt auf einem Steine liegend, und erklärt sich endlich bereit, mit ihm zu gehen und ihm als Edelknabe zu dienen. Nun zieht er sie aus dem tiefen Kerker, und sie gebiert ihm sieben Söhne, deren ältester einst den Vater auf der Jagd fragt, warum der Mutter Wangen so selten trocken seien. Das käme daher, weil sie eines Grafen Tochter und nun das Weib des Heiden Hind Etin sei, erwidert der Vater; aber der Sohn bewirkt dann die Rückkehr zu seinem Großvater und die Aussöhnung. Obwohl der Schluß verschieden ist, läßt sich doch die Ähnlichkeit der von dem Riesen in der Baumgrube gefangen gehaltenen, immer weinenden Frau mit Iduna nicht verkennen, und Uhland macht darauf aufmerksam, daß das öfter in nordischen Sagen als Herbstbelustigung vorkommende Hinausziehen in den Nußwald — z. B. in der Halfs-Saga, wo die Königstochter mit den Frauen in den Nußwald geht — vielleicht der ursprünglichere Zug sei.

Uhland hat aber nicht bemerkt, daß dasselbe Thema in der altnordischen Sage von Herraudh und Bosi — woselbst der letztere die Königstochter Edda in den Wald lockt, wo goldene Nüsse wachsen sollen, und sie dort entführt — und in nicht ganz so ähnlicher Form auch in mehreren dänischen Volksliedern angeschlagen wird. Zunächst gehören hierher die beiden Lieder vom Meermann Rosmer (vergl. Rosmarus, das Walroß, dessen Gesicht Ähnlichkeit mit dem eines Greises hat).* Der dänischen Burgfrau Hillerslill ist die Tochter entführt, und sie läßt sie vergeblich in allen Ländern suchen. In einem neu gebauten Schiff segeln die drei Söhne davon, um sie in noch größerer Ferne zu suchen, und landen nach acht Jahren vor einem hohen Berg, in welchem der Riese Rosmer ihre Schwester gefangen hält. Der jüngste wagt sich hinein, wird von der Schwester erkannt und wie Thor beim Besuch des Riesen Hymir (s. oben S. 129) in einem Winkel versteckt, mit der Bitte, weder zu lachen noch zu weinen, damit der heimkehrende Riese ihn nicht finde. Aber dieser Heide riecht wie in allen ähnlichen Sagen** sofort den Christen:

Rosmer kam von Seeland heim und hub zu fluchen an:
„Ich riech's, bei meiner rechten Hand, drinnen ist ein Christenmann!"
„Es flog da ein Vogel über unser Haus, mit eines Christenmanns Knochen im Mund:
Er warf's hinein, ich warf's hinaus, so schnell, als ich nur kunnt,"

antwortet sie dem ungefügen Riesen, bereitet ihm dann sein Bad, streichelt ihn und gesteht ihm, nachdem er in gute Stimmung versetzt ist, daß ihr Bruder zu Besuch gekommen sei, und daß er versprechen müsse, ihm nichts thun zu wollen, d. h. ihn nicht aufzufressen. Der Riese schwört's bei seinem höchsten Eid, nimmt den kleinen Mann freundlich auf sein Knie, wobei freilich Stolz-Schwanelill ihn bitten muß, sich vorzusehen, da seine

---

* Wilh. Grimm, Altdänische Heldenlieder &c. (1811) S. 201 und 204.
** Vergl. „Tuiskoland" S. 559.

Finger nicht zum Liebkosen gebaut seien. Nach fünf Jahren bittet die Frau ihren Mann, den Gesellen mit einer großen Kiste voll Gold heimzuschicken, da er Sehnsucht habe, wieder einmal Sonne und Mond zu sehen. Der täppische Riese geht auf alles ein und trägt Besucher und Kiste ans Licht, ohne zu ahnen, daß sich die Frau statt des Goldes selber in die Kiste gelegt hat:

Und er nahm den Mann auf seinen Rück' und die Kiste in seinen Mund:
So ging er den langen Weg herauf aus tiefem Meeresgrund.
„Nun hab' ich ans Land Dich getragen, daß Du Sonne und Mond beides schaust:
Ich bitte Dich bei dem höchsten Gott, sag' nichts von Schwanelill der Jungfrau."
Rosmer sprang ins Meer hinab, daß die Flut mußt' zu den Wolken aufstehn;
Als er kam in den Berg hinein, Stolz-Schwanelill konnt' er nicht sehn.
Als er kam in den Berg hinein, da war fort die Liebste sein;
Da sprang er um den Berg so weit in ein'n schwarzen häßlichen Kieselstein.

Man wird hier drei Anklänge bemerken, denjenigen mit der aus Dänemark entführten Gudrun, die der Bruder in der fernen Normandie findet, den mit der Idun, welche der heidnische Riese unter die Erde entführt hat, und im Schlusse mit dem Baumeister der Freyjasage, der Braut, Sonne und Mond zurückgeben muß und dann in Stein verwandelt wird (S. 112). In dem zweiten dänischen Liede von dem Riesen Rosmer sind Inhalt, Handlung und Ausgang dieselben, nur daß die gefangene Frau hier Eline (Helena) und ihr Befreier Roland heißen. Die Schiffer gehen auf dem Wege nach Irland zu Grunde, und nun findet Jung-Roland den Weg zu dem unterseeischen Schlosse, in welchem seine Schwester gefangen saß:

Das war der junge Roland, der sucht' auf Meeres Grund,
Und fand zu Elinens Kämmerlein 'nen kleinen grünen Steg zur Stund'.
Und Roland ging zum Berge hin, er sah die Funken treiben:
„Mir mag es werden, wie Gott will, hier will ich gewißlich bleiben."

Die Handlung entwickelt sich genau wie im vorigen Liede; der Rosmer glaubt nicht an den Geruch des Christenknochen, den der Rabe vorbeitrug, und bedroht Elinen zunächst, läßt sich dann aber besänftigen und trägt schließlich nach zwei Jahren Gast und Frau zu Sonne und Mond empor. An der Oberwelt angekommen, wagt Jung-Roland noch, den Riesen, der ihm Sicherheit geschworen hatte, zu verspotten, genau wie Odysseus oder der Däumling in dem Polyphem-Märchen:

„Ich dank' Dir, Rosmer, guter Mann, daß Du mich getragen auf den Sand:
Stolz-Eline mit einem Kindlein geht, die neue Mähr sei Dir bekannt."
Da rollen Thränen über Rosmers Wange, wie Tautropfen von der Erle sinken:
„Hätte ich nicht geschworen der Treue Eid, ich wollt' Dich hier verschlingen."

Auch diesmal verwandelt sich der Riese, als er Elinen entführt findet, in einen Kieselstein. Dieses Lied muß übrigens auch in Altengland bekannt gewesen sein; denn im „König Lear" läßt Shakespeare den Geisteskrankheit heuchelnden Edgar allerlei Verse aus altenglischen Volksliedern singen, darunter (Akt III, 4. Scene):

Jung-Roland kam zum finstern Turm
— — — — — — — — —
Sein Wort war stets: Fi, fa und fum,
Es riecht nach Britenblut hier herum.

Sehr ähnliche Situationen kehren dann in einer Reihe von Volksmärchen wieder, namentlich in dem englischen von „Jack dem Riesentöter" und in einem schottischen von Jamieson mitgeteilten; besonders merkwürdig ist der Anklang in dem deutschen von Musäus neu erzählten Märchen: „Die Chronik der drei Schwestern" und einem entsprechenden italienischen Märchen des Pentamerone, dessen früheste, jetzt bekannte Buchausgabe von 1637, wahrscheinlich nicht die älteste ist, da der Erzähler Giambattista Basile bereits in dem nämlichen Jahre gestorben ist.

In diesem, „Die drei Tierkönige"* betitelten Märchen halten die drei Prinzen von Schönau um die drei Prinzessinnen von Grünhügel an, welche ihnen die Eltern jedoch nicht geben wollen, da sie durch eine böse Fee in Tiere verwandelt sind, der eine in einen Falken, der andere in einen Hirsch und der dritte in einen Delphin. Um sie dazu zu zwingen, ruft der Falke alle Vögel zusammen, damit sie alle Blätter und Blüten von den Bäumen des Königreichs Grünhügel reißen; der Hirsch ruft die Vierfüßler, welche alle grünen Felder abfressen und zertreten, und der Delphin die Meeresungetüme, um das Meer aufzuregen und alle Schiffe und Barken zu vernichten. Nun lassen die Eltern ihre Töchter mit den drei ungestümen Liebhabern ziehen; der Falke führt die seinige in einen hohen Bergturm, der so hoch über die Wolken ragt, daß es dort niemals regnet; der Hirsch in einen wunderbaren, tief im Dickicht liegenden Waldpalast; der Delphin zu einem herrlichen Inselpalast. (Wir machen hier eine Parenthese, um auf die Zusammenklänge mit der Iduna-Mythe hinzudeuten. Der Winteradler Thiassi entführt Idun, und Winter senkt sich über ihre vorher so grüne Heimat. Der Falke entführt die Prinzessin aus Grünhügel, nachdem er mit seinen Brüdern und Genossen jede Spur von Grün von Bäumen und Feldern getilgt und die winterlichen Stürme über Land und Meer entfesselt hat.) Dem verlassenen Königspaare wird ein viertes Kind geboren, Tittone mit dem Beinamen Ciancola (der kleine Plauderer). Da er die Mutter immer weinen sieht und die Ursache erfährt, macht er sich in seinem fünfzehnten Jahre auf, die Schwestern zu suchen, wozu ihm die Mutter einen Ring mitgiebt, der den Trauringen der Schwestern gleicht. Er kommt zuerst zum Bergschloß des Falkenschwagers, wird von der Schwester, der er sich durch den Ring zu erkennen gegeben, aus Furcht vor ihrem Manne versteckt, dann aber ganz wie in den dänischen

* In Liebrechts Übersetzung des Pentamerone (Breslau 1846) II. S. 29 besser: „Die drei Tierbrüder."

Liedern freundlich aufgenommen und erhält beim Abschied von dem Falken eine Feder geschenkt, um ihn in der Not damit herbeizurufen. Ebenso geht es ihm bei dem Hirsch- und dem Delphin-Schwager, die ihm zu gleichem Zweck ein Haar und eine Schuppe — im Märchen ist der Delphin ein Fisch wie andere — schenken. Nunmehr begiebt sich Tittone zu Pferde weiter und kommt in einen finstern Wald, wo „Grauen und Dunkelheit ihren beständigen Wohnsitz haben," und sieht auf einem Waldsee-Eiland einen hohen Turm und an einem Fenster desselben eine sehr schöne Jungfrau zu den Füßen eines schlafenden Drachen. Sie ruft ihm leise zu, er möge sie erretten, sie sei die Tochter des Königs von Hellthal, und von dem Drachen entführt worden. Während er sich noch besinnt, wie er über das Wasser kommen, den Turm ersteigen und den Drachen besiegen soll, fallen ihm seine drei Talismane ein; er wirft sie mit einem Hilferuf zu Boden, und sogleich erscheinen die drei Tierkönige, befreien mit ihren Hilfsscharen die Prinzessin, töten den Drachen und zerstören den Turm. Mit dieser That sind sie gleichzeitig selber erlöst und kehren in menschlicher Gestalt mit dem neuen Paare zurück. Denn natürlich heiratet Tittone die dem Drachen entrissene Prinzessin, und wenn sie von ferne am Fenster des Drachenturmes wie der Mond geleuchtet hat, „so schien sie in der Nähe die Sonne zu sein, von so glänzender Schönheit war sie."

Das „Märchen von den Tierschwägern," wie man diesen Typus passend genannt hat, besitzt eine große Verbreitung; es kommt ebenso in Hahns Griechischen Märchen (Nr. 25), wie in Mailaths Magyarischen (II. 133), in Schiefners Awarischen Texten (Nr. IV) und besonders in dem von Karadschitsch und Krauß (Südslavische Märchen I. S. 143 ff.) mitgeteilten serbischen Märchen Bas Celik oder „Stahlpascha" vor. In einigen anderen südslavischen Märchen, wie in „Bendes-Vila Mandalena" (Krauß I. 397) und im „Goldnen Apfelbaum und die neun Pfauhennen"* treten an Stelle der drei Tierschwäger drei dankbare Tiergattungen (Adler, Ameise und Fuchs oder Fisch, Wolf und Fuchs), die der Jüngling auf seinem Zuge geschont oder errettet hat, und dies giebt uns zugleich einen Fingerzeig über die Entstehung der „drei Tierschwäger." Bei Naturvölkern nämlich, z. B. den Indianern Nordamerikas, wählt sich der Jüngling, sobald er mannbar wird, ein beliebiges Tier zu seinem Schutzgeist (Totem); er schließt ein Bündnis mit demselben, darin bestehend, daß er nie einen Genossen seiner Gattung verletzen wolle, um dafür den Schutz der ganzen Totemsippschaft zu genießen. Diese Tierbrüderschaft kommt schon in der Sintflut-Episode des Mahabharata vor, woselbst ein Fisch den Schutz des Manu erbittet und ihn dafür bei der großen Flut errettet. Im Volksglauben der Serben, bei denen die feierliche Verbrüderung zwischen Menschen, die sich dann in allen Lebenslagen beistehen, noch heute in der

* Volksmärchen der Serben, gesammelt von Wuk Steph. Karadschitsch und übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine (Berlin 1854) S. 23 und Krauß (I. S. 352).

Kirche stattfindet, lebt auch die Verbrüderung mit Tieren, ja mit Pflanzen noch in frischer Erinnerung. So verbrüdert sich in einem von W. Gerhard übersetzten serbischen Volksliede* der Bursch, welcher ein fliehendes Mädchen verfolgt, mit dem Brombeerstrauch, der die Fliehende am Kleide hält, damit er nur ja recht fest halte:

An des Mädchens seidnem Kleid
Haket sich ein Brombeerstrauch.
Da verbrüdert sich der Bursch
Mit dem Brombeerstrauch in Gott,
Halte mir das Mädchen auf,
Bis im Lauf ich dich erreicht.

Um die dankbaren Tiere, die auch in den deutschen Siegfriedmärchen vorkommen (vergl. Nr. 60 der Gebrüder Grimm und die Anmerkungen dazu), in der Gefahr herbeizurufen, geben sie dem Wahlbruder ein Haar, eine Feder, eine Schuppe, die er reiben oder verbrennen soll, um sie durch den Geruch herbeizulocken; die Ameisenkönigin, deren Zug der Held in „Bendes-Vila Mandalena“ geschont hat, überreicht ihm einen ausgerissenen Flügel zu demselben Zwecke. Neuere Erzähler, welche das Geheimnis der Tierbrüderschaft nicht mehr verstanden, haben daraus dann die „Tierschwäger“ gemacht und dadurch das Märchen unnötig kompliziert. In den vier zuletzt erwähnten südslavischen Märchen, wie auch im „Königsohn und der Vila“ (Krauß I. S. 333) hebt das Märchen damit an, daß der Held einen im Schlosse seines Schwiegervaters gefangen gehaltenen Dämon befreit, der bei Karadschitsch ein Drache ist, oder Stahlpascha heißt, in einer von Wojinowitsch mitgeteilten Form** als der „rote Wind,“ im „Königsohn und der Vila“ als „Feuerkönig“ erscheint und überall zum Dank die Frau seines Befreiers entführt.. In mehreren dieser serbischen Erzählungsformen wird die Hilfe der auf bekannte Weise herbeigerufenen Tierschwäger in Anspruch genommen, um das Lebensei des Prinzessinräubers herbeizuschaffen, der auch darin als Herr über Tod und Leben erscheint, daß er seinem erstmaligen Befreier, der ihn nun tötet, sein Leben verdreifacht hatte. Durch das Lebensei knüpft das in vielen Nebenzügen erweiterte serbische Märchen wieder an die russischen und skandinavischen Formen an, von denen wir oben (S. 129) sprachen, und die auch im Orient Seitenstücke besitzen.

In dem deutschen Märchen: „Die Chronika der drei Schwestern“ bei Musäus, welches am meisten mit dem italienischen Märchen des Pentamerone übereinstimmt und die Emporführung der vom Drachen gefangen gehaltenen Prinzessin aus ihrem dunkeln Verließe ganz ähnlich wie das

* Wila, Serbische Volkslieder und Heldenmärchen (Leipzig 1826) I. S. 44.
** Archiv f. slavische Philologie (II. S. 614 ff.), und R. Köhlers Bemerkungen dazu.

Herauswandern von Theseus und Ariadne aus den finstern Gängen des Labyrinthes schildert, heißt der Befreier Reinald (Rinaldo) statt Roland, wie in den oben (S. 151 ff.) angeführten dänischen und englischen Liedern und im schottischen Märchen. Es läßt dies darauf schließen, daß in ihnen allen der Siegfried-Mythus von einer Reise nach dem Reiche Karls des Großen oder der Normannen mit neuen Zügen zurückgekehrt ist. Die Namen Roland und Ranald (Rainald) sind nahezu Anagramme, ihre Träger in der französischen und italienischen Heldensage überdem Vettern und Blutsbrüder, so daß Rainald Rolands Tod zu rächen hat, und Rainald ein gleiches Wunderpferd wie Siegfried besitzt. In dem Märchen vom „Liebsten Roland,"* welches, wie wir im nächsten Kapitel genauer erkennen werden, zu der großen Gruppe der Sonnenmärchen gehört, wird die Flucht eines jungen liebenden Paares aus dem Menschenfresserhause geschildert, und wenn wir nun bedenken, daß Rainald mit Reginald (Regnault) derselbe Name ist, dieser aber mit Ragnar zusammenhängt, so werden wir vielleicht den Faden gefunden haben, durch den Reginald, Rainald und zuletzt Roland als Drachentöter und Zurückgewinner der Jungfrau an die Stelle unseres Siegfrieds traten. Die Ragnar-Sage ist, wie wir oben (S. 131 ff.) sahen, bis Persien gedrungen, dort im Schah Nameh kommt aber auch der Riesenvogel Simurg vor, der den persischen Drachentötern (Sal, Rustem, Feridun u. s. w.) beisteht und Federn verschenkt, die man nur ins Feuer zu werfen braucht, um ihn herbeizurufen.** Wir haben hier also wieder eines jener Beispiele der wunderbaren Filiation abend- und morgenländischer Sagen und können uns von der Treue überzeugen, mit welcher das Kindermärchen solche Züge bewahrt. Nun kommt hier noch ein anderer Zusammenhang hinzu, der sehr merkwürdig ist. Der Ritter Rinald der Rolanddichtungen scheint ebenso wie der Rinaldo Rinaldini von Goethes Schwager Vulpius seinen Stammbaum bis auf Regnault de Montaulban zurückzuführen, dessen Raubschloß in der Bergstadt Montauban unweit der Einmündung des Tarn in die Garonne noch heute einem Ortsviertel den Namen Rainalds Schloß (château de Renaud) hinterlassen hat. Mont-aulban ist aber nach Regis*** der Weißdorn-Berg, und dem Regnault von Montaulban liegt in dem Roman von den vier Haimonskindern der Rainaldus de Alba Spina des Turpin zu Grunde. Wenn wir bedenken, daß die Sage Siegfrieds des Drachentöters mit dem Märchen vom Dornröschen

* Gebr. Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 56. ** Dieselben, Erläuterungsband (Berlin 1822) S. 410. *** Bojardos „Verliebter Roland." Übersetzung und Glossar von Regis (Berlin 1840) S. 429.

unmittelbar zusammenhängt, so erscheint es als ein weiterer Verfolgung wertes Zusammentreffen, daß der italienische Drachentöter Rainald im Dornenschlosse zu Hause ist, und daß er das Wunderroß Bajard gezähmt hat, welches die vier Haimonskinder trug, Menschenblick und Sprache wie Siegfrieds Grane verstand, Feuer-Atem besaß und Sätze von dreißig Fuß Länge machte. Das rotbraune Pferd Rinalds (denn dies ist der Sinn des Namens Bajard) entspricht dem schwarzen Rappen (Black) der nordischen Lieder und dem Grauen Sigurds, so daß es vielleicht aus der Zusammenfassung dieser Sagen herzuleiten ist, wenn das russische Sprungpferd (siehe S. 118) Rotbraun und Grau zugleich genannt wird. Und wenn Sigurd in dem nordischen Liede von Black (S. 144) sagt, er bedauere, sein totes Wunderroß nicht von Priestern einsegnen lassen zu dürfen, so darf man dem die rührende Schilderung in den vier Haimonskindern vergleichen, wie Karl der Große Rinalds Pferd ertränken läßt, und dessen letzter Blick auf seinem Herrn ruht, wie mit dem Pferde zugleich sein Glück und Stern untergeht. Aber der merkwürdigste Zug in der Sage vom Drachentöter Rainald ist, daß die befreiete Prinzessin aus ihrem Turm strahlend wie die Sonne hervortritt (S. 153 ff.). Dies leitet uns zu der im nächsten Kapitel zu behandelnden Frage, welches Naturbild hinter dem Mythus vom Drachenkampf in Wirklichkeit zu suchen sei.

15. Othar und Syrith.

Saxo Grammaticus, der „Vater der dänischen Geschichtsschreibung," hat uns im Rahmen seiner bis zum Jahre 1185 reichenden sogenannten dänischen Geschichte* folgende für unsere Untersuchungen höchst wichtige Mythe bewahrt. Sigwald, der Sohn König Ingwins, hatte eine Tochter Namens Syrith, die so keusch war, daß sich aus dem Haufen ihrer Bewerber keiner rühmen konnte, jemals einen Blick der strengen Schönheit auf sich gelenkt zu haben, so daß sie der Vater ausdrücklich dem versprach, welchem dies gelänge. Während aber die Bewerber und unter ihnen namentlich Othar, der Sohn Ebbos, sich vergeblich bemüheten, diese Gunst zu erlangen, führte ein Riese die Braut mit Gewalt von dannen. Er hatte eine ihrer Dienerinnen bestochen, sie unter einem Vor-

* Gesta Danorum. Edit. Müller et Velschow (Havniae 1839) I. S. 330—334.

geben aus dem Hause zu locken, oder kam selbst in Gestalt eines alten Weibes und brachte sie in eine unzugängliche Gebirgsgegend für sich in Sicherheit. Aber sobald Othar den Raub erfahren hatte, suchte er sie überall im Innern des Gebirges, bis er sie schließlich fand, den Riesen tötete und die Jungfrau befreiete. Der Riese jedoch hatte dieselbe bezaubert, oder vielmehr ihr Haar so verwirrt, daß ohne Schere keine Lücke zu schaffen war, und daß Othar nun erst recht keinen Blick von ihr erhalten konnte, weil das Haar wie ein dichter Schleier ihr Antlitz bedeckte. Er mußte sie deshalb ihrem Schicksale überlassen, und nunmehr geriet sie, in den Krümmungen der Gebirgsthäler umherirrend, in die Gewalt eines scheußlichen Waldweibes, deren Ziegen sie hüten mußte. Nochmals findet der treue Othar sie in der Wildnis auf und bittet sie, ihm ihre strahlenden Augen zuzuwenden. Wir finden hier, daß Saxo, wie an so vielen Stellen seiner „Geschichte,“ nach alten Liedern gearbeitet hat; denn er giebt Othars Anrede in lateinischen Versen, deren Schluß nach Ettmüllers Übersetzung* wie folgt lautet:

Eifrigst Du mit Ernst Erstrebte,
Mit treuester Treue,
Hebe die starren, strengen Blicke
Nach oben einmal;
Leis erhebend die lichten Augen,
Dein in Scham so schönes Antlitz
Zeige mit Züchten.

Führe Dich zu Vaters Halle
Von hier zur Heimat;
Froh Dich soll die fromme Mutter
Am Herzen hegen,
Wenn Du einmal nur der Augen
Blick, bewegt durch meine Bitten,
Hebst in die Höhe.

Die aus düsterer Thursen Höhle
Ich vielmals führte,
Des Verdienstes Du gedenke,
Vergilt die Gänge;
Wohl erwägend all mein Werben,
Wohl bemessend mein Bemühen,
Steure der Strenge.

Obwohl sie ihn schätzt, kann sie sich nicht entschließen, ihn anzuschauen, so daß er ärgerlich sein Schiff besteigt und davon segelt. Syrith aber, nach alter Gewohnheit die Klippen durchirrend, kommt nunmehr zufällig nach dem Hause Ebbos, des Vaters von Othar, und nannte sich, dies nicht ahnend und ihrer dürftigen Kleidung sich schämend, die Tochter armer Leute. Aber Othars Mutter, die sie genauer beobachtete, ließ sich nicht täuschen und merkte bald, daß die abgezehrt erscheinende und dürftig gekleidete Jungfrau edlem Stamme entsprossen sein müsse und wies ihr demnach den Ehrensitz in der Halle an. Als Othar heimgekehrt war, erkannte er sie wohl und fragte, warum sie das Antlitz immer verhüllt trage, und um ihre Gesinnung durch ein drastisches Mittel zu erforschen, gab er vor, daß er sich mit einer Magd des Hauses vermählen wolle, und bat die Syrith, mit der Fackel zum Braut-

* Altnordischer Sagenschatz (Leipzig 1870) S. 251—253.

gemach voranzuleuchten. Als die Fackel nun fast herabgebrannt war und das immer näher kommende Feuer ihre Hand zu verbrennen drohte, sie aber so große Standhaftigkeit zeigte, daß sie die Hand unbeweglich hielt, ohne anscheinend die Glut zu empfinden, und als ihr Othar zurief, für ihre Hand Sorge zu tragen, wandte sie ihre sanften Blicke schamhaft auf ihn. Sofort ließ er die vorgespiegelte Vermählung fallen und bat Syrith, die Stelle der Braut einnehmen zu wollen. Als später Sigwald den ergriffenen Othar hängen lassen wollte, weil er seiner Tochter Gewalt angethan hätte, erzählte Syrith sofort alle Umstände ihrer Entführung und erwarb ihm nicht nur die Gunst des Königs aufs neue, sondern bewog ihren Vater sogar, sich mit Othars Schwester zu vermählen.

Diese Sage leitet sich sehr durchsichtig aus der nordischen Götterlehre her; denn wir können uns aus mehr als einer Eddastelle überzeugen, daß hinter Othar und Syrith niemand sonst steckt als Odhr und Freyja, die ja oft genug Syr genannt wird. Im Hyndla-Lied der Edda leugnet sie zwar der Hyndla gegenüber, daß ihr Begleiter Ottar ihr Mann sei, d. h. jener Odhr, um den sie goldene Thränen weinte, als er fort war; allein wir dürfen hier dem hämischen Riesenweibe mehr trauen, das den Ottar natürlich haßte, weil er die Freyja wieder aus Riesengewalt zurückgeführt hatte und daher schilt:

Hyndla: Verschmitzt bist Du, Freyja, daß Du mich versuchst
Und also die Augen wendest zu uns.
Hast Du den Mann doch dahin zum Gefährten,
Ottar den jungen, Innsteins Sohn.

— — — — — — — — — —

So reiche das Ael Ottar, Deinem Liebling;
Der Met vergeb' ihn, der giftgemischte.

Freyja: Wenig verfangen soll Dein Fluch,
Obgleich Du, Riesenbrut, ihm Böses sinnst.
Schlürfen soll er segnenden Trank:
Ottar, Dir erfleh' ich aller Götter Hilfe.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß genannter Othar, Odhr oder Ottar ganz dieselbe Person ist, welche im Fiölswinnsmal der Edda zu dem von der Waberlohe umleuchteten Berge kommt, auf welchem hinter Zaubergittern und einer hohen Mauer Menglada, d. h. die halsbandfrohe Göttin Freyja, sitzt und ihres Erlösers harrt. Die Waberlohe dieses Liedes, die gebrannte Mauer, das Donnerschall-Gitter, der Wächter und seine grimmen Hunde, welche den Wall bewachen, sind uns bekannte Dinge; der Zweig Hävatein, der hinter neun schweren Schlössern liegt und dem Swipdagr vor dem Flammenkreis anscheinend nötig ist, um die Glut zu teilen, sind zu ahnen; aber der Schluß ist ganz wie im Dornröschen und in einem nordischen Sigurd-Liede, wovon die Völsunga-Saga (Kap. 27)

Bruchstücke mitteilt: die Dornen öffnen sich von selbst, oder die Waberlohe erlischt, sobald der Rechte sich naht. In dem Bruchstücke heißt es:

Das Feuer erbrauste,
Die Erde erbebte,
Hoch flammte lodernd
Die Lohe zum Himmel.
Wenige wagten da
Von des Fürsten Helden
Durchs Feuer zu reiten,
Noch darüber zu springen.

Mit dem Schwerte spornte
Sigurd den Grane,
Das Feuer verlosch
Vor dem Fürsten,
Die Lohe all' legte sich
Vor dem Ruhmbegierigen,
Es blinkte das Reitzeug,
Das (einst) Regin besaß.*

In diesem Liede war Sigurd allerdings zum zweitenmal, diesmal in der Gestalt Gunnars durch die Lohe geritten, und man könnte das freiwillige Legen der Lohe darauf beziehen, daß derjenige wiederkam, der schon einmal den Feuerring bezwungen hatte. Als er das erste Mal zu dem brennenden Berge im Frankenlande kam, fand er, heißt es in der Einleitung des Sigurdrifa-Liedes der Edda, inmitten der Schildburg einen Mann, der dort in voller Rüstung schlief. Dem zog er den Helm ab, und nun sah er, daß es ein Weib war. Die Völsunga-Saga hat noch die Abweichung, daß sich Sigurd und Brynhild bei ihrer zweiten Begegnung (im Turme siehe S. 135) vermählen, und daß dieser Verbindung eine Tochter, die Aslaug, entspringt, welche Heimir, der Pfleger Brynhilds, zur Erziehung erhält, weil sie selbst nun Gunnar folgen muß, der (scheinbar) zum zweitenmal den Feuerring durchbrochen hatte. Aslaug wird später die Frau des Ragnar, den wir schon als Doppelgänger Sigurds kennen, und scheint nur erfunden, um die Völsunga- und Ragnars-Saga noch enger zu verknüpfen. Aber dieses freiwillige Verlöschen des Feuers und Öffnen aller Hindernisse findet sich nun auch im Fiölswinnsmal der Edda (also der Göttersage angehörig), sobald sich Swipdagr, der Verfrüher der Tage, der sich so lange Windkaldr (der Windkalte) genannt, als der langersehnte Frühlingsgott entpuppt. Hatte doch der kluge Wächter ihm selbst anvertraut, daß er die Jungfrau freigeben müsse, wenn der Rechte komme; denn:

Kein Mann mag in Mengladas
Sanften Armen schlafen;

Swipdagr allein. Die Sonnenglänzende
Ist ihm verlobt seit langem.

Othar, Swipdagr, Siegfried und Jung-Swendal des dänischen Liedes, der über das Meer reitet und mit seinem Rosse über die Mauern des Schlosses setzt, in welchem die schlafende Braut seiner harrt, sind also

* Völsunga- und Ragnars-Saga, übersetzt durch F. von der Hagen und A. Edzardi (Stuttgart 1880) S. 130.

nur verschiedene Namen derselben Person, und nachdem nun Swipdagr sich entschuldigt hat, daß er so lange auf den windkalten Wegen gesäumt, wofür man aber Urdas Willen, die manchmal unbegreiflich schalte, verantwortlich machen müsse, folgt das schöne Zwiegespräch zwischen Menglada und Swipdagr:

Menglada: Willkommen seist Du, mein Wunsch erfüllt sich,
Den Gruß begleite der Kuß.
Unversehenes Schauen beseligt doppelt,
Wo rechte Liebe verlangt.

Lange saß ich auf Liebenberg,
Nach Dir schauend Tag und Nacht;
Nun geschieht, was ich hoffte, da Du heimgekehrt bist,
Süßer Freund, zu meinem Saal.

Swipdagr: Sehnlich Verlangen hatt' ich nach Deiner Liebe
Und Du nach meiner Minne.
Nun ist's gewiß, wir beide werden
Miteinander ewig leben.

In diesem gänzlich der Dornröschen-Dichtung angenäherten Eddaliede dämmert wieder die Täuschung auf, als müßten wir in Swipdagr den Sonnengott erkennen, der nach langer Winterabwesenheit heimkehrt und die Natur wachküßt; aber ich habe schon in „Tuiskoland" (S. 543) gezeigt, daß wir statt des Sonnengottes, der im Norden nicht vorhanden war, den Sommergott setzen müssen. Noch mehr im Dunkeln tappte man über die in der Waberlohe gefangene Brynhild-Freyja; aber ihre alten Namen Syr und Syrith lassen uns nicht länger daran zweifeln, daß vielmehr umgekehrt Dornröschen die Sonne ist, welche Thor, der Sommergott, im Frühjahr aus der Macht des Winterbaumeisters befreit. Die Sonnengöttin ist die turmgefangene, drachenbewachte Jungfrau, wie sich aus den bald zu besprechenden Nebenformen der Othar-Syrithsage ganz zweifellos ergeben wird. Schon Bergmann* übersetzte Syrith mit Sonnenfeuer, und wir dürfen auch aus der (mit Bezug auf ihren Sonneneber?) versuchten ehrenrührigen Umtaufe ihres Namens (Syr = Sau) entnehmen, daß Syr dasselbe Wort ist, wie der altgermanisch-indische Name der Sonnengöttin Suaria, Surya, wovon sich griechisch Seirios, gotisch Sauil, litauisch Saule, englisch Sulis, altnordisch und römisch Sol herleiten. Bergmann verglich auch den Namen Syritha mit demjenigen der von Ktesias erwähnten Königin Sparethra (von svar, Sonne, und aithra, nordisch aitar, Feuer), und wir würden demnach

* F. G. Bergmann, Les Scythes, les ancêtres des peuples germaniques et slaves (Halle 1860) p. 24.

in Syritha nichts anderes als einen uralten Namen der Sonnengöttin haben, der niemand ins Auge schauen kann.

Nun fällt es uns wie Schuppen von den Augen: wir erkennen, warum in den eben angeführten Stellen Menglada und in dem italienischen Märchen die Drachen-Jungfrau als die Sonnenglänzenden geschildert werden; weshalb in den südslavischen Tierbrüder-Märchen (S. 153) die zu erlösende Jungfrau immer goldene Haare hat; warum das italienische Dornröschen-Märchen Sole, Luna e Talia betitelt ist und in der französischen Fassung bei Perrault zwei Kinder besitzt, die Morgenröte und Tag heißen; warum in dem scholastischen Roman des Honorius (S. 101) die Braut Christi dem Bräutigam im Gemach der Sonne vermählt wird; warum in der Edda vom Baumeister Freyja nebst Sonne und Mond verlangt werden: weil nämlich der Verfasser der jüngeren Edda wohl noch wußte, daß der Baumeister sowohl Freyja als die Sonne verlangt und bekommen hatte, aber nicht mehr, daß Sonnengöttin und Freyja ursprünglich eins waren. Wir gehen nun ruhig unseres Weges weiter, um in der großen Zahl der Abkömmlinge der Syritha-Sage ihr Alter und die Bestätigung unserer Deutung zu finden. Dem Saxo Grammaticus muß sie sehr merkwürdig erschienen sein; denn er bringt sie nochmals in einer anderen, der Ragnars-Saga nahestehenden Form vor.

Der König der Gauten, Sigward, hatte eine Tochter Alfhild, die von der Wiege an so schamhaft war, daß sie ihr Antlitz stets verschleiert trug, auf daß nicht ihre Schönheit die Begierde der Männer errege. Ihr Vater hielt sie in sehr enger Haft und übergab ihr eine Natter und eine Schlange zur Erziehung, um die Keuschheit der Tochter durch die Bewachung der heranwachsenden Tiere zu beschützen. Und wahrlich nicht leicht war ein Zimmer zu betreten, welches ein solcher Riegel verschloß. Auch ließ er zur Abschreckung verkünden, daß, wenn einer den Zugang vergeblich gesucht haben würde, er sofort sein Haupt verlieren und dies auf einen Pfahl gesteckt werden solle. Alf, Siggars Sohn, beschloß, dennoch die Jungfrau zu erringen, hüllte sich in ein blutiges Fell (statt der Hornhaut) und erlegte die Würme. Aber die Mutter reizte die Jungfrau gegen den tapfern Dänenprinzen auf, warf ihr vor, ihre Scham und Sprödigkeit sei nur Schein gewesen, so daß sie sich mit einer Schar von Gefährtinnen in Männerkleider warf und zur See entfloh. Alf folgte ihr und erreichte sie nach manchen Fährlichkeiten auf dem nordischen Eise, wo er bald wie Siegfried erkannte, daß in der Rüstung und unter dem schweren Helm ein Weib steckte, die, wie sein Gefährte Borkar ihm zurief, nicht mit dem Schwerte, sondern mit einem Kusse zu erobern sei.*

Dem Verfasser der Ragnars-Saga (s. oben S. 131), die nur eine Wiederholung der eben erzählten ist, scheint eingefallen zu sein, daß der Drachenkampf um Thora doch nur den ersten Akt der Syrithsage wieder-

* Saxo hist. danic. p. 335. — Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz S. 254—256.

gebe, und daß von der Gefangenschaft der Syrith bei der alten Hexe, die sie zur Ziegenhirtin gemacht hatte, weiter fabuliert werden müßte. Dieser zweite Teil wird demnach von einer zweiten Frau des Ragnar erzählt, die, um diese Sage noch näher mit der Völsunga-Saga zu verknüpfen (vergl. S. 135), zu einer Tochter von Sigurd und Brynhild gemacht wird. Nach dem Schlußkapitel der Völsunga-Saga nahm Heimir in Hlymdal, sobald er von dem Tode des Sigurd und der Brynhild Kunde erhielt, sein Pflegekind, die Aslaug, aus Furcht, daß man nach dem damals drei Winter alten Mädchen suchen würde, versteckte es in seinen Harfenkasten und zog damit nach Norwegen, wo er zu Spangareid bei einem Bauernpaar Ake und Grima einkehrte, die ihn erschlugen, weil das Bauernweib köstliche Stoffe aus dem Harfenkasten hervorlugen sah. Da die Entführung des in die Gewalt des Drachen gelangten Mädchens in einem Harfenkasten nochmals in der Herraudh- und Bosi-Saga wiederkehrt, so entsteht die Vermutung, daß wir es hier mit einem uralten Sagenzuge zu thun haben, zumal ja Heimir, wie wir oben sahen (S. 120), dem Drachen Tugarin der russischen Sage entspricht. Da wir nunmehr aber wissen, daß die von dem Drachen Tugarin oder Heimir begehrte oder gefangen gehaltene Jungfrau die Sonne bedeutet, so ergiebt sich auch eine wahrscheinliche Erklärung des ersteren Namens. Derselbe erinnert lebhaft an tungls tjugari der Edda, den Räuber und Verschlinger von Sonne und Mond, und es ist möglich, daß sich dieser Verschlinger (Tjugari) in den von den Veden häufig erwähnten Dämon Tugra fortsetzt, der seinen eigenen Sohn (den Mondgott?) in die Tiefe reißen wollte, woraus ihn die Açvinen retteten. Wir müssen uns aber erinnern, daß der Drachenmann auch im russischen Märchen (vergl. S. 128) im Besitz der selbstspielenden Harfe ist, und da überdem in der Herraudhsage derjenige, welcher die Schwester Godhmunds in einer Harfe entführt, der Zauberer Smidh ist, so entsteht die Vermutung, der Baumeister Smidhr habe in der Ursage die ihm versprochene und nachher verweigerte Syr-Freyja vielleicht in der selbstspielenden Harfe entführt, die dann der Prinz samt der Königstochter aus seinem Zauberschlosse zurückführte. Auch in der Völsunga-Saga läßt Heimir die Harfe erklingen, um das Weinen des eingeschlossenen Mädchens zu übertönen, und von jenem Doppelgänger des adlergestalteten Winterriesen, der die Idun raubte, Egdir (dem Adler vergl. S. 148), heißt es zum Zeichen der herannahenden Götterdämmerung in der Völuspa:

Da saß am Hügel und schlug die Harfe
Der Riesin Hüter, der lust'ge Egdir.

„Doch wohl die Harfe des brausenden Sturms?“ fragt Uhland (Germania III. S. 345), und noch heute baut man ja selbstspielende Wind- oder Äolsharfen. War dieser „Hüter der Riesin“ beim Herannahen der Götterdämmerung vielleicht darum so lustiger Dinge, weil nun Aussicht war, die ihm früher entrissene Idun-Freyja wieder zurückzuerhalten? Bemerkenswert ist auch die Verbindung des Riesen mit der häufig in diesen Entführungssagen erwähnten Riesin, in deren besondere Obhut die Jungfrau gestellt wird (S. 157). Ja, man möchte weiter fragen, ob nicht hinter dem Bauer Ake und seinem Weibe Grima, in deren Besitz, wie eben erwähnt, die schöne Aslaug gelangt war, eben dieser Riese Egdir und sein unholdes Weib stecke?

Aslaug stellt sich, als ob sie noch nicht sprechen könne, und damit niemand erkenne, welch adeliges Kind in die Hütte der Unholden gekommen ist, schert Grima ihr die goldenen Haare ab, deckt ein Pechpflaster darüber und setzt ihr einen großen Hut auf. Sie wird jetzt Kraka genannt und muß das Vieh hüten. Da sie sich nun aber stumm stellte und den Anschein erweckte, daß sie die Pflegeeltern gar nicht verraten könnte, ließ man das Haar wieder wachsen, und sie wurde „die schönste unter allen Frauen, und ihr Haar war so lang, daß es rings um sie die Erde berührte, und so schön wie die schönste Seide.“ Das Sonnenkind wächst heran. Als nun Ragnars Frau, Thora, die er einst aus der Umringelung der mächtigen Schlange erlöst hatte, gestorben war, und er sich auf Heerfahrt begeben, um seines Kummers zu vergessen, schickte er eines Tages seine Männer ans Land, um Brot zu backen. Das geschah aber in der Nähe des Hauses der Grima, die ihnen Kraka zum Kneten des Teiges hergeben mußte, da sie selbst nicht mehr die Finger bewegen konnte. Sie fragten die Alte, wie sie zu einem so schönen Kinde käme, da sie doch selbst das größte Scheusal auf der Welt wäre; aber sie antwortete nur, man könne ihr freilich jetzt nicht mehr ansehen, wie schön sie in ihrer Jugend gewesen sei. Aber die Schiffsleute, die das Brot backen sollten, konnten ihre Blicke nicht von dem schönen Mädchen abwenden und verbrannten darüber das Brot. Von Ragnar deshalb getadelt, gaben sie dem Umstande schuld, daß ihnen ein Mädchen beim Backen geholfen, so schön, daß sie den Blick nicht von ihm wenden konnten, ja so schön, wie Thora selbst gewesen. Ragnar bedrohete sie, wenn sie nicht die Wahrheit gesprochen; sie möchten das Mädchen nochmals beschauen, und wenn es wirklich so schön wäre wie Thora, es einladen, zu ihm zu kommen, aber weder nackt noch bekleidet, weder allein noch in Begleitung eines Menschen. Sie hüllt sich nun ganz in ihr goldenes Haar, streift ein Fischnetz darüber, um es festzuhalten, und geht, bloß von ihrem Hunde begleitet, zum Könige, indem sie spricht:

Dein Gebot und Auftrag
Wag' ich nicht zu brechen,
Da Du, Ragnar, zu Dir
Her mich kommen hießest.

Sieh', es folgt kein Mensch mir,
Bloß ist meine Haut nicht,
Gut bin ich begleitet,
Komme doch alleine.*

---

* Völsunga- und Ragnars-Saga, deutsch herausgegeben von A. Edzardi (Stuttgart 1880) S. 250.

Das sonderbare Verlangen Ragnars bezüglich ihres Kommens bezog sich offenbar auf einen von Saxo vergessenen, aber in verwandten Märchen („Allerleirauh-Typus“) erhaltenen Zug, daß er ihren Scharfsinn auf die Probe stellen sollte, weil er nämlich der Thora versprochen, er solle nur die Jungfrau heiraten, der ihr Hemde passe und die ebenso klug und schön, wie sie selbst sei, wie das im faröischen Ragnarliede angedeutet wird. Ragnar ließ nun das geschmückte Hemd der Thora holen; aber Kraka (die Krähe) erwiderte, er möge erst seine Seefahrt vollenden und wenn er dann bei seiner Rückkunft noch desselben Sinnes sei, wieder nach ihr senden. Bezüglich des dargebotenen Schmuckstücks aber sagte sie:

Darf dies Hemd nicht nehmen,
Reich geziert mit Silber —
Thora Hhort besaß es —
Mir ziemt schlechte Kleidung.

Davon heiß' ich Kraka,
In kohlschwarzen Kleidern,
Das Geröll durchschreitend,
Am Strand ich Ziegen hüte.

Ragnar kam, holte sie ab, machte Hochzeit mit ihr, kam aber nicht ihrem Wunsche nach, sie drei Tage unberührt zu lassen, obwohl sie ihm vorhersagte, es würde üble Folgen haben. Und wirklich war der älteste Sohn, den sie ihm schenkte, obwohl sonst schön von Gestalt, völlig knochenlos, wie Erichthonios, der Sohn des unenthaltsamen Hephäst. Und wie dieser den Wagen erfand, um immer fahren zu können, so ward Ivar, Ragnars Sohn, auf dem Schilde in die Schlacht getragen, wo er die Wunderkuh Sibilja des Königs Eystein tötete, welche mit ihrem Gebrüll die Feinde verwirrte, vergleichbar jener beinahe gleichnamigen Wunderkuh Sabala im indischen Ramayana, deren Brüllen Armeen hervorrief.* Sie gebar ihm noch mehrere Kinder, darunter einen Sohn, durch welchen sie dem zweifelnden Ragnar bewies, daß sie eine Tochter Sigurds des Drachentöters sei; denn sie sagte, daß dieser Sohn eine Schlange im Auge haben würde, und danach ward er mit Wasser begossen und Sigurd Schlangimaug genannt.

Die Syrithsage wurde von Saxo gegen Ende des 12. Jahrhunderts, die Ragnarsage und Ragnarlieder im 13. Jahrhundert nach älteren Liedern aufgezeichnet, und noch leben beide in Hunderten von Märchen und Liedern, die erst in unserem Jahrhundert aus dem Volksmunde in Schweden, Dänemark, Deutschland, Bulgarien, Serbien und anderen Ländern aufgezeichnet worden sind, so daß sie zu den verbreitetsten Sagen gerechnet werden müssen, die man kennt. Sie liefern Aufschlüsse von der höchsten Wichtigkeit für das Verständnis der Sonnensage, weshalb wir eben genauer bei ihnen verweilen müssen. Am ähnlichsten ist das Lied von der

---

* Ramayana I. 54—56 bei Gubernatis a. a. O. S. 56.

„Königlichen Hirtin“ in den 1695 veröffentlichten dänischen Kämpfer-Liedern (Kämpe-Viser). Dasselbe scheint eine sogar noch ältere Auffassung als die Ragnar-Sage zu enthalten; denn hier wird Regnfred (Ragnar) förmlich ausgesandt, die entführte Tochter Sigurds aufzusuchen. Das Lied hebt an:

Das schallt umher so weite, weit über all die Land':
König Sigurd hat seine Tochter verloren, die ward ihm heimlich entwandt.
Das war Sigurd, der König, der bedeckte sein Haupt mit dem Kleid,
So ging er in den hohen Saal vor Ritter und Mannen ein.
Sie warfen die Würfel auf den Tisch, die Würfel rollten so weite,
Sie fielen Regnfred zu, dem Königssohn, der sollte nach der Jungfrau ausreiten.
Er suchte nach ihr einen Winter lang, er suchte nach ihr fünf Jahr':
Doch nimmer in all dieser Zeit die Jungfrau zu finden war.
Das war Regnfred, des Königs Sohn, der im grünen Wald thät reiten,
Da begegnet ihm ein kleiner Bub' wohl um die Morgenzeiten.
„O hör' Du das, mein kleiner Bub', was ich nun sage zu Dir:
Die schönste Jungfrau, die Du weißt, die sollst Du zeigen mir.“
„Hört Ihr, schöner, junger Gesell, erzürnt nicht Euern Mut:
Die schönste Jungfrau, die ich weiß, hat Tabors Ziegen in Hut.
Ihr Kleid, das ist von Ziegenfell, ihre Kappe von grauer Woll',
Ihr Haar, das zwischen den Brüsten liegt, glänzt wie gesponnen' Gold.“

Regnfred findet sie dann auch, muß aber Gewalt anwenden, um sie zum Geständnis zu bringen, daß sie Svanelild, Sigurds Tochter, sei und nicht Kragelild heißt, wie der alte Mann rief, der hinter ihnen herläuft, und dem sie die Ziegen hüten mußte.* Hier, sehen wir, sind die Namen fast unverändert, statt Kraka steht Kragelild, statt Ragnar Regnfred, der sie als Braut durch sein Suchen gewinnt, wie Othar die ebenso spröde Syrith beim Ziegenhüten. Nur Aslauga ist in Schwanhild, den Namen der Tochter Sigurds und Brunhilds, verwandelt. Noch in einem zweiten Liede berichten die Kämpe-Viser dieselbe Sage,** und ein verwirrtes Lied von den Faröer-Inseln schildert die Hochzeit von Schwanhild, „Sigurds Schwester,“ der „Sonnenglänzenden,“ mit dem Helden Ismal, der vorher die Würme erschlagen hatte.*** Auch Friedlef bekämpft den Drachen, um die Frohgerd zu gewinnen, wobei er sich wie Alf, in der erst erwähnten Nebenform der Syrith-Sage (S. 161), eine blutige Tierhaut umhängt.†

Unter den deutschen Märchen, welche die Gebrüder Grimm gesammelt haben, gehört hierher zunächst „Die Gänsemagd“ (Nr. 89), eine durch ihre Kammerjungfrau verdrängte Prinzessin, welche nur ihrem sprechenden

---

* W. Grimm, Altdänische Heldenlieder (Heidelberg 1811) S. 35. ** Ebendas. S. 498. *** Raßmann, Deutsche Heldensage² I. 327. † Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz S. 199.

Pferde ihr Leid klagen darf, bis sie an den goldenen Haaren erkannt wird. Die Art, wie Aslaug zu Ragnar im Fischnetze kommt, kehrt wieder im hessischen Märchen von der „klugen Bauerntochter“ (Nr. 94); endlich gehört hierher der „Liebste Roland“ (Nr. 56), und die ganze Schar der Griseldis-Märchen knüpft sich an die Scene, wie Othar sich anschickt, eine andere Frau zu nehmen, um Syriths Liebe zu erproben, und wie Ragnar droht, die Aslaug zu verstoßen, weil sie ihre Abkunft von Sigurd verheimlicht hat. Hierher gehört auch die Sage von Berta, Pipins verlobter Gemahlin, die durch ihre Dienerin verdrängt wird und nun spinnend und webend in der Mühle sitzt. Doch auf diese Gruppe wird später zurückzukommen sein. Höchst merkwürdig aber ist das Fortleben der Syrithsage in slavischen Liedern und Märchen, unter denen das zuerst 1859 von G. S. Rakovski mitgeteilte bulgarische Lied von der Heirat des Sonnenprinzen mit der schönen Grozdanka von der höchsten Wichtigkeit für das Verständnis dieses Mythenkreises ist. Ich gebe es daher mit geringen Kürzungen und Änderungen in deutscher Übersetzung nach Gr. Krek* mit dem Bemerken, daß im Original statt Sonnenprinz einfach Slunce (Sonne) steht, und der Name des Mädchens Grozdanka lautet.

Slavka hat ein Töchterlein geboren,
Ein gar schönes, frisches, duft'ges Mägdlein;
Slavka jubelt und dann überlegt sie,
Wie sie nur das Kindchen nennen möchte.
Und da nennt sie es die Fürchterliche,
Daß ihr Achtung schon der Name schaffe.
Aufwuchs nun die liebe Fürchterliche,
Und sie ward ein stattlich schmuckes Mägdlein,
Wie sie selbst in seinem ganzen Leben
Nie zuvor der Sonnengott gesehen.
Als da einst die liebe Fürchterliche
In den Garten trat am frühen Morgen,
Da erschaute sie der Prinz der Sonne!
Und drei Tag', drei Nächte zittert, bebt er,
Zittert, bebt und leuchtet immerwährend;
Aber heimzugehn vermag er nicht mehr.
Seine liebe Mutter kocht indessen,
Kocht gar schön und richtet Trank und Speise,
Ihn zu laben, wenn er heimkehrt, schaut auch
Viel sich um nach ihrem Sonnenprinzen;
Wo er weilet, kann sie nicht begreifen.
Endlich kommt der Sonnenprinz nach Hause,
Wo die Mutter lang' ihn schon erwartet
Und ihn, kaum zurückgekehrt, befragte:
„Ei, Du Muttersöhnchen, Sonnenprinzchen,
Wo hast Du Dich denn nur aufgehalten?
Kalt geworden ist darob Dein Essen,
Eine gelte Kuh und neun Laib Brote.“
Spricht der Sonnenprinz darauf zur Mutter:
„Wenn Du wüßtest, meine liebe Mutter,
Was für holde Maid ich wahrgenommen
Unten auf der grünen, schönen Erde!
Wenn ich dieses Mädchen nicht bekomme,
Will ich nimmermehr die Welt erleuchten.
Geh' drum, Mutter, geh' und spute hübsch Dich,
Geh' Du selbst zu Gott, wie ich Dich bitte,
Daß Du ihn sogleich darum befragest,
Ob ich dieses Mädchen nehmen dürfe,
Ob ich's lebend darf zu mir erheben,
Ihm mich zu verloben dann für immer?“

* A. a. O. S. 848—851.

Und die Mutter ging auch gleich und fragte:
„Lieber Gott, Du Herr ob alles Lebens,
Sieh, der Sonnenprinz der klagt und
jammert,
Weil ein Mädchen er erblickt' auf Erden.
Ist es möglich nun, Du Herr und Höchster,
Daß er lebend sie zu sich erhebe?"
Da erwiderte der Herr in Gnaden:
„Alte Mutter unsres Sonnenprinzen,
Möglich ist's; denn möglich ist mir alles.
Eine goldne Wiege laß ich nieder
In den Hof der jungen Fürchterlichen,
Just am Tag des lieben heil'gen Georg,
Daß sie selbsten dann hinein sich lege
Und sich in ihr wiege sanft und zierlich.
Gleich dann ziehen wir die Wiege aufwärts
Und mit ihr das wunderschöne Mägdlein."
Und wie er es angab, so geschah es.
Just am Tag des lieben, heil'gen Georg
Ließen sie hinab die goldne Wiege
Auf den Hof der jungen Fürchterlichen.
Da nun kamen gleich wohl groß und klein,
Daß sie lustig sich darinnen wiegten.
Endlich kam dann auch die Fürchterliche,
Und die Mutter selber wiegt sie drinnen.
Aber kaum, daß sie hübsch eingesessen,
Senkten dunkle Nebel sich hernieder,
Die die goldne Wiege aufwärts trugen.
Aber wie sie aufstieg nun die Wiege,
Ei, wie weinte da des Mägdleins Mutter,
Ei, wie weinte sie und rief im Schmerze:
„Mutterkindchen, liebe Fürchterliche,
Sieh', neun Jahr' hab' ich Dich selbst ge-
nähret,
Also mögst Du auch neun volle Jahre*
Schweigen und kein Sterbenswörtchen
reden...."
Und sie schwieg auch wirklich, sprach kein
Wörtchen
Durch neun Jahre weder zu dem Schwager,
Noch auch je zu ihrer Schwiegermutter
Und zum Liebsten, ihrem Sonnenprinzen.
Dieser wollte fast vor Leid vergehen,
Daß sie stumm sei, seine Fürchterliche.
Endlich schaut er doch nach einer andern,
Konnt' er ja doch nicht die Stumme freien!
Bittet als Brautjungfer sich die Fürchter-
liche.
Als sie dann die neue Hochzeit rüsten,
Mußte sie die neue Braut umhüllen,
Eine hellbrennende Kerze halten,
Und sie zündet damit an den Schleier.
Da erzürnt' die Braut und sprach, sie
tadelnd:
„Ei, Du Fürchterliche, Du Gefährtin,
Bist Du blind denn, so stockblind geworden,
Daß Du meinen Schleier setzt in Flam-
men?"
Aber lächelnd gab die Fürchterliche
Gleich darauf der Braut dann diese Ant-
wort:
„Ich hab' Deinen Schleier nicht gezündet,
Auch bin ich nicht stumm, nicht stumm
geboren,
Noch auch bin ich blind, stockblind geworden,
Nur hat mir die Mutter anbefohlen,
Weil sie mich neun Jahre hat genähret,
Also sollt' ich auch neun Jahre schweigen,
Nicht zum Schwager, nicht zur Schwieger-
mutter,
Noch zum Liebsten nur ein Wörtchen
sprechen.
Aber heut' sind grad' neun Jahr' vorüber,
Und ich darf zum ersten Male reden."
Als der Sonnenprinz dies kaum ver-
nommen,
Ebenso die alte Sonnenmutter,
Sandten sie die neue Braut nach Hause,
Und die Fürchterliche selben Tages
Ward vermählet mit dem Sonnenprinzen.

In dieser Fassung verdankt die Syrith-Mythe ihre Erhaltung der Einhüllung und Verknüpfung mit christlichen Vorstellungen und Festen. Zum genaueren Verständnis müssen wir indessen einige Erläuterungen hinzufügen, besonders die Einmischung des heiligen Georg anbetreffend.

* Im Original heißt es Monate.

Die Neugriechen, erzählt Theodor Bent,* feiern am St. Georgentag ein seltsames Fest zu Ehren der Sonnenbraut, die an diesem Tage zum Himmel emporgestiegen sei, und man entzündet ihr zu Ehren Festfeuer auf den Gipfeln der Berge. Ein Hauptvergnügen an diesem Feste bildet aber das Schaukeln in allen slavischen Ländern. „Aus kleineren Städten,“ erzählt Georg Rosen aus Bulgarien, „sieht man im Frühling täglich Scharen junger Frauen und Mädchen mit Seilen vors Thor ziehen, um dieselben als Schaukeln an den Bäumen zu befestigen. An den großen Frühlingsfesten Ostern und Sankt Georgen ist die Schaukelstelle diejenige der eigentlichen Festversammlung (des Sbor).“** In den slavischen Ostseeländern, bei Litauern, Preußen, Letten und Esthen, nannte man dies das Ligo-Fest, schaukelte von Ostern bis Johannis und dann nicht mehr. Das scheint eine uralte arische Sitte zu sein; denn schon die alten Römer verbanden mit ihrem großen Frühlingsfest auf dem Albanerberge das allgemeine Schaukelfest, und Schwenck*** vergleicht vielleicht nicht ohne Grund den Schaukelgott (Ligo) der Nordslaven mit dem kleinen Schaukelgott (Dionysos Lyknites) der alten Griechen. Bei den Südslaven ist nun der St. Georgstag ein größerer Festtag als Ostern und der Haupt-Schaukeltag. In den von Stefan J. Werkowitsch 1860 veröffentlichten Bulgarisch-macedonischen Volksliedern fleht eine Frau die sie bedrohende „Fee der Öde“ an:

O du Hexe, Fee der Öde,
Laß mich nur bis über Ostern,
Und dann komm' am Sankt-Georgstag
In den Schatten zu den Schaukeln.†

So ergab sich nun ganz natürlich die Himmelfahrt der Sonnenbraut mittelst der Schaukel am St. Georgstage. Die Verbindung mit St. Georg ist aber durchaus nicht zufällig; denn dieser Heilige ist ja kein anderer als der in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommene Drachentöter, welcher die Sonnenjungfrau aus den Krallen ihres Entführers befreit. Wir erkennen deutlich, daß der Mythus neuen Anschauungen angepaßt ist, sofern nicht die Sonnengöttin, sondern die Braut für den Sonnengott in den Himmel erhoben wird, wissen aber auch, daß bei den alten Slaven ebensowohl wie bei den Germanen die Sonne als Jungfrau gedacht war†† und daß ihr Freier und Befreier vielmehr in dem slavischen Vertreter unseres Donnergottes Donar, in Perkunas, zu suchen ist. Dies bezeugt auch das Auftreten der Mutter des Sonnenbräutigams in fast allen For-

* La Nature, Revue des Sciences (Paris 11. Mai 1889) p. 382. ** G. Rosen, Bulgarische Volksdichtungen (Leipzig 1879) S. 45. *** Konrad Schwenck, Mythologie der Slaven (Frankfurt a. Main 1853) S. 98—101. † G. Rosen a. a. O. S. 45. †† Krek, a. a. O.² S. 833.

men der Syrith-Mythe. Schon der alte Lasicz in seinem Buche über die Götter der Samogiten (Litauer) macht die alte Mutter des Donnergottes (Perkuna tete), aus der wohl des „Teufels Großmutter" hervorgegangen ist, zu einer Pflegerin der Sonne, welche am Abend die von ihrem langen Wege staubbedeckt zum Sonnenhause Heimkehrende durch ein Bad erfrischt und neugewaschen am andern Morgen die Glänzende wieder entläßt.* Wir erkennen den stattgefundenen Personentausch hierbei sehr deutlich.

In einer von den Gebrüdern Miladinow in Macedonien veranstalteten und 1861 zu Agram erschienenen Sammlung bulgarischer Volkslieder heißt die Sonnenbraut eines in dem christlichen Orte Strug aufgezeichneten Liedes Jana und wird eigends von der Sonnenmutter für ihren Sohn erspäht, weil sie die Warnung ihrer Patin, am Tage nicht ohne Kopftuch und nachts nicht ohne Kerze auszugehen, nicht beachtet hatte. Wir erhalten den Eindruck, als ob die Sonnenmutter als eine Mittagsfrau gedacht sei, welche die am Mittag ohne Kopftuch ausgehenden Personen durch Sonnenstich dahinrafft. Wie die am Ostertag geborene und am St. Georgstag getaufte Jana zu dem Sonnenpalast emporgelangte, wird hier nicht erzählt; aber dann geht der Verlauf ähnlich, sofern Jana infolge eines Gelübdes drei Jahre lang stumm bleibt.

Sprach zur Sonne drauf der Sonne Mutter:
„Höre mich, mein Sohn, Du lichte Sonne,
Stumm geworden ist die schöne Jana,
Drum so laß uns von der Jana abstehn
Und der Morgensternfee Dich vermählen,
Fee des Morgensterns, der rederaschen."
Und ihr Sohn, die Sonne, folgt' der Mutter;
Die vermählt' ihn mit der Morgensternfee,
Nahm die Morgensternfee ihm zum Weibe.
Aber nicht enteilt' die schöne Jana,
Stumm und dumm verblieb sie in dem Hause,
Stumm und dumm zur Weide führt' sie Gänslein,
Führt' zur Weide Gänslein, füttert' Enten,
Und der Morgensternfee fiel das Amt zu —
Fiel das Amt zu, Brot fürs Haus zu backen.
Dabei hielt das Licht die schöne Jana;
Doch es brannt' der weiße Kien herunter
Und verbrannte Janas feine Finger,
Daß ihr dran die goldnen Ringlein schmolzen.
Sprach zur Jana da die Morgensternfee:
„Merke Du doch auf, Du blinde Schlafmütz'!
Bist Du stumm auch, bist ja doch nicht blind Du!
Was verbrennst Du Dir die feinen Finger?"**

Zur selben Zeit aber ist die Schweigefrist vorüber, Jana giebt Antwort, und nunmehr wird, wie in der Syrithsage, die Morgensternfee ver-

* „Percuna tete mater est fulminis atque tonitrui, quae solem fessum ac pulverolentum balneo excipit, deinde lotum et nitidum postera die emittit. Laſicius 47. (Grimm, D. Mythologie[2] S. 157.) ** G. Rosen, a. a. O. S. 97—99.

jagt und Jana zur rechten Sonnenfrau erhoben. Diese Form scheint von der slavisch-litauischen Sage beeinflußt, daß der Mondgott, statt der Sonnenfrau (Saule) treu zu bleiben, der Morgensternfrau nachgelaufen und dafür von Perkunas gevierteilt worden sei.* Das Viehhüten und Leuchten beim Brotbacken erinnert namentlich an die Ragnars-Saga (S. 163). Krek** zählt noch eine Anzahl weiterer Lieder derselben Gruppe auf, welche A. Dozon (1879), Marin Drinow (1876) und L. Geitler (1878) veröffentlicht haben. Bezeichnen wir dieselben als B, C und D, um kurz die Unterschiede darzulegen, so heißt die Sonnenbraut in B wieder Grozdanka, in C Marija, in D Adilenka. Adilenka wird ebenfalls verwarnt, ihr Antlitz der Sonnenmutter zu verbergen, während Marija durch ihre Stiefmutter der Sonne ausgeliefert wird, damit sie von der Erde entführt werde. In allen dreien redet das Mädchen wie in dem erstangeführten Gedicht neun Jahre nicht, und in C heißt die zweite Braut, wie oben, Morgenstern (Dena Denika). Während aber die zweite Braut in allen übrigen Fällen von der ersten verdrängt wird, sobald sie zu sprechen anfängt, werden Marija und Adilenka auf ihre Bitte in Schwalben verwandelt. Ein sechstes von Werkowitsch in seinem Buche „Veda Slovena“ (1874) mitgeteiltes Lied von des Sonnengottes Ehe mit dem Mädchen Wylkana,*** welches über tausend Verse lang ist, hält Krek für apokryph; indessen erinnert der Name der in einer Sternenschaukel dem Könige Brachil, welcher die Maid zur Frau begehrte, entführten Wylkana an den Velchanos der kretischen Sage, der dort als Entführer der Jungfrau gegolten zu haben scheint. Das Schweige-Motiv fehlt hier, und die Sonnenfrau wird in der Sternenschaukel wieder herabgelassen, um auf Erden, wie Latona, nach langem Kreisen den Sonnensohn zu gebären.

In einem von Valjavetsch 1867 mitgeteilten slovenisch-kroatischen Märchen rät die Sonnenmutter ihrem Sohne, der im Anschauen der Schönen anderthalb Tage ausgeblieben ist, ein goldenes Schwungseil auf die Erde herabzuwerfen und sie damit emporzuziehen. Als sie nun aber emporkommt und sich stumm stellt, schickt die enttäuschte Sonnenmutter die Nasta (d. h. die Stumme) zur Tante Mora mit dem Vorgeben, daß sie dort ein Sieb holen, in Wirklichkeit aber, damit sie von ihr zerrissen werden sollte. Zum Glück trifft sie dort ein Mäuschen, welches ihr rät, Kamm und Haarflechte der Hexe mitzunehmen und dieselben bei der Verfolgung zur Erde zu werfen. Und das rettete ihr das Leben; denn der Kamm ward zum Walde und die hingeworfene Haarflechte zu einem breiten Wasser, so daß die Hexe sie nicht einholen konnte. Zum Sonnenhofe zurückgekehrt, bemerkte sie dort ein

* „Tuiskoland“ S. 424. ** A. a. O. S. 847—848. *** Übersetzt bei G. Rosen a. a. O. S. 61—96.

anderes Mädchen, welches Lieder sang und dem Nasta bedeutete, es hätte vorzeitig zu singen angefangen. Der Sonnenprinz war nunmehr sehr erfreut, daß Nasta sprechen konnte; aber da sie seinen Liebkosungen auch ferner auswich, rief er im Zorn: „Von nun an bist Du nicht mehr Nasta, sondern Lasta," und so ward sie in eine Schwalbe (lastavica) verwandelt. So stimmt das kroatische Märchen mit den oben als C und D bezeichneten bulgarischen Liedern, und ein ähnliches zu Spalato in Dalmatien aufgezeichnetes Lied hat auch Sr. Karaman (1885) veröffentlicht.*

Die Flucht mit Hindernissen kehrt in vielen verwandten Märchen wieder, z. B. im Liebsten Roland (Gebrüder Grimm Nr. 56), in dem italienischen Märchen von der Taube (Pentamerone II. 7), im ungarischen von der „gläsernen Hacke" u. s. w., und daß es sich um dieselbe Grundsage handelt, geht klar daraus hervor, daß die Hexe dem entfliehenden Mädchen die Verwünschung nachruft, ihr Entführer solle sie vergessen. So geschieht es auch beim Liebsten Roland, über dessen Eindringen in diese Märchengruppe oben (S. 155) gesprochen wurde; aber im Begriffe, sich mit einer anderen zu vermählen, kehrt er zu der ersten Braut zurück, sobald er ihre Stimme hört. Der Fluch der Alten wäre eine gute Erklärung für diesen eigenartigen Sagenzug, besser als die Erklärung, welche Krek von dem neunjährigen Schweigen der Sonnenbraut giebt, indem er sie den neun Tagen vergleicht, welche Gerdha den um sie werbenden Freyr zu harren hieß.** Es liegt hier vielmehr ein uralter Sagenzug zu Grunde, den wir sogleich erkennen, wenn wir die Syrith-Mythe mit der Medea- und Ariadne-Sage vergleichen, und den man auch in einer Erzählung des Prokop von Cäsarea,*** in welcher ein nordischer Prinz Radigerus die ihm verlobte Braut aus England erst verschmäht und dann heiratet, sowie in der polnischen Sage von Rytygiers Werben um Wandala wiederfindet.

16. Verschmähung und Prüfung der Sonnenbraut (Griseldis).

In der Medea- und Ariadne-Sage begegnen wir einer Königstochter, die dem fern übers Meer heranziehenden Sonnenhelden beisteht, gegen den Willen ihres Vaters einen Drachen oder ein Ungeheuer zu besiegen, von dem freilich in beiden Fällen nicht mehr erwähnt wird, daß er der Tyrann oder Wächter der Sonnenbraut selbst war. An der leuch-

* Krek, a. a. O. S. 852. ** Ebendas. S. 858. *** Gothic. IV. 20.

tenden, sonnenhaften Natur der Medea und Ariadne ist aber niemals gezweifelt worden; Aea war als Sonnenland anerkannt, und bei Ariadne oder Aridela liegt ja der Begriff der Strahlenden schon im Namen; auch erzählten Hyginus und andere alte Mythographen, daß Ariadne mit ihrer Strahlenkrone dem Theseus, nachdem er den Minotauros getötet, vorangegangen sei, um ihm den Weg aus den dunkeln Gängen des Labyrinthes zu zeigen. Wie sie hernach verfolgt werden, und wie Medea durch die Zerstückelung des Leichnams ihres Bruders den Vater aufhält, ist ein den ebengedachten Märchen der nordischen Syrith-Gruppe nahe verwandter Zug. In einem indischen Märchen bei Somadeva hütet ein menschenfressender Rakchase seine Tochter, um welche ein Sterblicher wirbt. Mit Hilfe derselben, die ihm, wie Medea dem Jason, günstig gesinnt ist, überwindet er die ihm gestellten schwierigen Aufgaben und entflieht mit ihr. Der Vater setzt nach, wird aber durch allerlei Zauberlist von der Tochter aufgehalten.*

Noch deutlicher für die Zugehörigkeit jener altgriechischen Sagen zum Syrith-Typus spricht das Verlassen und Vergessen der Sonnenbräute durch die Sonnenhelden. Jason verläßt die Medea, „durch die er alles gewonnen, die für ihn alles geopfert hatte,“ um die Tochter des Königs Kreon zu heiraten, Theseus verläßt die Ariadne, der er einzig sein Entkommen aus dem Labyrinth dankte, auf Naxos, ohne nur einen Grund anzugeben. Genau so verfährt Siegfried mit Brunhild: er vergißt sie, ohne sich seiner Eide zu erinnern, heiratet eine andere und erobert sie gar noch für einen andern. Aber Brunhild rächt sich, und auch Medea schreckt vor den entsetzlichsten Maßnahmen nicht zurück. Sie tötet ihre eigenen Kinder und sendet der neuen Braut ein Diadem, welches in Flammen aufgeht, sobald sie es anlegt, so daß sie mit verbrennt. Ebenso setzt Grozdanka den Schleier der neuen Sonnenbraut in Flammen (S. 167), kurz der Zusammenhang der Syrith- und Medeasage ist in keiner Weise zu verkennen.

In der schon oben erwähnten, sehr kurzweiligen Herraudh- und Bosi-Saga, die auch mancherlei Stoff mit der Hüon- und Oberondichtung gemein hat, finden wir die Argonauten-Sage mit der Theseus-Sage verschmolzen. Wie Jason ausgesandt wird, um seinen Tod bei der Aufsuchung des goldenen Vließes im Kolcherlande zu finden, so wird Herraudh ins Biarmer-Land (Perm) gesandt, um aus dem Tempel des finnischen Gottes Jumala ein goldbeschriebenes Greifenei, auf welchem der Greif brütet, zu holen, und die Absicht ist dieselbe wie in der Jason-Sage; er sollte seinen Tod bei dem Abenteuer finden. Die Schrecknisse der Jason- und Theseus-Fahrt

* Vergl. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. (Magdeburg 1869.) S. 37.

vereinigen sich, um ihn zu vernichten. Denn neben dem Greif erscheint ein fürchterlicher Stier, dem, wie in der Theseus-Sage und in den indischen Ribhu-Sagen, eine künstliche, mit der Haut einer wirklichen Kuh überzogene Kuh zugeführt wird, um ihn zu täuschen. Es gelingt den Helden, Greif und Stier zu töten, das Goldei zu erlangen, und sie befreien zugleich die Hleidh, die zur Greifen-Priesterin bestimmt war, und nehmen sie mit sich. Andere wollen sie zwingen, den Siggeir zu heiraten; aber Herraudhs Männer entführen sie (wie Aslaug S. 162) in einem Harfenkasten, und sie gebiert dem Herraudh, der sich nach allen Hindernissen mit ihr vermählt hat, die Thora, welche Ragnar-Lodbrok aus der Drachenumschlingung befreit.*

Worin der eigentliche mythische Grund besteht, weshalb der Drachenbesieger und Befreier der Sonnenjungfrau sie in den meisten Fällen nicht heiratet, wird sich wohl nur durch entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise verstehen lassen. Solange nämlich die Sonnenjungfrau in den Augen der Urarier ihres Amtes weiter waltete, mußte sie unvermählt bleiben; ihr Befreier, der Sommer- oder Gewittergott, erlöst sie aus den Armen eines dämonischen Umstrickers, der sie in Winters Banden hält und mit der Absicht, sie für sich zu behalten, entführt hatte. Letzterer durfte sie aber nicht für immer gewinnen, und der Befreier ebensowenig; denn ihr Schicksal besteht darin, dem Winter- und Sommergott abwechselnd anzugehören, ebenso wie Persephone oder wie jene keltische Göttin, um die Winter- und Sommergott alljährlich am 1. Mai streiten („Tuiskoland" S. 119). Der Frühlingsgott, der sie am Ende des Winters befreit, unterliegt im Herbste dem Winterdrachen. Denn dies ist der Sinn der Siegfriedsage; Hagen, der den Helden tötet, ist der Wintergott, und das Beovulflied, in welchem die germanische Drachenkampfsage am frühesten aufgezeichnet ist, läßt seinen Helden den im Wasser hausenden und Überschwemmungen verursachenden Winterdrachen im Frühling erschlagen, im Herbst aber selbst beim Drachenkampf untergehen. Schon M. Haupt und andere haben in diesem Beovulf einen Vertreter des Gottes Thor erkannt, dessen Mythus vom Festlande mit den Angelsachsen nach England gekommen war und dort feste Wurzeln trieb. Hier ist von der befreiten Jungfrau nicht mehr die Rede, weil Beovulf, der wohl einen gotischen oder jütischen Beava voraussetzt und dem skandinavischen Bous-Vali entspricht, nur im allgemeinen der Vertreter des gegen die Winterriesen kämpfenden Thor in der Heldensage ist. Er hat in England eine lange Nachwirkung in der Volkssage hinterlassen, ging dort in den Ritter Sir Bevis über, in dessen Fußstapfen dann wieder der englische Sankt Georg trat, wobei auch die dem Drachen entrissene Jungfrau neu auflebte.

---

* Ettmüller, a. a. O. S. 444—474.

Winter und Sommer, die sich um den Besitz der Welt und der Sonne streiten, sind aber nur zeitweilig unterliegende, in der Herrschaft abwechselnde und daher zur gegebenen Zeit neu auflebende Mächte, der Kampf um die Oberherrschaft der Welt und um den Besitz der leuchtenden Jungfrau erneuert sich also beständig wieder; er wird jedesmal am 1. Mai (wie es in der keltischen Sage heißt) nur vorläufig entschieden. Der jeweilige Sieger darf die Jungfrau nicht endgültig behalten, sondern muß ihre Hand dem Nachfolger überlassen, Siegfried dem König Gunther, Theseus dem Dionysos, Jason dem Ägeus. Aber in dem Maße, wie der Drachensieger Apoll, d. h. ursprünglich der kämpfende Sommergott, selbst in das Amt der Sonnengöttin einrückte, die Zügel des Sonnenwagens, die noch auf antiken Bildwerken so häufig weiblicher Leitung anvertraut sind, selbst ergriff („Tuiskoland" S. 407), mußte der Mythus dahin enden, daß er die Jungfrau entweder selbst heiratete, wie in der slavischen und neugriechischen Mythe, oder anderweit über ihre Hand verfügte, sich den Anschein gab, als habe er sie absichtlich und von vornherein nur für einen andern — setzen wir für einen Blutsbruder — erstritten. Der letztere Ausweg kam der ursprünglichen Anschauung näher, und so sehen wir, daß Siegfried die Brunhild dem König Gunther freiwillig überläßt, Karna, der indische Siegfried, ebenfalls dem Könige die Frau erstreitet, und auch Achill dem Agamemnon die Briseïs ausliefert, obwohl hier das Motiv erheblich verschleiert und verändert ist. Noch stärkere Veränderungen erfuhr diese Sage aber, indem das Dioskuren-Motiv darauf einwirkte; Winter und Sommer als zwei gemeinsam um die Jungfrau kämpfende Brüder erscheinen, die, unsinnig genug, zusammen ausziehen, um die Schöne zu erobern, welche dann der Stärkere dem Schwächeren überläßt.* So entführen Theseus und Peirithoos gemeinsam die Helena, welche keine andere als die Sonnengöttin ist, und Theseus behält sie, Herraudh und Bosi entführen gemeinsam die Hleidh u. s. w. Dabei kann es dann geschehen, daß der schwächere Bruder die ihm zu teil gewordene Heldenmaid nicht bezwingen kann und den Beistand des stärkeren anrufen muß, ein Zug, der sowohl im deutschen Nibelungen-Liede, wie im persischen Schah Nameh** wiederkehrt.

Schließlich bildete sich der versöhnliche Schluß aus, daß es sich nur um eine vorübergehende Vernachlässigung handle, die durch einen Zauber- und Vergessenheitstrank (in der Siegfriedsage), oder durch einen der befreiten Jungfrau nachgerufenen Fluch (im Roland-Märchen und seiner

* „Tuiskoland" S. 425 und 481. ** Ebend. S. 495.

Sippe), oder durch ein Gelübde (in den südslavischen Liedern), oder durch einen Eigensinn, unüberwindliche Scham und Männerscheu (in der Syrith- und Alfhildsage) erläutert wird. Aber in den meisten jüngeren Formen, wie in den bulgarischen Liedern und in der Syrithsage löst sich das Mißverständnis schon im Leben, während sich Brunhild mit Siegfried erst auf dem Scheiterhaufen vereint. In anderen Fällen, und diese Entwicklungsweise ist schon in der Syrithsage bei Saxo eingeleitet, wird die Entfremdung zu einer Prüfung, und hier ist der Punkt, wo die Griseldis-Novelle anfängt. Das Gänsemädchen mit den goldenen Haaren, die Geliebte des Roland werden verstoßen, Ragnar sagt, er könne seinen Thron nicht mit einer Hirtin teilen.

Ein russisches Märchen bei Afanasiev (V. 29) geht schon weiter. Der König, der die bildschöne Hirtin mit dem Versprechen, daß sie niemals murren werde, geheiratet hat, sagt bei der Geburt des ersten Sohnes, das Kind müsse getötet werden, damit es nie heiße, der Thronerbe sei einer Schäferin Sohn. Und bei dem nächsten Kinde, einer Tochter, sagt er dasselbe; die arme Frau fügt sich in alles, ohne zu murren; aber die Kinder werden im geheimen gut erzogen. Dann stellt der König sein Weib zum letzten Male auf die härteste Probe. Er schickt sie in ihren Schäferkleidern wieder nach Hause, weil er sich eine andere Frau nehmen will. Schließlich muß sie gar kommen und die neue junge Braut bei der Tafel bedienen, wobei sie der König fragt, ob seine neue Braut nicht schön sei. Sie besteht auch diese letzte Prüfung, indem sie mit fast übermenschlicher Anstrengung antwortet: „Wenn sie Dir schön erscheint, so erscheint sie es mir noch mehr.“ Nun ist es aber genug, der König ruft sie wieder an seine Seite und sagt ihr, daß die vermeintliche neue Braut ihre Tochter und deren Begleiter ihr Sohn sei.*

So sind Ariadne, Medea, Freyja, Brunhild und Syrith die Vorstufen der Griseldis, diese die Herausarbeitung eines Ideals der christlichen Demut und sklavischen Unterwürfigkeit, welches von Medea und Brunhild nicht verstanden wurde und auch in seiner Vollendung nichts als peinliche Empfindungen erregt.

17. „Ein Kaiser will seine Tochter heiraten.“

Wir sind im Laufe unserer Untersuchung zu der Überzeugung gelangt, daß das Urbild der geraubten, in einen sicheren Bau geschleppten, oder von einem Drachen bewachten Jungfrau die Sonnengöttin gewesen sein muß, und wir haben uns nun die Frage vorzulegen, wen wir uns

* Vergl. Gubernatis, a. a. O. S. 165, und Reinh. Köhler, die Griseldis-Novelle als Volksmärchen in Gosches Archiv f. Litteraturgeschichte I. 409.

als ihren Entführer und Verberger vorzustellen haben? Dem ersten Anblick liegt der Gedanke am nächsten, daß dies eine Personifikation des Winters sein müsse, der die Sonne in unseren Breiten zwingt, den größten Teil der Tage in der Unterwelt zuzubringen, und sie in höheren Breiten für ganze Monate in seine Höhle einschließt. Diese Vorstellung ist auch gewiß nicht falsch; aber der Zusammenhang liegt nicht so einfach, wie es scheinen könnte. Ein ansehnlicher Teil meines Buches „Tuiskoland" ist dem Nachweise gewidmet, daß die Urarier nicht so wie die klassischen Völker die Sonne als männliche Gottheit und den Mond als Göttin sich gedacht haben.* Dieses seltsamerweise immer noch von den Fach-Mythologen geleugnete oder unterschätzte Verhalten bildet den Angelpunkt für das Verständnis des wichtigsten Teiles der Ursagen aller Arier, und die vergleichende Mythologie wird niemals zu annehmbaren Ergebnissen gelangen, wenn sie die hier stattgehabten Umwälzungen außer Berechnung läßt. Bei den alten Germanen, Slaven und Indern ist das weibliche Geschlecht ihrer ursprünglichen Sonnengottheit (Surya, Syr, Sulis, Sauil, Saule) noch deutlich nachzuweisen, und im litauischen Märchen und Volksliede leben noch heute Mond und Sonne (Mienu und Saule) als himmlisches Ehepaar weiter, wie sie in der Edda als Mani und Sol auftreten. Es ist ein Pröbchen von dem Geiste, in welchem unsere germanische Quellenforschung geleitet wird, wenn Herr Mogk diese über die halbe Welt gehende uralte Anschauung für neue Eddapoesie erklärt. Und auch wenn E. Siecke** das Altertum dieser Vorstellungen neuerdings wieder bezweifelt, um die verschiedensten Sonnengöttinnen (Freyja, Iduna, Helena, Medea u. s. w.) nach althergebrachter Schablone zu Mondgöttinnen zu machen, so muß er die mannigfachen Stellen des Rigveda ignorieren, in denen Surya als Gattin des Mondgottes Soma oder Tschandra auftritt.

Schon an anderer Stelle habe ich auf das Zeugnis hingewiesen, welches die ältesten Kreuzigungsdarstellungen Deutschlands für diese Frage ablegen. Aus dem Evangelienbericht von der Sonnenfinsternis, welche beim Tode Christi eintrat, hatten bereits frühmittelalterliche Künstler Veranlassung genommen, Sonne und Mond auf ihren Darstellungen jedesmal zu Zeugen der Kreuzigung zu machen. Auf den ältesten in Deutschland gearbeiteten Passionsdarstellungen, z. B. auf den Externsteinen bei Paderborn oder auf alten deutschen Elfenbeinschnitzereien (von denen sich z. B. ein Beispiel aus dem 11. Jahrhundert in der mittelalterlichen Skulpturen-

---

* Man vergl. besonders „Tuiskoland" S. 405—418. ** Die Liebesgeschichte des Himmels. Straßburg 1892.

sammlung des Berliner Museums befindet), erblickt man den Mond als jüngeren oder älteren langbärtigen Mann, die Sonne als gekrönte Jungfrau dargestellt. Die Kalenderbilder des Mondes, welche ihn als Schalksnarren auffassen, setzen diese Tradition lediglich fort. Für die slavischen Völker im allgemeinen glaubt Krek dasselbe Verhalten nachweisen zu können,* und ich habe Gründe beigebracht, aus denen hervorgeht, daß auch Griechen und Römer ursprünglich derselben Anschauung gehuldigt haben und daß Athene-Minerva als die vormalige Sonnengöttin derselben zu betrachten ist.

In der nordischen Sage sind Mond und Sonne die beiden Kinder des Weltquirlers Mundilföri, d. h. des Weltbaumeisters, der das Weltall durch einen gewaltigen Quirlprozeß erzeugt und im Sinne der Kant-Laplace schen Welttheorie allen Gestirnen den gleichmäßigen Umschwung von Osten nach Westen erteilt hat. Dieselbe Anschauung habe ich auch für Indien nachgewiesen, und da Quirlen und Feuermachen bei den Naturvölkern als einerlei gelten, so kommt diese Vorstellung mit der bei den nordischen Völkern allgemein verbreiteten Anschauung zusammen, daß ein göttlicher Schmied, also ein Feuergott das Weltall geschaffen habe. Die Sonnengöttin war mithin die Tochter dieses Schmiedegottes, der im germanischen Norden Mundilföri, Mimir und Valand, bei den Römern Vulkan oder Mamurius, bei den Griechen Pallas oder Hephästos hieß, bei den Indern aber viele Namen trägt, wie Prajapati, Tvaschtar, Savitri, Valas, Vivasvat, Visvakarma u. s. w. Diese alten schöpferischen Feuer- und Himmelsgötter, denen sich auch der griechische Uranos und der indische Varuna anreihen, waren aber von einer jüngeren Göttergeneration, d. h. von einer Umwälzung der religiösen Vorstellungen, entthront worden, und als Hauptgrund wurde ihnen die Verweigerung des Göttertrankes und himmlischen Nasses und die Vergewaltigung der Sonnenjungfrau schuldgegeben.

Die letztere That, die uns hier allein zu beschäftigen hat, wird vielfach in den religiösen Schriften der alten Inder behandelt. Der schöpferische Himmelsgott Prajapati, Savitar oder Tvaschtar verfolgt seine Tochter, die dabei unter verschiedenen Namen und Gestalten (als Hirschkuh und Pferd) auftritt, und zeugt mit ihr die Açvinen (Dioskuren), oder er wird noch vor Vollendung der That von den über diese Verletzung der sittlichen Weltordnung erzürnten Göttern zum Tode verurteilt und durch Rudra erschossen. Es ist dieselbe Sage, wie die vom Angriff des Riesen Pallas

* Krek² a. a. O. S. 833.

oder Hephästos auf seine Tochter Pallas-Athene, welche letztere danach in den athenischen Geheimlehren als Gattin des Hephäst und Mutter des Apoll erscheint. Es liegt hier ein Naturbild zu Grunde, welches annahm, daß der Vater der Sonnenjungfrau, der alte Glutgott, an der dörrenden Hitze des Hochsommers die Schuld trage, daß er in diesen Tagen die Sonnenjungfrau vergewaltige, und sowohl in Altgriechenland wie in Deutschland hatte sich der Mythus von dem Schuß in die Sonne, den dort Herakles, bei uns der wilde Jäger abgiebt, erhalten.* Mit diesem Schuß war der Glutgott, der die Sonnenjungfrau ergreifen wollte, gelähmt oder beseitigt; aber die Sonnenkraft nahm seitdem fortdauernd ab.

In anderen indischen Sagen, die namentlich an die Erscheinungen des Gewitters anknüpfen, wird von einem Wegschleppen der Regenkühe und der in dichtes Gewölk eingehüllten Himmelsleuchten (Sonne und Mond) durch drachengestaltete Ungeheuer erzählt, die offenbar nichts anderes als Vervielfältigungen des vertriebenen Himmelsschmiedes sind, obwohl sie meist andere Namen, wie Bali, Vritra (der Umhüller), Ahi, Visvamitra u. s. w. tragen und nur als Kinder oder Verwandte des Himmelsschmiedes ausgegeben werden. Gegen diese Dämonen zieht der Donnergott, in Indien Indra oder sein Sohn Arjuna zu Felde, schleudert seine Blitze gegen die im dunkeln Gewölk schleichenden Diebe und befreit die Sonnenjungfrau oder den Mond, der auch als glänzende Kuh erscheint, wieder aus ihren Umstrickungen. Unzählige Hymnen der Veden feiern den Indra als den Besieger und Niederschmetterer dieser menschenfeindlichen Dämonen, die es in Indien aus natürlichen Gründen hauptsächlich auf Entführung der Regenkühe abgesehen haben, während im Norden die winterliche Entführung der Sonnenjungfrau ebenso naturgemäß den Gegenstand größerer Befürchtungen ausmachte.

Diese nordischen Vorstellungen der Arier sind aber aus bekannten Gründen nicht so früh aufgezeichnet worden, wie die südlichen Umformungen derselben, und wir sind daher genötigt, sie durch ein vorsichtiges Verfahren wieder zu erschließen, indem wir den Inhalt zahlreicher rückwärts deutender Märchen und Sagen vergleichen. Hier ist nun von höchstem Interesse eine Gruppe weitverbreiteter Märchen, als deren Typus „Allerleirauh" der Gebr. Grimm (Nr. 65) gelten darf, da es den zu Grunde liegenden Naturmythus besser bewahrt hat als z. B. die „Bärin"

* Vergl. A. Kuhn, der Schuß auf den Sonnenhirsch. Zeitschr. f. deutsche Philologie 1868. S. 89.

im Pentamerone, oder „die Eselshaut“ (Peau d'Ane) bei Perrault und die äußerst zahlreichen Varianten, die Reinhold Köhler dazu aufgezählt hat.*

„Es war einmal,“ heißt es in der aus Hessen und Westfalen stammenden Aufzeichnung der Gebr. Grimm, „ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: Wenn Du nach meinem Tode Dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, wie ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt Du mir versprechen. Nachdem es ihr der König versprochen hatte, that sie die Augen zu und starb.“ Da sich nun im eigenen, wie in fremden Reichen kein Mädchen außer der eigenen Tochter des Königs fand, welches ebenso goldene Haare hatte wie die erste Frau, so mußte der König seine eigene Tochter umwerben. Man beachte, wie in all diesen Märchen die anstößige Sage, daß der König seine eigene Tochter heimführen will, geschickt motiviert wird, und wie ihn Perrault als den größten König schildert, der jemals auf Erden lebte:

Il étoit une fois un roi,
Le plus grand qui fût sur la terre,
Aimable en paix, terrible en guerre,
Seul enfin comparable à soi.

Die Sonnenjungfrau ist als solche, wie in so vielen Sagen des Syrith-Typus, durch die goldenen Haare, die nicht weiter in der Welt zu finden sind, gekennzeichnet; in dem serbischen Märchen (bei Karadschitsch),** welches den Titel führt: „Ein Kaiser will seine Tochter heiraten,“ und in einigen anderen tritt an Stelle des goldenen Haares ein angeborener goldener Stern auf der Stirn, und dies erinnert uns an die von Pindar, Kallimachos, Apollodor und Hygin erzählte Sage, daß Zeus Asterios eine Stern-Nymphe, die Asteria, verfolgte, bis sie ins Meer sprang und in die Insel Delos verwandelt wurde. Diese Stern-Jungfrau war aber keine andere als die altgriechische Sonnengöttin Pallas-Athene, die den Theseus zur Ermordung des Asterios auf Kreta anreizte, nach anderen letzteren selbst erschlug,*** weil er diesen Angriff auf ihre jungfräuliche Ehre versucht hatte. Das Fest der kleinen Panathenäen in Athen sollte eigens zum Andenken des Sieges der Stern-Jungfrau über den Stern-Vater gestiftet sein. In anderen Märchen dieser Gruppe ist die Sonnentochter aber nicht mehr so deutlich gekennzeichnet. Bei Perrault

* In seinen Bemerkungen zu Gonzenbachs Sizilianischen Märchen (Leipzig 1870) Nr. 38 und zu Karadschitsch' Serbischen Märchen (Archiv f. slavische Philologie 1877) S. 622 ff. ** Auch bei F. S. Krauß II. S. 339. *** Creuzer, Symbolik und Mythologie² II. S. 810—813. Vergl. ebendaselbst S. 797, woselbst die Worte des Julianus Imperator angeführt werden, daß Athene als Tochter des Helios und nicht des Zeus zu betrachten sei.

soll der König diejenige zur zweiten Frau nehmen, die schöner und klüger als die erste sei, und der in der Ragnars-Saga (s. oben S. 164) ihr Hemd paßt, in der „Bärin“ des Pentamerone soll sie ebenso schön sein, in der entsprechenden Erzählung (I. 4) der zuerst 1550 gedruckten Nächte des Straparola soll ihr der Ring der Verstorbenen passen; in allen Fällen findet der König, daß nur seine unvergleichliche Tochter, die bei Straparola Doralice (das Goldmädchen) heißt, die Bedingungen erfüllt. Er bedrängt die Tochter nun ernstlich, und sie verlangt, um Aufschub zu gewinnen, erst ein Kleid so glänzend wie die Sonne, dann solche wie Mond und Sterne, und schließlich, als gegen ihre Erwartung alle beschafft werden, einen Pelzmantel aus allerlei Rauchwerk, oder die Eselshaut, oder das Bärenfell, d. h. ein Dämmerungskleid, in welchem sie sich unsichtbar macht und entflieht. Die Fortsetzung bildet in den meisten Fällen das schon von Herodot erzählte Aschenbrödel-Märchen, dessen Anschluß man sich wahrscheinlich so zu denken hat, daß in einer Form, statt des der Nachfolgerin anzupassenden Hemdes oder Ringes der verstorbenen Königin, ganz passend der sehr kleine Schuh als Erkennungsmittel der rechten Braut dienen sollte und wieder auf die Tochter führte. Sie erwirbt dann mit ihrer Schönheit und ihren prachtvollen Gewändern einen anderen Prinzen, in dessen Küche sie als Aschenbrödel Aufnahme gefunden hatte — die immer wiederkehrende Episode der Dienstbarkeit als Hirtenmädchen oder Köchin, in welche die Sonnengöttin gerät (S. 163 ff.) —; aber die Befreiung der Sonnenprinzessin beschränkt sich hierbei auf ihre Erlösung aus der schmutzigen Umgebung und dunkeln Umhüllung. Das ist, wie angedeutet, Flickarbeit.

Äußerst lehrreich ist eine Form des obigen Märchens, welche O. Henne-Am Rhyn* mitteilt: „Im Drakensteiner Thälchen der Alb, das ins Filsthal mündet, liegt das Dorf Drakenstein und einst die Burg dieses Namens. Im freistehenden Felsen, auf welchem die Kirche steht, ist das Totenloch und gegenüber das „Drakenloch.“ Der Drache darin hatte einst des Kaisers von Marokko Tochter entführt, als sie eben ihr Haar flocht, und fünf Jahre lang dort behalten, um sie später zu ehelichen, doch ohne ihre Gunst zu gewinnen, obwohl er ihr drei prachtvolle Kleider geschenkt, auf dem einen die Sonne, auf dem andern den Mond und auf dem dritten die Sterne. Da verirrte sich ein Ballmacher dahin, dem sie ihre Geschichte erzählte und ihm ihre Hand und die Königswürde versprach, und sie flohen eines Abends in Abwesenheit des Drachens vom Loche. Der Ballmacher hatte die drei Gewänder mitgenommen. Da aber die Reise dem lustigen Begleiter zu lang wurde, trennte er sich von der Prinzessin, ließ sie voraus nach Hause, zog selbst eine andere Straße und lebte lustig, bis er all sein Geld verthan, worauf er gleichfalls nach der Kaiserstadt zog. Hier trat er bei einem Ballmacher in Arbeit und hörte bald, wie der Kaiser bekannt

* Deutsche Volkssage² S. 654.

machte, wer binnen drei Monden drei Kleider verfertige, auf denen Sonne, Mond und Sterne glänzen, solle reich belohnt werden; jeden Mond müsse eins fertig sein." Natürlich konnte der Gesell dies leicht ausführen, da er ja die fertigen Kleider bereits besaß, lebte indessen lustig und erhielt schließlich die Hand der Prinzessin und den Königsthron.

Man sieht, daß das Märchen „von dem Kaiser, der seine Tochter heiraten" und ihr Herz durch drei prachtvolle Kleider gewinnen wollte, hier arg in Verwirrung geraten ist; gleichwohl ist die Wendung lehrreich, daß der Kaiser ein Drache ist, aus dessen Macht die Tochter befreit werden muß, und wir können hierin bereits den untrennbaren Zusammenhang dieser Mythen und die Entwicklungsweise der Göttersage erkennen. Sie gestaltete sich folgendermaßen. Der von seinen Mitgöttern vertriebene Himmelsschmied und Weltbaumeister hat sich ein festes Schloß erbaut, in welches er seine Tochter, die Sonnenjungfrau, hineinzulocken versteht, mit der Absicht, sie Göttern und Menschen künftig zu entziehen. Sofern der Erfolg dieses Verfahrens darin besteht, daß es in der Welt von Tag zu Tag kälter wird, so verwandelt sich der vormalige schöpferische Glutgott alternd zu einem kalten Greise, der als Personifikation oder als Urheber des Winters gilt, von dem zumal der eisige Nordosthauch ausgeht, der die ganze Natur für Monate in Schlaf versetzt, bis der neue jugendliche Gewittergott erscheint und zu Ostern die strahlende Göttin wieder befreit. Dies muß als der wahre Sinn des Baumeister-Mythus der Edda betrachtet werden. Eine große Anzahl noch zu betrachtender arischer Mythen beweist diese Auffassung, wenn auch meist nur in Nachklängen.

In dem altindischen Heldengedichte Ramayana* wird erzählt, wie sich der verabschiedete Himmelsgott Varuna, der Bewahrer des Himmelstrankes (Amrita)**, von dem göttlichen Werkmeister Visvakarma oder Tvaschtar, dem Vater der Sonnenfrau Surya, der er im Grunde selbst ist, ein ungeheures Schloß mit hundert Zimmern aufbauen läßt, um dort die Sonnenfrau einzuschließen und festzuhalten. Um sie auf ihrem Wege zu überrumpeln, wird dieser Palast auf dem rings von Waberlohe umzüngelten Berge Asta, der da steht, wo die Sonne untergeht, errichtet, weil sie dort am nächsten an die Erde herankommt. Er selbst wird stets mit der Schlinge in der Hand dargestellt und heißt deshalb Paçi oder Paçahasta (der Schlingenwerfer), was möglicherweise mit der ehemals auch in Europa heimischen, heute besonders in der Südsee verbreiteten Vorstellung

---

* IV. 43 vergl. Gubernatis, a. a. O. S. 53—55. — ** Kuhn, Herabkunft des Feuers². S. 129.

zusammenhängt, daß man die Sonne am Horizonte leicht in einer Schlinge fangen und festhalten könne. Ein ganzer Sagenkreis schließt sich an diese auch im Reineke Fuchs angedeutete Vorstellung.* Im Ramayana hält Varuna die Sonne allnächtlich in Fesseln gebunden, und es schließt sich der Mythus eines in ein Pferd verwandelten Jünglings an, den wir in den norwegischen Liedern wiederfanden (S. 144). Aber die schöne weiße Tochter des Dämons, welche ein Nachbild der Sonnenjungfrau ist, befreit und erlöst den Jüngling, der sie selber zu erlösen kam. Das drachenbewachte Schloß des Aeetes, worin nach den Versen des Mimnermos die Strahlen der schnellen Sonne im goldenen Gemach gefangen lagen, bis Jason sie mit Medeas Hilfe zurückführte, gehört ganz demselben Vorstellungskreise an.

Die hundert Zimmer im Sonnenpalaste des indischen Götterschmiedes erinnern uns aber ferner an die Labyrinthe, deren Erbauung regelmäßig dem göttlichen Bau- und Schmiedemeister zugeschrieben wird. Dem kretischen Labyrinthe, welches Dädalos erbaut haben sollte, entsprechend, finden wir dem Hephästos auf seiner Insel Lemnos ein ebensolches zugeschrieben, und im Norden gelten Valand-Völundar (S. 68) als ihre Erbauer. Eine Reihe von Vorstellungen, die nur in diesem Zusammenhange einen vernünftigen Sinn ergiebt, öffnet sich uns hier. Beobachten wir die Sonne, wie sie nach dem längsten Tage jeden Tag einen tieferen Bogen am Himmel zurücklegt, so wird uns ihr Weg als ein labyrinthischer Schleifenweg erscheinen, der sie immer näher nach dem Gefängnisse hinführt, in welchem sie für den hohen Norden schließlich auf mehrere Monate ganz verschwindet. Der Riese Abendrot oder Tjugari hat sie nun für lange Zeit verschlungen; ein roter Schein (Abendröte, Nordlicht) bezeichnet den Ort, wo sie von Waberlohe umzogen schläft. Im Eddaliede von Brynhildes Todesritt heißt der Feuersaal Brynhilds „der im Süden gelegene," weil dort im hohen Norden die Sonne im Herbst zuletzt gesehen wird, bevor sie verschwindet, und zuerst, wenn sie im Frühling wiederkehrt. Auch heißt es, daß sie im Frühjahr wieder mittelst ebensolcher Schleifenwege aus dem Labyrinthe herausgeführt werden muß, eine Vorstellung, die aber nur in höheren Breiten Berechtigung hat und entstehen kann. Da nun der Mond und die anderen Gestirne in ihren Bahnen ähnliche, wenn auch nicht so kenntliche Schleifen beschreiben, so liegt die Vorstellung nicht gar

* Die Meinungen der Naturvölker vom Sonnenfang, womit auch die Schaukel der Sonnenbraut in den oben (S. 166—171) angeführten slavischen Liedern zusammenhängt, habe ich in meiner „Allgemeinen Weltanschauung in ihrer historischen Entwicklung" (Stuttgart 1889) S. 29—36 behandelt.

so fern, daß das ganze Weltgebäude als ein solches Labyrinth gebaut sei, und zwar von einem listigen Baumeister, um die Sonne darin, wie in einer Falle, zu fangen, wenn er sich ihrer allein erfreuen und die Welt in Winterschlaf versetzen will. Dies scheint mir die beste Erklärung für den augenscheinlich im Norden entstandenen Mythus, der uns am deutlichsten in der Sage vom kretischen Labyrinthe erhalten ist.

In anscheinend sehr stark entstellten Mythen erfahren wir, daß Dädalos, der unserem Wieland in zahlreichen Punkten genau entsprechende Kunstschmied und Baumeister, dem Minos ein Labyrinth erbaut habe, in welchem der menschenfressende Minotauros, ein Zwitterwesen von menschlicher Gestalt mit Stierkopf, gefangen war. Nach der Sage erschlug ihn Theseus, um den ungerechten Tribut abzuschaffen, welchen Athen in Gestalt lebender Kinder hierher zu liefern hatte; aber diesem Märchen liegen ältere Religionsvorstellungen zu Grunde. Auf der Insel Kreta fand ein alter Kult des Asterios oder Zeus Velchanos statt, der in Stiergestalt verehrt wurde (von dem ich schon an anderer Stelle wahrscheinlich gemacht habe, daß er eigentlich dem nordischen Feuer- und Himmelsgotte entsprach) und als dessen Tochter wir die Ariadne anzusehen haben, die ihrerseits dem Theseus, wie Medea dem Jason, beisteht, das Ungeheuer zu töten und sie aus dem labyrinthischen Sonnenpalast zu entführen. Minos als Vater der Ariadne scheint nur an die Stelle dieses Himmels- und Feuergottes getreten zu sein, der seine Tochter gefangen hielt.

Dieses Labyrinth der kretischen Sage, welches die älteren Berichte einstimmig nach Gnossos (Knossos) verlegen, dürfte übrigens stets nur in der Sage und in Kultgebräuchen existiert haben; kein älterer oder jüngerer Altertumsforscher hat jemals Spuren davon gesehen, und Hesychios, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts in Alexandrien sein Lexikon verfaßte, nennt das Labyrinth einen schneckenförmig gestalteten Platz (kochlioeides topos). Erst später kam man darauf, das Labyrinth von Knossos, weil sich daselbst keine Spuren vorfanden, nach Gortyna zu verlegen, woselbst alte Höhlen oder Steinbrüche mit labyrinthischen Gängen der Phantasie wenigstens einigen Anhalt boten. Claudian, der am Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts lebte, scheint der älteste Schriftsteller gewesen zu sein, der das Labyrinth nach Gortyna versetzt hat. Seit dieser Zeit wurde es dann üblich, dasselbe als ein Höhlenlabyrinth oder unterirdisches Gebäude anzusehen, und so schildert Isidor den Bau, zu dem man viele Stufen herabsteige, dort viele Bildwerke in den Gängen antreffe, aber außer stande bleibe, den Weg wieder zum Lichte empor zu finden. Das frühestens im 10. Jahrhundert verfaßte Etymologicum

magnum sagt schon einfach: auf Kreta sähe man einen Berg mit einer vielkammerigen Höhle, zu der ein holperiger Weg hinunterführe, aber noch schwerer sei es, wieder hinaufzufinden. Auch die späteren Reisenden, wie Belon und Tournefort, haben dann diese Höhlen oder Steinbrüche mit dem Labyrinthe der Sage verwechselt, obwohl diese doch ausdrücklich von einem durch Dädalos bei Knossos erbauten Labyrinthe spricht.



Fig. 22. Alte Silbermünze von Knossos. (Nach Millins mythologischer Gallerie Taf. 140.)

Einen besseren Anhalt gewähren alte Silbermünzen der Stadt Knossos, welche, genau den oben angeführten Worten des Hesychios entsprechend, einen mit schneckenförmigen Linien bedeckten Platz oder Grundriß zeigen (Fig. 22), der täuschend demjenigen der skandinavischen Trojaburgen ähnlich ist, namentlich der hier zur Vergleichung nochmals abgebildeten

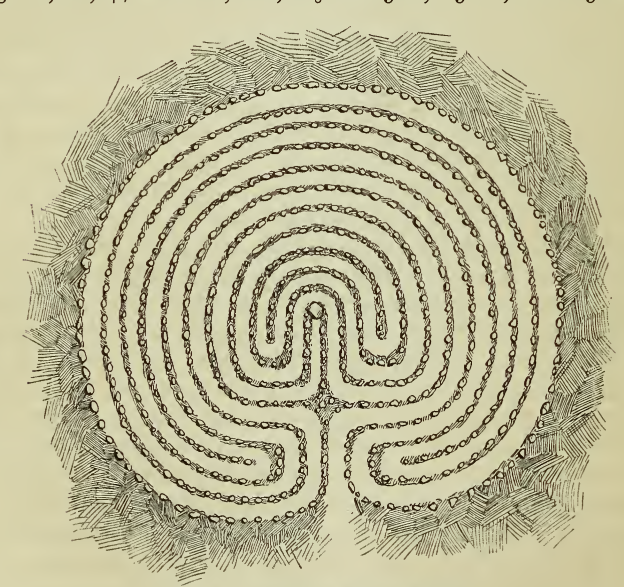


Fig. 23. Trojaburg von Wisby auf Gotland.

Trojaburg von Wisby (Fig. 23). Es fehlt nicht einmal die so charakteristische Durchkreuzung der Einfassungsmauern am Eingangshofe, so daß die Hinzufügung einiger wenigen Windungen das Labyrinthbild der kretischen

Münze zu einem Spiegelbilde der Trojaburg machen würde. Auch der von Davies dem Saturn verglichene Vater der keltischen Frühlingsgöttin Creirwy, um die an jedem 1. Mai gekämpft wird (vergl. S. 173) und der das Ei als Symbol der Wiedergeburt heilig war, scheint die Tochter in einem jener alten siebenwegigen Labyrinthe (vergl. Fig. 22 und dazu S. 61) gefangen gehalten zu haben; denn er führte nach Mone* den Beinamen des Siebenwegigen (Seithwedd), wie hier nachträglich zur Erläuterung der englischen Labyrinthzeichnungen (S. 60) bemerkt werden mag. Saturn als menschenfressender Wintergott stellt sich ungezwungen dem kretischen Minos und Minotauros zur Seite.

Wie sich die Kultsage vom Dädalischen Labyrinthe später erhalten und ausgebildet hat, werden wir weiter unten noch genauer verfolgen; hier bleibt zunächst noch von einigen Nebensagen zu reden, die sich der Hauptsage angeschlossen haben, zunächst von derjenigen der Pasiphaë. Schon ihr Name läßt sie als die allen Leuchtende (pasiphaës) oder die allen Sichtbare (pasiphanes) deuten, und wir wissen, daß sie als Orakelgöttin auch auf dem griechischen Festlande, z. B. zu Thalamae, dem Geburtsorte der Dioskuren, und zu Sparta verehrt wurde und sich dadurch als Doppelgängerin der griechischen Helena zu erkennen giebt, welche in Namen und Sage der indischen Sonnengöttin entspricht, die ihrem Vater, dem sie in Pferdsgestalt verfolgenden Weltschmied, die Dioskuren gebiert. Neben ihrem Bilde zu Thalamae stand dasjenige des Helios, ihres Vaters, der bekanntlich kein einfacher Sonnengott, sondern der blitzgewaltige Herrscher des Himmels, der alte Weltschmied war, und danach erklärt sich, daß auch Zeus Ammon oder der kretische Asterios Velchanos zu Vätern der Pasiphaë gemacht werden. Daraus ergiebt sich aber auch, wie verfehlt die Ansicht von Creuzer, Preller und so vielen anderen ist, welche die Pasiphaë wie die Medea zur Mondgöttin machen wollen; sie gehört ebenso wie letztere zum Sonnengeschlecht und ist die Schwester des kolchischen Sonnenkönigs. Ariadne ist mit einem Worte nur ihre Verjüngung.

Damit stimmt auch die sonstige Pasiphaë-Mythe, die schon den Mythologen des Altertums so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, vortrefflich überein. Der Meerstier des Poseidon, in den sie sich verliebt haben soll, ist kein anderer als der stiergestaltete Himmelsgott, eben derselbe, welcher als Zeus Velchanos oder Asterios in Kreta verehrt wurde und der als ihr Vater galt. Die Sage, daß Dädalos sie in eine Kuh verwandelte, indem er sie mit einem Kuhfell bekleidete, deutet darauf hin, daß man die

* Mone, a. a. O. S. 525.

allegorische Vergewaltigung im Kulte bildlich darstellte; denn wir finden auch in den Veden die Sage von der durch die Schmiedegötter (Ribhus) hergestellten und mit einer Kuhhaut bezogenen Kunstkuh, und wir hörten schon, daß in der Herraudh- und Bosi-Saga, im Tempel der einem Greifen preisgegebenen und von den Wahlbrüdern entführten Jungfrau Hleidh, die Vereinigung eines Stieres mit einer ausgestopften Kuh stattfand. Es ist dies ein alter Sagenzug, der nicht wohl anders denn als Nachklang des Mythus von der Vereinigung des stiergestalteten Himmelsgottes mit seiner kuhgestalteten Tochter zu erklären ist. Auch bei dem russischen Helden Dobrynja Nikititsch, den seine Geliebte in einen Stier verwandelt und ihm dann geradeso wie Pasiphaë ihrem Meerstier nachläuft oder vielmehr in Vogelgestalt auf der Weide umflattert, klingt dieselbe Mythe nach.* A. Kuhn hat das Abziehen des Kuhfells und die Neubekleidung der von den Ribhus gezimmerten milchreichen Kuh auf den sich verfinsternden und von neuem mit einer Glanzhaut bekleidenden Mond bezogen,** und diese Deutung wird für eine jüngere Zeit nicht abzuweisen sein, da in der germanischen und indischen Mythe der Mond auch als Meth- oder Soma-Schale erscheint, die sich leert,*** und ebenso Zeus in Stiergestalt die Mondkuh (Io oder Europa) verfolgt und mit ihr auf Kreta landet; aber das scheinen spätere Umgestaltungen der Ursage zu sein, in welcher Pasiphaë ebenso wie Ariadne als die im Winterlabyrinth gefangene Sonnenjungfrau zu deuten ist. Es wäre sogar möglich, daß man in Griechenland die aus semitischen Ländern stammende Anregung, die arische Sonnenjungfrau in eine Mondgöttin zu verwandeln, mit Vorliebe aufgegriffen habe, weil man damit das bedenklich gewordene Element, daß der Himmelsvater die eigene Tochter verfolgt und einsperrt, milderte.

In anderer Weise ist diese Abschwächung, welche die fortschreitende Kultur fordern mochte, bei einer Reihe von Sagformen erfolgt, in denen der Vater die Tochter unter dem Vorgeben in einen unzugänglichen Turm sperrt, sie dürfe sich nicht verheiraten, weil ihm prophezeit sei, ein Enkel werde ihn entthronen oder gar töten. Denn dies ist der Sinn der Jahresmythe, daß der Sonnenheld, der die Jungfrau befreit, den Alten tötet, mag er sich nun in Menschen- oder Drachengestalt darstellen. Eine der frühesten Aufzeichnungen dieser Sage ist die von Akrisios, dem Burgherrn von Larissa, dem das delphische Orakel geweissagt hat, seine Tochter werde einen Sohn gebären, der ihn entthronen und töten werde, und der sie

---

* W. Stern, Fürst Wladimirs Tafelrunde S. 47. ** A. Kuhn, in der Zeitschr. für vergleichende Sprachwissenschaft IV. S. 113. *** „Tuiskoland" S. 267.

nun in ein ehernes Gewölbe einschließen läßt, durch welches Zeus als goldener Regen eindringt. Akrisios, durch die Stimme des neugeborenen Knaben belehrt, daß alle Vorsicht unnütz gewesen sei, läßt Mutter und Kind (Danaë und Perseus) in eine Kiste einschließen und den Meereswellen aussetzen, worauf sie bei Seriphos landen und der Sohn später das Orakel erfüllt. In der Perseus-Sage ist die Tötung des die Jungfrau Andromeda bewachenden Drachen von der Tötung des Alten getrennt; aber ursprünglich sind beide als eine Person zu denken, und der Beistand, welchen Pallas-Athene, die eigentliche Sonnenjungfrau, dem Drachentöter Perseus wie dem Ariadne-Befreier und Minotauros-Töter Theseus gewährt, ist dem Beistande der gefangenen Jungfrau bei der Überwindung des hütenden Ungetüms in den russischen Märchen, der isländischen Egeassage und in der Medeasage zu vergleichen. Denn eigentlich war Pallas-Athene selbst die aus den Händen ihres Vaters (Pallas oder Hephästos) zu befreiende Jungfrau (s. oben S. 178), und ihr galt in Böotien das zu Koronea als Landesfest begangene Itonia-Fest zum Andenken an ihre Befreiung aus der Unterwelt, und zu Athen das Schmiedefest (chalkaia) zum Andenken daran, daß sie aus der Schmiede ihres brünstigen Vaters, des Weltschmiedes Hephästos, gerettet worden war, und das Panathenäenfest ebenso (s. S. 179).

Eine sehr genaue Parallele dieser Sagen mit noch älteren Bestandteilen findet sich in der irischen Balorsage, von der man schon im „Buch der Eroberungen" (Lebar Gabala) einen um 1150 aufgezeichneten Bericht besitzt, welche wir aber nach der lebendigen Überlieferung mitteilen wollen, die O'Donovan 1851 aus dem Volksmunde in Irland bekannt gemacht hat.* Hiernach ist Balor (der dem indischen Valas oder deutschen Valand vergleichbare Götterbaumeister und Himmelsschmied, der in den Götterkriegen Burgen und Wälle errichtet) in Irland noch immer der Schrecken der kleinen Kinder. Er besaß ein Auge auf der Stirn und eins auf dem Hinterkopf, ähnlich dem entthronten Feuer- und Himmelsgott der litauischen Sagen, Aukstis, die der Sonne und dem Monde zu vergleichen sind. Das Stirnauge kommt auch dem indischen Varuna und Çiva, sowie dem ältesten Zeus von Troja und Larissa** zu, d. h. wir finden den Kult dieses alten Himmelsgottes auf der Burg des Akrisios, dessen Sage mit der von Balor die größte Ähnlichkeit darbietet, wie denn neben dem unterirdischen Gefängnis der Danaë auch das Grab der Ariadne zu Larissa zu sehen war.***

* In seiner Ausgabe der Annals of the kingdom of Ireland by the Four Masters 1851. T. I. p. 120—121. Bei Arbois de Jubainville, a. a. O. p. 208—218.
** Vergl. Pausanias II. 24. *** Pausanias II. 23.

Das Hinterkopf-Auge hielt Balor beständig geschlossen und öffnete es nur, wenn er jemand durch die daraus hervorbrechenden Blitze töten wollte, und daher wird in Irland der sogenannte „böse Blick" noch immer „Balors Auge" genannt.

Diesem Balor, der seinen Wohnsitz auf der Insel Tory, der alten Tor-Innis (Turm-Insel) uralter Sagen hatte, prophezeite nun, ähnlich wie das delphische Orakel dem Akrisios, ein Druide, sein eigener Enkel werde ihn töten, und er schloß deshalb seine einzige Tochter Ethne in einen uneinnehmbaren, in die Wolken ragenden Turm ein, der auf der Höhe eines Uferfelsens erbaut, noch heute gezeigt und Tôr môr, der alte Turm, genannt wird. Er hatte ihr zwölf Wächterinnen gegeben, und sie wunderte sich, als sie zu einer Jungfrau von großer Schönheit erwachsen war, daß auf den Kähnen, die sie von ihrem Turme aus überschauen konnte, noch eine ganz andere Art von Menschen herumruderte als ihre Frauen; denn man hatte ihr vorgeredet, es gäbe nur diese eine Sorte von Menschen auf der Welt. So lebte sie lange ohne Anfechtung. Ihr Vater besaß alle Schätze der Welt, nur eins fehlte ihm, die milchreiche blaue Kuh, welche drei Brüdern gehörte, die auf der gegenüberliegenden irischen Küste eine Schmiede besaßen. Diese Kuh stahl nun Balor aus der Schmiede, indem er sie am Schwanze rückwärts nach seiner Insel herüberzog in einen Hafen, der noch jetzt Port na Glaise, der „Hafen der Blauen" heißt.

Man erkennt sogleich die in den Veden so viel behandelte Sage von den Regenkühen, die Valas oder Balas in seiner Burg versteckt hält und die in dem Rinderdiebstahl des Hermes, Geryon und Cacus ihre bis auf Einzelheiten (Rückwärtsziehen der Rinder) übereinstimmenden Gegenstücke im Abendlande besitzt. Im Ramayana stiehlt Visvâmitra (der Feind aller) die Wunderkuh Sibila, von der wir schon oben bei der Ragnars-Saga (S. 164) sprachen, dem Vasichta. Der Meerstier von Kreta, den Minos einsperren ließ, zu welchem K u h n („Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen") ein Seitenstück in der deutschen Wielandsage fand und der auch hier ins Labyrinth gesperrt wird (vergl. S. 70), schließt sich an.

Im weiteren Verfolg der Balorsage läßt sich nun Mac K i n e e l y, einer der drei Brüder, um sich wegen des Raubes der unschätzbaren Kuh zu rächen, und weil er von der Prophezeiung des Druiden Kunde hat, durch eine Fee auf Ethnes Turm tragen, wo er unter der Verkleidung eines entführten und von der Fee geretteten Mädchens freundliche Aufnahme findet und, schnell das Vertrauen der Prinzessin gewinnend, dem neidischen Vater, der ihm sein letztes Gut genommen, das ihm vorherverkündete Verderben bereitet. Damit das Paar ungestört sei, hatte die Fee alle zwölf Hüterinnen seiner Tochter in festen Schlaf versenkt, und da sie bei ihrem Erwachen Fee und jungen Mann spurlos verschwunden fanden, beruhigten sie ihr Gewissen, indem sie alles für einen bloßen Traum erklärten. Aber nach der gehörigen Zeit kam Ethne mit Drillingen nieder, welche der Großvater, sobald er davon erfuhr, alsbald zu ertränken befahl. Durch Zufall wurde aber das eine Kind errettet, weil es beim Forttragen nach einer tieferen Stelle der See bei einer

Untiefe, die noch heute einen entsprechenden Namen führt, ohne daß es die Trägerin merkte, aus dem Tuche gerutscht war. Dort hatte es die Fee erblickt und dem Vater überbracht, der es dem Schmied Gavida, seinem Bruder, zur Erziehung übergab, weshalb der Knabe ebenfalls das Schmiedehandwerk erlernte. Inzwischen hatte Balor den Namen des Verführers seiner Tochter mit Hilfe eines zauberkundigen Druiden ermittelt und beschlossen, sich blutig an demselben zu rächen. Er überfiel ihn eines Tages mit einer Kriegerschar, schleifte ihn an den Haaren davon, bis auf einen weißen Stein, wo er ihm den Kopf abschlug. Man zeigte auf diesem „Stein des Neely", der zwei Kirchdörfern der Umgegend seinen Namen hinterlassen hat, die Blutspuren dieser Gewaltthat, und er wurde 1794 von seiten eines Antiquars, der ihn für eins der sichersten und ehrwürdigsten Denkmale der irischen Geschichte ansah, an Ort und Stelle auf einen sechzehn Fuß hohen Steinpfeiler befestigt. Da Balor nicht ahnte, daß eins seiner Enkelkinder dem Ertrinken entgangen war, nahm er Gavida, den Bruder Mac Kineelys, als Schmied in seine Dienste. Kineelys Sohn, der Neffe und Lehrling Gavidas, aber hatte alles erfahren und dem Großvater Verderben geschworen. Als letzterer eines Tages bei Gavidas Abwesenheit in die Schmiede trat und sich gar noch des Mordes Kineelys gegen den Sohn rühmte, stieg demselben das Blut empor; er ergriff eine glühende Eisenstange und bohrte sie in das für gewöhnlich geschlossene magische Auge des Großvaters, dem er sich vom Rücken her genähert hatte, worauf dieser sogleich tot niederfiel.

Wir können uns bei diesem, wie gesagt, aus der lebendigen Überlieferung geschöpften Bericht mit Erstaunen überzeugen, wie getreu das Gedächtnis des Volkes, obwohl es kein religiöses Interesse mehr daran zu nehmen hat, Namen und Thatsachen solcher Sagen bewahrt; denn in dem 1150 niedergeschriebenen „Buch der Eroberungen" heißt der Bau- und Himmelsgott Balar (jetzt Balor), seine Tochter Ethniu (jetzt Ethne); der Enkel, der ihn dort in der Schlacht tötet, indem er sein „böses Auge" mit einem Pfeile durchbohrt, heißt Lug und hat sich bei den Feinden seines Großvaters als Tischler, Schmied, Bronzegießer, Arzt und Sänger, kurz als ein Allerwelts-Genie, wie Dädalos bei König Minos, eingeführt. Es ist ein keltischer Gott oder Heros, der dem germanischen Siegfried und Wittich, dem griechischen Theseus, Perseus und Bellerophon (welchen schon Arbois de Jubainville* als Balartöter deuten wollte) in mehr als einer Beziehung entspricht. Von der Ähnlichkeit des Balar mit dem Könige Valerin, der im Lanzelet die Königin Ginevra im Schloß zum Verworrenen Tan gefangen hält, war oben (S. 81 und 84) die Rede. Man scheint den Enkel ähnlich wie seinen Großvater als einen Burgerbauer betrachtet zu haben; denn mehrere gallisch-keltische Städte, wie Lyon, Laon und Leiden, führten im Altertum den Namen Lugdunum, d. h. Lugs Burg oder Lugs Höhe. Man schrieb ihm auch die Stiftung eines in

* A. a. O. S. 205.

allen keltischen Ländern mit fröhlichen Spielen begangenen Volksfestes zu, welches dem Andenken seiner Pflegemutter Taltiu gewidmet war, ähnlich wie Theseus, der seinen Oheim Pallas erschlug, zu Ehren des Mütterchens Hekale ein Jahresfest mit gymnastischen Spielen gestiftet haben sollte.

Die keltische Fassung der Befreiungssage kommt der Urform näher als irgend eine andere in Europa; denn sie zeigt Bestandteile, die sich über alle Arierländer verbreitet haben. Am nächsten schließt sich ihr das deutsche Märchen von den zwei Brüdern (Gebr. Grimm Nr. 60) an, in welchem man, wenn man die hessischen Varianten hinzunimmt, welche im erläuternden dritten Bande* angeführt werden, die meisten Elemente der keltischen Lug-, deutschen Siegfried- und griechischen Perseus-, ja der Peleus-Achill-Sage vereinigt findet. Denn wir erfahren auch hier von einem Könige, der seine Tochter in einen sicheren Turm sperrt, damit sie ihm nicht einen Sohn, stärker als er selber, gebären könne. Allein die Prinzessin trinkt aus einem Brunnen am Turme oder fängt einen hineinspritzenden Wasserstrahl mit ihrer Dienerin auf, und davon werden zwei Kinder geboren, die man Wasser-Peter und -Paul nennt, und geradeso wie Lug, Siegfried, Perseus oder den indischen Karna in einem Kästchen ins Wasser setzt und davonschwimmen läßt. Nachher besiegt der eine von ihnen den Drachen, der die Sonnenjungfrau (Brunhild) gefangen hält, befreit dieselbe und will sie heiraten, findet aber den ihm ganz ähnlichen Zwillingsbruder in ihrem Bette und erschlägt denselben, da er nicht weiß, daß er ein bloßes Schwert zwischen sich und die Jungfrau gelegt hatte. Man erkennt sofort das Verhältnis zwischen Siegfried und Gunther und die Einmischung der Dioskurensage, worüber schon oben (S. 174) und noch ausführlicher in „Tuiskoland" (S. 478—481 und 500—507) die Rede war.

So bilden die deutschen Märchen ein Mittelglied zwischen der keltischen Lug- und der griechischen Perseus-Sage, indem sie ebenfalls das Turm-Abenteuer von dem Drachen-Abenteuer trennen. In der Siegfriedsage ist das Motiv verloren gegangen, daß der eigene Vater die Tochter Brunhild gefangen hielt, weil er ihren Besitz keinem anderen gönnte; aber im dänischen Liede (vergl. S. 136) ist es wirklich ihr Vater, der sie auf den Glasberg setzt, und im faröischen Liede zündet ihr Vater Budli (statt Odin) die Waberlohe um ihren Saal an. Ich habe schon oben (S. 120) die Gründe entwickelt, aus denen ich Brunhilds Wächter und Pflegevater Heimir für den Drachen der Sage halte, der seine Tochter bewacht, und

* Zweite Auflage S. 105—110.

ich sehe jetzt erst zu meiner Befriedigung, daß schon Rieger und Wilh. Müller* zu demselben Schlusse gekommen waren. „Heimir," sagt der letztere, „ist nicht allein der eifersüchtige Hüter, sondern auch der Gatte der Brünhild, die er durch ihre Verlobung mit Siegfried verlieren wird. Als solcher steht er aber auch in näherer Beziehung zu dem Drachen; er ist eigentlich nur eine menschliche Figur, die das Ungetüm vertritt." Müller vergleicht diesen Vater, der seine Tochter heiraten will, ferner dem Heiden Machorel im Ortnit und dem Könige Aaron der St. Oswald-Legende. Viel näher ist aber die Verwandtschaft mit der keltischen Balor-Mythe, und wir erkennen daraus, warum Siegfried zu einem Schmiede in die Lehre kommt; denn auch in der keltischen Sage ist es der Schmiedesohn, der seinen Großvater erschlägt. Der alte Himmelsschmied hat einen Sohn oder Enkel, der ihn entthront, wie Uranos und Kronos entthront werden, und wie in der griechisch-römischen Geheimlehre Apoll, der Drachentöter, ein Sohn des Himmelsschmiedes (Hephästos) und der Sonnenjungfrau (Pallas-Athene) war.

Somit wäre Brunhild eigentlich die Mutter des Siegfried, und darum läßt ihn das deutsche Märchen auch nicht wieder zu dem Turme zurückkehren, von dem er ausgegangen war, sondern er befreit anderswo, ähnlich wie Perseus, eine verjüngte Brunhild aus der Gewalt des Drachen; denn der Jahreszeiten-Mythus erfordert ein alljähriges Neuauftreten von Vater, Tochter und Befreier. Daher tritt auch später Ragnar an Siegfrieds Stelle und heiratet die Tochter von Siegfried und Brunhild, so eine Verwirrung erzeugend, bei der teils Absicht, teils Mißverständnis die Hände im Spiele gehabt haben. Manche dieser Züge sind im russischen Märchen klarer erhalten, so z. B. das Mutterverhältnis in demjenigen vom goldenen Berge, wo der Held die auf dem Glasberge gefangen gehaltene Mutter befreit.** Auch das deutsche Märchen vom goldenen Berge*** ist verwandt und enthält obendrein einige auch in den Veden erhaltene Bruchstücke dieser Sage, auf die aber nicht näher hier eingegangen werden kann. Ganz nahe der keltischen Lug-Sage steht das russische Märchen vom Prinzen Malandrach, der zu einem Turme ohne Thüren kommt, und da er glücklicherweise die Fliegekunst erlernt hat, zum Fenster hineinfliegt und dort die schlafende Prinzessin besucht, von der er erst nachher erfährt, daß sie ihr Vater auf den Rat weiser Männer dort eingesperrt halte, damit sie ihm nicht den Sohn schenke, der sein Unglück sein werde.†

* Rieger, Germania III. 193. — W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage (Heilbronn 1886) S. 87—88. ** Dietrich, a. a. O. S. 51—60. *** Gebr. Grimm Nr. 92. † Dietrich, a. a. O. S. 144—157.

Ebenso gehört das Hug-Dietrichs-Lied hierher, in dessen Verlauf ebenso wie in dem russischen Märchen die für den Vater düstern Folgen vergessen sind, welche daraus entstehen, daß sich ein als Mädchen verkleideter Prinz bei seiner Tochter eingeschlichen hat. Denn auch hier heißt es im Eingange nach Simrocks Übersetzung:

Auf einem Turm verschlossen ist die werte Magd:
Allen Männern hat ihr Vater sie verschworen und versagt
Bis an sein Ende, so lang' ihm währt das Leben:
Und bät' um sie ein Kaiser, dem wollt' er sie nicht geben.

Auch hier wird das heimlich geborene Kind ausgesetzt und von einer Wölfin davongetragen, bis es der Großvater findet und, ohne zu wissen, daß es sein Enkel ist, aufziehen läßt. Es ist der dem Siegfried verwandte Drachentöter Wolfdietrich; aber schließlich holt der als Mädchen in den Turm gedrungene Hugdietrich Frau und Kind; es wird nachträglich fröhliche Hochzeit gehalten, und wir erfahren nicht, daß der Sohn dem Großvater nach dem Leben gestanden habe. Die ähnliche, schon von Saxo Grammaticus erzählte und noch heute in dänischen Volksliedern fortlebende Sage von Hagbarth und Signe, in der sich der Held ebenfalls als Mädchen verkleidet zur Prinzessin einschleicht, endigt allerdings tragisch, aber in ganz verschiedenem Sinne, sofern der Eindringling vom Vater an den Galgen gehängt wird. Hier zeigt aber noch der Schluß, nach welchem sich Signe in demselben Augenblick im Schlosse verbrennt, während der Geliebte den Galgen besteigt, Ähnlichkeit mit der Siegfried-Brunhilds-Sage; das Hauptmotiv ist jedoch verwischt. Einen ganz späten, aber nicht unwichtigen Nachklang der Turmsage enthält die von Kuhn* nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnete märkische Sage vom „Schloß ohne Treppe" im Dorfe Lichterfelde bei Eberswalde, wovon wir schon oben (S. 34) berichtet haben:

„Im Dorfe Lichterfelde ist ein altes Schloß, welches der italienische Baumeister gebaut haben soll, der auch die Festung Spandau gebaut hat, wofür er zum Dank von dem Kurfürsten die Gegend erhielt, wo jetzt Lichterfelde liegt. Nachdem er nun den Bau seines Schlosses vollendet hatte, das aber ganz ohne Thüren und Treppen war, ließ er seine Tochter, die sehr schön war, dahin nachkommen, und zwar geleitete sie auf diesem Wege ein Herr von Sparr. Es war damals die ganze Gegend noch ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, und nur ein Stückchen Landes um das Schloß war erst ausgerodet; als nun das Fräulein mit ihrem Begleiter an diese Stelle kam, da rief es freudig aus: «Lichtes Feld!» Da sagte der Vater, als ihm nun der Herr von Sparr die Vorgänge der Reise berichtete und auch diesen Ausruf erzählte: «Nun, so will ich das Schloß Lichterfelde nennen!» Und diesen

* A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (Berlin 1843) S. 176 ff.

Namen hat es denn auch erhalten. Dem Herrn von Sparr aber hatte seine Schutzbefohlene so gefallen, daß er den Alten bat, sie ihm zur Frau zu geben; aber der suchte allerhand Ausflüchte und sagte endlich, wenn er den Eingang zum Schlosse fände, so solle er sie haben. Damit mußte sich Sparr zufrieden geben und ging davon. Nun trug es sich einmal zu, daß der alte Italiener, der sonst immer seine Tochter ängstlich bewachte, nach Neustadt (Eberswalde) gefahren war, wo ein großes Fest gefeiert wurde, bei dem auch Sparr, der auf dem Schlosse zu Trampe wohnte, zugegen war. Kaum erblickte er den Alten, als er aufbrach und nach Lichterfelde fuhr. Das Fräulein, das im oberen Stockwerke des Schlosses wohnte und gerade am Fenster saß, erblickte ihn alsbald und ließ sogleich einen großen Korb herab, vermittelst dessen sie den Vater immer hinaufwinden mußte, und so hatte denn der Herr von Sparr die Bedingung, welche ihm der Alte gestellt hatte, erfüllt und heiratete bald danach das Fräulein. Als ihm aber das erste Kind geboren wurde, da ließ er auch eine Treppe im Schloß anlegen und es überhaupt mehr nach der Sitte anderer Häuser einrichten."

In den „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen" von Kuhn und Schwartz* findet sich eine im wesentlichen zwar gleiche, aber in den Personen vertauschte Sage vom Lichterfelder Schloß, ohne daß die Verfasser für nötig gehalten haben, uns über diese Verschiedenheit aufzuklären. Hier heißt nämlich nicht der Liebhaber, sondern der Schloßherr Oberjägermeister Sparr aus Spandow, und ein junger Graf Schemia der Gegend, welcher erfahren hat, daß Sparr seine Tochter so grausam in dem treppenlosen Turm gefangen hält, läßt sich heimlich zu ihr heraufziehen. Das wiederholt sich öfter in des Vaters Abwesenheit; aber einmal kommt er unvermutet heim, läßt sich heraufziehen und ruft alsbald, wie der Meermann oder Ogre in den verwandten Sonnenmärchen: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!" (Vergl. S. 150 ff.) Als er aber vermittelst einer Leiter auf den Oberboden klettern wollte, woselbst die Tochter den Grafen verborgen hatte, brach er ein Bein und wurde nun von der Tochter und deren Ritter so gut gepflegt, daß er sie zusammengab und die fehlende Treppe zum Schlosse nachträglich erbaute, die darum als Wendeltreppe in einem besonderen Turm untergebracht ist.

General Sparr gilt auch sonst in der Gegend als gewaltiger Zauberer, der von seinem Schlosse in Prenden nach dem Lichterfelder Schlosse durch die Luft zu kutschieren pflegte, wobei einmal seine Peitsche an der Kirchturmspitze von Biesenthal hängen blieb. Kuhn und Schwartz hörten auch von ihm erzählen, daß er die Gräten, wenn er Fische aß, in einen Napf mit Wasser spie, wo sie wieder lebendig wurden. Nach seinem Tode ließ sich sogleich die wilde Jagd in jener Gegend hören, die stets vom Schlosse in Prenden ausgeht, und ich muß hier auf „Tuiskoland" (S. 138) verweisen, wo auseinandergesetzt wird, daß in der litauischen Sage die wilde Jagd dem entsetzten Himmelsgott mit dem Stirnauge zugeschrieben wird. Er ist der dem keltischen Balar entsprechende Gigant, zu dem in so vielen Sagen der Däumling kommt und von der Frau oder Tochter des

* Leipzig 1848. S. 72—76.

Polyphem versteckt wird. Denn Thor, der die Sonnenbraut im März oder April befreien kommt, ist der Däumling, der erst im Sommer erstarkt.* Der Name Sparr geht vielleicht auf Suare, Svare (slavisch Svarogu), Himmel, Licht, zurück und würde dann hier den Sonnenvater bedeuten, der von dem Himmelssohn (slavisch Svarosisti) entthront wird.** Man vergleiche den oben (S. 160) erwähnten, zu Sparr vortrefflich passenden Namen der Sonnenjungfrau: Sparethra.

Demnach würde sich die Lichterfelder Sage schon durch diesen Namen als Nachklang der Sonnenmythe verraten, und zwar um so nachdrücklicher, als bei dem nahen Eberswalde und wahrscheinlich (vergl. S. 33 ff.) bei Lichterfelde selbst sogenannte Wunderkreise oder Trojaburgen vorhanden waren, in denen an dem erstgenannten Orte eine Osterfeier oder ein Osterspiel bis in unser Jahrhundert hinein sich erhalten hatte. Natürlich handelt es sich bei der Schloßsage nur um eine Neuauffrischung der alten christianisierten Sage von der zu Ostern erfolgten Befreiung der Sonnenjungfrau aus der Macht des babylonischen Drachens und aus den Windungen des babylonischen Turmes; die alte hier heimische Sage hat ein neueres Gebäude umrankt; denn das in Rede stehende Schloß reicht höchstens ein paar hundert Jahre zurück.

18. Osterspiele.

Das christliche Auferstehungsfest knüpft an ein altheidnisches Frühlingsfest der nordischen Völker an und trägt in den frühesten althochdeutschen Sprachdenkmälern den Namen Ostarâ, von dem auch der April seinen Namen Ostermonat (bei Eginhard ôstarmânoth) empfangen hat. Der angelsächsische Heidenbekehrer Beda Venerabilis hat im achten Jahrhundert eine kleine Schrift de temporum ratione verfaßt, in deren dreizehntem Kapitel er sagt, der gewöhnlich als Passah-Monat bezeichnete April werde bei den Angelsachsen Esturmonath genannt, nach einer Göttin, welche sie Eostra nannten, deren Feste in diesem Monat gefeiert wurden. Eine Reihe von Altertumsforschern hat diese Göttin, deren Namen bei uns Ostara geheißen haben müßte, freudig in ihr Pantheon aufgenom-

* „Tuiskoland" S. 554 und 559. ** Vergl. über Svarogu und Svarosisti G. Krek a. a. O. S. 383 und 395.

men und aus ihrem Namen die zahlreichen Oster-Steine, -Berge und -Städte erklärt, an denen Deutschland so reich ist, während andere, wie z. B. Weinhold, eine solche Ostergöttin frischweg geleugnet haben. Das Wort Osten (althochdeutsch ostar, altnordisch austr) gebrauchen wir noch heute zur Bezeichnung der Himmelsrichtung, in welcher die Sonne aufgeht, und da die Osterfeuer und Osterspiele, ja die gesamte volkstümliche Feier des Osterfestes der Begrüßung der Ostersonne noch bis in die letzten Jahrhunderte gegolten haben; da außerdem, wie wir früher (S. 99) sahen, die christlichen Kirchen ausdrücklich nach der Aufgangsrichtung der Ostersonne orientiert wurden, so liegt gar kein vernünftiger Grund vor, die Ansichten Jakob Grimms, Simrocks, Panzers und Wolfs anzuzweifeln, von denen der letztere schrieb: „Die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes hieß unserem Altertum Ostara. Sie war auch Göttin des wiederkehrenden Frühlings und die Osterzeit ihr darum heilig; dadurch stellte sie sich neben Donar, dem wir die Osterfeuer flammend fanden; sie wird selbst einigen Teil an diesen Feuern gehabt haben.“ *

Die Ansicht, daß die Oster-, Johannis- und Weihnachtsfeuer Sonnenfeste unserer Vorfahren verherrlichen sollten, wird so allgemein von den Mythenforschern geteilt, daß wir kein Wort weiter darüber zu verlieren brauchen; verehrten aber, wie wir nun wohl ausreichend gezeigt haben, die alten Germanen eine Sonnengöttin, so galt das Osterfeuer in erster Linie ihr, und wenn ferner Donar, der sommerliche Gewittergott, als ihr Befreier aus der Macht des Winters anzusehen ist, so hatte er natürlich einen hervorragenden Anteil an den Festgebräuchen und Festopfern. Die Betrachtung der in die Osterzeit fallenden Feste des besonders in katholischen Ländern gefeierten St. Georg (23. April) und der h. Walburgis (1. Mai) ist geeignet, uns die letzten Zweifel in dieser Richtung zu nehmen. Der Charakter dieser Feste war nämlich ursprünglich überall der eines durch Spiele versinnlichten Kampfes, in welchem die Befreiung der himmlischen Jungfrau durch fröhliche Übungen der Jugendkraft nachgeahmt und gefeiert wurde; doch war es mindestens überflüssig, dabei den ganzen Schwulst der Alp- und Melusinen-Sagen aufzurühren, wie E. H. Meyer in seinem Paragraphen über den „Frühlingsmythus“ von der „Erlösung der weißen Frau“** thut. Der Frühlingsmythus hat mit diesen Alptraumsagen von erlösten Privatpersonen nichts weiter zu

* J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie (Göttingen und Leipzig 1852) S. 177. ** Germanische Mythologie (Berlin 1891) S. 282—284.

thun, als daß ihre Erlösung mit in das allgemeine Erlösungs- und Auferstehungsfest der Sonne und Natur einbezogen wurde. Die weißen Frauen und der Drache im Liede vom hörnenen Siegfried werden am Ostertage erlöst, weil mit der Befreiung der Sonnenjungfrau alle nächtlichen Zauberkünste ihre Macht verlieren, und darum entfaltet sich am Vorabend des Walburgisfestes aller Teufelsspuk nochmals im höchsten Glanze, um dann für den Sommer zu schwinden.

Bis zur Reformation, erzählt Menzel,* zog alljährlich in der Nacht vor Ostermontag das Volk von Bopfingen und von Flachberg auf den Ipf, einen hoch über das ebene Ried hinausragenden Berg, dessen Gipfel von einem Steinwall umkränzt wird. Dort wurde um einen Osterfladen von ungeheurer Größe getanzt. Der Landrichter von Öttingen eröffnete den Reigen, und der Pfarrer führte die Prozession des mächtigen Osterfladens. Im schottischen Hochland wurde das Bealteine (am 1. Mai) noch 1769 mit einem solchen Fladen gefeiert, der nach gewissen Ceremonieen zerteilt und den Naturmächten überlassen wurde.** Bei Blankenburg kämpften zu Ostern zwei Parteien um den Burgwall, und welche von beiden ihn behauptete, rief triumphierend: „die Burg ist mein und nicht dein!" und derselbe Kampf mit denselben Worten wiederholt sich in einem schwäbischen Kinderspiel. Ebenso kämpften die Bewohner verschiedener Städte auf dem Osternstein bei Gambach (Großherzogtum Hessen), dessen Gipfel nach Dieffenbach offenbar für solche Zwecke umgestaltet ist. Zu Ostern, erzählt Weigand,*** ging es auf dem Osternsteine lebhaft zu; die Gambacher und Griedeler Bursche kämpften um den Besitz desselben, bis vor circa achtzig Jahren der Gebrauch wegen vorgekommener Gewaltthätigkeiten abgeschafft und nur noch von den Kindern beibehalten wurde. Solcher Oster- oder Paeschberge giebt es viele; aber im Norden besuchte man sie nur, um die Ostersonne zu erwarten oder Osterfeuer anzuzünden; der Kampf zwischen Sommer und Winter um die Sonnengöttin ist hier stark in Vergessenheit geraten.

Früher muß das ganz anders gewesen sein; denn wie J. Grimm† anführt, war den mittelhochdeutschen Dichtern „mînes herzens osterspil oder ostertac" ein Schmeichelwort für die Geliebte, um damit ihre höchste Wonne auszudrücken. „Noch später," sagt er, „gab es dramatische Vorstellungen unter dem Namen Osterspil; eine Hauptstelle gewährt aber das Sommer- und Tanzlied des Herrn Goeli: Zur Zeit, als Auen und Werder

* Germania I. S. 69. ** Walter Scott, Briefe über Dämonologie und Hexerei (Zwickau 1833) I. S. 130. *** Wolf, a. a. O. S. 177 giebt den ausführlichen Bericht über diesen Osterkampf. † Deutsche Mythologie² S. 740.

grünen, treten Fridebolt und seine Gesellen mit langen Schwertern auf und erbieten sich zum Osterspil, das ein von zwölfen aufgeführter Schwerttanz gewesen zu sein scheint, wobei ein Tänzer vortreten und den Sommer vorstellen mochte, der den Winter aus dem Lande schlug:

Fridebolt setze ûf den huot
wolgefriunt, und gang ez vor,
bint daz ôstersahs zer linken sîten,
bis dur Künzen hôchgemuot,
leite uns vür daz Tinkûftor,
lâ den tanz al ûf den wasen rîten!

„Das Anbinden des Ostersahs, des Ostermessers, läßt auf Beibehalten eines besondern, altertümlich geformten Schwertes schließen, wie die Osterfladen und Osterstuopha ein Backwerk von heidnischem Aussehen andeuten. Das Schwert kann der Ostara, wie sonst der Fricka zu Ehren geschwungen worden sein.“ Grimm vergleicht darauf die Ostara der slavischen Frühlingsgöttin Wesna, der man am dritten Osterfeiertag auf dem sogenannten Grabhügel des Urkönigs Krakus bei Krakau ein eigentümliches Auferstehungsfest (Rekavka) mit Begraben des Winters und Auferstehen des Frühlings (Wesna) feierte. Dieser dem böhmischen Krok entsprechende polnische Urkönig Krakus scheint eine Personifikation des Winters gewesen zu sein; denn man gab ihm eine Tochter Wanda (Libussa in Böhmen), deren Mythen mancherlei Verwandtschaft mit den germanischen Sonnenmythen durchblicken lassen. Wahrscheinlich waren sie ursprünglich selbst die aus den Händen ihres Vaters zu erlösenden Sonnengöttinnen; denn die böhmische Libussa sendet ein weißes Roß aus, welches ihr einen Mann suchen soll, und bedarf auch eines Drachenkämpfers, während die polnische Wanda von einem deutschen Ritter Rytygier umworben wird, aber sich lieber in die Weichsel stürzt, die nach ihr den alten Namen Wandala empfing. Es ist dies ein Zug aus der Othar-Syrith-Gruppe der Sonnensagen, und wir haben schon oben (S. 171) den um Wanda werbenden Rytygier dem Radigerus einer schon bei Prokop von Cäsarea zu findenden Sage verglichen. Bei dem Dorfe Mogila unweit Krakau zeigt man den hohen Grabhügel (Mogilo) der Wanda, auf welchem schon 1218 ein Cisterciten-Kloster (Monasterium Clarae Tumbae) errichtet wurde. Man hatte aus der heidnischen Göttin eine heilige Wanda gemacht, deren Fest auf den 23. Juni angesetzt ist, wahrscheinlich um dem am 24. Juni mit in die Weichsel geworfenen Kränzen gefeierten Johannisfest (Sobotki der Slaven) einen christlichen Hintergrund zu geben. In ähnlicher Weise ist auf dem Grabhügel ihres Vaters, des Krakus, eine Benediktus-Kirche errichtet, deren Jahresfest gleichfalls auf einen heidnischen Sonnenfesttag (21. März) fällt.*

* Vergl. J. Karlowitz, la belle Melusine et la reine Vanda im Archiv für slav. Philologie 1877 S. 594—609 und den Nachtrag des Herausgebers dazu.

Wir erinnern uns, daß in der russischen Heldensage der Winter-Dämon, dem die Jungfrau entrissen wurde, mit einem hohen Erdhügel (Kurgan) überschüttet wird, aus dem er sich erst nach sieben Tagen, d. h. Monaten, wieder ans Licht hervorarbeiten konnte (vergl. S. 127). Bei den sibirischen Kosaken hat sich übrigens eine Faschingsfeier erhalten, die lebhaft an die Befreiung der Sonnenjungfrau aus der Winterburg, mit Hilfe des über alle Mauern und Wälle hinwegspringenden Wunderpferdes, erinnert. Man erbaut die Burg nämlich aus hohen Schneewällen, zu deren Verteidigung sich außerdem mit Ruten bewaffnete Männer aufstellen, die den jungen Helden hindern wollen, die Winterburg zu erstürmen. Dieser aber giebt zum Jubel der von weit und breit auf Schlitten herbeigeeilten Zuschauer seinem erprobten Rosse die Sporen, bricht durch die schreiende Menge und setzt über die Schneemauer hinweg.* Selbst bis nach Japan ist ein ähnliches mythisches Frühlingsspiel gedrungen; denn man erzählt dort, daß sich die Sonnenjungfrau Ama oder Amaterasu gekränkt in eine dunkle Felshöhle zurückgezogen hatte und der Welt ihr leuchtendes Antlitz entzog. Durch dramatische Spiele wußte man ihre Neugier und ihren Ehrgeiz zu reizen, indem man ihr zurief, es sei auf der Welt eine andere Jungfrau erschienen, ebenso schön und leuchtend wie sie selbst, und als sie darauf ein wenig durch die Felsspalte lugte, hielt man ihr einen Spiegel vor, der sie, ihr leuchtendes Ebenbild zeigend, vollends hervorlockte. Von diesem Ereignis leiten die Japaner die Erfindung des Dramas her, gerade wie die Griechen vom Festzuge des Dionysos und der Ariadne, und wie bei den Germanen der Frühlings-Drachenkampf das älteste Festschauspiel dargestellt zu haben scheint (vergl. S. 85). Und ähnlich wie in der Perseus-Mythe, wo der Spiegel ebenfalls seine Rolle spielt, folgt in der japanischen der Drachenkampf als getrenntes Stück. Susano, der Bruder der Sonne, tötet hier einen achthäuptigen Drachen, der bereits sämtliche Kinder eines alten Ehepaares verzehrt hatte, bis auf eine Tochter, die der Held befreit und heiratet. Der Mythus ist aber in Verworrenheit geraten; denn der Drachentöter erscheint hier zuvor als Meergott und Sonnenbedrücker; allein gerade dieser Zug zeigt, daß wir den nämlichen Mythus vor uns haben; denn der seines Amtes entsetzte Himmelsgott und Räuber der Sonnenjungfrau Mimir oder Wieland im Norden, Uranos und Hephästos in Griechenland, Varuna oder Agni

* W. J. Surikow hat das ursprünglich auch bei den Don-Kosaken, jetzt nur noch in Sibirien gefeierte Festspiel, welches so lebhaft an die Tschurilo- und Siegfried-Sage erinnert, in einem lebendigen Gemälde dargestellt, von welchem die Leipziger Illustrierte Zeitung in Nr. 2539 eine Nachbildung in Holzschnitt brachte.

in Indien nehmen nach ihrer Verbannung ihren Aufenthalt in der Tiefe, auf dem Grunde des Meeres, von wo Hephästos und Agni mit Gepränge zurückgeholt werden, weil die Welt ohne sie nicht bestehen konnte.*

Als Schauplatz für die entsprechenden germanischen und slavischen Osterspiele scheinen an solchen Orten, wo nicht besondere Anlagen (Wurmlagen, Trojaburgen) vorhanden waren, die über einen großen Teil Deutschlands und der osteuropäischen Länder verbreiteten Wallburgen (Fig. 24) gedient zu haben. Dafür spricht einmal der Umstand, daß in manchen Drachenkampfsagen (vergl. S. 107) solche Berge mit Windungen ausdrücklich als „Wurmhügel" bezeichnet werden, dann aber namentlich das häufige Vorkommen von Wallburgen mit im Feuer verglasten Wänden, von



Fig. 24. Wallberg bei Stillfried in Österreich.

denen in „Tuiskoland" (S. 89) ein Beispiel abgebildet wurde. Sie krönen die Gipfel niedriger und höherer Kegelberge, so daß der Glasberg des Brunhild-Mythus leibhaftig vor uns steht, und wurden früher als Zufluchtsorte (Refugien) und Verteidigungsanlagen der Landbewohner betrachtet. Aber eine Reihe jüngerer Altertumsforscher, wie O. Fraas, Much, Cohn und Mehlis,** hat bereits darauf hingewiesen, daß diese im Slavischen gewöhnlich Grodek, Grodno, Horodziec (von horod, der umfriedigte Ort, lateinisch hortus) genannten Ringwälle der Hügelkuppen im Gegensatz zu den größeren als Schweden- oder Hussiten-Schanzen bekannten Erdwällen und befestigten Lagern in den meisten Fällen viel zu klein sind, um eine größere Anzahl von Verteidigern aufzunehmen und ihnen irgend eine Bedeutung für Kriegs- und Verteidigungszwecke zu

* Ich besitze ein japanisches Märchenbuch, in welchem die Hauptscenen dieses Sonnendramas von einem einheimischen Künstler mit einer wahrhaft Dürerischen Kraft und Schönheit der Komposition dargestellt wurden. ** Cohn und Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa (Jena 1879) II. S. 62.

sichern. Die in den Bergwällen vielfach gefundenen Tierknochen und Scherben deuten viel eher auf Kult- und Opferstätten, nach **Fraas** vielleicht auf Orte, an denen auch Leichenbrand- und Totenopfer vorgenommen wurden.

Sehr lehrreich nach dieser Richtung ist der Umstand, daß diese Wallburgen in ihrer Mitte so häufig **christliche Kapellen** aufgenommen haben, die dem hier stattgehabten altheidnischen Kult eine andere Richtung geben sollten, und zwar am häufigsten **Walburgis-** und **St. Georgs-Kapellen**. Beide Heilige deuten aber unverkennbar auf einen Frühlingskult hin; denn Walburgis ist keine andere als die „Göttin der Wallburg" Freyja-Brunhild, und Georg an die Stelle des Burgerstürmers Othar-Siegfried-Swipdagr getreten. Nach **Panzer*** soll Siegfried den Drachen unweit des Schlosses **Walburg** bei Eltmann in Unterfranken getötet haben, und das Schloß, von dem nur noch ein Turm steht, wurde dann durch ein blindes Roß eingenommen. Walbele-, Walberles- und Walburgisberg heißt auch ein hoher Sattelberg beim oberfränkischen Dorfe Wiesentau, dessen mit Steinwällen umkränzter Gipfel eine Walburgiskapelle trägt, bei der am 1. Mai große Wallfahrt und Jahrmarkt abgehalten wird.** Weit und breit dreht sich in der ganzen Gegend das Frühjahrsgespräch darum, ob man „aufs Walberle" ziehen werde oder nicht. Sind die Ausdrücke „walbern gehen," wallen, wallfahrten ursprünglich vielleicht nur von dem allgemeinen Brauch, am Oster- oder Walburgisfest auf die Wallberge zu ziehen, hergenommen? Die Zahl der Walburgis-Kapellen und der nach ihnen benannten Ortschaften ist Legion, und schon **Stevartius** sagt, daß sie nicht zu zählen seien, Beweis genug, wie verbreitet die unter ihrem Namen fortlebende Maigöttin gewesen sein muß. Die berühmteste wurde nachher die zu Eichstädt in Mittelfranken, wohin der Bischof Otgar (Othar?) 870 ihre Gebeine gebracht haben soll, und wo das berühmte Wunderöl unter ihrem Brustbein hervorquillt.

Soviel Mühe sich auch die Jesuiten gegeben haben, diese h. Walburg von dem germanischen Heidentum loszulösen und zu einer englischen Prinzessin zu machen, die ihren vielen Heiratsanträgen zum Trotz den Schleier genommen, so leuchtet der Kult einer altgermanischen Frühlingsgöttin doch an allen Ecken und Enden durch, wie dies **Rochholz** in seiner ausführlichen Untersuchung über Walburg in vielen Punkten dargethan. Am klarsten tritt dies bei der westfälischen Walburgis und überhaupt in Niederdeutschland hervor, wo sie durchaus als Riesin erscheint, welche die

---

* Bayerische Sagen I. Nr. 186. ** A. a. O. I. Nr. 157.

Fruchtbarkeit des Sommers bringt und behütet. „Der größere Teil der (niederländischen) alten Stiftskirchen," sagt Rochholz,* „ist der h. Walburg schon seit so alter Zeit geweiht, daß man daselbst von der Walburgiskirche in Gröningen behauptet, sie sei ein Heidentempel der Göttin Walburg gewesen, und daß man in der Walburgiskirche zu Veurne (Diöcese Ypern) sogar noch die Stelle zeigt, wo dieser Göttin Menschenopfer gebracht worden sein sollen (Wolf, Niederl. Sagen Nr. 309, S. 696. — Bollandisten I. c. 522). Die Annahme eines sehr hohen Alters dieser Kirchen wird zugleich durch ihren Baustil unterstützt; diejenige zu Gröningen ist eine Rotunde mit turmähnlichen Mauern ..... und diejenige zu Antwerpen, in der Altstadt gelegen, heißt Burg (castrum) ....." Der heilige Wilibald, ihr Bruder, der sie von England nach Deutschland gebracht haben soll, wird in den Harzsagen ebenfalls zu einem Riesen und hätte nach J. B. Gramaye (Antiquitat. Antverp. II. p. 13) in Antwerpen bereits die Verehrung eines Walburgis genannten steinernen Venusbildes vorgefunden, welches den Antwerpener Frauen bis in die letzten Jahrhunderte hinein als Ortsgöttin galt, die sie bei allen Gelegenheiten anriefen. Joh. Goropius leugnet zwar, daß die Walburgis eine belgische Fruchtbarkeitsgöttin gewesen sei — sie sei nur Burggöttin der Stadt gewesen —, ihr Name bedeute Citadelle;** aber ältere Reisende jener Zeiten haben versichert, das berühmte Priapsbild von Antwerpen, sehr ähnlich den Darstellungen des Gottes Fricco (Freyr), von denen Adam von Bremen erzählt, stamme von der Walburgiskirche, und an einem Thor zu Löwen, sowie in einer Kapelle von Brabant habe ein gleiches Bildwerk gestanden. Wolf, der diese selbst von den belgischen Kirchenschriftstellern zugegebenen Thatsachen genau untersucht hat, gab in seinen Beiträgen*** Abbildungen und Beschreibungen ähnlicher Bildwerke aus Deutschland, von denen namentlich eine Figur von der Giebelwand der Kapelle zu Belsen (Fig. 25) bei Rottenburg (Württemberg) lebhaft an die belgischen Freyr-Bilder erinnert und auch durch ihr Beiwerk deutlich auf alten Sonnenkult hindeutet. Diese Kapelle zeigt nämlich, dem Laufe der Sonne entsprechend, nur Thüren nach den Sonnenseiten, nach Aufgang, Mittag und Untergang. Sie ist dem ersten Strahl des Gestirnes offen, empfängt den Strahl, wenn es am höchsten steht, und nimmt den letzten Strahl des scheidenden auf. Unter den Bildern, die sich hoch am Giebel hinziehen, finden wir die Sonne selbst, und zwar dreimal: zu unterst eine große

* Drei Gaugöttinnen (Leipzig 1870) S. 80—82. ** Goropius, Origines Antverpiae 1569. I. p. 26 u. 101. *** J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1852. I. S. 106—114.

alleinstehende, höher, und zwar südlich von dem Götterbild, zwei Sonnen übereinander; alle drei haben verschiedene Größen. Außer ihnen steht noch eine neben dem Kreuz über der Kirchenthür, und alle diese Bildwerke, zu denen noch fünf Stierhäupter kommen, stammen augenscheinlich aus einem älteren Bauwerke und sind der jetzigen ebenfalls bereits ziemlich alten Kapelle eingemauert, wobei das Kreuz am Giebel wie über der Thür sieghaft über den alten Sonnenkult erscheint. Wolf deutet das große Sonnenbild auf die Sommersonne, das kleinste auf die Wintersonne, während die mittleren Sonnenbilder auf Frühlings- und Herbstsonne gehen mögen; der Stier ist uns wiederholt als Sinnbild dieses Kultes begegnet (vergl. S. 108).


Fig. 25. Giebelwand der Kapelle von Belsen. Nach J. W. Wolf.

Die Verbindung des Walburg- und Ostara-Kults mit dem Sonnendienst wird auch sonst bezeugt, und Mone erzählt nach Boltens dithmarsescher Geschichte, daß Sonne, Ostar und Mond heilige Haine bei Nordhastedt, Osterwohld und Tellingstedt (Holstein) mit kreisrunden Tempeln hatten.* Das Wenige, was sich über die Walburg in der Volksüberlieferung erhalten hat, läßt sich sehr wohl mit den Sagen von der Befreiung der Sonnengöttin in Einklang bringen, so die böhmische Sage (bei Grohmann), daß sie neun Nächte vor dem ersten Mai vor dem Schimmelreiter (Odin als Wintergott), der sie verfolge, auf der Flucht sei, ebenso die Tänze um den Walberbaum unter Anführung des Walber — eines ganz in Stroh gekleideten Mannes — am 1. Mai in den kleinen Orten des bayrischen Frankenwaldes, endlich die Sage, daß die Hexen in der Walburgisnacht den letzten Schnee forttanzen. In Herbelos Leben der h. Bilihildis, deren Name stark an Wilibald, Walburgis' Bruder, erinnert, wird das noch jetzt an manchen Orten gefeierte Maifest, bei welchem der Maigraf die Maigräfin erwählt und das Maienlehn seinen Anfang nimmt, als ein Tanz völlig entblößter Mädchen und Frauen (nuda cohors muliebris in ludo nudo ludens)** geschildert, dem die Männer zuschauten,

* Mone, a. a. O. II. S. 86. ** Diese Wendung entstammt wohl der Vaganten-Poesie. Vergl. Germania XII. S. 61

weshalb Bilihild ihren Vater Chlodwig, den Frankenkönig, bat, diese Greuel auszurotten. Hier hat die Mönchsphantasie offenbar übertrieben; es handelte sich bloß um Ablegung von Mantel und Haube, um hochgeschürzt, bloßarmig und das lose Haar mit dem Walburgiskrautkranz geschmückt, den Maienreigen zu tanzen.* Die Fenster der Liebsten wurden mit dem Wolbermay geschmückt, wozu man am liebsten Zweige von Thors Baum (Eberesche) wählte. Die Betrachtung des St. Georgen-Kults im nächsten Kapitel wird uns weitere Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser religiösen Tanzfeste des Sonnenkults erbringen.

19. St. Georg.

Wiewohl St. Georg, der Drachentöter, zu den gefeiertsten Heiligen dreier Bekenntnisse (der katholischen und griechischen Kirche, sowie des Muhammedanismus) gehört, ja sogar selbst zum Schutzpatron Englands, Portugals und Arragoniens aufgestiegen ist, so hat es doch aus sehr begreiflichen Gründen den Heiligen-Biographen nicht recht gelingen wollen, seine Lebensgeschichte festzustellen. Man hat den h. Georg von Kappadocien, wie er gewöhnlich genannt wird, bis vor die Tage Konstantin des Großen zurückdatieren wollen, wahrscheinlich weil sich dieser Herrscher (nach des Eusebios Erzählung) selbst als Besieger des in Drachengestalt versinnlichten Heidentums darstellen ließ; aber es ist betrübend, anführen zu müssen, daß die anderen Heiligen von Kappadocien, Basilius und die Gregore, nichts von ihrem heiligen Genossen wußten. Gelasius, der erste Papst, welcher den h. Georg anerkannte, verwarf 494 seine damals schon vorhandenen Akta als Ketzermachwerk und rechnete ihn zu den vielen Heiligen, deren Leben Gott besser bekannt ist als den Menschen (qui Deo magis quam hominibus noti sunt).** Es fehlte freilich nicht an christlichen Märtyrern seines Namens, denen man den Drachenkampf aufzuheften suchte, nachdem man seit Beendigung der Kreuzzüge in einem heiligen Drachenbesieger die geeignete Persönlichkeit gefunden hatte, um damit das Andenken der nationalen Drachenbezwinger Donar, Beovulf und Siegfried in nordischen Ländern auszulöschen. Man verfuhr dabei mit entschiedenem Ungeschick und Mißerfolg.

* Rochholz, a. a. O. S. 37—39. ** Gibbon, Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches (Leipzig 1837) S. 732.

Einige glaubten ihn in dem Primas von Alexandrien gefunden zu haben, dem Sohn eines kilikischen Walkmüllers, der sich durch niedrige Kriecherei zum ersten christlichen Amt in Ägypten aufgeschwungen hatte und dort so wirtschaftete, daß ihn das erbitterte Volk (nach dem Zeugnis des unparteiischen Geschichtsschreibers Ammianus Marcellinus) ermordete, seinen Leichnam verbrannte und seine Asche ins Meer streute (24. Dezember 361), damit man wenigstens bei seinen Gebeinen keinen Märtyrerkult sollte treiben können. Aber die Vorsichtsmaßregel wäre nur zum Teil wirksam gewesen. Denn als Gegner des Athanasius sei das Andenken Georgs den Arianern so teuer gewesen, daß sie ihn dennoch zum Heiligen gemacht und in Ermangelung eines anderen Drachen den von ihm niedergeworfenen Zauberer Athanasius zu einem solchen gestempelt hätten, und die Kirche zu einer Jungfrau, die aus seiner Gewalt befreit worden war. „So ist,“ sagt Gibbon, „der ehrlose Georg von Kappadocien in den berühmten Georg von England umgewandelt worden, den Schutzheiligen des Wappens, des Rittertums und Kniebandordens.“ Ältere Legenden, die sich mit Sicherheit bis zum 7. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, machen Georg dagegen zu einem christlichen Streiter im Heere des Diokletian, der aus Kappadocien nach Lydda in Palästina gekommen sei und dort zwar keinen Drachen, wohl aber einen anderen Drachentöter, den Heidengott Apoll, besiegt hätte, welcher letztere den Kaiser zur Christenverfolgung angestiftet haben sollte. Diokletian ließ ihn nach dieser Lesart in der zehnten Christenverfolgung (303) gefangen nehmen, vermochte ihn aber weder durch Gifttränke, noch durch glühende Stiefel oder Hineinwerfen in eine Kalkgrube ums Leben zu bringen, und eine Lanze bog sich auf seiner Brust wie Blei. Zuletzt treibt Georg den Apoll zu dem Selbstbekenntnis, daß er ein gefallener Engel sei, und wird dann, als auch die Kaiserin Alexandra (nach anderen Lesarten war diese Alexandra eine Gemahlin des Prokonsuls Dacian von Persien) sich zum Christentum bekehrt, enthauptet.

In seiner Einleitung zum h. Georg des Reinbot von Dorn, eines deutschen Dichters, der am Hofe des Pfalzgrafen Otto des Erleuchteten lebte, hat F. von der Hagen gezeigt, daß alle jene altchristlichen St. Georgs-Legenden von dem Drachenkampf, der seit dem 12. Jahrhundert zur Hauptthat des h. Georg erhoben wurde, nichts wissen; noch in dem eben erwähnten Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, welches über 6000 Reimzeilen umfaßt, wird nur kurz erwähnt, daß er „lewen vnd bern, Trachen gros vnd lintworme“ erschlug. Erst Jacobus de Voragine, Bischof von Genua, der 1298 verstorbene Verfasser der Goldenen Legende

(Legenda aurea), fügte das Drachen-Abenteuer in der später maßgebend gebliebenen Form der älteren Georgs-Legende hinzu, indem er nach einer etymologischen Einleitung über den Namen Georgs folgendes erzählt:

„Der Tribun Georg von Kappadocien traf einst in Libyen bei der Stadt Silena in einem See einen Drachen, welcher durch seine Annäherung die Stadt vergiftete, und dem die Bewohner, um ihn fernzuhalten, täglich zwei Schafe, und als diese anfingen zu fehlen, ein Schaf und eins ihrer Söhne und Töchter nach dem Lose zum Fraße brachten. Endlich fiel das Los auch auf des Königs Tochter. Er behielt sie noch acht Tage zurück, ließ sie aber dann auf Dringen des Volkes in königlichen Kleidern dem Drachen zuführen. So findet sie Georg; sie erzählt und mahnt ihn zur Flucht. Georg tröstet sie, steigt von seinem Rosse, bekreuzigt sich und durchbohrt mit der Lanze den Drachen, heißt darauf die Jungfrau ihm ihren Gürtel um den Hals werfen, an welchem sie ihn, wie ein Hündlein, in die Stadt führt. Hier tötet ihn Georg mit dem Schwert. Die Bürger, 20000 an der Zahl, lassen sich taufen, und der König erbaut der h. Maria und Georgen eine prächtige Kirche, aus deren Altar eine alle Kranken heilende Quelle entspringt. Die ihm vom Könige angebotene Belohnung verteilt Georg unter die Armen und reitet von dannen. Jacobus bemerkt, daß man in einigen Büchern lese, wie Georg den Drachen auf der Stelle durch das Kreuz getötet habe. Sein Märtyrertum in der diokletianischen Christenverfolgung unter Dacian erzählt er darauf ziemlich so wie die älteren Legenden und fügt nur noch hinzu, daß St. Georg bei der Einnahme Jerusalems die Kreuzfahrer zum Siege geführt habe."

Die unter dem Namen „Winter- und Sommerteil" bekannte, sehr alte deutsche Legendensammlung erzählt die Geschichte beinahe ebenso, und die in vielen dieser Legenden vorkommenden Ortsnamen Lydda, Silena, sowie die Heilquellengeschichte weisen uns ganz zweifellos auf die alte Theseus-, Perseus- und Midas- (Silens-) Mythe, welche aus bestimmten Gründen der alten christlichen Legende vom Märtyrer Georg hinzugefügt worden war. Die Anfänge dieser Verschmelzung liegen wahrscheinlich in der griechischen Kirche; denn es wird versichert, daß der Tempel des Theseus in Athen, des attischen Drachentöters, schon im 6. Jahrhundert dem h. Georg geweiht worden sein soll. Zu Lydda (jetzt Lud) in Palästina erbauten die Kreuzfahrer eine in unserer Zeit erneuerte St. Georgskirche, und darin liegt ein deutlicher Fingerzeig auf die thatsächliche Entstehungsweise der Georgslegende. In dieser Stadt, der Diospolis (Götterstadt) der Griechen und Römer, wurde nämlich in alten Zeiten der phönikische Reseph verehrt, der kein anderer ist als der griechische Perseus (oder sein Doppelgänger Bellerophon), der Drachentöter, welcher die Andromeda befreit, wie sein angeblicher Nachkomme Herakles schon bei Homer die Hesione vor Troja der Gewalt des Meerungeheuers entreißt. Die homerische Erzählung, die so sehr der Baumeister-Episode in der Edda gleicht, zeigt uns ebenso deutlich wie die schon oben (S. 187) behandelte Mythe von der Geburt des

Perseus, daß wir in beiden Gestalten den arischen Drachentöter vor uns haben, der, mag er nun Indra, Thraetaona, Feridun, Herakles, Theseus, Siegfried, Jason, Perseus oder Bellerophon genannt werden, immer derselbe bleibt und erst auf diesem Markt der Phöniker und Ägypter semitische Züge angenommen hatte. Die Perseus-Idee eroberte, wie Clermont Ganneau in seiner Abhandlung „Horus und Saint Georges" dargethan hat,* noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung alle hier in Berührung tretenden Bekenntnisse. Die Ägypter bildeten hinfort, wie ein interessantes Relief der Louvre-Sammlung aus dem dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung beweist, sogar den Horus als römischen Ritter mit Sperberkopf, wie er den Typhon (in Krokodilsgestalt) mit seiner Lanze durchsticht. Die Araber und ihre muhammedanischen Erben verwandelten den berittenen Drachenkämpfer in ihren Khidr oder Chederles, dessen Geburtshaus in Lydda man lange zeigte, ja, sie erzählen in einer Koransage, Christus werde am Thore der Stadt oder Kirche von Lydda den Antichristen (Dadjdjal) töten, wobei Christus geradeso wie Khidr mit dem grünen Turban dargestellt wird; denn der Name Khidr bezeichnet den Grünen.

Diese sonderbare Vermischung erklärt sich daraus, daß Perseus mit seinem Sichelschwert schon im Altertum zu einem Besieger der winterlichen, dem Ackerbau schädlichen Mächte gemacht wurde. Ich habe diesen, schon in „Tuiskoland" (S. 481—483) angedeuteten Zusammenhang früher nirgends ausgesprochen gefunden; aber die schon von mehreren Schriftstellern des Altertums in den hohen Norden versetzten und dort im Märchen noch heute fortlebenden drei Gräen oder Gorgonen sind dem dreiköpfigen Geryoneus gleichwertige Personifikationen der Wintermächte, wie schon das alles Lebende versteinernde Gorgonenhaupt beweist. Aus der Hut dieser Wintermächte befreite er ursprünglich wohl ebenso die Frühlingsgöttin Andromeda, wie Siegfried die Brunhild; er ist daher der Lenzesbringer und Schutzherr der Ackerer. Daher wurde Perseus zu Lydda (Diospolis) auch als Ackerzeus mit dem Sichelschwert (Zeus Georgos) verehrt, an dessen Frühlingsfeste mit dem Pflügen begonnen wurde, und dieser Acker-Perseus oder -Zeus (Georgos) lebt sowohl in dem muhammedanischen Khidr, wie im christlichen Georg, der die Frühlingssonne aus der Gewalt des Winterdrachen befreit, fort. Ein alter, in Palästina geborener arabischer Geograph Moquaddesy sagt, die Sommeraussaat werde an das große Fest von Lydda (23. April, St. Georgstag) geknüpft, und

* Revue Archéologique Vol. XXXII. (1876) p. 196—204 und 372—399.

die blumenreiche Sprache der muhammedanischen Legende setzt hinzu, es entsprieße Grün, wo Khidr den Fuß hinsetze. Die Mischung der Religionen, die hier auf syrischem Boden stattfand, wo man den Drachenkampf des Perseus bei Joppe lokalisiert hatte, war wunderbar, und wenn wir in der Apokalypse (XIV und XIX) von dem Engel mit dem Sichelschwert, der auf einer weißen Wolke oder auf einem weißen Pferde reitet, lesen, so werden wir kaum verkennen können, woher die Vorstellungen von St. Michael und St. Georg, woher das Flügelpferd des Muhammed u. a. stammen.

In der That soll schon unter Justinian an die Stelle des Zeus-Georgos-Tempels eine Basilika des h. Georg getreten sein, und in den Bischofslisten heißt Lydda seitdem die St. Georgsstadt (Hagiogeorgioupolis). Die Rückverwandlung des Perseus in den Zeus Georgos kann uns nicht auffallen; denn Perseus war der verjüngte Zeus, ebenso wie Siegfried der verjüngte Donar war, welcher die Freyja befreite, und ebendeshalb wird Perseus im Morgenlande auch mit dem Donnerer Elias vereinigt, und Zeus erscheint wie Perseus mit dem Blitzschwert Chrysaor bewaffnet. In Diospolis wurde der Zeus Georgos auch Arotrios und Arouraios (der Ackerer oder Pflüger) genannt, und auf ihn dürfte der h. Arator, Märtyrer von Alexandrien, dessen Festtag (21. April) unmittelbar vor den Georgstag fällt, seinen Stammbaum zurückführen. Aus dieser Vermengung erklären sich manche Eigentümlichkeiten der Georgssage, die den Bilder-Erklärern unverständlich geblieben sind. „Auf allen (griechischen) Darstellungen des h. Georg," sagt Didron* „erscheint ein auf dem Hinterteil des Pferdes, welches den Heiligen trägt, sitzendes Kind. Dieses Kind hält in der Linken mit ausgestrecktem Arm eine verzierte Wasserkanne. In Griechenland, in den Meteoren und auf dem Berge Athos habe ich gefragt, was dieses Kind und die Wasserkanne, deren die Legenda aurea nicht gedenkt, bedeuten sollten; niemand konnte es mir sagen." Didron hätte den Aufschluß im ersten der Türkischen Gesandtschaftsbriefe von Busbeck finden können. Als der berühmte Staatsmann nämlich 1555 nach Amasia in Kappadocien kam, um den Waffenstillstand mit Soliman II. zu vermitteln, erzählten ihm die Derwische, sie müßten immer lachen, wenn sie den h. Georg in den christlichen Kirchen sähen; denn das sei ja ihr Chederles. Als er sie nun näher befragte, was denn das für ein großer Held sei, erzählten sie ihm die Geschichte des Perseus, wie derselbe in die Gebiete der nordischen Nacht gereist sei und dort den Fluß des Lebens gefunden

---

* Didron et Durand, Manuel d'Iconographie chrétienne grecque et latine (Paris 1845) p. 369—372.

habe, von dem er trank und unsterblich wurde, wie er darauf auf seinem Wunderroß den Drachen besiegt und die Königstochter befreit habe. Der kleine Knabe, den die Griechen hinter ihm sitzend malten, sei sein kleiner Stallmeister, seiner Schwester Sohn, mit der Weinkanne (offenbar Darreicher jenes Trankes, mit welchem sich der Drachentöter der Veden und deutschen Märchen vor dem Kampfe stärkt*). In der Moschee zeigten sie ihm sogar die Wunderquelle, welche Chederles' Roß zurückgelassen hatte, also die Hippokrene, welche der Pegasos des Perseus und Bellerophon mit seinem Hufschlage erzeugte, als er zum Himmel stieg.

Nach alledem können wir uns über die Gastfreundschaft nicht wundern, mit welcher der h. Georg überall in Deutschland und England aufgenommen wurde, als die Kreuzfahrer seine Legende aus dem Morgenlande heimbrachten. War es doch ihr alter, viel in Liedern und Sagen besungener Donar, Beovulf, Freyr oder Siegfried, den die germanischen Stämme unschwer in der römischen Rüstung wiedererkannten. Nun wurden überall, wo früher die Siegfriedsage lokalisiert war und ein Osterspiel in der Wurmlage oder „Wallburg" stattfand, Georgenkirchen erbaut, und an einer großen Anzahl von deutschen Orten zeigte man unweit der Georgskirche die Stelle oder Höhle, an welcher St. Georg den Drachen erlegt und des Kaisers Tochter befreit hatte, an welche die Reihe gelangt war, letzterem zum Fraße zu dienen. Bei Henne-Am Rhyn** findet man eine ganze Reihe solcher lokalisierter St. Georgssagen gesammelt; so zeigt man z. B. zu Wurmlingen am Fuße der „Wandelburg" unweit Tübingen die Lindwurmhöhle und an den benachbarten Orten Schwärzloch und Kalkstein Georgskapellen mit Darstellungen des Drachen, in Schwärzloch angeblich ein Steinrelief aus vorgotischer Zeit, wie dort auch als Sieger ein Herr von Wurmlingen genannt wird, dessen Geschlecht den Drachen als Abzeichen führte. Auch in Derendingen heißt ein Ritter von Wurmlingen der Drachensieger, und es wird erzählt, daß er den Wurm mit einem Spiegel getäuscht habe, ein noch zu besprechender Zug, der sowohl in der Perseus- wie in der Diomedessage vorkommt. Im Neidinger Thal zeigt man den Lintberg mit der alten Limburg, das Dorf Lindorf und den Lindachbach als den Schauplatz der Sage vom Lintwurm, d. h. von dem goldgleißenden Wurm, und in der Nähe die Jörgs- und Michaelsberge, von denen der Retter kam. Es ist hierzu zu bemerken, daß J. Grimm den in Deutschland häufig vorkommenden Ortsnamen Limburg von solchen Lint- oder Wurmburgen herleiten wollte (D. Mythologie[2] S. 653) und

* Vergl. „Tuiskoland" S. 505. ** Die deutsche Volkssage[2] S. 644—658.

daß St. Michael, der Erzengel, oft durch Verwechselung an die Stelle des Drachentöters St. Georg trat; er ist aber eigentlich der Kämpfer des letzten herbstlichen Drachenkampfes am Ende des Weltenjahres beim jüngsten Gericht und tritt hierbei an die Stelle des Donar oder Elias in der germanisch-christlichen Götterdämmerungs-Mythe.

Zu den schon oben (S. 87 ff.) angeführten deutschen Orten, an denen die Georgslegende in die Fußstapfen der Siegfriedssage trat, mag zunächst noch Immendorf in Schwaben genannt werden, woselbst man den Georgswasen und das Georgsbrünnlein zeigt, an welchem der Ritter den Drachen erlegte, ein Ereignis, welches nach Panzer noch alljährlich vor der dortigen Georgskirche mit Spiel und Tanz gefeiert wird. Derselbe Berichterstatter erwähnt noch der Drachenkämpfe von Garstadt am Main, wo eine Säule mit Inschrift vom Jahre 1669 die Stelle bezeichnet, wo Georg den Drachen tötete, von Marktbreit und Volkach in Unterfranken, wo sich Darstellungen der daselbst von dem Stadtpatron St. Georg ausgeführten Drachenkämpfe am Rathause oder in besonderen Bildwerken befinden. Diese Anführungen ließen sich leicht erheblich vermehren; es mag aber genügen, hier noch den Georgenberg in Prietitz bei Camenz zu nennen, der im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort war, noch einen Teil des alten Walles und „Schlangengänge" zeigt, während auf demselben entdeckte Urnenbruchstücke, Kohlen- und Aschenlager beweisen, daß dieser Wallberg schon in vorchristlichen Zeiten ein Opferberg war.* Ganz unmittelbar an die Siegfrieds-Sage scheint das Georgsfest zu Stein an der Traun (im bayrischen Oberlande) anzuknüpfen, weil daselbst das Pferd, welches den Helden springend über den Burgwall getragen, in den Mittelpunkt des Kults eingetreten ist. Hier findet alljährlich der 1804 abgestellte, aber 1833 durch königlichen Befehl wieder eingeführte Georgi-Ritt statt, bei welchem die Pferde des Traungaus zur kirchlichen Weihe geführt werden.

Die berittene Prozession findet seit acht Jahren nicht mehr morgens, sondern nachmittags zwei Uhr statt, und es pflegen daran gegen hundert Pferde, von reitkundigen traungauer Burschen geritten und geführt, beteiligt zu werden. Der Zug, den der Ritter St. Georg im roten Mantel mit einem berittenen Pfarrer an seiner Seite eröffnet, wird in Stein arrangiert und zieht dann, ein prächtiges Bild bietend, nach der eine halbe Stunde entfernten Georgskirche. Hinter dem Darsteller des h. Georg folgen zunächst sechs Engel (weißgekleidete Kinder mit Rosmarinkränzen auf Schimmeln), dann die Feuerwehr, Musik, Kerzenträger und endlich die geputzten kraftstrotzenden Bursche mit ihren auserlesenen Rossen. Die kirchliche Weihe findet

* Vergl. oben S. 199 und Karl Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit (Leipzig 1843) Bd. II. S. 206.

in St. Georgen statt, wo die Georgi-Bruderschaft (im vorigen Jahre zwanzig Mann stark) in weiß-roten Farben, mit dem Geistlichen an der Spitze, dem Reiterzuge entgegengeht. „Hoch erhebt der Geistliche," so heißt es in einem Festbericht von 1892, „die Kreuzpartikel, die Böller salutieren, wild bäumen die hitzigen Gäule sich auf, dann zieht der Zug ins Dorf, an dessen Eingang der Geistliche jedes vorbeiziehende Pferdepaar mit Weihwasser besprengt. Nach diesem Brauche umkreist ein Kordon herrlicher Pferde das Wirtshaus; es folgt, wie nach dem Manöver, die „Kritik," vielleicht auch der eine oder andere Roßhandel, dann jagen die Teilhaber meist in sausendem Galopp einzeln wieder über die Frühlingsfluren heimwärts."*

Auch in außerdeutschen Ländern drang die Georgssage nach den Kreuzzügen schnell ein und machte sich in ähnlicher Weise heimisch. In Andersens „Zwei Baronessen" ruft ein Student beim Einfahren in den Svendborger Fjord (Fünen): „Seht Ihr dort im Walde St. Jürgens Hof und Kirche? Dort stritt er mit dem Lindwurm; die Schlange wohnte in Nyborg, sie kroch von dort aus über das Land und forderte jeden Tag ihr Opfer; das Los fiel auf des Königs Tochter, der Ritter St. Jürgen befreite sie." Ähnlich wird St. Georg in England gefeiert, woselbst er den Ritter Sir Bevis von Hampton (Southampton) ersetzte, dessen altes Lied schon Chaucer in den Canterbury-Geschichten unter den ältesten englischen Ritterromanzen aufführt. Percy hat gezeigt, daß die altenglischen Georgs-Balladen zum Teil wörtliche Umschreibungen des alten Bevisliedes waren und alle Einzelnheiten seines zweitägigen Kampfes mit dem Drachen wiedergaben, namentlich wie der Drache, sobald er seinen Bezwinger erblickt, einen so lauten Schrei ausstößt, daß der Himmel zittert, und wie er dem Ritter zwei Rippen zerbricht, bevor dieser, als er davonfliegen will, die weiche Stelle unter den Achseln entdeckt, in die er sein Schwert bohren kann, weil dort die glasglänzenden und erzharten Schuppen fehlten. Die englische Georgslegende ist darum auch wohl so realistisch ausgefallen, daß der Heilige die im Morgenlande aus der Gewalt des Drachen befreite Prinzessin Sabra (in der zweiten von Percy mitgeteilten Legende) nach England mit sich führt, dort heiratet und zu Coventry mit ihr begraben liegt.**

Freilich erschien vor ihm Sir Bevis, oder wie er in den alten Gedichten heißt, Syr Beavis, nicht weniger historisch als ein Graf von Southampton, aus angelsächsischem Geschlecht, der die Südküste Englands gegen die Normannen verteidigt, dann ins heilige Land zieht und dort den Drachenkampf besteht, endlich nach England zurückkehrt, wo er zu Downton in Wiltshire, nördlich von Southampton, gelebt haben soll.

---

* Vergl. Steub, Bayrisches Hochland S. 313. ** Percy, Reliques of ancient English Poetry (London 1767) Vol. III. p. 227—238.

Man zeigte, wie Warton* erzählt, nahe bei Southampton den Bevis-Mount, einen künstlichen Hügel, auf dem sein Schloß gestanden haben soll (und der schließlich in den schönen Park des Generals Sir John Mordaunt aufgenommen wurde) und im Arundel-Castle sein Drachenschwert. Aber auf wie gesichertem Boden diese Persönlichkeit demnach auch zu stehen scheint, kann doch kaum ein Zweifel daran sein, daß Syr Beavis nur eine Wiedergeburt des alten Angelsachsenhelden Beav (Beava, Beov, Beova, Beovulf) ist, von dem wir oben (S. 173) gesprochen haben und der seinerseits eine Wiedergeburt des Gottes Thor war. Die Niederschrift des angelsächsischen Gedichts Beovulf wird ins 9. Jahrhundert gesetzt, und schon aus dem Jahre 931 führt Kemble angelsächsische Urkunden an, welche einen Wohnsitz des Beovulf in Wiltshire, also in derselben Gegend, wo auch die Sir Beavis-Sage heimisch war, und dabei den Drachensumpf (Grendles mere), wo der Drachenkampf geschah, nennen. Ebenso früh werden Grendel-Sümpfe in anderen Gegenden Englands genannt, zum Beweise, wie früh sich die angelsächsische Sage in England ausgebreitet hatte.

Sehr lehrreich für Etymologen, die bei Ableitung mythischer Eigennamen Beobachtung derselben Lautgesetze und Verschiebungen fordern, wie bei anderen Worten, sind die weiteren Schicksale der Beava- oder Bevis-Sage. Ihre Einzelnheiten machten den Inhalt eines französischen Liedes des 13. Jahrhunderts aus, woraus der französische Ritterroman Beuves de Hanton geschöpft ist. Ihm entnahm vermutlich der nur in italienischer Übersetzung aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts erhaltene Roman der Königssöhne von Frankreich (Reali di Francia) den Stoff zu einem langen Kapitel, in welchem Buovo di Antona zum Urahnen von Roland und Rinald gemacht wird und als solcher in den romantischen Gedichten des Ariost und Bojardo, ähnlich wie der normännische Roland, als italienischer Held seine Rolle weiterspielt. Könnte man es nicht durch eine fortlaufende Reihe von Zeugnissen beweisen, so würde kein Sprachforscher zugeben, daß aus dem englischen Hampton das italienische Antona werden konnte; aber Namen werden nicht nach Sprachgesetzen, sondern nach Anklängen übernommen, und es ist nicht unmöglich, daß auch der englische Drachenkämpfer Lambton (s. S. 107) seinen Stammbaum auf Sir Beavis von Hampton oder Beovulf zurückzuführen hat. Bedenkt man nun, daß das Beovulfslied, welches auch Siegfrieds (Siegmunds) Drachenkampf (s. oben S. 121) als einer älteren Heldenthat gedenkt, seit drei- bis vier-

* Thomas Warton, History of English poetry (London 1774) Vol. I. p. 141 ff.

hundert Jahren niedergeschrieben war, bevor die römische Georgslegende den Drachenkampf aufnahm, so kann man sich nicht wundern, daß die altenglischen Dichter, wie Richard Johnson, der Verfasser des alten Buches von den sieben Helden des Christentums, in dem neuen Heiligen ihren alten Nationalhelden Sir Bevis oder Beovulf zu erkennen glaubten und einfach aus dem Bevislied ein Georgslied fabrizierten. Beovulfs Kampf mit dem feurigen Drachen, wie nicht minder das viel jüngere Bevislied enthalten sehr alte Züge, z. B. wie Viglaf den Kämpfer mit einem frischen Trunke stärkt und Sir Bevis sich in einem Quell neue Kraft holt; auch in den Georgslegenden kehrt das Stärkungs-Brünnlein häufig wieder.

In Frankreich, wo fast jeder Ort sein besonderes Drachenfest mit Prozession und dramatischen Spielen feierte, sind aus Mangel festgefügter nationaler Epen, wie der deutschen Siegfried- und englischen Beovulf-Lieder, die ein brauchbares Modell für die Christianisierung der Sage abgaben, die verschiedensten Ortsheiligen zu Drachenkämpfern erhoben worden, und höchstens in dem h. Viktor von Marseille, der stets mit dem Drachen abgebildet wird, lassen sich die deutlicheren Züge des fränkischen Siegfried wiedererkennen. Doch kehren trotz der veränderten Namen die Einzelzüge der Georgslegende, z. B. das Heimführen des Drachen am Gürtel oder Strumpfbande der geretteten Jungfrau, wieder, ja den Tarasquun von Tarascon erwürgt die h. Martha — sonst heißt die Jungfrau gewöhnlich St. Margareta — mit ihrem Strumpfbande gleich selber. Über die französischen und italienischen Stellvertreter des h. Georg giebt Eusebius Salverte in seiner schon S. 146 angeführten Abhandlung Des Dragons reichliche Auskunft. Folgender Auszug mag genügen:

In Rouen und Orleans ist St. Romanus der Besieger des hier meist Gargouille genannten Drachens, auf der Insel Batz bei St. Pol de Léon St. Paul, in Mans St. Julian; den lange in der Metzer Kathedrale aufbewahrten und an einem bestimmten Tage in Prozession durch die Stadt geführten Graouilli tötete St. Clemens, den Drachen von Poitiers die h. Radegondis, vermutlich auf dieselbe Weise, wie soeben von St. Martha in Tarascon erzählt wurde. Paris wurde durch St. Marcel, Bordeaux durch St. Martial, Troyes durch St. Loup und Grenoble durch den h. Laurentius von seinem Winterdrachen befreit, der sich, wie oben (S. 146) erwähnt, meist durch Frühjahrs-Überschwemmungen lästig machte. In der Schweiz wird meist Struth von Winkelried als der Drachentöter gefeiert, in Rom St. Marcus u. s. w. Im „Rasenden Roland" (canto XI) machte Ariost sodann seinen Helden, den Urenkel von Sir Bevis, zum Befreier der Jungfrau aus den Krallen des Drachens, und im Campo Santo von Pisa hat man den kleinen Roland als Drachentöter sogar in die Inschrift eines antiken Sarkophags hineingefälscht. Wir haben schon oben (S. 155) erfahren, daß diese Verwechselung Jung Rolands mit Jung Siegfried rückwärts auch in deutsche Märchen und dänische

Lieder eingedrungen ist. Schließlich hat selbst Petrarka nicht umhingekonnt, die Dame Laura aus der Gewalt eines Drachen zu befreien, und Meister Simon von Siena hat ihn als Ritter St. Georg in dieser verdienstlichen Thätigkeit in der Kirche Notre Dame du Don zu Avignon gemalt.

Von besonderem Interesse ist die St. Georgsfeier in den slavischen Ländern, wo sie früh eindrang und völlig heidnische Züge bewahrte. Aus Rußland besitzt man schon aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts Münzen mit Darstellungen des Drachentöters Georg; er mag dort über Konstantinopel hingelangt sein, welches den Drachentöter zu seinem Schutzpatron erwählt hatte. Anscheinend ist die Legende dort aber noch auf einem anderen Wege durch muhammedanische Länder hingelangt; denn Herberstein hat eine russische Münze abgebildet, die er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Moskau (1518) erworben hatte, auf welcher St. Georg, statt wie sonst überall als römischer Ritter dargestellt zu sein, als nackter Reiter mit tatarischer Gesichtsbildung erscheint, wie er den Drachen mit der Lanze aufspießt. Man wird daher an den türkischen Chederles zu denken haben, der sich freilich leicht an die Stelle der früher geschilderten heimischen Drachentöter Rogdai, Nikita u. s. w. setzen konnte, die mit Siegfried oder Sigurd identisch sind, während Tschurilo anscheinend (vergl. S. 122) bereits den „kleinen Georg“ vertritt.

Bei den Südslaven (Rumänen, Wallachen, Bulgaren, Serben u. s. w.) hat die St. Georgsfeier bis zum heutigen Tage die erwähnten heidnischen, d. h. völlig unchristlichen Überlieferungen bewahrt. Sie stellt das Frühlingsfest der Landleute dar, an welchem der Wallache sein Vieh zählt, vor allem aber den Festtag der aus der Macht des Winterdämons befreiten Sonnenbraut, zu deren Ehren von allen Bergen die Feuer flammen. Durch die Einflüsse der Griechenzeit ist, wie wir schon oben (S. 168) sahen, aus dem Sonnenhelden, der die Sonnenjungfrau befreit, der Sonnengott geworden, der sich am St. Georgstage die Braut erwählt und sie beim Schaukelfest zum Himmel emporzieht; aber hier können wir noch die ursprüngliche arische Vorstellung durchblicken sehen. Ebenso eigenartig und altertümlich ist die Vollziehung der St. Georgs- und Osterfeier durch religiöse Tänze, zu denen von den Vortänzern und Tänzerinnen alte Lieder gesungen werden, welche den angedeuteten heidnischen Gedanken am christlichen Festtage offenen Ausdruck geben. Wir müssen diesen slavischen Festtänzen einige Aufmerksamkeit schenken, weil sie uns einen Nachklang der bei uns gänzlich verschwundenen Frühlingstänze bieten, welche die Hervorführung der Sonne aus ihrem labyrinthischen Versteck am Oster- oder St. Georgstage versinnlichten.

„Der Tanz der Südslaven," sagt G. Rosen, „ist nicht mit dem (gegenwärtigen) Tanz der romanischen und germanischen Völker zusammenzustellen. Wenn wir in den bulgarischen Liedern Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens finden, so dürfen wir wohl diesen Tanz als ein Überbleibsel vorchristlichen Gottesdienstes betrachten. Daher das charakteristische Schweigen und der unverbrüchliche Ernst in den Mienen der den Tanz Aufführenden, die überraschende Decenz auch, wo einmal der in der Regel ruhige Tanzschritt lebhafter wird. Wer am Sankt Georgstage auf der sonnigen Hochfläche des herrlichen Awalakegels südlich von Belgrad den Tanz der aus allen Dörfern der Umgegend herbeigekommenen serbischen Landleute angesehen, der kann nicht zweifeln, daß diese Feier nichts ist, als die nur durch den Kalendernamen des Tages mit dem Christentum in Verbindung gebrachte Fortsetzung des dem siegenden Sonnengott auf jener beherrschenden Höhe dargebrachten Festreigens."*

In Bulgarien sind fast immer die Mädchen oder Frauen Chorführerinnen und Sängerinnen beim Kolo (Reigentanz), und aus ihrem Gedächtnis haben die Gebrüder Miladinow, wie auch Werkowitsch die meisten der von ihnen gesammelten Lieder niedergeschrieben, unter denen die Oster- und St. Georgslieder einen völlig vorchristlichen Charakter bewahrt haben. Die bulgarischen Frauen, sagt Werkowitsch, verbringen, wie die Vögel den Frühling, ihre ganze Jugend mit Singen, und ihr Gedächtnis entwickelt sich in phänomenaler Weise. Eine bulgarische Bäuerin, welche eine gesuchte Tanzführerin seit ihrem sechzehnten Jahre gewesen war, konnte ihm gegen 270 verschiedene Gedichte vortragen, von denen er 235 seiner Sammlung einverleibt hat. Diese Frauen, die früher niemals lesen oder schreiben lernten, haben jene alten Lieder bewahrt, die so viele wichtige mythologische Elemente enthalten.

„In der Stadt Strug," erzählt Rosen,** „wird an den sogenannten kleinen Feiertagen in jedem Stadtviertel ein öffentlicher Reigentanz aufgeführt; an den großen Festtagen aber, wie Ostern, Sankt Georgen, kommen alle Mädchen der Stadt außerhalb der Thore in einem Garten zusammen und stellen sich zu einem einzigen langen Reigen auf, den die Tantscharka (Vortänzerin) mit einem langen Liede leitet. Die eine Hälfte des Reigens bildet den Chor der Tantscharka, die andere Hälfte aber singt den Refrain jeder Versabteilung, bis das Lied zu Ende ist. Dann überläßt die Tantscharka der neben ihr befindlichen Tänzerin ihren Platz und stellt sich selber am unteren Ende des Reigens auf. Dann folgt das dritte Mädchen mit ihrem Liede und so ferner, bis alle Mädchen, wenn der Tanz lange dauert, einige Male Reigenführerinnen gewesen sind. Gewöhnlich aber leitet dasjenige Mädchen den Tanz, welches die schönste Stimme besitzt und die meisten Lieder weiß..... In Strug tanzte man noch vor wenig Jahren um die Kirche, und zwar wurden bei solchen Gelegenheiten drei Reigen geschlungen, nämlich einer von den Mädchen, einer von den jungen Frauen und einer von den jungen Männern."

---

* Georg Rosen, Bulgarische Volksdichtungen (Leipzig 1879) S. 24. ** Rosen, a. a. O. S. 25—26.

Bei den Neugriechen bildete der Tanz ebenfalls, wenigstens vor fünfzig Jahren noch, einen unentbehrlichen Bestandteil der religiösen Ceremonieen. „Man tanzte," erzählt Didron,* „sogar während der Austeilung der Sakramente. Die Kniebeugungen, Prozessionen und Gesten der abendländischen Kirchendiener bilden sich bei den morgenländischen zu Reigen um. Unsere religiösen Gebäude sind lang und für Prozessionen, Gänge und Märsche eingerichtet; die orientalischen Kirchen sind quadratisch und vielfach kreisförmig und daher für Tänze und Ronden geeignet. So habe ich in der Kirche von Eleusis den Priester, den Paten, die Patin und die sonst noch zur Taufe des jungen Kindes Eingeladenen eine Runde um den Taufstein tanzen sehen; so konnte ich ferner in einer Kirche zu Athen junge Leute, die man eben verheiratet hatte, bei Aufführung eines Reigens mit den dienstthuenden Priestern beobachten."

An dieser Stelle fesselt uns natürlich zumeist der Umstand, daß Ostern und St. Georgen die beiden Haupttanzfeste, und daß diese St. Georgs-Tänze, wie Rosen und Theodor Bent hervorheben, der Sonnenbraut gelten. Die dazu gesungenen Tanzlieder feiern die Sonnenhochzeit in heidnischen Formen (s. oben S. 166 und S. 169); ein anderes, „der verliebte Heilige" in den Sammlungen betitelt (Rosen a. a. O. S. 163), schildert St. Georg als so verliebt, daß er sein Roß nicht beschlagen kann, wenn ein hübsches junges Mädchen dabeisteht. „Bei den übrigen Festen," sagt Rosen,** „hat die Kirche ihre Benennungen zu den allgemein gültigen zu machen gewußt, ohne gleichwohl für das große Siegesfest der Sonne über den Drachen des Winters, den St. Georgstag, eine Beziehung zum biblischen Christentum auch nur zu versuchen." Dieser hier durchsichtig gebliebene Zusammenhang muß uns als Wegweiser für die Bedeutung unserer eigenen Frühjahrsfeste dienen, und wir werden bald genauer erkennen, daß auch die religiösen Tänze Altgermaniens vornehmlich der Begrüßung und Befreiung der Ostersonne aus den Banden des Winterdämons galten. Man errichtete dafür im Norden künstlich gerundete Tanzberge, bühnenartig geebnete Hügel, auf denen manchmal Labyrinthe angelegt waren. Ein solcher Tanzberg befindet sich noch heute bei der Stadt Jüterbog, deren Namen von dem slavischen Gott der Frühe (Jutro-bog) hergeleitet wird. Jutro wäre aber nach Anton*** als die Frühe des Jahres zu verstehen, Jutrobog also, dem nordischen Swipdagr oder dem germanischen



Fig. 26. Tanzberg zu Jüterbog. (Nach Preusker.)

* Didron et Durand, Manuel d'Iconographie chrétienne (Paris 1845) p. 338—339. ** A. a. O. S. 34. *** Geschichte der Slaven I. S. 41.

Donar entsprechend, ein Gott des Frühlings und der zurückkehrenden Sommersonne. Von jenem Tanzberg zu Jüterbog meldet bereits Eckardt* (Monum. Jutreboc. p. 59): „Auf einem gewissen Hügel war ein Götzenbild mit einem besonderen Namen zur Verehrung aufgestellt, welches die Slaven an den Festtagen feierten und durch Tänze ehrten, was eine höchst altertümliche Sitte ist.“ A. Kuhn hat darüber, teils aus Brandts Geschichte der Stadt Jüterbog, teils auf Grund eigener Ermittelungen, folgendes mitgeteilt:

„In den ältesten Zeiten wohnten zu Jüterbog Wenden, die noch keine Christen waren und allerhand Götzen anbeteten, namentlich aber hatten sie auf einer, wie es scheint künstlichen Anhöhe in der Vorstadt Neumarkt einen Tempel, in welchem sie die Göttin der Morgenröte anbeteten,“ von dem Diakonus Hannemann in einer 1607 herausgegebenen Jubelschrift mitgeteilt hatte, daß er vor vierzig und etlichen Jahren (also ungefähr 1560) eingerissen worden sei. „Dies Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem steinernen Kreuz gestanden,“ berichtet Diakonus Hannemann 1607 weiter, „ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß, wie der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können. Also hab' ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören.“

Soweit die Schilderung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, aus der hervorzugehen scheint, daß man hier eine der Ostara verwandte Göttin der Frühlingssonne verehrt hat, wozu die oben (S. 140) mitgeteilte Stelle aus dem Perceforest zu vergleichen ist, in welcher der Turm der Brunhild oder des Dornröschen mit einem gleichen Ostfenster versehen wird, so daß die Gleichheit der Idee und die weite Verbreitung dieses Kultes — man erinnere sich auch des S. 201 über die Belsener Kapelle Gesagten — nicht länger zu bezweifeln ist. Ein Granitkreuz neben der Neumarktschmiede, von dem allerlei Sagen gehen, soll den Platz des alten Heidentempelchens bezeichnen. „Zur linken Seite der Schmiede liegt eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neueren Zeiten einen Kreis von Linden und mitten hinein einen ebensolchen Baum gepflanzt hat; diese kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man sagt, davon ihren Namen, daß die alten Wenden hier ihre heidnischen Tänze gehalten haben.“** Ganz ähnliche Tanzberge wurden an vielen Orten angetroffen, und es sind be-

* Citiert in Norks Festkalender (Stuttg. 1847) S. 401. ** A. Kuhn, Märkische Sagen (Berlin 1843) S. 86—88.

sonders diejenigen beim Dorfe Dörschnitz im Meißener Lande erwähnenswert, bei denen man 1704 Urnen und Götzenbilder gefunden haben soll, weil hier die Wallburgen (die wir schon oben [S. 199] als Festplätze deuteten) auch noch in der Volkserinnerung als Tanzplätze fortlebten. Von den drei alten Wall- und Tanzbergen in Dörschnitz berichtet Preusker,* der selbst dort gefundene Altertümer besaß, folgendes:

„Der eine am westlichen Dorfende, welcher 1816 abgetragen und mit zwei Häusern bebaut wurde, ist noch etwas bemerkbar. Er war außen mit einem tiefen Graben umgeben, hatte 90 Schritt Umfang und erhob sich 10—11 Schritt ziemlich steil über den Grund des Grabens; er war zirkelrund und oben geebnet. Daß auf ihm, wie auf den beiden andern das Cernybog-Bild gestanden habe, besagt eine alte Schrift, der freilich kein großer historischer Wert beizumessen ist........ gegründet ist dagegen, daß der dasige ehemalige Pastor Pielitz von seinen Kirchkindern erwähnt, daß diese, wenigstens noch bis 1744, bei gewissen Zeiten, besonders bei Hochzeiten, mit ihren Gästen auf diesen großen Götzenhübel gingen und aus uralter Sitte einigemal darauf herumtanzten. Dergleichen Tänze waren damals noch sehr gebräuchlich, und so hielten nach Gautsch die Einwohner von Zöthayn ebensolche Tänze auf der dasigen Burgschanze, weil es im Thale dabei, wo der Tempel des Juttibor gestanden haben sollte, zu naß war." Die beiden anderen Tanzberge von Dörschnitz sind ebenfalls verschwunden; aber auf einen starken Heidenkult in dasiger Gegend deutet, daß Burggraf Hermann I. hier schon 1180 eine Kirche und 1233 ein Kloster errichtete. Bei dem nahen Roßwein (von Hradschina, Hrazwina, Umwallung) befanden sich ähnliche Wälle, von denen der eine die Wunderburg (vergl. oben S. 73), der andere Schloß Wendishayn, Winandeshayn oder Wielandhayn hieß.** Die öfter wiederkehrenden Namen Wandelburg oder Wendeburg statt Wallburg scheinen ebenfalls auf feierliche Umgänge und Tänze daselbst zu deuten.

Was nun hier vorzugsweise von slavischen Völkerschaften berichtet wurde, darf ziemlich unbedenklich auf die germanischen übertragen werden; denn so verschieden auch ihre sonstigen religiösen Vorstellungen gewesen sein mögen, bemerken wir doch gerade in der Feier der Sonnenlauffeste (Weihnachten, Ostern, Johannis und Michaelis) die größte Übereinstimmung. In der teilweisen Verlegung unserer Ostergebräuche auf das St. Georgsfest können wir sogar unschwer ein Festhalten an älteren vorchristlichen Vorstellungen erkennen. So wurde denn bei den Slaven wie bei den Germanen auch am Johannisfeste getanzt. Dem in dieser Zeit bei den ersteren gefeierten Swantewit, über dessen Bedeutung die Gelehrten immer noch nicht einig sind (die einen übersetzen seinen Namen: das heilige Licht, die anderen: der starke Weher, während andere ihn in St. Veit wiedererkennen wollen), wurde ein Reigen (kolo) um das Johan-

* K. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit III. (Leipzig 1844) S. 225.
** Preusker, a. a. O. S. 137 und 230.

nisfeuer gewidmet, welchen Anton wie folgt beschreibt: „Man giebt sich in einem Zirkel die Hände, springt drei geschwinde Schritte auf die linke, dann einen langsamen auf die rechte Seite; wenn aber die Männer allein tanzen, so bleiben sie nach den drei linken Schritten etwas stehen und schleudern mit dem rechten Bein gegen den Mittelpunkt des Zirkels. Wenn aber dieser Tanz mit Singen vorgenommen wird, so singt der eine Teil des Cirkels eine Strophe, und der andere Teil wiederholt sie." Es scheint, daß aus diesem Tanz zu Ehren der starken Sonne die bekannte Echternacher Springprozession hervorgegangen ist, von der ausdrücklich berichtet wird, sie werde zur Erinnerung an die Veitstanz-Epidemie gefeiert, welche 1374 die Rheinlande heimsuchte. Dabei springen bekanntlich alljährlich am Pfingstdienstag Tausende von Wallfahrern, die sich zu drei bis vier an der Hand halten oder durch Tücher verbunden haben, immer einige Schritte vorwärts und dann einen seitwärts oder zurück, bis sie unter Begleitung einer eigentümlichen Musik den halbstündigen Weg von der Sauerbrücke an der preußischen Grenze bis Echternach zurückgelegt haben. Die alten Chroniken leiten größtenteils die Entstehung der Tanzepidemieen des Mittelalters vom St. Johannistanz her, der in den slavischen Ländern ein Swantewitstanz war und dann auf St. Veit übertragen wurde. Wegen der historischen Entwicklung muß auf Hecker, Tanzwut des Mittelalters (Berlin, 1832), und die Einleitung zu Wickes Monographie des großen St. Veits-Tanzes (Leipzig, 1844) verwiesen werden.

---

20. Trojan.

In einer russischen Handschrift des 12. Jahrhunderts werden in einer Stelle, die man bei Krek* im Original findet, die Götter Trojan, Churs, Veles und Perun in vorstehender Reihenfolge aufgeführt, als wenn Trojan, oder wie die Russen schreiben, Trojánu, ihr Hauptgott in heidnischen Zeiten gewesen wäre. Aber während die übrigen drei, namentlich Perun und Veles (Volos), wohlbekannt sind und oft in russischen und anderweiten slavischen Quellen erwähnt werden, würde unsere Kenntnis des Gottes Trojan sehr unzureichend sein, wenn wir bloß auf nordslavische Quellen angewiesen wären. In der südslavischen Sage und Volks-

* Krek, a. a. O. S. 284.

dichtung spielt dagegen ein Gott oder Dämon dieses Namens, den man seltsamerweise von dem römischen Kaiser Trajan, der einst die Süddonauländer unterworfen hatte, herleitet, eine große Rolle, und sein Name „hallt noch heute in den Sagen und Liedern der Kleinrussen, Serben, Bulgaren und (setzen andere hinzu) der Rumunen wieder."* Sehen wir uns nun diesen Trojan der südslavischen Sage etwas genauer an, so finden wir seinen Namen einer Anzahl alter Ruinen verknüpft, die den Namen Trojansschloß (Trojanovgrad) führen und in Bulgarien und Serbien mehrfach vertreten sind. Das sagenberühmteste ist wohl das einige Meilen südlich von Schabatz (Šabac), der Hauptstadt des nordwestlichsten Kreises im Königreich Serbien belegene, über welches F. Kanitz, der bekannte Erforscher der österreichischen Kunstdenkmäler, einen Bericht gegeben hat. Er ließ sich von einem Bauer zu dem Berge führen, welcher die spärlichen Reste der sogenannten Trajans-Veste trägt, und erzählt darüber:

„In der Nähe einer prächtigen Quelle entdeckten wir endlich die ersten Mauern der ehemaligen sogenannten «Trajansveste.» Hier machten wir Halt und, begierig die Sage vom Kaiser «Trajan» zu hören, wie sie im Volksmunde lebt, forderten wir den Alten auf, sie uns zu erzählen. Er sann ein wenig nach und begann: «Vor mehreren Jahrhunderten haben die Lateiner dieses Land besessen. Zu jener Zeit residierte eben auf dem Schlosse ihr Zar Trajan. Er war ein mächtiger Herr und herrschte auch über das Schwabenland (so wird in Serbien alles jenseits der Save liegende Land genannt). Über der Save, in Mitroviza, hatte Zar Trajan sein Liebchen, das er täglich besuchte. Merkt wohl, ich sage täglich, und Ihr wisset doch, es ist ein weiter Weg dahin. Für ihn war es jedoch leicht; *denn er hatte drei Köpfe und auch Flügel*. Einst jedoch hatten ihn seine Feinde in Mitroviza bei seinem Liebchen überrascht. Sie verrammelten am frühen Morgen die Thür und öffneten sie erst am Mittag wieder. Dies bekam Kaiser Trajan schlimm! Denn als er eiligst nach seiner Burg zurückfliegen wollte, *schmolzen seine wächsernen Flügel in der Mittagssonne*, und so ging er jämmerlich zu Grunde.»"**

Der Bauer, setzt Kanitz hinzu, zweifelte offenbar nicht im mindesten an der Wahrheit dieser mit dem größten Ernst vorgetragenen Sage, und es ist merkwürdig, daß er sie gerade mit Mitroviza, dem römischen Sirmium, in Verbindung brachte. Alles Nachsuchen nach römischen Überresten, nach gestempelten Ziegel- und Inschriftsteinen war vergeblich, und er verließ Trojanovgrad mit der Überzeugung, daß das weitläufige Schloß, von dem außer vielen Mauerresten hauptsächlich nur noch ein größerer Steinpfeiler übrig ist, ein Feudalschloß des Mittelalters gewesen sei, vielleicht der Sitz der alten serbischen Großsupane, welchen Kaiser

---

* *Krek*, S. 277. ** Trojanovgrad und die serbische Trajanssage in den „Mitteilungen der k. k. Central-Kommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale, Bd. X. (Wien 1865) S. 1—3.

Konstantin VII. Porphyrogennetos (um 949) nach Destinikon (Desniza) legt, da das Trojanovgrad thatsächlich in der Nähe des Dorfes Desitsch liegt. In einer Urkunde des Kaisers Siegismund von 1426 wird Desnizas als Schloß Thysniza gedacht. Wahrscheinlich war es auch der Sitz des in serbischen Liedern vielbesungenen Milosch Obilitsch, der den Sultan Murat I. in der Schlacht auf dem Amselfelde (15. Juni 1389) tötete; denn dieser soll bei dem Dorfe Dvoriste gewohnt haben, und auch dieses Dorf liegt am Fuße des Trojans-Burgberges.

Man hat das Fortleben der Trajanssage bei den Südslaven als historischen Beweis dafür ansehen wollen, daß im weiten vielsprachigen Reiche des von Trajan unterworfenen „Dekebalus," welches bis an die Karpathen reichte, bereits Slaven ansässig gewesen seien. Allein selbst wenn dies letztere zugegeben werden könnte, obwohl es höchst zweifelhaft ist, so würde es doch, wie Krek mit Recht bemerkt, höchst auffallend sein, daß die vermeintlichen Abkömmlinge der Daker dem rücksichtslosen Vernichter der nationalen Selbständigkeit ein fortdauerndes und bis zu einem gewissen Grade liebevolles Andenken gewährt haben sollten.* Auch Jungs Annahme,** daß die Bekanntschaft der Slaven mit der Trajans-Sage erst im Hämusgebiet, erst in byzantinischer Zeit und durch Vermittlung der romanischen und griechischen Bevölkerung erfolgt sein kann, trifft unseres Erachtens den Kernpunkt der Frage nicht; denn eine Trajans-Sage, die mit der serbischen Trojans-Sage verwandt wäre, hat niemals existiert.

In der romanischen und germanischen Litteratur des Mittelalters finden wir eine sehr entwickelte Trajans-Legende, die aber nicht den leisesten Zusammenhang mit der angeblichen slavischen Trajans-Sage hat. Sie feiert (wahrscheinlich hervorgerufen durch eine Hadrians-Anekdote bei Dio Cassius (LXIX. 6) den Gerechtigkeitssinn des Trajan, der auf einem eiligen Feldzuge Halt machte, um einer alten Frau Gerechtigkeit zu verschaffen, deren einziger Sohn von seinem eigenen Sohne erschlagen worden war, und der er den Thäter zur Buße übergab. Diese Legende findet sich bereits in zwei lateinischen Texten des 8. und 9. Jahrhunderts und ging dann in unzählige Dichtungen, Anekdoten- und Beispiel-Sammlungen über, z. B. in die Werke des Joh. von Salisbury, Vincentius von Beauvais, den Helinand, die Cento Novelle antiche, in Dantes Fegefeuer, die Kaiserchronik, Legenda aurea, Mirabilia Romae, den Dolopathos u. s. w. Die Scene wurde auch vielfach durch Malerei und Weberei verherrlicht, so

* Krek, a. a. O. S. 277. ** J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern (Innsbruck 1877) S. 261.

z. B. durch Rogier van der Weyden im Brüsseler Gerichtssaal, auf alten Teppichen Karls des Kühnen in Bern und auch in österreichischen Kirchen, z. B. in der St. Barbara-Kirche von Kuttenberg u. s. w.

Die Bewunderung Trajans und seiner Fürstentugenden stieg im Mittelalter so hoch, daß sich das Bedauern, ihn nicht zu den christlichen Herrschern zählen zu können, in der Legende Luft machte: St. Gregor habe ihn aus der Hölle losgebetet. Nach der „Kaiserchronik“ hatte Gregor einen Menschenschädel, den man mit ganz frischer, unverwester Zunge gefunden, beschworen zu sagen, wem er angehört habe. Der Schädel erklärte sich nunmehr als derjenige Trajans und bat den Papst, ihn aus der Hölle zu befreien.* Es lag somit in der mittelalterlichen Trajans-Legende, wie sie sich in der romanischen und germanischen Litteratur entwickelt hatte, keinerlei Anlaß, den Trajan zu einem nächtlichen Dämon zu erniedrigen, der im Dunkel auf Liebesabenteuer ausgeht und das Tageslicht zu scheuen hat. Wir müssen demnach den Trojan der slavischen Überlieferung für eine ganz selbständige Sagenfigur ansehen, die nur irrtümlich und spät von dem Namensanklang geleitete Nacherzähler, die sie nicht mehr verstanden, mit dem Trajan in Verbindung gebracht haben können. Dem slavischen Trojanu viel näher als der römische Kaiser scheint mir der König Trojano der Reali di Francia, des Bojardo und Ariost zu stehen; denn dieser schließlich von Roland zerschmetterte „König von Afrika“ ist ein nach Haut und Gemütsart schwarzer Dämon, „der immer Böses sinnt und die Götter verachtet.“ Diese Gestalt muß als eine Art Höllenfürst ein selbständiges Leben in der südeuropäischen Volkssage gehabt haben.

Gehen wir von dem slavischen Trojan aus, der Sonne und Tageslicht scheut, Flügel und drei Köpfe besitzt, so werden wir durch seine Empfindlichkeit gegen Licht und Wärme auf einen Nacht- und Wintergott, zwei Begriffe, die wir häufig vereint finden, hingewiesen. Seine in der Sonne schmelzenden wächsernen Flügel können wir, obwohl sie bei dem Drachensohn und Sonnenräuber Tugarin (Tjugari) wiederkehren (vergl. S. 123), wohl als eine Reminiscenz aus der Ikarus-Mythe außer Betracht lassen, zumal andere Erzählungsformen von einem sinngemäßeren Zusammenschmelzen des ganzen Dämonleibes in der Sonne berichten. Karadschitsch erzählt in seinem Lexicon serbicum germano-latinum (s. v. Troyan) einfach, König Troyan habe seine Geliebte nur des Nachts besucht, weil die Helligkeit des Tages ihm verderblich war. Einmal

* Vergl. Gaston Paris, la légende de Trajan in den Mélanges publ. par l'école des hautes études (Paris 1878) p. 261—298.

jedoch, als er bis zum Morgen bei ihr geblieben war, bedeckte er sich beim Weggehen mit seinem Mantel, und als ihm dieser heruntergerissen wurde, „schmolz er unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen wie Eis zusammen.“ Wir erinnern uns hierbei sogleich der vielen nordischen Formen der Baumeistersage, in welchen der Schloßerbauer, der Freyja und Sonne beanspruchte, vor Beendigung des Baues von den Sonnenstrahlen erreicht wird und dadurch seines Gewinnes verlustig geht (vergl. S. 111), wenn auch der Unterschied besteht, daß in den nordischen Sagen die von der Sonne ertappten Riesen und Zwerge statt zu schmelzen, umgekehrt in Stein verwandelt werden. Aber wenn es sich um den Winterdämon handelt, ist das „Zusammenschmelzen“ der südslavischen Sagen noch sinngemäßer.

Daß wir uns aber auf richtiger Fährte befinden, wird weiter durch die Dreiköpfigkeit und Flügel des Trojan bezeugt; denn der Winterdämon ward fast immer dreiköpfig und geflügelt dargestellt. Die Griechen bildeten ihren in Erytheia, dem Lande des roten Sonnenunterganges hausenden Winterdämon Geryoneus nach Preller* „mit drei Leibern (trisomatos), drei Köpfen (trikarenos), sechs Händen und Füßen, dazu riesig, furchtbar stark und mit mächtigen Flügeln versehen,“ wie ihn namentlich Stesichoros schilderte und wie die altertümlichen Vasenbilder ihn malen. Er hatte die Rinder des Apoll entführt, die Herakles zugleich mit seiner Tochter Erytheia seiner Gefangenschaft entriß. Es ist das eine vollständige Parallele zu Siegfried, der dem vierhändigen Riesen Heimir, den ich schon oben (S. 121) mit dem Winterriesen Hymir verglichen habe, die Brunhild entführt. Auch der Kampf des Herakles mit dem Frostriesen Alkyoneus, der mit Geryoneus völlig identisch ist, wäre hier anzuführen.

Vor allem müssen wir aber an den Yaçna (IX. 8) und an vielen anderen Stellen der persischen Religionsschriften erwähnten dreiköpfigen Drachen Dahâka erinnern, welchen Thraêtaona, der persische Drachentöter, erschlug, und von dem es dort heißt: „Er erschlug die Schlange mit drei Mäulern, drei Köpfen, sechs Augen, tausend Kräften, die übermächtige, teuflische Drukhs, die gegen die Lebendigen gewaltthätige, welche Angro-Mainyus als die mächtigste Drukhs hervorgebracht hatte, gegen die beförperte Welt zum Tode der reinen Lebenden.“** Diese Drukhs, Drug, Druja oder Draogha ist offenbar dieselbe Gestalt, welche die Veden Triçiras (das dreiköpfige Ungeheuer) und Druh, die Griechen Geryoneus Trikarenos, die Südslaven Trojan nannten. Ihnen reiht sich vielleicht der Triglaw (Drei-

---

* Griechische Mythologie[2] S. 203. ** Vergl. Windischmann, Zoroastrische Studien (Berlin 1863) S. 29.

kopf) der Nordslaven an, von dem wir aber, obwohl er in Brandenburg an der Havel und in Stettin Tempel gehabt haben soll, nicht viel Sicheres wissen. In der Lebensbeschreibung des h. Otto (II. 32) wird dem Triglaw ein schwarzes Wunderroß zugeschrieben, wodurch er sich dem eben erwähnten Drachensohn Heimir und seinem russischen Doppelgänger, dem geflügelten Schlangensohn Tugarin (S. 123) an die Seite stellen würde; Schwenck macht ihn daher folgerichtig zu einem Unterwelts-Gott.*

Diese Parallelen genügen wohl bereits, den Trojan als Winter- und Unterwelts-Dämon festzustellen, der nicht ein fremdes Liebchen, sondern seine eigene Tochter im Schlosse gefangen hielt und besuchte. Über die Deutung des Namens kann bei der Dreiköpfigkeit des Ungeheuers Zweifel bestehen, da troji dreifach bedeutet, und beispielsweise Trojadik (was ein serbischer Forscher von der Stadt Troja ableitete) vielmehr die Geschichte dreier Kaiserreiche bedeutet, ähnlich Trojitza, Dreifaltigkeitskloster. Allein der Name des dreiköpfigen Drachen Druja, auch draogha, sanskr. druh (Trug, Truggeist, Fallensteller), wozu wahrscheinlich auch altnordisch draugr, norwegisch drou, droug (Gespenst) gehört, Odins Beiname drauga drôttinn (Herr der Gespenster), die Anrufungen Indras: „Möge er seinen Verehrern das Licht des Tages spenden und die Druhs vertreiben!" oder die Verwünschung: „Möge er in die Schlingen des Druh fallen!" zeigen uns, daß der Name Trojan in ungesuchte Verbindung mit den krummen Wegen, den Schlingen und Irrpfaden der Trojaburgen tritt. Die Druja sind die bösen Geister im Bundehesch, und die Hölle wird schlechthin „Höhle der Drukhs" genannt, ähnlich wie Troja in der altdeutschen Dichtung die dunkle Unterwelt bezeichnet. In diesem Sinne ist Troja das Gegenstück von Asburg, der Asen- oder Himmelsburg, und so wird nach Spiegel, Arische Periode (S. 217), dregvant ein Mensch genannt, der für die Hölle reif ist, im Gegensatz zu As-ava, „ein Mensch, der Anspruch auf das Paradies hat."** Der Oberste der Druja ist aber der dreiköpfige Drache Druja (Trojan), und ich sehe mit Befriedigung, daß auch Windischmann*** den feuerspeienden Drachen, gegen den Huscheng den Stein warf, durch dessen Aufschlag in der persischen Sage das erste Feuer entdeckt wurde, als „den Repräsentanten des Winters" auffaßt, als jene große Schlange, welche Ahriman im Samenlande der Arier (Airyanem Vaêgô) geschaffen, wodurch die Heimat der Arier ein

---

* Schwenck, Mythologie der Slaven (Frankfurt a. Main 1853) S. 159.
** Auf diese Gegenüberstellung machte Dr. Rudolf Falb in einem Nachtrag zu meinen Aufsätzen über die Trojaburgen (Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung 1891 Nr. 36 aufmerksam. *** Windischmann, a. a. O. S. 195.

winterliches Land wurde und eine ständige Bekämpfung des Winterdrachens durch die anderen ihnen wohlwollenden Götter erforderte.

In unserer Sprache gewann sodann, wie schon S. 71 erwähnt, das Wort drū, druch, drouch, trouch, genau diesem Vorstellungskreise entsprechend, die Bedeutung: Schlinge, Fessel, Tierfalle, z. B. im Apollonius, wo es (V. 1221 ff.) heißt: „Mit listen vaehet man daz tier, Dem wolfe legt man den trouch, Dâ vellet er in hinz an den pouch. Saehe er den drouch ligen dâ, Sô wäre er lieber andirswâ.“ In dieser Bedeutung kommt das Wort häufig in der Tierfabel vor, z. B. in einem Gedicht des Marner, wo Reinhart, der Fuchs, den Wolf Isegrimm zu einer Falle (dru) führt, die ihn verstümmelt.* Das Merkwürdige ist nun, daß, sehr alten Anschauungen folgend, noch der spät anbrechende Wintertag mit einem Seile gebunden (fune ligata)** geschildert wird, und daß sich Walther von der Vogelweide in jenem mit den Endreimen a, e, i, o, u bedachten Gedichte, in welchem er seinem Winterüberdruß Luft macht, ähnlich wie die Sonnenjungfrau in einer Winterfalle (dru) gefangen wähnt und komisch ausruft, er wolle ja lieber Mönch in Dobrilugk — einer der traurigsten Gegenden der Mark Brandenburg — werden, als noch länger in einer solchen Winterfalle schmachten:

> Ich bin verlegen als Esaû
> mîn sleht hâr ist mir worden rû.
> süezer sumer, wâ bist dû?
> jâ saehe ich gerne veltgebû
> ê de ich lange in solher drû
> beklemmet waere, als ich bin nû,
> ich wurde ê münech ze Toberlû.***

Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der Truchseß von Sankt Gallen, fand den Einfall mit der Winterfalle so schön, daß er das ganze Gedicht mit seiner, die Winter-Langeweile versinnlichenden Buchstaben-Spielerei nachahmte und Gott anrief, ihn aus den Schlingen des Leides zu erlösen, mit denen ihn der Winter umfing: „Jâ hêrre got, wan woldes dû — daz ich niht laege in leides drû!“† Vielleicht steckte in dem Begriff tro, true, treu, sicher, zuverlässig, welchen Rudbeck im Worte Trojaburg suchte, schon der Sinn des Festgebundenen, Festumwallten, Gefangenen; vielleicht ist aber auch die Wurzel erst durch den Übergang in die Bedeutung drehen, krummen Wegen folgen, in seinen Gegensinn Druj (der

* Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts (Leipzig 1864) S. 177. ** Grimm, D. Mythologie² S. 706. *** Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer (Leipzig 1866) S. 9. † Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter S. 128.

irreführende Geist des Truges, der Schlingenleger und Fallensteller) umgewandelt worden, wobei die gotischen Worte drus, Fall, drausjan, zu Falle bringen, Trauas, Troja, zu vergleichen sind. Solche Umwandlungen in den Gegensinn sind in allen Sprachen übrigens so häufig, daß Carl Abel darin ein Grundgesetz der Sprachbildung erblickt.

Ein anderes Seitenstück zur Trojan-Sage liefert der Trophonios-Mythus der Griechen. Gewöhnlich faßt man zwar den in die Tiefe hinabsteigenden Wahrsager Trophonios als den ernährenden, dem unterirdischen Wintergott Kronos-Saturn verwandten Erdgeist (von trophos, der Ernährer) auf; allein man darf die Wurzel tro, drehen, in seinem Namen nicht übersehen; denn die Mythe macht ihn zugleich zum Erbauer der ältesten ober- und unterirdischen Rundbauten, mochten dies nun Tempel oder Schatzkammern sein, die er goldgierig nachher bestahl. Ein solcher unterirdischer Rundbau war auch derjenige von Lebadea in Böotien, in welchem er, wie ein Ameisenlöwe immer engere Kreise ziehend, zuletzt mit seiner Beute, der Nymphe Herkyne, verschwand, die nachher als Quelle emporstieg. Auch bestand hier ein Kult des Zeus und der von ihm in die Unterwelt entführten Demeter-Europa, so daß die Mythologen, Herkyne und Europa als eine Person betrachtend, von dem ehemaligen Himmelsgott Zeus Trophonios (d. h. Kronos) reden, der nun in der Unterwelt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und die bei ihm Rat suchenden Menschen, wiederum nach dem Vorbilde des Ameisenlöwen, in seinen Trichter rücklings herabzog. Daß sein Kult sehr alt war, geht aus seinem dädalischen Schnitzbilde hervor, welches ihn wie Äskulap als Schlangen-Genius darstellte, und daß er den Eingang seiner alten Rundtempel noch mit dem einfachen Tabu-Faden prähistorischer Völker verwahrte, wie auch der ihm und Midas sehr ähnliche König Laurin der tirolischen Sage seinen Rosengarten und unterirdischen Palast nur durch den herumgezogenen Goldfaden verschloß. Dazu kommen noch weitere Bezüge zur Troja- und Midas-Sage. Wie Pausanias weiter erzählt,* wurde das Höhlen-Orakel durch den Waffentänzer Saon entdeckt, — denselben, der den Troa-Tanz der Salier nach Rom gebracht haben sollte, — und zwar an einem Orte, der früher Midea hieß. Aus dem Umstande, daß Plutarch** Daktylen, Korybanten und Trophoniaden als bessere Dämonen in demselben Satze aufführt, ließe sich schließen, daß auch der Trophonios-Kult seinen Schwerttanz hatte.

Der Zusammenhang der Troja- und Midas-Sage verrät sich unter

---

* Pausanias VIII c. 10 und IX c. 39—40. ** Plutarch, de facie in orbe Lunae c. 30.

andern in einer serbisch-bulgarischen Sage, welche die Besiegung des Kaisers von Troja durch St. Georg schildert und den Kaiser als Midas darstellt. Unter den St. Georgsliedern, welche zu dem Tanze am Feste der Sonnenbraut gesungen werden, findet sich ein schönes, in mehreren Sammlungen und Gestalten vorkommendes Trojalied, welches wir in der Übersetzung Rosens (a. a. O. S. 129) mit Fortlassung einiger unwesentlichen Stellen nach der Form wiedergeben wollen, in welcher es die Gebrüder Miladinow in ihrer Sammlung bulgarischer Volkslieder (Agram 1861, Nr. 31) mitgeteilt haben. Zum besseren Verständnis schicken wir die Bemerkung voraus, daß die Bulgaren unter einer Lamie nicht mit den klassischen Völkern eine blutaussaugende Hexe oder ein Gespenst, sondern einfach den Drachen der Georgssage verstehen:

St. Georg und der Kaiser von Troja.

Dieses Wunder ist geschehn in Troja.
Ohne Glauben waren die Trojaner,
Glaubten nicht an den wahrhaft'gen Christum,
Glaubten einziglich an Gold und Silber;
Gold und Silber sie zum Gott sich machten,
Brannten keinen Weihrauch, keine Kerzen!
Höre nun, wie Gott sie heimgesucht hat,
Was in Troja Großes sich ereignet.
Siebzig Röhrenbrunnen gab's in Troja,
Um der Stadt zu spenden kaltes Wasser.
Nun verfügte Gott mit diesen Brunnen,
Daß sie wasserlos und trocken wurden.
Doch Gott gab den Trojern, was sie liebten;
Es ergossen jene siebzig Brunnen
Statt des kalten Wassers Gold und Silber.
Um so mehr drauf legten sie sich Schmuck an,
Schmuck sich selber, Schmuck auch ihren Rossen,
Festgewand nach Herzenslust sie trugen,
Festgewand aus Silber und aus Golde;
Nur das Wasser ihnen fehlt' zum Trinken.
Schon drei Wochen lechzten sie nach Wasser —
Also strafte Gott sie, daß an Christum
Sie nicht glauben wollten, den Wahrhaft'gen.
Wohl den Trojern dies als Sünd' anrechnend,
Gab Gott ihnen dennoch wieder Wasser.
Sich eröffnete in Trojas Feldmark
Ein gar breiter Sumpf, ein tiefer Landsee,
Von der Stadt entfernt drei Stunden Weges;
Doch als Herrin that in dies Gewässer
Eine fahle Lamie Gott, fleischfressend,
Und bestimmt' als Sold ihr für das Schöpfen
Jeden Tag zum Fraß ein junges Mädchen.
Drauf eingingen sie, die Leute Trojas,
So daß jeden Tag dem Ungeheuer
Eine Maid sie für ihr Schöpfrecht gaben.
Drei der Jahre hielten den Vertrag sie;
Doch als nun begann der Jahre viertes,
Wie dem Pakte jeder sich gefügt schon,
Kam die Reih' auch an des Landes Kaiser,
Daß den Preis er zahle für das Schöpfrecht.
Eine Tochter hatte jener Kaiser,
Ein gar schönes, schlank gewachs'nes Mädchen,
Die sandt' er der Lamie hin zum Fraße.
Doch dies Mägdlein glaubt' an Jesum Christum,
Und so vorbereitet ging zum Sumpf sie,
In der Sonntagsfrüh' zum tiefen Landsee.

Wie sie schluchzend dort am Ufer wandelt',
Harrend, daß herbei die Lamie eile,
Um sie als ihr Mahl nun zu verschlingen,
Kam heran ein unbekannter Jüngling
Auf stahlblauem Schimmel, Sankt Georg war's!
An des Sumpfes Rand trat er zur Jungfrau
Und befragte sie, wie sie gekommen
An den See so früh am Sonntag Morgen.
Drauf die Maid antwortet' ihm und red'te:
„Was Du fragst, will ich Dir gern verkünden.
Gott verdamme meinen alten Vater,
Ihn, den Kaiser Trojas, meinen Vater;
Denn er glaubt an den wahrhaft'gen Herrn nicht!
Ich dagegen glaub' an Jesum Christum.
Drum dem Ungeheuer sendet mich er,
Daß als Tagesfraß es mich verschlinge
Und dafür die Trojer Wasser schöpfen!
Halte Dich nur nicht an meiner Seite,
Daß die Lamie nicht auch Dich noch fresse."
Doch abstieg vom Roß der schöne Jüngling;
Seine Lanze rannt' er in den Boden,
Band den blauen Schimmel an die Lanze
Und sprach also zu der Kaisertochter:
„Ruh'n möcht' ich auf Deines Kleides Saume;
Mich behüt' indessen mir zu Häupten,
Daß Du, wenn die Lamie kommt zum Vorschein,
Mich erweckest und es mir verkündest."
Also legt' er sich und fiel in Schlummer.
Da, im Strahl der Sonne hob der See sich,
Und heraus die Lamie stieg zum Fraße.
Aber als sie sah die Kaisertochter
Und dabei den Jüngling und den Schimmel,
Da frohlockte sie, die fahle Lamie:
„Preis Dir, Gott, und Dank für Deine Gnade!
Einen einz'gen Fraß, ein kleines Mädchen,
Täglich hatt' ich während dreier Jahre; —
Heut', im vierten, ist mein Fraß verdreifacht!"
Wie nun weint' aus Angst die Kaisertochter,
Fiel von ihrer Wange eine Thräne,
Eine heiße Thrän' auf Sankt Georgen,
Davon wachte dieser auf, erhob sich,
Stieg zu Roß und nahm zur Hand die Lanze.
Dann, losstürmend auf die Lamie, sprach er:
„Bis jetzt fraßest Mädchen Du, o Lamie,
Aber heut' sollst Du die Lanze fressen!" —
Wie die Lamie nun den Rachen aufsperrt,
Rannt' er ihr die Lanze in die Kehle.
Zurief er alsdann der Kaisertochter:
„Komm' und löse den Gamaschenriem' mir,
Mit dem Riemen binde dieses Untier;
Führ' dann Du es, während ich es treibe,
Daß lebendig nach der Feste Troja,
Nach dem Kaiserhofe wir es bringen."
So gelangten an des Kaisers Hof sie.
Seine Tochter sehend, rief der Kaiser:
„Bist im Bund Du mit Georg, dem Zaub'rer?
Blendwerk ist's, daß Ihr ergriff't das Untier,
Blendwerk, um die Menschen zu betrügen!"
Mit dem Stiefel seines rechten Fußes
Stieß drauf St. Georg das fahle Untier
Vor das gottverfluchte schwarze Herze.
Und sieh' da! von der Gewalt des Stoßes
Brach es aus dreihundertsechzig Jungfrau'n,
Die's verschlungen hatt' im letzten Jahre.
Alle diese lebten und erfaßten
Freudig sich zum feingeschlungnen Reigen.
Drauf zum zweiten stieß Georg das Untier,
Und aufs neu' dreihundertsechzig Jungfrau'n
Brach es aus, teils lebend, teils verstorben.
Dann zum dritten gab er einen Stoß ihm,
Und ausbrach's dreihundertsechzig Leichen.

Sprach drauf Sankt Georg zum Zar
von Troja:
„Wohl, o Kaiser, wirst Du nunmehr glauben
An den wahren Herrn, an Jesum Christum?
Schau', wenn diese fahle Lamie hungert,
Und ich geb' ihr Freiheit, da verschlingt sie
Dich mit Deinen sämtlichen Palästen!"
Drauf der Kaiser und die Leute Trojas
Glaubten alsobald an Jesum Christum,
Und auf Christi Namen sie sich tauften.
Auf sie thaten ihrer Feste Thore,
Um den schönen Heil'gen einzulassen.
Sankt Georg lustwandelt' in der Feste,
Und wo einen Brunn' er wasserlos sah,
Diesen Brunnen schlug er mit der Lanze,
Davon dann aus allen siebzig Brunnen
Sich ergoß des kalten Wassers Fülle,
Daß die Trojer Christen trinken konnten
Und nun glaubten an den Herrn, an
Christum.

21. Midas, Freyr, Diomedes.

Bei dem ersten Anblick könnte das eben mitgeteilte bulgarische Sankt Georgslied den Eindruck machen, eine auf gelehrtem Wege zu stande gekommene Mischung der verschiedensten alten Sagen darzustellen. Die darin enthaltene Georgssage gleicht derjenigen der Legenda aurea (vergl. S. 205), in welcher der Drache vor der Silensstadt liegt und Georg zum Schluß einen Brunnen schenkt, in dem Abenteuer selbst auch der deutschen Legende, welche Brentano aus einem geistlichen Liederbuch von 1601 in des „Knaben Wunderhorn" aufnahm; der Eingang scheint der Midas-Sage zu entstammen, der Reigen, welchen die geretteten Mädchen tanzen, der Theseus-Sage, und die wieder eröffneten Brunnen den Perseus- und Chederles-Mythen (vergl. oben S. 208). Aber eben diese Mischung, der, wie die Naturforscher sagen, synthetische Typus, in welchem später getrennte Mythen verschmolzen liegen, deutet auf eine mythische Ahnenform. Neptun hatte die Landschaft Argos, lautete die Sage, aller Wässer beraubt, nur der durch seinen Drachen berüchtigte Lernäische Sumpf führte noch Wasser; da kam Perseus, tötete den Drachen (Dionysos), gründete die Stadt Midea und dann Mykene, welche ihren Namen dem von ihm eröffneten Pilzbrunnen verdankte, und noch Pausanias (II. 16) sah den Perseus-Brunnen (Persea) auf der Burg.

Sehr auffallend und in den anderen Georgssagen nicht wiederkehrend ist in dem Liede die Feindschaft der Tochter gegen den Kaiser von Troja, ihren Vater, und wenn nun gar die eigenartige Verbindung der Georgs- und Midas-Sage als organisch und alt nachgewiesen werden könnte, so würde sich ein sehr weiter Rückblick in diesem Gedichte aufthun. Und das ist sehr wahrscheinlich. Daß es auf alter Überlieferung beruht und kein neueres Machwerk ist, läßt sich in der That leicht nachweisen. Troja

als verfluchte Stadt kommt auch in serbischen Liedern vor (z. B. in Nr. 1 der Sammlung von Volksliedern aus Bosnien und Herzegowina von Petranowitsch), findet sich auch schon in der russischen Übersetzung des Lucidarius,* einer bekannten Naturlehre des 12. oder 13. Jahrhunderts, und ebendaher mag die „fahle Lamie“ stammen, jene Leucocrotta oder Leucrocotta, von der seit Ktesias als einem unverwundbaren Mischwesen aus Krokodil (Cocodrill) und Esel, Löwe und Hirsch, das die Menschen durch Nachahmung ihrer Stimme locke, bei Plinius und Älian, Solinus und den Verfassern der Alexandersagen so viel gefabelt worden war.

Als ein weittragender Zug muß in dem Georgsliede die schon in der Legenda aurea durch den Namen der Drachenstadt Silena angedeutete Verbindung mit der Midas-Sage betrachtet werden. Midas, König von Phrygien, hatte nach der gewöhnlichen Sage von Dionysos, als er den gefangenen Silen freigab, die Gabe erhalten, alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln. Der goldgierige König aber hatte in seiner Dummheit, als er sich diese Gabe erbat, vergessen, die Speisen auszunehmen, die er dem Munde näherte, und nun hätte er, da auch Essen und Trinken zu Gold wurden, elendiglich verhungern müssen, wenn ihm nicht Dionysos geraten hätte, im Paktolos zu baden, welcher die Krankheit von ihm nehmen würde. Midas that dies, und seitdem wurde der Paktolos goldführend; von ihm selbst war aber das Vergoldungsfieber fortgespült. Die Geschichte gehört anscheinend zu dem weltverbreiteten Märchen-Typus von den drei dummen Wünschen, hatte aber schon in sehr früher Zeit die in der bulgarischen Troja-Sage vorkommende Gestalt angenommen. Der sogenannte Plutarch (de fluviis, cap. 10) erzählt nämlich, der Marsyas-Fluß in Phrygien habe früher Midas' Quelle geheißen, weil dieser einst durstig an derselben trinken wollte und den Quell durch Berührung in eine Goldader verwandelte. Dionysos sei dann zu Hilfe gekommen und habe den Goldfluß, ganz wie St. Georg in der Troja-Sage, wieder in Wasser verwandelt, dessen der durstige Midas mehr als des Goldes bedurfte. Der dreiköpfige Trojan-Midas entspricht dem indischen Triçiras (S. 222), dem verhungernden Gott des Goldes und der Erdschätze. Erinnern wir uns nunmehr, daß Georgs Urahn, Perseus, die Burg Midea erbaute und dem Lande Quellen schuf, daß sein Sohn Elektryon mit der Phrygierin Midea den Likymnios erzeugte, so können wir kaum länger daran zweifeln, daß die Verbindung der Midas- und Perseus-Georgs-Sage alt ist. Und auch die Medeasage schließt sich, wie wir alsbald sehen werden, an.

---

* Vergl. Tichonravov, im Jahrb. der russ. Litt. Bd. I. p. 40 u. oben S. 107.

Dasselbe lehrt die genauere Betrachtung der Midas-Sage auch selbst, die ich schon in „Tuiskoland“ (S. 367) mit der Geschichte des Sonnenräubers verglichen habe. Denn fragen wir uns nunmehr, wer das wohl sein kann, der durch bloße Berührung alle Dinge in Gold verwandelt, so lautet die Antwort, das ist der Winterdrache, der bei den alten Germanen Lintwurm, d. h. Glanzwurm, heißt und das Gold mehrt, das Thora unter ihn legte (vergl. S. 132), dem Frotho große Schätze, und Siegfried das Nibelungen-Gold abgewinnt, nach dessen goldschaffender Thätigkeit in der Unterwelt das Gold selbst „Wurmbettfeuer“ hieß. Im Serbischen wurde sogar das Katzengold, der Glimmer, Otresine zmajeve (Abschüttelung des Drachen) genannt, weil man in seinen Platten die Schuppen sah, die der sich mausernde Drache von seinem Körper abschüttelt.* Ebenso ist Pluton, Plutus, der die Proserpina am lernäischen Sumpf in die Unterwelt entführt, zugleich der Reiche (Dives), der Hüter der unterirdischen Goldschätze. Wir erkennen daraus, daß der Midas der Alten und Trojan, der dreiköpfige Unterweltsherrscher der Südslaven, eine und dieselbe Person sind, und werden uns also auch nicht wundern dürfen, wenn vom serbischen Trojan noch andere Midas-Geschichten berichtet werden.

Vom Midas wurde bekanntlich erzählt, Apoll habe ihn, weil er sich als Schiedsrichter so dumm benommen und die Musik des Marsyas für erhabener erklärt hätte als die seinige, mit Eselsohren begabt, die Midas unter seiner phrygischen Mütze verbarg, so daß niemand davon wußte als sein Barbier, dem bei Todesstrafe verboten ward, es auszuplaudern. Derselbe mußte aber sein Herz um jeden Preis ausschütten, machte eine Erdgrube und vertraute ihr sein Geheimnis an, das denn auch so lange verborgen blieb, bis Schilf daraus wuchs, welches immerfort flüsterte: „Midas hat Eselsohren!“ Dasselbe Märchen wird nun in Serbien wiederum vom Kaiser Trojan erzählt,** mit der kleinen Abweichung, daß hier ein Holunderstrauch aus der Grube wächst, wovon Flöten geschnitten werden, die das Geheimnis verraten: „Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Auch diese Übertragung ist schon alt; denn Tzetzes*** kannte sie bereits; oder sind nur durch das Wortspiel Trajanos, traganos aus den Esels-, Ziegenohren geworden? Denn ursprünglich war König Trojan, wie Midas, mit Eselsohren begabt, worauf der in der Trojaburg wohnende Eselsmensch (Honocentaurus, vergl. S. 63), die ebenerwähnte Leucocrotta und die bei einem

---

* Schwenck, a. a. O. S. 314. ** W. St. Karadschitsch, Volksmärchen der Serben (Berlin 1854) S. 225—228. *** Chiliad. II. hist. 34. Vergl. W. Tomaschek in der Zeitschr. f. d. österreichischen Gymnasien Bd. XXVIII (Wien 1877) S. 679.

Reptil so ungewöhnliche, aber fast ständige Ausstattung der mittelalterlichen Lindwürmer mit langen Ohren hindeuten. Jenes Langohr-Märchen geht über die halbe Welt; denn auch in wälischen, irischen und bretonischen Märchen wird es von König Marke, dem Oheim Tristan des Drachenkämpfers und Jungfrauenbefreiers, erzählt, mit dem Unterschiede, daß es hier Pferdeohren sind (weil keltisch marc Pferd bedeutet), und daß der Barbier es dem Spalt eines Baumes anvertraut, aus dessen Holz nachher eine Harfe gefertigt wird, die das Geheimnis verrät.*

In einem mongolischen Märchen hat der König goldene Eselsohren, und sein Barbier erfindet, nachdem er ihn an den Baumspalt verraten hat, eine Kappe mit Eselsohren, die nachher alle tragen müssen, die Narrenkappe des Faschings.** Diese goldenen Ohren sind die Kennzeichen des Golddämons, der sich in die Eselshaut der Nacht hüllt, wie die Sonnenjungfrau des Eselshaut-Märchens; aber die hervorschauenden goldenen Ohren verraten ihn, und so wird dem Kaiser Trojan der dunkle Mantel heruntergerissen. Das Schwanken zwischen Esels- und Ziegenohren scheint alt zu sein; denn im Rigveda heißt der Esel baleya, an den Umhüller Balas erinnernd, der die Sonnenjungfrau umhüllte und davonführte; andererseits hat das dreiköpfige Ungeheuer, welches der „Balas-Töter“ Bellerophon erschlägt, einen Ziegenkopf, der Drache des h. Georg aber sehr häufig Eselsohren. Auch Triglaw, den wir schon oben mit Trojan verglichen haben, wurde mit drei Ziegenköpfen dargestellt.*** Ebenso gehört die Liebhaberei dieser eselsgestalteten Goldbeherrscher — man denke auch an den Gold abschüttelnden Esel unserer Märchen — für Rosengärten zu den ältesten Zügen der Sage. Schon Herodot† kennt den Rosengarten des Midas mit den prachtvollen sechzigblätterigen Rosen, in welchem er den Silen fing, der sich dort wahrscheinlich, wie der Lucius im goldenen Esel des Apulejus, seiner Eselshaut entledigen wollte, um wieder Lucius (der Leuchtende) zu werden; aber er verlegt ihn merkwürdigerweise nicht nach Phrygien, sondern nach Macedonien, an den Fuß des Berges Bermion. Es mußte also hier eine alte Tradition vorhanden sein, nach welcher Midas, wie das ganze phrygische Volk, früher in Europa gewohnt habe, und es geht daraus hervor, daß die Midas-Mythe ursprünglich wie die Trojan-Sage in Macedonien einheimisch war. Dem kommt nun in höchst merkwürdiger Weise unser in mehreren Fassungen vorhandenes Gedicht vom Zwergkönig Laurin entgegen, der eine junge Prinzessin ent-

* Vergl. Gebr. Grimm, Hausmärchen III.[2] S. 391. — Villemarqué, Contes populaires I. 99. ** Gubernatis, a. a. O. S. 296—301. *** Schwenck, a. a. O. S. 157. † VIII. c. 138.

führt und in seinem unterirdischen Reiche, welches ganz aus Gold besteht, seit fünf Monaten (der Winterzeit) gefangen hält. Der Bruder Similds (d. h. der Gefesselten) erfährt von einem entlaufenen Diener Laurins, wie man dieses unterirdische Reich finden und den Laurin hervorlocken könne, nämlich indem man seinen Rosengarten in Tirol, den schönsten der Welt, d. h. die vom Abendrot vergoldete Dolomitengruppe bei Bozen, aufsuche und verwüste, ebenso wie Silen den Rosengarten des Midas verwüstet hatte, aber dann doch freundlich aufgenommen wurde und den Midas durch die Goldschaffungskunst entschädigt hatte. Auch in Tirol wird Dietleib mit seinen Gesellen nach einigen Schwierigkeiten in das goldene Reich geführt, und es gelingt ihm nach schweren Kämpfen, die unberührte Jungfrau mitsamt den Goldschätzen aus der Unterwelt emporzuführen. Vielleicht erklärt sich aus dieser europäischen Herkunft der Midas-Sage — denn König Midas war ein historischer Fürst der Phrygier, auf den die Trojans-Sage ebenso übertragen wurde, wie in Europa auf Kaiser Trajan und auf den König Marke — auch die wunderliche Angabe in der oben citierten Midas-Sage des Pseudo-Plutarch, daß die Stadt Norikum an dem Goldfluß des Midas belegen gewesen sei, benannt nach der abgezogenen Haut des Marsyas, die in diesen Fluß geworfen wurde.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Midas-Sage in einer dem jetzigen bulgarischen St. Georgsliede ähnlichen Form auch in der argivischen Perseusstadt Midea heimisch gewesen zu sein scheint, und merkwürdigerweise tauchen hier oder in Mykenä auch das goldene Vließ und eine Midea (statt Medea) als des Perseus Schwiegertochter auf. Alles dies kann uns nur in dem Glauben bestärken, daß die Erzählung von Jason und Medea und von Herakles, dem Enkel des Perseus, der die Hesione, Tochter des Kaisers von Troja, aus der Gewalt des Meerdrachen befreit, und die Befreiung der Helena aus der Trojaburg nur Variationen desselben Naturmythus sind, wie ich dies schon in „Tuiskoland" ausgeführt habe, ohne so reichliche Nachweise wie hier dafür beizubringen.

In den südlichen und östlichen Erzählungsformen ist der Zug, daß der Drachentöter mit der Sonnenjungfrau auch das Drachengold oder goldene Vließ gewinnt, fast ganz geschwunden. Man könnte allerdings die Sage, daß sich Midas im Paktolos das verhängnisvolle Gold wieder abspülte, fast der Rheingoldsage vergleichen. Im Norden gehört das Mitnehmen des Wurmbettfeuers so innig zu der Drachensage, daß darüber mitunter die befreite Jungfrau vergessen wird, wie in den Sagen, welche Saxo Grammaticus von den Königen des Namens Frodhi erzählt, die einem Drachenmord ihren Goldreichtum verdankten. Der Finanzminister

hatte es damals leicht; war die Schatzkammer leer, so spürte ein Landmann einen Drachen aus, der auf einem einsamen Meereseiland, sein Gold hütend, in der Höhle lag, ähnlich wie noch in der lebendigen Volkssage der feurige Drache seinen Günstlingen Gold ins Haus trägt, und die Schätze der Erde „brennen.“ Zu Frodhi I. trat ein Landmann, der dem Könige riet, dem von oben her unverwundbaren Lindwurm nach der alten, schon bei dem Istrier Äthikus vorkommenden Vorschrift (s. S. 122) den Bauch aufzuschlitzen, in einem Liede, welches mit den Worten anhebt:

Unfern ragt von hier ein Eiland,
Sichtbar weit durch sanften Hügel;
Edles Erz im Innern bergend,
Reiche Beute dar er bietet.
Großen Hort der Herr des Berges
Hier bewacht und wehrt ihn allen;
Denn ein Lindwurm ist's, ein leider,
Der in weitgeschweifter Wälzung
Seines Leibes Last bewegt.
Ringelnd seinen Rücken, liegt er,
Krummgebogene Kreise schlingend,
Auf dem Gold, in Gier es hütend.*

Frodhi I. wird durch den Drachenkampf so reich, daß er im Kriege gegen die Briten die Felder mit Gold bestreuen kann, um die Habgier der Feinde zu reizen, ja auch Polster und Speisen mit Goldstaub bestreute, um dadurch der Gefahr der Vergiftung zu entgehen. In ähnlicher Weise erscheint Frodhi II., wie er nach Ettmüllers Deutung** den Frostriesen erschlägt, ganz in Gold gekleidet; Gold glänzt vom Helme, Gold von der Brünne; in der Hand führt er, wie Perseus, der Drachenkämpfer, das Goldschwert (Chrysaor) und besiegte seinen Gegner wie Frodhi I., indem er ihn durch Gold verblendete. Von Frodhi III., unter dessen Regierung „Frodhis Friede“ herrschte und das Eigentum so sicher war, daß man Goldringe auf freiem Felde liegen lassen konnte, meldet das Grottenlied der Edda, daß er sich von zwei nordischen Mägden auf einer Mühle Gold mahlen ließ, und daß deshalb letzteres „Frodhis Mehl“ genannt wurde. Die Mühlmägde singen:

Menge des Goldes mahlen wir
Dem glücklichen Frodhi auf Glückesmühle,
Er schwelg' im Golde, schlaf' auf Daunen
Oder wach' nach Wunsch: das ist wohlgemahlen.

Vom Könige Fridlef wird danach derselbe Drachenkampf mit Horterwerbung wie von Frodhi I. erzählt, und daher konnte sein Sohn wiederum wie Frodhi I. viel Gold ausstreuen und den Beinamen des Freigebigen gewinnen. Es kann nun darüber kein Zweifel bestehen, daß diese Frodhi und Fridlef Nachbilder von Tyr und Freyr oder Fro sind, die

---

* Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz (Leipzig 1870) S. 37 ff. ** A. a. O. S. 137.

gleich Thor als Drachenkämpfer erscheinen. Fridlef giebt sich schon darin, daß er die Hand verloren hat, als Nachbild Tyrs zu erkennen, und der goldstrahlende Fro oder Froute, der dem Erddrachen das Ährengold abgewinnt, während er auf dem goldborstigen Eber reitet, ist in allen vier dänischen Königen des Namens Frodhi deutlich zu erkennen. Das ist unter den Mythologen eine so ausgemachte Sache, daß ich sie hier nicht wiederholt haben würde, wenn es nicht meine Absicht wäre, diesen goldstrahlenden Drachentöter Frodhi-Fridlef, den Saxo vervierfacht hat, weil er lange Königslisten auszufüllen hatte — Frodhi III. soll nach ihm zur Zeit von Christi Geburt gelebt haben —, mit dem goldstrahlenden Drachentöter Diomedes zu vergleichen.

Ich weiß nicht, ob die sehr hervortretende Ähnlichkeit des Diomedes mit Tyr, Freyr und Siegfried bereits von jemand bemerkt und hervorgehoben worden ist. Wie Siegfried und St. Georg (S. 87) war Diomedes von Anfang an und namentlich in den oberitalischen Kulten der Patron der Pferdezucht. Schon sein Vater Tydeus wird in der Ilias wiederholt (z. B. IV. 370. 387. V. 126) der Pferdebändiger genannt. Aber auch Diomedes' Thaten gehen auf die Erbeutung der trojanischen Wunderrosse aus, von denen ich schon („Tuiskoland“ S. 454) gezeigt habe, daß sie mit den windschnellen Rossen der Edda, die beim Turmbau dem Winterriesen abgenommen werden, identisch sind. Nacheinander erobert er die Rosse des Dares, Priamos und Äneas und erhält nun wie sein Vater den Beinamen Hippodamos (Roßbändiger). Siegfrieds Roß Grani, welches sein Besitzer allein zu zähmen im stande war, galt als Abkömmling jenes dem Baumeister abgewonnenen Rosses Sleipnir, und wie Odins Roß werden die des Diomedes gepriesen als weißer denn Schnee und schneller als der Wind (Il. X. 568. Virg. Aen. I. 472). Sehr eigentümlich ist der Bericht Strabons (V. 1) über den Ursprung der windschnellen Rosse des Diomedes: ein Mann habe einst für einen gefesselten Wolf Bürgschaft geleistet, und dieser habe ihm dann zum Dank die Schar schneeweißer Rosse zugetrieben, von denen die Veneter alljährig dem Diomed eins opferten, dadurch seine Natur als Sonnenheld bekundend. Die Sage erinnert lebhaft an Tyr, der dem gefesselten Wolf Fenrir Bürgschaft leistete und dabei seine Hand verlor, ein Vorbild des ebengedachten einhändigen Drachentöters Fridlef.

Wie Frodhi II. erscheint auch Diomed von Kopf bis zu Fuß in goldglänzender Rüstung, die er vom Glaukos eingetauscht hatte (Ilias VI. 236), während Frodhi die seinige mit Frogern tauschte; ja zur weiteren Erhöhung des Glanzes seiner Erscheinung umgiebt Pallas-Athene das

Haupt des Diomedes mit feurigem Glanz, um seine sonnenhafte Natur außer Zweifel zu stellen. Da Pallas die Sonnenjungfrau selbst ist (S. 187), so erklärt sich leicht ihre Freundschaft für Perseus, Theseus, Herakles und alle Drachentöter, in deren Gemeinschaft wir den Diomedes sogleich eintreten sehen werden. Timäos hatte, wie wir aus Lykophron und den Erläuterungen des Tzetzes zu demselben wissen, erzählt, Diomedes habe seine Goldschätze teils den Darden, Salangen und Moneden, d. h. den Völkern der goldgrabenden Ameisen und Greife Indiens und des Nordens, teils dem Kolchischen Drachen abgewonnen, von dem man fabelte, daß er nach Korkyra gelangt und das Phäakenland unfruchtbar gemacht habe. Hier tötete ihn Diomedes, indem er ihm den goldenen Schild vorhielt, den der Drache angeblich für das ihm geraubte goldene Vließ gehalten habe, und so leicht getötet wurde.

Diese Scene ist öfter von den Künstlern dargestellt worden, z. B. von Leonardo da Vinci in einer Handzeichnung, die sich im Britischen Museum zu London befindet,* und auf einem schönen altitalienischen Kupferstich der Mailänder Schule vom Anfang des 16. Jahrhunderts, der wahrscheinlich von Leonardo da Vinci inspiriert wurde.** Es ist eine allegorische Darstellung, in welcher der Drache zugleich vom Löwen, Panther, Einhorn und Bären angegriffen wird, während in einiger Entfernung ein auf dem Kupferstiche nackter, auf der Handzeichnung bekleideter Mann sitzt, der dem Drachen seinen in der Sonne strahlenden Schild entgegenhält. Die Allegorie will offenbar besagen, daß das, was der vereinten Kraft der Tiere nicht gelingt, die Besiegung des Drachen, durch die List des Menschen erreicht wird. Dieser Mann ist aber offenbar Diomedes, der den Kolchischen Drachen besiegt, wie hier bemerkt werden mag, weil es den Kunstgelehrten anscheinend bisher nicht gelungen war, den Sinn jener Handzeichnung und jenes Kupferstichs zu erraten.

Übrigens leben die Elemente der Diomedes-Sage noch heute in Deutschland fort. Wenn darin gesagt wird, der Kolchische Drache habe die Flur von Korkyra versengt, so daß sie unfruchtbar wurde, so darf auf die verbrannten Flecke der Wiesen und Anger hingewiesen werden, die man in Tirol und Süddeutschland als Ruheplätze des goldbringenden Feuerdrachens ansieht: er habe, indem er dort seine Ringe schlug, den Rasen versengt. Ebenso erscheint der spiegelnde Schild in der Siegfriedsage wieder, wie er auch in der Perseus-Sage nicht fehlt (S. 208). Hier durch die verstei-

* Abbildung in Paul Müller-Waldes Leonardo da Vinci S. 60. ** Als Nr. 28 in den Publikationen der „Internationalen Chalkographischen Gesellschaft" für 1891 wiedergegeben.

nernde Kraft des Medusen-Antlitzes erläutert, der Perseus entging, indem er es nur im Spiegel erschaute, geht die deutsche Sage von dem schon im Äthikus erwähnten giftigen Hauch der Drachen und Basilisken aus, den man durch den Spiegel auf das Tier selbst zurückwerfen zu können glaubte, und dies dürfte auch der eigentliche Sinn der Diomedes-Mythe sein. Die Sage von dem giftigen Hauch der Basilisken führt sich aber auf die Erfahrung der Brunnen- und Minengräber zurück, die so oft einem giftigen Hauche erliegen, der früher regelmäßig von einem Basilisken hergeleitet wurde, welcher im Brunnenkessel gesessen habe. Dasselbe Brunnenvergiften schrieb man noch bis vor wenigen Jahrhunderten dem Drachen zu, der bei Sonnenfinsternissen die Sonne zu verschlingen droht, d. h. also dem Verschlinger Tjugari, und daher erfolgten früher bei bevorstehenden Sonnenfinsternissen obrigkeitliche Erlasse, in denen angeraten wurde, die Brunnen zuzudecken, damit nicht das Gift des Sonnendrachens in dieselben hineinfalle.

22. Waffentänze der germanischen Stämme.

Tacitus hat den Waffentanz als das einzige und vornehmste Schauspiel der germanischen Jugend geschildert.* Nackte, d. h. nur mit Hosen und Schuhen bekleidete Jünglinge, die das Obergewand abgelegt hatten, tummelten sich, wie Müllenhoff die Stelle auslegt,** mit gezückten Schwertern im künstlichen Reigen; „die Übung erzeugte Kunst, die Kunst Anstand,“ und es handelte sich dabei nicht um Lohn oder Gewinn, sondern einzig um die Befriedigung der Zuschauer. Man wird an die Pyrrhiche, den vornehmlich in Sparta und auf Kreta geübten Waffentanz der dorischen Stämme erinnert, der nach der Schilderung Platons in den „Gesetzen“ eine förmliche Fechtschule oder Waffenturnerei mit Angriff und Verteidigung darstellte, ein Waffenspiel zwischen in den Boden eingesteckten Spießen und Schwertern, wie es, ganz den Worten des Tacitus entsprechend, auch auf griechischen Reliefs dargestellt erscheint. In

* Germania c. 24. ** In seiner im folgenden mehrfach benützten Abhandlung über „den Schwerttanz der Germanen“ (aus den „Festgaben für Gustav Homeyer“ Berlin 1871). Vielfache wichtige Nachweise über die Verbreitung des Schwerttanzes in England, Frankreich und Spanien, welche Müllenhoff nicht benutzt hat, gab F. Liebrecht in seinen Übersetzungen des Pentamerone (Breslau 1846) II. S. 253 bis 254 und Dunlops „Geschichte der Prosadichtungen“ (Berlin 1851) S. 516.

der knappen Beschreibung des Historikers handelt es sich aber nur um Andeutungen über eine vielleicht gelegentlich im Lager vorgeführte Probe, und es wird nicht erwähnt, daß diese Aufführungen an gewisse festliche Zeiten gebunden waren, wie die der Salier in Rom, und daß sie auch bei uns zum öffentlichen Kult gehörten, wie dies aus den späteren Schilderungen des fortdauernden Brauches immer bestimmter hervorgeht. Schon aus dem 10. Jahrhundert besitzen wir eine Nachricht des Konstantinos Porphyrogennetos, nach welcher die Goten dem byzantinischen Hofe am Neujahrsfest einen Waffentanz nach ihrer Art zum besten gaben, wobei sie mit Stecken auf ihre Schilde schlugen. Aus dem späteren Mittelalter sind uns namentlich die Andeutungen in den Liedern Neidharts und seiner Nachahmer von Wert, sofern wir aus dem schon oben (S. 197) angeführten Liede Gölis ersehen, daß man den Tanz ein Osterspiel nannte und selbst die dabei benützten Schwerter als Osterschwert (Ostersahs) bezeichnete, was die Vorstellung eines vorzugsweise zu Ostern mit besonderen altertümlichen Waffen nach althergebrachter Tradition aufgeführten Tanzes erweckt, wobei noch hervorgeht, daß ein Vortänzer vorhanden war, der einen Hut trug und sich dadurch augenscheinlich sowohl den Mittanzenden als den Zuschauern bemerkbar machte.

Müllenhoff hat eine Anzahl von Berichten über diese Schwerttänze gesammelt, aus denen hervorgeht, daß sie bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch im allgemeinen in Deutschland, Skandinavien und England in übereinstimmender Weise mit Ausführung derselben Figuren getanzt wurden, wodurch er in der Meinung bestärkt wurde, daß wirklich, wie in den Schilderungen oft wiederholt wird, ein in den Tagen des Tacitus bereits vorhandener Gebrauch getreu fortgepflanzt worden sei. Die erste zusammenhängende Beschreibung aus neuerer Zeit gab wohl Olaus Magnus in seiner Historia Gothorum (Romae 1555, lib. XV, cap. 23), woraus wir nur hervorheben wollen, daß der Tanz in Skandinavien hauptsächlich zur Karnevalszeit (praecipue tempore carnisprivii, mascharum italico verbo dicto), ohne Rock und Hut, mit Pfeifen- und Trommelbegleitung getanzt wurde, und daß die jungen Leute ihn acht Tage lang vor Beginn des Karnevals einübten. Die Schuljugend tanzte einen ähnlichen Tanz, wobei mehrfache, einander einschließende Reigen und Figuren zur Ausführung kamen und ein Vortänzer vorhanden war, welcher den Königstitel empfing.

In Deutschland wurde die Aufführung dieser Schwerttänze in den verschiedenen Städten zum Vorrecht einzelner Zünfte, namentlich der Schmiede und Messerer, und in dem von Scheller herausgegebenen

„Schichtbok“ von Braunschweig wird im Jahre 1443 erwähnt, daß „die smedeknechte und schohknechte den swertreygen treden tosamede.“ Einen gewissen Ruf haben diese Aufführungen in Nürnberg errungen, woselbst Kaiser Karl IV. den Metzgern und Messerern (Messerschmieden) 1349 als Belohnung für gewisse bei einem Aufruhr geleistete Dienste das Vorrecht erteilte, diese Schwerttänze alljährlich vor dem Rathause zur Aufführung zu bringen; doch werden nur die Jahre 1490, 1497, 1511, 1516, 1518, 1537, 1539, 1540, 1546, 1558, 1560, 1561, 1570 und 1600 als solche angeführt, in denen derartige Aufführungen stattfanden. Man besitzt auch alte Abbildungen solcher Nürnberger Aufführungen, aus denen hervorgeht, daß sie mit den norddeutschen, skandinavischen und englischen übereinstimmten. Es mag genügen, hier eine Beschreibung des dithmarsischen Schwerttanzes, wie ihn Anton Viethen noch 1747 in Büsum tanzen sah, ihrer besonderen Anschaulichkeit wegen im Auszuge wiederzugeben:

„Die Tänzer,“ heißt es,* „tragen weiße Hembder, mit bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden, und an jedem Beine haben sie eine Schelle hängen. Nur der Vortänzer und der so in der Mitten tragen einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupt, weil sie auf die beiden ein beständiges Augenmerk haben und sich nach ihnen in allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, darin die Vortrefflichkeit und das Altertum ihrer Tänze gerühmt wird...... Hierauf nimmt der Schwerttanz bei Rührung der Trommel seinen Anfang mit solcher Geschwindigkeit, Accuratesse und Munterkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweis durcheinander, bald springen sie mit vieler Behutsamkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um solche Rose in einen Kreis und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopf steht. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König und Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern daß sie denselben auch mit einer Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann eine kleine Danksagungsrede hält, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter an den Erdboden gesetzet, so wird dieses Schauspiel durch ein abermaliges Tanzen, so wie zu anfangs geschehen, beendigt und geschlossen.“

Vorstehende Beschreibung zeigt, ohne eine Nachahmung der Olafschen zu sein, eine so große Übereinstimmung mit derselben, daß wir die Treue der Überlieferung erkennen; denn wir ersehen daraus, daß der Schwerttanz in den deutschen Marschen noch im achtzehnten Jahrhundert ebenso getanzt

---

* Mitgeteilt bei Müllenhoff, a. a. O. S. 129—130.

wurde, wie im sechzehnten in Schweden. Noch etwas weiter zurück führt der letzte Holzschnitt im Teuerdank von 1519; denn wir erblicken auf demselben Kaiser Maximilian, den letzten Ritter, wie er als Schwerttanz-König in voller Rüstung auf ein platt am Boden liegendes Geflecht von vierzehn Schwertern getreten ist, um mit demselben in die Höhe gehoben zu werden. Dieselbe Abbildung wiederholt sich in Fuggers Ehrenspiegel, mit dem Unterschiede, daß hier der Kaiser in voller Würde mit Krone und Reichsapfel auftritt. Seit dem Erscheinen der Müllenhoffschen Abhandlung sind interessante Nachrichten über die Fortdauer des alten Schwerttanzes in Frankreich bis zur Neuzeit bekannt geworden:*

Im Dörfchen Pont de Cervières (Gemeinde Briançon, Nieder-Alpen) wurde sonst alljährlich am Festtage des h. Rochus, dem die Dorfkirche gewidmet ist, ein angeblich keltischer Schwertertanz, Bacchu-ber genannt, von 9, 11 oder 13 mit altertümlichen Schwertern bewaffneten jungen Leuten aufgeführt. Die Tänzer stellen sich im Kreise auf, halten mit der rechten Hand den Griff ihres breiten gallischen Schwertes und mit der Linken die Spitze des Schwertes ihres Nachbars — ähnlich wie auf alten Nürnberger Schwerttanz-Darstellungen —; dann werden die Schwerter radial gegen die Mitte des Kreises in die Erde gesteckt, zurückgezogen, über die Häupter geschwungen und weitere Tanzfiguren ausgeführt. Während die jungen Leute ohne eine Miene zu verziehen diesen Tanz vollführen, stimmen die Frauen, in deren Mitte sich die älteste befindet, aus voller Brust einen alten Schlachtgesang an, den sie ohne Pause fortführen, bis der Tanz zu Ende ist. Die Ceremonie ist hier, was besonders hervorzuheben bleibt, mit dem religiösen Kult in Verbindung geblieben; die alten Schwerter werden sorgsam aufbewahrt und Gesuche um Darleihung zur Nachbildung derselben abgeschlagen.

In England hat sich der Waffentanz in manchen entlegenen Teilen bis in unser Jahrhundert erhalten (vergl. oben S. 42), und zwar wesentlich in denselben Formen, wie er auf dem Festlande und in Skandinavien getanzt wurde. Walter Scott hat im 15. Kapitel seines Piraten den Schwerttanz der Shetländer geschildert und sich dabei zur Erläuterung der Nachrichten des Olaus Magnus bedienen können.** Wichtig ist dabei das Auftreten in Tierfelle gekleideter Personen, die nicht eigentlich am Tanze teilnehmen, aber denselben dramatisch gestalten, von denen die schon im 6. Jahrhundert auftretenden Klagen der Kirchenlehrer und Konzilien Kunde geben, daß man bald nach Weihnachten und in den Fastenzeiten die sogenannte Cervaria aufführe, sakrilegische Tänze, deren Teil-

* La Nature (Paris 1886. 2 Sem.) p. 334 und 382, woselbst auch die Musik dieses Tanzes mitgeteilt wird. Übrigens hatte schon Maßmann über diesen Tanz an Liebrecht (s. oben) berichtet. ** Weiteres über den Waffentanz der Shetländer bei Chambers und Hibbert, Description of the Shetlands-Islands (Edinb. 1822) p. 555 und in E. M. Arndt's Nebenstunden (Leipzig 1826) S. 425—430.

nehmer in Tiermasken aufträten. Schon beim h. Eligius und in einigen dem Augustinus zwar nur untergeschobenen, aber sicher den ersten Jahrhunderten des Christentums bei den Franken angehörigen Predigten kommen solche Klagen über die unzüchtigen Darstellungen der Cervaria vor, und es scheint fast, daß man darin die Vergewaltigung der Sonnen-Hindin durch den Sonnenhirsch, wie sie in den Veden geschildert wird (vergl. oben S. 177), bildlich dargestellt habe. Aus den Missionsreden des h. Pirminius († 754) führt Runge die Worte an: „Laufet nicht herum als Hirsche oder alte Weiber, weder in den Fasten noch in anderen Zeiten," und noch Geiler von Kaisersberg klagt über die ohne Zweifel aus dem Heidentum stammenden Karnevals-Larven: „sicut et der hirtz et das wyld wib."*

Um diese aus sehr früher Vorzeit herrührenden Tiertänze und Tieraufführungen richtig zu verstehen, müssen wir uns der ähnlichen Darstellungen bei Naturvölkern, wie z. B. der äußerst künstlich gefertigten, den ganzen Körper umhüllenden Vogelmasken bei den Tänzen der Nordwest-Indianer Amerikas erinnern, über die G. Catlin u. a. berichtet haben, und werden dann jene Mummereien richtiger verstehen, zumal wenn wir erfahren, daß ausdrücklich Personen des nordischen Mythus darin auftraten. Wie Kahn berichtet, erschienen bei solchen englischen Spielen in den Zwölften (zwischen Weihnachten und Neujahr) Wodan als Reiter mit Pfeil und Bogen und dazu sechs Personen mit Rentierhäuptern auf den Schultern, die zusammen einen Tanz aufführten, und in einem nach Kemble in mehreren Teilen Yorkshires aufgeführten „Riesentanz" traten Wodan und Frigga auf, und die Haupthandlung bestand darin, daß zwei Schwerter über dem Haupt eines Knaben geschwungen und zusammengeschlagen wurden, ohne ihn zu verletzen.** In Northumberland*** und in England überhaupt treten nun diese Tiermasken, darunter namentlich eine ganz in Fuchsfell gekleidete komische Figur (Tommy) mit lang herabhängendem Schwanz und das alte Weib (die Bessie) auf und versuchen, den Schwerttanz zu stören, wofür sie getötet werden, und das muß alter Brauch sein; denn auch im Münchner Schefflertanz treten Hansel und die Gretel in der Butten auf, die letztere ein altes Weib, welches der Lustigmacher scheinbar im Korbe trägt.

Unter den schon oben (S. 40 ff.) erwähnten Mohren-Tänzern (Mor-

* Näheres bei Kuhn, Schuß auf den Sonnenhirsch (Zeitschr. f. deutsche Philologie Bd. VI. S. 109—110. Vergl. Brand-Ellis Popular antiquities of Great Britain and Ireland p. 474 und 492. ** J. Grimm, D. Mythologie[2] S. 280. *** Müllenhoff, a. a. O. nach Wallis, history of Northumberland 1769. II. p. 28.

ris-dancers) der Engländer, deren Hauptaufführung in einem Schwerttanz am 1. Mai oder zu Pfingsten bestand und deren Kleider mit abgestimmten Glocken (morris-bells) von verschiedener Tonhöhe — ähnlich wie bei den ebenerwähnten Dithmarser Schwerttänzern — besetzt waren, traten regelmäßig bestimmte Charaktermasken auf, die nicht sämtlich beim Tanz beschäftigt waren, nämlich die Maid Marian, welche unserer Maikönigin entspricht, dann ihr Ritter Robin Hood, der Vortänzer, welcher sie dem Winterdämon entführt, und endlich dieser selbst, dem dabei schlecht mitgespielt wurde. Tollet in seiner schon angeführten Description of the Morris-dancers beschreibt die Maid Marian, d. h. die Maikönigin, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt und einer roten Nelke (red pink) in der linken Hand als Emblem des Sommers. Die Namen Robin und Marian scheinen aus französischen Mai- und Pfingstspielen zu stammen; denn bereits Adam de la Halle (1240—1288) verfaßte le jeu de Robin et Marion.* Nach Waldrons Beschreibung der Insel Man trat dort der Maikönigin die durch einen Mann in Pelz dargestellte Winterkönigin gegenüber. Gewöhnlich erschienen beim englischen Maispiel auch Drache und Drachenkämpfer (Snap dragon), letzterer zuweilen als St. Georg wie Indra auf weißem Roß,** wovon das Hobbyhorse dieser Maispiele übrig blieb. Bei dieser Vereinigung von dramatischem Festspiel (Drachenkampf vergl. S. 85) und Schwerttanz mag ursprünglich der letztere, wie bei den Tänzen der Salier und arvalischen Brüder in Rom, einer Vertreibung der im Gefolge des Winters einherschleichenden Krankheits- und Unfruchtbarkeits-Dämonen, der widrigen Winde u. s. w. mit bewaffneter Hand gegolten haben;*** später nahm er mehr den Charakter eines Freuden- und Triumphtanzes über die Befreiung der Ostersonne oder Frühlingsgöttin an.

In Deutschland sind die mythischen Gestalten dieser Spiele nicht mehr so deutlich, weil sich hier früh die Kirche des Osterspiels bemächtigte; immerhin erkennt man sowohl in den weltlichen Tanzliedern wie in den christlichen Kirchenliedern noch deutlich den Winterriesen und die ihm entrissene Frühlingsgöttin. In den Liedern Neidharts kehrt mit ermüdender Häufigkeit immerfort die Klage wieder, daß man bei einem solchen Spiel seiner Geliebten Friderun (Vriderune) einmal — dô sî den krumben reien ûf dem anger trat — ihren Spiegel zerbrochen und sie

* Vergl. Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge p. 20 und Mannhardt, Wald- und Feldkulte I. S. 546. ** Über die Beteiligung des Drachen und Drachenschläger am englischen Maispiel s. A. Kuhn in der Zeitschr. f. d. deutsche Altertum V. S. 484—487. *** Vergl. oben S. 40.

ihm dann entführt habe. Die Erklärung, was es mit diesem Spiegel für eine Bewandtnis hatte, giebt ein leider nur bruchstückweis erhaltenes Lied in von der Hagens Neidhart-Handschrift (124, 6), worin es von den Tulner Tänzern heißt:*

die füerent einen spiegel,
ein göttin darunder gêt,
daz ist mîn fru Vriderune.

Diese mit einem Spiegel ausgerüstete Göttin kann nur ein Nachbild der alten Freyja sein, die im Mittelalter mit der Venus identifiziert und gleich dieser mit einem Spiegel in der Hand dargestellt wurde. Freyja aber war, wie wir wissen, die aus der Macht des Winterriesen befreite Göttin. Die häufig wiederkehrende Redensart „den Maien oder Sommer empfangen" bezieht sich auf die feierliche Einholung der Maigöttin. Der Winter erscheint in diesen Liedern und Spielen als Riese, und zwar als Reifriese (altnordisch Hrîmthursar), wie denn fast alle Riesen als solche Wintergewalten galten und entsprechende Namen (Hrîmnir, Hrîmgrîmnir, Hrîmgerdhr u. s. w.) führten. Noch in der mitteldeutschen Dichtung wird er Rîfe (Reif) genannt, als ein Räuber geschildert, der Laub und Blumen abreißt und in seinen Sack steckt, z. B.: bloumen unde loup, was des Rîfen erster roup, den er in die secke schoup, während es im Frühling heißt: „sunder Rîfen danc (dem Reifriesen zum Trotz) allez grüene in fröiden lît."** Ein Winterlied Neidharts, dessen Eingang ich in Ettmüllers Übersetzung anführe, schildert den Reifen in seiner Thätigkeit als Wald- und Flur-Entlauber:

Rüstet, Kinder, Euch den Schlitten auf das Eis,
hier nun herrscht der Winter kalt,
der soviel der wonniglichen Blumen uns benahm.
Mancher grünen Linde steht der Wipfel greis,
unbesungen ist der Wald:
alles dieses von des Reifen Ungenade kam.
Wollt Ihr schauen, wie die Heid' er jetzt erzog?
Seine Hand sie machte fahl.
Darum auch die Nachtigal
ihres Weges flog.

Das Kampfspiel, bei welchem nach der Edda Thor erscheint, um den Winterriesen mit dem Hammer, d. h. mit Blitz und Donner im ersten Frühlingsgewitter, zu erschlagen, wurde schon von den Geistlichen der ältesten Zeiten in ein kirchliches Spiel verwandelt, wobei, wie wir oben

* Vergl. R. v. Liliencron in Haupts Zeitschr. f. d. deutsche Altertum Bd. VI. S. 67. ** Grimm, D. Mythologie² S. 721 und oben S. 152.

(S. 100 ff.) sahen, der Winterdrache oder Winterriese in den König von Babylon oder den Antichristen, Thor oder Siegfried in den Messias und Freyja in die aus dem finstern Turme erlöste Braut Christi umgestaltet wurde. Wir besitzen noch den lateinischen Text eines solchen Osterspiels (ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi), welches der im 12. Jahrhundert lebende bayrische Mönch Wernher von Tegernsee verfaßt hat und welches schildert, wie erst der König von Babylon und dann der Antichrist die ganze Welt überwindet und alle Könige (der deutsche allein ausgenommen) zu seinen Füßen auf den Knieen liegen, worauf plötzlich vom Himmel Lärm ertönt und der Antichrist von Blitz und Donner getroffen zusammenstürzt. Die Scene entspricht den kirchlichen Darstellungen, wie sie noch in Dürers Holzschnitten zur Apokalypse wiederkehren, wo die Könige der Erde das von dem siebenköpfigen Drachen bewachte babylonische Weib verehren; aber die Niederschmetterung des Antichristen durch den Blitz entspricht völlig der Thorsmythe, und der darauf folgende Triumphgesang der Kirche entpuppt sich deutlich als der nur leicht überarbeitete Mythus von der aus der finstern Burg herausgeführten Sonnengöttin. Noch aus einem Gesangbuch vom Jahre 1712 teilt „des Knaben Wunderhorn" einen „Triumphgesang der erwählten Seele," d. h. ein Osterlied mit, in welchem der Sieg Christi als Frühlingsfest gefeiert wird und die vorher „pechschwarze Sonne" nun wieder hell strahlt. Von der verchristlichten Burggefangenen heißt es darin:

Du teure Seel' bist ausgebürgt,
Der höllische Tyrann erwürgt,
Sein Raubschloß und geschwor'ne Rott'
Ist ganz zerstört, der Tod ein Spott.
Triumph! Triumph! Viktoria!
Und ewiges Hallelujah!

Beim Tod- und Winteraustreiben sang man nunmehr:

So treiben wir den Winter aus,
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,
Mit sein' Betrug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er sich zu Tode fall'
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träumet in dem Mayen
Von Blümlein mancherleyen.*

Mit dieser Verwandlung des Winterdämons in den Antichristen war aber die Entwicklung noch nicht abgeschlossen; denn als die Reformation kam, machte Luther aus dem alten volkstümlichen Frühlingsliede ein polemisches Lied und ließ es anfangen: „Nun treiben wir den Papst hinaus." Man hat daran gezweifelt, ob der mit Luthers Unterschrift versehene Sonderdruck, welcher den Titel trägt: „Ein Lied für die Kinder,

* Vollständig in „Des Knaben Wunderhorn" I. S. 161.

damit sie zu Mitterfasten den Papst austreiben," wirklich von ihm herausgegeben sei; aber Joh. Mathesius erzählt (wie Uhland in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Dichtkunst" anführt) in seiner Lebensbeschreibung Luthers die Veranlassung folgendermaßen, indem er zugleich den heidnischen Ursprung des Liedes und die Gleichheit des altrömischen Brauches anführt: „Dies Jahr (1545) besucht ich Dr. Luther zum letzten und bracht ihm das Lied mit, darin unsre Kinder zu Mitterfasten den Antichrist austreiben, wie man etwan dem Tode und die alten Römer ihren Bilden und Argeis thäten, die sie auch ins Wasser warfen. Dies Lied gab er in Druck und machte selbst die Unterschrift: „Ex montibus et vallibus, ex silvis et campestribus.""

Die Abstrafung des Winters geschah schon früher in sehr verschiedener Weise, indem man ihn entweder einfach (wie in Rom, vergl. S. 113) aus dem Thor hinausprügelte oder von der Stadtmauer hinabstürzte, ihn enthauptete oder steinigte, ins Wasser oder Feuer warf, in einem Loche begrub u. s. w. Als später von der ganzen Ceremonie bloß noch der Waffentanz übrig blieb, wurde der Winterdarsteller in eine komische Person, den Pelzmärten mit lang herabhängendem Fuchsschwanz, verwandelt, der den Tanz und seine Figuren zu stören sucht und scheinbar deswegen enthauptet wurde. Eine solche Enthauptung des Winterdämons fand auch im Klausthaler „Schwertfechterspiel" statt,* und sie hat offenbar dieselbe Bedeutung, wie das Kegelabwerfen am ersten Sonnabend nach Lätare, welches bis zum 15. Jahrhundert im Hildesheimer Domhof und ebenso zu Halberstadt stattfand. Letzner in seiner „Geschichte Karl des Großen" (1603) meint zwar, unter diesen Kegeln seien die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen hätten; allein schon das Datum der Feier beweist, daß es sich um einen Frühlingsmythus, d. h. nicht um die Tötung der Heidengötter überhaupt, sondern nur um die des Wintergottes handelte. Dies wird vollständig klar, wenn wir dieses nordische Spiel mit einem noch bis zum Jahre 1846 alljährlich zu Alatri in der römischen Campagna gefeierten Frühlingsspiel vergleichen.

„Am Tage des St. Sixtus (28. März) in erster Frühe zogen die Bewohner der Piagge, I Signori della festa genannt, nach dem Kirchlein Nostra Donna, das in dem Thälchen liegt, welches die Einsenkung zwischen dem Stadtberge und dem Hügel des romantischen Kapuzinerklosters bildet. Dort hörten sie die Messe und stiegen dann im feierlichen Zuge hinauf nach der Porta Bellona (heute Porta San Pietro), gefolgt von vielen Knechten, Kindern und Freunden, welche mit Steinen und

* Müllenhoff, a. a. O. S. 141.

Scherben gefüllte Körbe trugen. Von der Porta Bellona kamen ihnen die Bewohner der Citta Vetere mit ähnlicher Ausrüstung entgegen und hier bearbeiteten sie gemeinschaftlich ein Reliefbild an der Cyclopen-Mauer, welches von Alters her den Namen Marzo führte. Dann ging es in großem Pompe nach dem Dome, in welchem Hochamt gehalten wurde; nach diesem aber begann ein feierlicher eigentümlicher Tanz auf dem Domplatz über den alten Mauern, und in anderen Volkstänzen, in Wein, Gesang und Freude schloß dieses sonderbare Fest mit Sonnenuntergang ab."

Gregor XVI. schaffte dieses heidnische Fest 1846 ab; aber vor zwanzig Jahren sah man noch (und vielleicht sieht man sie noch heute) die zu beiden Seiten des Thores stehenden Gestalten des Marzo und Aprile, erstere durch die Steinwürfe der Jahrhunderte stark verstümmelt, letztere in der Stellung eines hochgezogenen Hampelmanns, wie die Walburgisbilder in Antwerpen und zu Belsen, von denen oben (S. 201 ff.) gesprochen wurde. Der vielbelesene Liebrecht, von dem wir diese aus der Augsburger Allg. Zeitung stammende Schilderung entliehen haben, erinnert dabei* an die 25 Ellen hohen Bilder von Sommer und Winter, die König Rhampsinit nach Herodot (II. c. 121) dem Hephästostempel gegenüber aufstellte, wobei dem Winterbilde vom Volke Abneigung, dem Sommerbilde Zuneigung bewiesen wurde, gerade wie in Italien und in Nordeuropa. Da nun der Winter in Ägypten die angenehmste Zeit des Jahres ist, so kann man wohl nur an eine dort aus Europa eingewanderte Sitte denken. Ganz entsprechende Steinbilder befinden sich zu beiden Seiten des Wiener Thores zu Heimburg (Carnuntum), welche das Volk jetzt als Winter und Sommer bezeichnet, den Wintermann auch Attila nennt, so daß man bei der Sommerfrau auf Kriemhild schließen kann. Wie Schröer erfuhr,** wurde das weibliche Bild noch bis zum Jahre 1820 alljährlich zu Pfingsten von den Knaben gesteinigt.

Das letztere geschah wohl irrtümlich durch Verwechselung mit der slavischen Murana; ursprünglich werden die Steinwürfe wie an anderen Orten dem Wintergott gegolten haben, der in Italien auch (wie in Deutschland) als Todesgott galt, wie schon die volkstümliche italienische Redensart: „der Marzo hat ihn ausgestrichen," d. h. er ist ein Kind des Todes, beweist. Interessant ist, daß sich an das mit der kirchlichen Feier verbundene Winter- oder Tod-Austreiben zu Alatri der altertümliche Tanz

* Zur Volkskunde (Heilbronn 1879) S. 411—413. ** K. J. Schröer in Germania XVII. S. 459 ff. — Abbildung des als geharnischter Ritter mit Fahnenstange (ursprünglich vielleicht ebenfalls Mars) dargestellten Attila und der mit langem Haar und fliegendem Gewand dargestellten Göttin in den Berichten der Wiener Akademie (Phil.-Hist. Klasse) Bd. IX.

schloß, welcher vermutlich der alte Waffentanz war, von welchem Liebrecht in seiner Übersetzung des Pentamerone (II. S. 253) nach Galiani berichtet, daß ihn das Volk mit bloßen Degen in den Händen tanze, oder statt ihrer, um Unheil zu verhüten, mit blumenbekränzten Stöcken, woher er den Namen Imperticata (Stocktanz) angenommen hat, während er gewöhnlich Intrezzata (der verschlungene Tanz) heißt. „Gesellschaften von Männern aus dem niedern Volke," fährt Galiani fort, „pflegen während des Karnevals sich zu maskieren und unter den Fenstern der Geliebten, noch häufiger aber unter denen der Vornehmen diesen Tanz aufzuführen, wofür man dann den Tänzern und Musikanten eine kleine Gabe an Geld zuwarf." Dieser verflochtene Tanz scheint eine unmittelbare Fortsetzung des von den Saliern in Altrom aufgeführten Waffentanzes zu sein, der ebenfalls im März und in verschlungenen Bahnen getanzt wurde und mit Austreibung des in Pelze gekleideten Winters (Mamurius Veturius s. oben S. 113) endete.

Nun erscheint aber auch der Pelzmärten und der vorhin (S. 240) aus den englischen Schwerttänzen erwähnte Knabe mit dem Schwert beim Halberstädter Heidenkegeln am Montag Lätare, welches gänzlich dem Hildesheimer und dem italienischen und österreichischen Werfen nach dem Wintergott entspricht.* Bei dem Hildesheimer Bären erinnert Grimm an den in Bärenhaut verkleideten Wildifer, der in der Wilkina-Saga den von Osantrix gefangen gehaltenen Wittich befreit; doch bleibt ein etwaiger Zusammenhang dunkel. Dagegen kann nach all dem Angeführten ein näherer Zusammenhang der in unmittelbarer Verbindung mit den Frühlingsspielen vorgenommenen nordischen Waffentänze mit den Labyrinthtänzen und Spielen, durch welche die Kreter, Delier und Römer, wie noch heute Serben, Bulgaren, Macedonier und Neugriechen die junge Frühlingssonne begrüßen, in keiner Weise bezweifelt werden, und er wird noch deutlicher werden, wenn wir erst die antiken Gebräuche und Sagen näher betrachten. Der Zusammenhang der Wintervertreibung mit der Sonnenbefreiung und der Schilderhebung des Sommergottes, als welche vermutlich die Erhebung auf der Schwertrose zu deuten ist, hat sich nirgends durchsichtiger erhalten als bei uns im Norden, trotz der christlichen Färbung, die sich über die Grundvorstellungen, wie die Tünche der Reformationszeiten über alte Kirchengemälde, gelegt hat und die man hier und da erst entfernen muß, um das darunterliegende Bild deutlicher zu erkennen. Hierbei mag noch er-

---

* Näheres über das Halberstädter und Hildesheimer Heidenwerfen bei Grimm, D. Mythologie[2] S. 172—173 und 743—745.

wähnt werden, daß ich zu dieser Auffassung bereits gelangt war, bevor ich Müllenhoffs Abhandlung über den Schwerttanz der Germanen zu Gesicht bekam und deshalb nicht wenig überrascht war, darin* folgende, mit der meinigen in der Hauptsache übereinstimmende, von dem englischen Riesentanz mit Wodan und Frick ausgehende Schlußfolgerung zu finden:

„Dann," sagt Müllenhoff, „würde dieser Yorkshiresche Riesentanz den vollständigsten Beleg abgeben für den Zusammenhang auch des deutschen oder germanischen Schwerttanzes mit dem altheidnischen Kultus und den altheidnischen Festfeiern. Ohnehin ist dieser Zusammenhang nicht zweifelhaft, wenn die Aufführung zur Zeit der winterlichen Sonnenwende festgehalten wurde oder Fastnacht nur den Frühlingsanfang vertritt. Dann hat auch die Tötung des Thoren oder der Alten ohne Zweifel dieselbe mythische Bedeutung wie sonst (nämlich wie das Töten des Winters beim Todaustragen) und weist nur auf das Abscheiden des alten Jahres oder des Winters, wie die jubelnde Erhebung des Königs im Spiele den Sieg des neuen verkündet. Es erweist sich mit einem Worte diese altgermanische Aufführung als wesentlich gleich, ja wohl ursprünglich identisch mit der römischen Frühlingsfeier durch die Salier und den in Pelz gehüllten alten Knecht Mamurius....... Der Schwerttanz, wie er seit dem 15. Jahrhundert in fast allen germanischen Ländern getanzt wurde, ist nach allen Merkmalen mit dem von Tacitus beschriebenen so sehr derselbe, daß wir, obgleich Nachrichten über ihn für einen Zeitraum von mehr als dreizehn Jahrhunderten fehlen, eine ununterbrochene Überlieferung von der Urzeit bis auf die Gegenwart für ihn annehmen müssen."

23. Troja-Spiel und Salier-Tanz.

Nach der Darstellung des Vergil, der die altheimischen Sagen zusammenfaßte, kam Äneas von Karthago nach Sizilien, woselbst zu Eryx und Egesta Tempel seiner Eltern, nämlich der göttlichen Mutter Aphrodite und des Vaters Anchises, sowie ihm selbst gewidmete Heiligtümer die Sage von dem troischen Ursprung dieser Kolonieen seit alter Zeit festhielten. Von Egesta läßt er die Trojanerhelden nach Cumä segeln, dann nach einem kurzen Aufenthalt der Küste entlang weiterfahren, in die Tibermündung einlaufen und im Laurenter-Gebiete ans Land steigen. Nach anderen Berichten landete Äneas etwas südlicher an einer wüsten Stelle und legte daselbst ein Lager an, weil von selbst hervorgesprudelte Quellen, die noch Dionysios von Halikarnaß (I. 55) mit ihren Altären sah und die den eigentümlich germanisch klingenden Namen der „Sonnen-

* Müllenhoff, a. a. O. S. 144 und 146.

quellen" führten, sowie die Erfüllung einiger ihm auf den Weg gegebenen Orakelsprüche ihn dort zum Bleiben einluden. Die Auswanderer sollten danach dort rasten, wo sie ihre Tische verzehrt hätten, und dann einem vierfüßigen Führer bis zu dem Orte folgen, wo dieser sich niederlegen würde. Die Erfüllung des Orakels erkannten sie, als sie die vorher als Teller benützten landesüblichen Brotscheiben verzehrt hatten, und holten nun froh das mitgeführte Bild der Venus aus dem Schiffe, um vor ihm nach der hergebrachten Ehrung durch frohe Reigentänze das vorgeschriebene Opfer des Mutterschweines zu bringen. Dies lief aber davon, wurde als das im Orakel verkündete Führertier erkannt, und ihm folgte Äneas bis nach Lavinium, wo es sich niederlegte und dreißig Ferkelchen warf, die als Vorzeichen sowohl der dreißig Trojaburgen, welche Äneas im Lande begründete, wie der dreißig Jahre, die es dauern würde, bis die Trojaner im Lande zur Oberherrschaft kämen, herhalten mußten.

Als Beweisstücke für diesen „historischen Bericht" wurden nun allerlei Dinge vorgezeigt: der Ort der ersten Landung und des Trojanerlagers, die Sonnenquellen, die Heiligtümer der äneadischen Venus und sogar die Haut oder die Mumie der führenden Sau (Troja). Über den Ort des Lagers, der bald Castra Troiana, bald einfach Troia genannt wird, waren die Altertumsforscher keineswegs einig; nach Cato sollte er am Strande bei Lavinium liegen, nach anderen bei Ardea, bei Laurentum oder Ostia.* Nach Klausens sorgsamer Untersuchung** hätte Torre San Anastasio, die alte Schiffsstation der Ardeaten, den Anspruch einer ältesten Heimat der Sage, weshalb Charax nach Stephanos von Byzanz (sub voce Troia) sagen konnte, Ardea habe ehedem Troja geheißen. Dahin deutet auch das trojanische Grundstück, von welchem Cicero schreibt,*** daß er es gern gekauft haben würde, und welches in der Nähe jenes Ortes bei Antium lag. Übrigens können recht wohl mehrere Orte der dortigen Küste gleich gute Ansprüche gehabt haben, von altersher castra Trojana genannt zu werden, wenn unsere Ansicht vom Ursprung dieses Namens richtig ist.

Die Tempel der trojanischen Venus, welche Äneas seiner Mutter erst in Sizilien und dann in Latium gestiftet haben sollte, und von denen diejenigen von Lavinium und Ardea sich um den Vortritt des Alters stritten, während ersterer die Ehre der Bewahrung des zu Schiffe mitgeführten Venusbildes beanspruchte, verbreiteten sich nachher nach Rom

---

* Preller, R. M.² S. 686. ** Klausen, Aeneas und die Penaten (Hamburg und Gotha 1840) S. 684. *** Cicero, ad P. Attic. IX. 9. 13.

und anderen Städten. Sie führte nach dem Berichte des Cassius Hemina (bei Solinus II. 14) den Namen Frutis, und Paul Diaconus bestätigt, daß Frutinal die Benennung des Tempels der äneadischen Venus gewesen sei. Einige Altertumsforscher haben diesen Namen ziemlich ungeschickt von fruticare, sprossen, frutex, der Strauch, herleiten wollen, weil die Göttin Frutis, durchaus verschieden von der griechischen Aphrodite, eine ausgesprochene Frühlingsgöttin war, der das Sprossen der Gewächse, die Fruchtbarkeit der Tiere und ganz im besondern die Pferdezucht ans Herz gelegt wurden. Wir können daher auch dem Einfalle Scaligers, Frutis sei eine italienische Korruption von Aphrodite, obwohl Otfried Müller, Preller und andere ausgezeichnete Forscher ihm beigestimmt haben, keinen Geschmack abgewinnen; denn Aphrodite und Frutis haben außer diesem angeblichen Namens-Anklang nichts miteinander gemein. Auf viel besserer Fährte war, wie uns scheint, der alte vielverspottete Olaf Rudbeck, als er in der Frutis der Römer die nordische Fru Disa, d. h. Freyja, wiederbegrüßen zu dürfen glaubte; denn dieser Frühlingsgöttin, deren Befreier (Siegfried-St. Georg) auch bei uns der Patron der Pferdezucht geworden ist, wurden schon im Norden ganz ähnliche Tänze gewidmet, wie wir sie alsbald der italischen Frühlingsgöttin dargebracht sehen werden. Merkwürdigerweise ist Preller (R. M.² S. 383) auf ganz anderem Wege zu dem nämlichen Schlusse gelangt; denn er schreibt über den altitalienischen Namen Venus: „Vana ist im Sanskrit lieblich, angenehm, vanas, Reiz, Lieblichkeit, das lateinische venustas, und auch im Altnordischen ist vaen i. q. venustus, pulcher, daher vermutlich die Vanen der altnordischen Mythologie (d. h. Freyr und Freyja) ihren Namen haben. Also ist Venus die schöne liebe Frau des Frühlings, aller Blüten, alles Naturreizes, wie Flora, Feronia, Libera und andere Göttinnen dieser Art."

Ihre Hauptstütze fand aber die Sage von der trojanischen Abstammung in dem Anspruch einer Anzahl römischer Patrizier-Geschlechter, namentlich des Julischen, aus dem Cäsar und Augustus stammten, Nachkommen des Äneas und damit dieser trojanischen Göttin Frutis zu sein, eine Erinnerung, welche die Cäsaren namentlich in der Freundschaft für die wiedererbaute Stadt Troja in Kleinasien und in der Pflege des Trojaspiels in Rom kundgaben. Dieses Spiel war ein unserem Buhurd ähnliches Reiterspiel der römischen Adelsjugend, welches Askanius, der Sohn des Äneas, zum Andenken daran gestiftet haben sollte, daß sein Vater alsbald nach der Landung bei dem Heiligtum der Vanengöttin (Venus Venilia) zu Pferde gestiegen sein und seiner Großmutter ein Reiterbild

als Roß- und Rittergöttin (Venus Equestris) an derselben Stelle errichtet haben sollte.

Davon erfuhr man aber erst, als in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung die Ansicht auftauchte, Alba Longa, die Mutterstadt Roms, sei eine Kolonie der Trojaner, und namentlich, als man in den Tagen des Cäsar und Augustus begann, die Julische Dynastie von dem aus Troja geflohenen Äneas herzuleiten. Nunmehr erinnerte man sich auch eines alten, offenbar religiösen, in labyrinthischen Bahnen verlaufenden Tanzes der Ureinwohner des Landes, welcher längst zu einem Kinderspiel herabgesunken war und den aus schriftlichen Überlieferungen völlig unerklärlichen Namen des Trojaspiels (ludus vel ludicrum Trojae) führte. Denn wahrscheinlich einzig dieses dunkeln Namens halber wurde der alte herkömmliche Waffentanz der Ureinwohner in ein ritterliches Cirkusspiel der „Nachkommen der Trojaner" verwandelt, dessen Aufführung lange ein Vorrecht der ersten Geschlechter des Landes blieb. Sueton, Tacitus und andere Schriftsteller der Kaiserzeiten kommen zu wiederholten Malen darauf zurück, wie Cäsar, Augustus und Caligula sowie andere würdige Nachkommen der trojanischen Frutis auf dem römischen Cäsarenthrone sorgsam bedacht waren, das alte Trojaspiel bei allen festlichen Anlässen zu erneuern. Es wurde von zwei Parteien adliger Jünglinge im Alter von siebzehn und achtzehn Jahren nach Art einer Quadrille mit labyrinthischen Wendungen im Cirkus geritten, und man dichtete, daß Askanius, der Enkel der Frutis, dieses Spiel bei der Erbauung von Alba Longa gestiftet und zu Ehren seiner Urheimat benannt habe. Vergil hat in der Äneis (V. 545—603) eine ausführliche Schilderung des Trojaspiels gegeben, offenbar nach den Schaustellungen, denen er im Cirkus beigewohnt hatte, und es sei erlaubt, zum Verständnis des folgenden einen Teil seiner Schilderung nach Binders Übersetzung wiederzugeben:

„Als vor den Zuschauerreihen sie nun, und den Blicken der Ihren
Fröhlich vorübergetrabt, da gab den Bereiten ein Zeichen
Epytus' Sohn mit dem Rufe von fern und klatscht mit der Geißel.
Jene verteilen sich jetzt gleichmäßig und lösen den Heerzug,
Dreifach gesondert in Chör', und auf abermaligen Zuruf
Wenden im Laufe sie um und sprengen mit feindlicher Wehr an.
Andern Lauf nun nehmen sie vor und andern Rücklauf,
In den begegnenden Räumen und wechselnd mit Kreisen die Kreise,
Kreuzen sie sich und erwecken das Bild der gewappneten Feldschlacht:
Bald ist im Fliehen der Rücken entblößt, bald kehren sie feindlich
Speere sich zu, bald ziehn sie geeinigt wieder in Frieden.
So wie das Labyrinth eh'mals auf der ragenden Kreta
In den Gewölben der Nacht und in tausendfältigen Gängen

Zweifel des Truges verbarg, wo leitenden Spuren zu folgen
Hindert ein unausspähbares, unrückgangbares Irrsal:
Ganz mit dem nämlichen Spiel verwirren die Söhne der Teukrer
Jegliche Spur . . . ."

Es ist lehrreich, wie in dieser Schilderung unter Anknüpfung an den kretischen Labyrinthtanz jeder Versuch vermieden wird, an die griechische Trojadichtung anzuknüpfen. Denn diese wußte nichts von einem labyrinthischen Tanze bei Troja, und Homer kennt ebenfalls nur den kretischen Labyrinthtanz. Erst ein so später griechischer Schriftsteller wie der lange in Gallien gewesene Lukian von Samosata wußte in seiner Schrift über die Tanzkunst zu erzählen, wie Pyrrhos, der rothaarige Sohn des blonden Achill, den angeblich nach ihm benannten Waffentanz (Pyrrhichia) erfunden „und das bisher unbezwungene Ilion mit seiner Tanzkunst eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht habe." Die Figuren, die bei dieser Aufführung geritten wurden, haben mannigfache gelehrte Untersuchungen veranlaßt;* allein bei der Geringfügigkeit der gegebenen Anhaltspunkte handelt es sich um willkürliche Annahmen, und alles, was man sagen kann, beschränkt sich darauf, daß es den jugendlichen Reitern darauf ankam, ihre völlige Beherrschung des Rosses darin zu zeigen, daß sie den sonst zu Fuße ausgeführten Waffentanz mit seinen geschlängelten Bahnen und kurzen Umwendungen nunmehr zu Pferde ausführten. Der Reiz des Schauspiels aber beruhte offenbar darin, daß man konzentrische Reiterkreise sich wie bei dem deutschen Buhurd (S. 79) in entgegengesetzten Richtungen, der Stimme eines Führers gehorchend, nach einem sichern Grundplan durcheinander bewegen sah, und daß sich die scheinbare Verwirrung dann ebenso plötzlich löste, wie wir dies in ähnlicher Art von den einzelnen Figuren des germanischen Waffentanzes erfahren haben.

Es ist schade, daß das Buch des Sueton über die Schauspiele und Knabenspiele der Römer nicht auf unsere Zeit gekommen ist; denn in ihm war auch der Ursprung des Trojaspiels behandelt, wie uns Servius, der Ausleger des Vergil, bei der betreffenden Stelle mitteilt. Beide bezeichneten übrigens das Spiel einfach als Waffentanz (Pyrrhica) und erzählten, Kaiser Augustus habe den Teilnehmern am Trojaspiel je einen Helm und zwei Speere zu ihrer Ausrüstung geschenkt. Nero erteilte den Knaben, welche die Pyrrhiche in der Arena getanzt und dabei die kretische Labyrinthsage vorgeführt hatten, das römische Bürgerrecht (Sueton, Nero c. 12). Die Aufführungen des Trojaspiels dauerten, wie wir aus wieder-

* Man vergleiche namentlich Göbel, de Troiae ludo (Programm) Düren 1852 und F. Rasch, de ludo Troiae (Progr. des Jen. Gymnasium) Jena 1882.

holten Erwähnungen bei Dio Cassius und Herodian ersehen, als Fest- und Leichenspiel auch unter den späteren Kaisern fort; man nannte es aber nach dem Aussterben der Julischen Dynastie und der Mehrzahl der angeblich trojanischen Rittergeschlechter dann nicht mehr Trojaspiel, und statt der Jünglinge aus den trojanischen Geschlechtern wurde es jetzt von Soldaten oder Cirkuskünstlern geritten. So noch beim Leichenbegängnis des Kaisers Severus (im Jahre 211), bei welchem „die gesamte Ritterschaft den Katafalk im Kreise und in wohlgegliederter Ordnung der sich hin und zurück bewegenden Evolutionen und nach Gangart und Takt des «Pyrrhischen Reigens» umritt."* Noch in den Tagen der Kaiser Arcadius und Honorius fanden solche Aufführungen statt, in denen wir deutlich das alte Trojaspiel wiedererkennen, wie die Beschreibung eines solchen Cirkusspiels bei Claudian in seinem Gedicht auf das sechste Konsulat des Honorius (im Jahre 404) ergiebt, die wir in der Wedekindschen Übersetzung wiedergeben wollen, weil sie fast noch anschaulicher ist als die Vergilsche:

Auch Nachahmung des Krieges wird hier in Spielen entfaltet,
Hier sind oft Chorreigen bewaffneter, schweifende Züge
Flüchtiger, sicher gelenkt, Umschwenkungen ohne Verwirrung,
Hin und her zur Freude des Mars sich bewegende Heere,
Herrlich zu schaun. Dröhnt dann ein Schlag als Zeichen des Meisters,
Stellen sich alle gesamt zugleich in veränderter Haltung,
Schlagen sich bald an die Hüfte den Schild, bald schwingen sie hoch ihn
Wieder empor. Dumpf dröhnen die Wölbungen gegen der Schwerter
Schärferen Ton. Im Takte begegnen sich hallend die Schilde,
Deren Metallaccorde sich kreuzende Klingen beschließen.
Auf einmal sinkt nieder die Phalanx. Alle die Helme
Bringen den Gruß dir, Fürst! Dann wiederum teilen sich Rotten,
Durcheinander geschickt in buntesten Kreisen verschlungen,
Wie sie nicht die Gemächer des Kretischen Minotaurus,
Noch die Mäander-Gewässer in häufiger Krümmung entfalten,
Jeder verschieden im Schritt, durchfahren der lockeren Züge
Kreise sich . . . . . .

Eine Reihe von Forschern, wie Klausen, Preller, Göbel und alle, die sich in neuerer Zeit mit dem Trojaspiel beschäftigt haben, erkannten einmütig, daß dasselbe mit der Trojasage nur in eine künstliche Verbindung gebracht worden sei, daß Name und Spiel altitalienisch seien und wahrscheinlich auf die im März zur Begrüßung des Frühlings unternommenen Waffentänze der salischen Priesterschaft zurück-

* Herodian IV. 2.

gingen, die ihrerseits von den germanischen und griechischen Waffentänzern nur durch ihre festere Vereinigung zu einem Staatsinstitut zu unterscheiden sind.

Dionys von Halikarnaß (II. 71) erzählt uns, daß Numa diese Brüderschaft gestiftet habe, indem er zwölf junge Leute von schöner Gestalt aus den edelsten Geschlechtern auswählte, die an Festtagen des Mars in dem ihm heiligen Märzmonat auf vielen Plätzen öffentliche Tänze aufzuführen und dabei alte Hymnen abzusingen hatten. Ihre Kleidung bestand aus einer bunten Tunika, über welche sie einen Bronzegürtel trugen, und einer mit Purpur verbrämten Toga, Trabea genannt, die für eine der vornehmsten königlichen Trachten galt. Auf dem Kopfe trugen sie die sog. Apices, eine Art hoher, oben spitz zulaufender Helme oder Hüte, an der Seite einen Degen, in der rechten Hand eine Lanze, in der Linken einen kleinen trakischen, gegen die Mitte fast wie eine 8 eingeschnürten Schild, wie ihn auch die griechischen Waffentänzer (Kureten) trugen. „Meiner Meinung nach," setzt Dionys hinzu," sind auch die Salier von den Kureten, welche die Griechen Kuroi (Jünglinge) nannten, weil sie aus lauter jungen Leuten bestehen, nicht verschieden. Die Römer nannten sie Salier von ihren Tänzen; denn Hüpfen und Springen heißt bei ihnen salire."

An der Spitze des Kollegiums stand ein Magister oder König, an derjenigen der Tänzer ein Vortänzer (Praesul) und ein Sprecher oder Vorsänger (Vates), also geradeso wie bei den germanischen Schwerttänzern (S. 238) noch in neueren Zeiten. „Der Tanz," sagt Preller (R. M.² S. 316), „bestand aus Umgängen um die Altäre der Götter und aus allerlei verschlungenen Figuren, bei denen bald alle zusammen, bald verschiedene Abteilungen abwechselnd auftraten. Der Rhythmus war der des herkömmlichen dreimaligen Auftretens (tripudium), zu welchem eine Flöte den Takt angab." Zu dem Tanze sangen sie altertümliche Lieder, aus denen man die Anrufungen der Götter, namentlich derjenigen des Krieges, heraushörte, aber viele Worte nicht mehr verstand. Den Schluß des Liedes bildete eine Anrufung des schon wiederholt (S. 113 und 247) erwähnten Gottes Mamurius Veturius, welcher die von den Tänzern getragenen Schilde geschmiedet haben sollte, zur besseren Verbergung des vom Himmel gefallenen Originalschildes. Wir wissen schon, daß er ein alter Winter- und Jahresgott war, den man am Schlusse der Tanzzeit aus Rom in Pelz gekleidet hinausjagte, ganz wie im Norden den Pelzmärten am Schlusse des Schwerttanzes, und da nun die Bezugnahme auf den in Altrom zusammenfallenden Frühlings- und Jahresanfang offen liegt, hat auch die Vermutung Boden, daß unter den zwölf Schilden die zwölf Monate vorgestellt worden seien. Gleichzeitig scheint aber dieser Mamurius auch als Stifter der salischen Brüderschaft gegolten zu haben, wenigstens wurde in manchen dieser Lieder ein alter König der Vejenter,

Morrius, den Preller* und andere für Mamurius halten, als Stifter angerufen.

Diese Verbindung mit dem Schmiedegott wiederholt sich auf Kreta, wo Dädalos als Erfinder des sehr ähnlichen Labyrinthtanzes galt, und hängt wahrscheinlich mit alten Vorrechten der Waffenschmiedszunft zusammen, den Schwerttanz aufzuführen, wie er bei uns noch im Mittelalter ein Vorrecht der „Messerer" blieb, und der sogenannten „Gottestracht" im altkölnischen Karneval das „Geckenberntgen" voraustanzte, welches an seinem Helm die Abzeichen der Schmiedezunft (Hammer und Zange zu beiden Seiten der Schlange, dem Abbilde des Schmiedefeuers, wie im Wappen Wittichs, des Sohnes von Schmied Wieland) trug.** So leiteten schon die alten Griechen ihren Waffentanz von alten Schmiedegöttern ab; die Kureten, Korybanten, Telchinen und Daktylen, die am Berge Ida oder auf Rhodos die kunstvollsten Erzarbeiten leisteten, sind von den Alten immer gleichzeitig als Metallurgen und Tänzer geschildert worden. Der Waffentanz, erzählte man, sei von den Daktylen am Berge Ida erfunden worden, die ihn um ihr Schmiedefeuer tanzten, und daher sei er erst Feuertanz (pyrichia), dann Pyrrhiche genannt worden. Schon Böckh hat in seinen Noten zu Pindar die Telchinen von Rhodos den Dädaliden Athens verglichen, Künstlerfamilien, in denen sich die Erzbearbeitung wie eine Art erbliches Priestertum vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, und Otfried Müller hat dann in seinem Handbuch der Archäologie die Telchinen als eine Korporation von Schmieden und Erzarbeitern aufgefaßt. Ebenso hatte ferner Höck (Kreta, Göttingen 1823, I. S. 260) die idäischen Daktylen als Metallurgen und Bergleute gedeutet und Rossignol diese einen guten Kern einschließenden Ideen deutscher Forscher zum Gegenstande eines besonderen Buches*** verarbeitet, in welchem er zu beweisen sucht, daß die Metallurgie ursprünglich gewissen Stämmen und halb religiösen, halb militärischen Korporationen vorbehalten gewesen sei. Der ursprüngliche Sitz dieser Verbände sei Hoch-Chaldäa, später Phrygien, Cypern, Lemnos, Samothrake gewesen, und die Mythen von den idäischen Daktylen, Kabiren, Korybanten und Kureten zeigten, daß diese von Geheimnissen umringten Erzarbeiten lange in ihren Familien erblich blieben. Erst im 7. Jahrhundert habe dieser Zustand geendet, indem man zu Athen Laien-Fabriken errichtete, während zu Rom angeblich Numa eine solche bürgerliche Erzarbeiterzunft begründete.†

---

* Preller, R. M.² S. 251. ** Simrock, D. Mythologie⁵ S. 546.
*** Les Metaux dans l'antiquité. Paris 1863. † Plinius, hist. nat. XXXIV. 1. 1.

Die Mythen sind hier stärker als die Geschichte; aber wenn wir bedenken, daß die entthronten Götter in den meisten arischen Religionssystemen überall als **Feuergötter** und **Weltschmiede** gelten, so werden wir uns dem Gedanken einer **Schmiede-Religion**, die dem späteren Kultus des reinen Lichtes in Zeus und Apoll vorangegangen ist, nicht entziehen können; der Zeus Velchanos von Kreta, wie der Jupiter Latiaris von Alba Longa tragen noch die Züge von Feuer- und Schmiedegöttern, wie ich dies vor längerer Zeit bereits dargethan habe, und der Umstand, daß in den Geheimlehren von Athen Apoll ebenso als Sohn des Hephästos galt, wie in Rom als Sohn des Vulkan, daß in Deutschland Wittich, der hellleuchtende Heros der Gerechtigkeit und Doppelgänger des Theseus, als Sohn des Wieland galt (vergl. S. 72), sprechen laut genug für diese Entwicklungsart, auf die wir hier nur im Vorbeigehen hinweisen können.

Die Salier kennzeichneten sich als eine solche auf vornehme Kreise übertragene Schmiede-Priesterschaft einmal durch ihre Gründungssage, dann aber auch durch ihre Helme, die thatsächlich aus der alten Schmiedekappe abgeleitet erscheinen. Auch in einer Abbildung englischer Schwerttänzer aus einem mit angelsächsischen Erläuterungen versehenen lateinischen Manuskript des **Prudentius** aus dem 9. Jahrhundert, welche **Strutt** in seinem mehrfach citierten Werke (S. 215) mitgeteilt hat, tragen die Schwerttänzer zugespitzte Schmiedekappen. Wir kommen auf diesen Zusammenhang mit dem Schmiedegewerbe zurück, nachdem wir uns zunächst mit einigen altertümlichen Worten der alten Salierlieder bekannt gemacht haben werden. In diesen Liedern und in Bezug auf ihren Tanz kommen eine Anzahl schon in Altrom unverständlicher und von den Auslegern und Grammatikern verschieden gedeuteter Wortformen vor, unter denen die Worte antroare und redantruare für uns von besonderem Interesse sind, da sie mit den Namen unserer Trojaburgen und Troitänze (vergl. S. 11 ff.) ebenso nahe verwandt erscheinen, wie mit dem Namen des altrömischen Trojaspiels und demjenigen der römischen Ritter **Trossuli**. **Klausen** sagt darüber (a. a. O. S. 823—824):

„Ein altväterischer Name der römischen Ritter, dessen sie später sich zu schämen anfangen, ist Trossuli. Die (von **Plinius** und **Festus** versuchte) Herleitung vom etruskischen Trossulum, welches sie ohne Hilfe von Fußvolk eingenommen hätten, wird nicht irreführen, da sie teils nicht die einzige, teils die Bildung des Namens nicht gesetzmäßig ist. Wie es den Römern auf das Wenden und Tummeln der Rosse ankam, zeigt der Name der Ritter Flexumines oder Flexutes..... der völlig den gewandten Wendungen des von Vergil geschilderten (Troja-) Spiels entspricht. Und nun liegt die Erklärung ganz nahe: truare oder troare bezeichnet lebhafte, in Absätzen fortlaufende Bewegung, es erscheint wieder in antroare, andruare und

in redantruare, redandruare ......" Nach Festus bedeuteten diese beiden Worte im Salier-Tanz die Bewegungen des Vortänzers und die Wiedergabe derselben durch die anderen Tänzer.

Ich glaube, man wird gut thun, hier nicht mit Klausen von dem Tummeln der Pferde auszugehen, sondern besser von dem Tanz der Salier, nach dem das Trojaspiel seinen Namen herleiten dürfte, und daher in troare nichts weiter als drehen, wenden, tanzen zu suchen, wie S. 11 erörtert. Dann würde aber eine nahe Übereinstimmung mit den Tanznamen Troie oder Troi-Aldei der Deutschen (s. oben S. 44) hervortreten, und Troyerlais des Neidhart könnte mit dem Salierliede verglichen werden. Sehr passend erinnert auch Rasch (a. a. O. S. 7) dabei an unser Turnei oder Turnier, welches in ähnlicher Weise von einem alten Worte turnieren (drehen, wenden) hergeleitet sei, wie das Spiel Troja a verbo troandi, und wie unser Turnen von einem sehr alten Worte turnan (wenden).

So trifft denn alles zusammen, um uns zu überzeugen, daß das Trojaspiel seinen Namen einem altarischen, auch in Italien einheimischen Worte verdankt, das hier augenscheinlich dem Saliertanz entnommen wurde. „Es mag immerhin von altem Ursprunge gewesen sein, aber sicher nicht von trojanischem," sagt Preller (R. M.² S. 586) sehr richtig. Erinnern wir uns, daß der Saliertanz zur selben Jahreszeit stattfand, in welcher der deutsche Waffentanz zur Begrüßung der befreiten Sonnengöttin aufgeführt wurde und gleich ihm mit der Vertreibung des Winterschmiedes endigte, daß auch das Trojaspiel zu Ehren einer Frühlingsgöttin Frutis gestiftet sein sollte, so läßt sich die nahe Verbindung kaum mehr verkennen. Das früheste Bekanntwerden der neuen Form des zu Pferde aufgeführten Spiels fällt der Zeit nach mit der Erstarkung der Sage von der Abstammung der Römer aus Troja zusammen, deren Entstehung und Wachstum wir ziemlich deutlich verfolgen können. Wir können darauf nur kurz eingehen. Mommsen sagt darüber unter anderem folgendes:*

Von troischen Seefahrten weiß die ältere erzählende Poesie nichts, nach Homer herrscht Äneas nach Ilions Falle über die in der Heimat verbliebenen Trojer weiter, (weshalb, wie Dionysios von Halikarnaß berichtet, einige Erzähler, um die römische Sage mit Homer in Einklang zu bringen, vorgaben, Ascanius sei, nachdem er die troische Kolonie in Alba Longa befestigt hatte, wieder nach Kleinasien zurückgekehrt, um dort weiter zu regieren). Erst der große Mythenwandler Stesichoros (632—553) führte in seiner „Zerstörung Ilions" den Äneas in das Westland, um die Fabelwelt Siziliens und Unteritaliens poetisch zu bereichern. Von ihm rührt die Ausschmückung der Fluchterzählung mit Vater und Söhnchen des Äneas, der Trom-

---

* Mommsen, Römische Geschichte⁸ (1888) I. S. 466—470.

peter Misenos als Namensgeber des Misenischen Vorgebirges her. Auch die troischen Kolonieen auf Sizilien, sowie die Bezeichnung Capuas als troisch-sizilische Gründung werden auf ihn zurückführbar sein. Allmählich aber wollte der Norden Italiens auch teil an der rühmlichen Herkunft haben, und nach Hellanikos kamen Odysseus und Äneas durch die thrakische und epirotische Landschaft nach Italien, woselbst die mitgebrachten Frauen, des langen Umherirrens müde, die Schiffe verbrennen, Äneas, dadurch gezwungen zum Bleiben, die Stadt Rom gründet und sie nach dem Namen einer der Troerinnen (Rome) benennt. Ähnlich, nur minder unsinnig, erzählte Aristoteles (384—322), daß ein achäisches, an die latinische Küste verschlagenes Geschwader von den troischen Sklavinnen angezündet wurde, und aus den Nachkommen der dort zum Bleiben gezwungenen achäischen Männer und ihrer troischen Frauen seien die Latiner hervorgegangen. Nach den Aufzeichnungen des Sizilianers Kallias (um 289) vermählte sich eine aus Troja geflüchtete Frau Rome oder vielmehr deren gleichnamige Tochter mit dem Könige der Aboriginer Latinus und gebar ihm drei Söhne, Romos, Romylos und Telegonos. Der letztere, der ohne Zweifel hier als Gründer von Tuskulum und Präneste eintritt, ist der Odysseus-Sage entnommen und sonst der Sohn des Odysseus und der Kirke.

Aber der eigentliche Vollender dieses Lügengewebes von der troischen Wanderung, welches dann von Vergil zur kanonischen Stammsage erhoben wurde, war der Sagensammler Timäos von Tauromenium in Sizilien, der sein „Geschichtswerk“ 262 v. Chr. abschloß. Er ist es, bei welchem Äneas zuerst Lavinium mit dem Heiligtum der troischen Penaten und dann erst Rom gründet; er muß auch schon die Tyrerin Elisa oder Dido in die Äneassage eingeflochten haben, da bei ihm Dido Karthagos Gründerin ist und Rom mit Karthago ihm in demselben Jahre erbaute Orte waren. Mommsen nennt das „die eigene nichtsnutzige Erfindung der alten Sammelvettel,“ meint also, das ganze Gespinnst sei in Sizilien und nicht in Latium gefertigt worden. Es scheint aber bald nach Latium gelangt zu sein, wo neben den ganz anders lautenden Ursagen von der Gründung Roms durch einen gewissen aus Griechenland hergeleiteten Pallas oder Valesus, von dem ich in den früher (S. 70) angeführten Aufsätzen gezeigt habe, daß er dem indischen Valas und unserem Valand (Wieland) entspricht, auch bereits Anknüpfungen an den odysseischen Sagenkreis bestanden; denn schon 282 trat der römische Senat für die „stammverwandten Ilier“ ein.

Der Funken hatte somit schnell gezündet, und nun sehen wir in Latium alle möglichen Erinnerungen auftauchen und hervorgesucht werden, welche das Gewebe der Dichtung befestigen sollen. Dafür bot sich nun in erster Linie der Tanz Troa oder Troja, der seit unvordenklichen Zeiten von den Gestaden der nordischen Meere bis zu denen des Mittelmeeres in labyrinthischen Bahnen zur Feier der Herausführung der Sonnengöttin

aus dem Labyrinthe des Wintergottes im Frühling getanzt worden war. Er war in Rom zum Tanz der Salier geworden, dessen Figuren in einer kaum mehr verständlichen Ursprache als Hin- und Wiedertanzen (antroare und redantruare) bezeichnet wurden. Um die einheimischen Worte (troare, truare) dem Troja Homers näher zu bringen, sprach man jetzt den ersten Vokal, der früher kurz gewesen war, lang, und machte, um sich den Sagen vom trojanischen Rosse und der trojanischen Pferdezucht noch mehr anzunähern, ein Reiterspiel aus dem Tanz. Das geschah etwa ein Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung. Die ersten Erwähnungen des Trojaspiels als eines römischen Nationalspiels reichen nicht über die Tage des Sulla zurück, der 88 v. Chr. Konsul und 82 Diktator wurde.

In diese Zeit fällt, was Plutarch, auf älteren Quellen fußend, aus der Jugendzeit des jüngeren Cato (geb. 92) in seiner Lebensbeschreibung desselben erzählt: er habe schon in seinen Jugendjahren einen so guten Ruf erlangt, daß ihm bei einem von Sulla angeordneten Wettreiten der Jünglinge, „welche Art von feierlichen Spielen den Namen Troja führt," eine besondere Ehre wiederfuhr. Sulla hatte zu Anführern der jungen Ritter den Sohn seiner Gemahlin Metella und den Sextus, Brudersohn des Pompejus, bestimmt. Während sie sich den ersteren der Mutter wegen gern gefallen ließen, erhob die Schar dagegen gegen die Führung des Sextus Widerspruch, und als Sulla sie fragte, wen sie denn zu ihrem zweiten Führer haben wollten, riefen sie einstimmig: den Cato. Sextus gab darauf nach und überließ dem Cato, als dem Würdigeren, die Ehre des zweiten Führers beim Spiel.

Diese beiden Führer waren offenbar dem Präsul und Vates des Troatanzes der Salier nachgebildet, und da schon die römischen Altertumsforscher sich nicht verhehlen konnten, daß das Trojaspiel nur ein von Berittenen nachgeahmter Saliertanz sei, dichteten sie, Äneas habe auch das altrömische Institut der Salier mitgebracht und aus Samothrake oder Mantinea nach Italien verpflanzt. Um dabei dem einheimischen Namen der Springer (Salii) ein Gegengewicht zu bieten, knüpfte man an ähnlich klingende griechische Namen an. Nikander und Kritolaos hatten (wie Festus und Servius berichten) an die Saier und ihren Heros Saon am samothrakischen Berge Saos, eine Vergöttlichung der Sintier, erinnert, die eine Gemeinschaft von Waffenschmieden im oben (S. 254) erörterten Sinne auf der Insel Samothrake bildeten. Sie übten dort den Waffentanz, wie die Daktylen am Berge Ida in Phrygien oder die Kureten am gleichnamigen Berge Kretas. Als nun Äneas bei seiner Entdeckungsreise nach der alten Welt Samothrake berührte, habe er den Saon mitgenommen, und dieser hätte die latinische Jugend im Saliertanz unterrichtet. Dem Polemon genügte, wie ebenfalls Festus berichtet, dieser allerdings schwache

Namensanklang (Saon-Salier) nicht und er dichtete, Äneas habe einen Arkadier Namens Salion aus Mantinea mit sich genommen, welcher der italischen Jugend den nach ihm benannten Tanz beibrachte.

Schon die jüngeren griechischen und römischen Schriftsteller durchschauten diese Fabeleien vollkommen. „Salier hießen sie," sagt Plutarch (Numa c. 13), „nicht, wie manche fabeln, von einem Samothrakier oder Mantineer Namens Salios, der den Waffentanz aufgebracht hätte, sondern von dem Tanze selbst, der ein Hüpfen und Springen (salire) ist ...... denn das meiste haben bei diesem Tanze die Füße zu thun: sie drehen sich nämlich sehr gefällig und führen allerlei Schwenkungen und Wendungen in einem raschen Takte, Schritt auf Schritt, mit Kraft und Gewandtheit aus." Indessen scheint der Gedanke, das Salier-Kollegium an eine Einwanderung von Erzarbeitern (wie in der Saon-Mythe) anzuknüpfen, an sich nicht ohne guten Grund sein, und das angeblich von Numa gestiftete Collegium fabrorum aerarium könnte recht wohl das Mutterinstitut der salischen Brüderschaft gewesen sein. Denn mit dem Emporblühen der Bronzezeit nahm der Krieg erst die geordneten Formen an, welche der Waffentanz versinnlichte; Mars ist eine Verjüngung des Mamurius, der die Ausrüstung der Salier mit eigenen Händen gefertigt und den Tanz gelehrt haben sollte.

Wir brauchen, um dies zu erweisen, nicht soweit zu gehen, mit Klausen* den italischen Äneas überhaupt zum Heros oder Gott eines Volkes von Erzschmieden zu machen, seinen Namen als den einer Art Bronze-Gott** zu deuten, der die Bronzekultur von Osten nach Rom gebracht habe. Es würde vielmehr bei den Saliern näherliegen, an die Salyer zu erinnern, die nach Strabon (IV. 6) in den Penninischen Alpen als Bergbau treibende Völker ansässig waren, reiche Goldwäschen besaßen und noch für Cäsar die Alpenübergänge gefährlich machten. Noch merkwürdiger ist, daß die alten in Steiermark ansässigen Noriker, deren Eisenschwerter schon im Jahre 113 v. Chr. den Schrecken der Römer erregten und jahrhundertelang in Rom für die besten galten, beim Stephanos von Byzanz den Namen Troi führten. Troer und Salyer der Alpen waren dann zwei der Erzarbeit kundige Völker.

Wir dürften daher vielleicht weiterkommen, wenn wir die der Metallurgie kundigen Ansiedler Latiums, welche Alba Longa und dann Rom gründeten, von Norden statt aus Troja kommen lassen; denn dahin deuten sowohl ältere italische Sagen, wie die prähistorischen Untersuchungen über

---

* A. a. O. S. 986—1014. ** Von aëneus (aheneus) ehern.

den Gang der ältesten Bronzekultur. Ich habe in drei früher veröffentlichten Aufsätzen über die „Askanier in Alba Longa"* zu zeigen gesucht, daß viele Namen und Gebräuche der sogenannten trojanischen Ansiedler zu Alba Longa auf germanischen Ursprung hindeuten, namentlich die im Harz und in Rom vorkommende Sage von dem baumentsprossenen Geschlecht, wonach die Aboriginer vielmehr, wie schon W. Fröhner vorschlug, als Arboriginer zu deuten wären, das Vorkommen des Urherrschers Ascanius (Eschensohn), der sich überall findet, wo in der Urzeit Germanen hingelangten, namentlich noch in Phrygien und Troja, weshalb schon in altjüdischen Schriften die Aschkenaz der Bibel als Germanen gedeutet wurden, ferner die dem Äneas entgegensprudelnden Sonnenquellen, bei denen auch Preller (R. M.² S. 151) an germanische Sagen dachte, die Besitznahme des Landes durch Feuerzündung, welche Klausen (Äneas S. 776) mit altgermanischen Gebräuchen verglich, die feierliche Umpflügung des Baulandes und vieles andere.

Besonders klassische Zeugnisse für prähistorische Beziehungen zwischen Alba Longa und Norddeutschland liefern die sogenannten Hausurnen, thönerne Begräbnisgefäße in Form eines altgermanischen Hauses, dessen breiter, meist zur ebenen Erde, bei älteren Stücken aber im Dache belegener Thorweg durch eine Thür geschlossen wurde, die ein außen davorgespannter Bronzedraht in seiner Lage erhielt. In täuschend ähnlichen Formen sind solche Aschengefäße einerseits in voretruskischen Gräbern Alba Longas und der näheren Umgebung Latiums, andererseits zahlreich in den Ländern der niederen Elbe, in Thüringen, Sachsen, Brandenburg und Mecklenburg, sonst aber nirgends in der Welt zum Vorschein gekommen. Die Zeit der Funde ist an beiden Orten dieselbe, nämlich die Bronzezeit in ihrem weitesten Begriffe, und die Formen sind so übereinstimmend, daß es einem Verzichten auf alle Deutung derartiger Funde gleichkommt, wenn man hier einen Zusammenhang, wie aber bisher stets geschehen ist, leugnet. Die altertümlichsten Formen dieser Hausurnen, die, wie die Hütten der Wilden, ihre Thür im Dache haben und solche nur mittelst Leitern zugängliche Wohnungen wiedergeben, finden sich nur im Norden Europas, und dieselben deuten auf eine Zeit, die viel älter ist als die der unter einem Lavastrome des Monte Cavo vergraben liegenden Hausurnen von Alba Longa. Ich schließe daher, daß die Elbbewohner es gewesen sind, die in vorrömischen Zeiten sowohl den mit labyrinthischen Tänzen gefeierten Kult der im Frühjahre neu erwachenden Sonnengöttin,

* In den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung Nr. 48—50 (1891).

als die sonst nirgendswo in der Welt vorkommende Begräbnisart in vorrömischen Zeiten nach Italien gebracht haben.*

Die weitere Entwicklung der Sage ergab sich dann in vielen Punkten von selber. Mußte ein Tanzspiel, welches von seinen Wendungen im Kreise den Namen Troia trug, Zeugnis für den trojanischen Ursprung ablegen, wie konnte man an einem kreisenden Tier vorbeigehen, welches ebendeshalb von den latinischen Bauern troia genannt wurde, und dessen Namen im Italienischen und Französischen als troja und truie noch bis zum heutigen Tage fortlebt. Die „Troja" sollte ihren Namensvettern den Weg gezeigt haben. Auch in dem italienischen Namen trojata für einen Trupp bewaffneter Straßenräuber scheint eine Erinnerung an den Trojatanz der Salier zu stecken; auch die Engländer nannten anscheinend das Gesindel, welches im Frühjahr von Ort zu Ort zog, um den Waffentanz vorzuführen, Trojaner (S. 41). Vielleicht gehört selbst der heutige italienische Name des Waffentanzes Intrezzata (der Verschlungene) zu den auf die Wurzel tro drehen, wenden, zurückführbaren Worten; denn intrescare, in-

* Wegen der näheren Begründung muß ich auf die Ausführungen jener Aufsätze verweisen. Dr. M. Weigel, Assistent am Berliner Museum für Völkerkunde, hat im Globus (Bd. LXI. Nr. 8) meine diesbezüglichen Ausführungen lächerlich zu machen gesucht. Er bemüht sich, zu zeigen, daß man das Alter mehrerer sächsischen und brandenburgischen Hausurnen genau bestimmen kann, und daß es „absolut zweifellos" höchstens bis zum sechsten vorchristlichen Jahrhundert hinaufreiche. Sogar die runden nordischen Hausurnen, die ich als die ältesten bezeichnet und bis zum zweiten Jahrtausend hinaufgerückt haben soll, seien nicht älter. Die letztere Unterstellung beruht auf einer kleinen Fälschung meiner Darlegungen; denn ich hatte nicht die runden, sondern die, den Häusern der Naturvölker ähnlich, nur mit einer Dachthür versehenen, als die mutmaßlich ältesten bezeichnet. Ich überlasse es gern dem Dünkel einseitiger Specialisten, sich einzubilden, sie könnten das Alter prähistorischer Funde bis auf das Jahrhundert genau bestimmen. Ein viel berühmterer Archäologe (Stephani in St. Petersburg) hielt die mykenischen Fundstücke, deren Alter der Laie Schliemann ziemlich richtig schätzte, für beinahe zweitausend Jahre jünger, als sie es sind! Nehmen wir aber einmal an, die Schätzungen des Herrn Weigel seien wirklich so „absolut zweifellos," wie er sich einbildet, und seine bestimmbaren Hausurnen, welche nicht zu denen gehören, die ich als die mutmaßlich ältesten bezeichnet habe, reichten wirklich nur bis zu der von ihm gesetzten Grenze (600 v. Chr.), so braucht man die ältesten und primitivsten Formen des Nordens nur 500 Jahre älter zu halten, um zum zweiten Jahrtausend zu kommen. Was sind aber 500 Jahre für prähistorische Rechnungen, und kann das Hausurnen-Begräbnis nicht recht wohl tausend Jahre und länger in den nordischen Gegenden bestanden haben, deren Bronzekultur Montelius mit dem Jahre 1500 v. Chr. beginnen läßt? Die frappante Ähnlichkeit der Hausurnen in der südlichen Askanier-Stadt mit denen der Askanier-Länder im Norden wird durch Annahme eines Zufalls nicht erklärt.

trecciare heißt verflechten, verwirren, ähnlich wie intricare und intrigare das Verwirren auf geistigem Gebiete bedeutet. Wir lassen aber die sprachliche Verwandtschaft dahingestellt und erinnern nur daran, daß der italienische Name des Waffentanzes noch ebenso wie das Trojaspiel die „verschlungenen“ labyrinthischen Figuren in den Vordergrund rückt.

---

24. Gotland, Kreta und Delos.

In den Schriften der Griechen und Römer war aber nicht Troja oder Samothrake die eigentliche Heimat des Labyrinthtanzes, sondern Kreta, die in alten Zeiten von den Doriern kolonisierte Insel, welche noch heute in ihren Sphakioten einen blonden Gebirgsstamm bewahrt, der ohne Zweifel aus nordischen Landen dort eingewandert ist. Hier sollte die Heimat eines Tanzes sein, von welchem schon die Alten erzählten, daß er der Sonne galt und die Wanderungen derselben durch den Tierkreis darstellen sollte. Wir haben schon oben (S. 182) erörtert, daß dies nur im besonderen Sinne richtig sein kann; denn die Wanderung der Sonne ist nicht an sich eine labyrinthische, sondern nur in höheren Breiten der Erscheinung nach, indem die Sonne dort in immer engeren Schleifenwegen zu einem Wintergefängnis geführt wird, aus dem sie sich zuletzt für längere Zeit gar nicht mehr erhebt, bis sie im Frühjahr auf ähnlichen labyrinthischen Wegen wieder zum Herrscherplatz auf dem Scheitel des Firmaments zurückkehrt. Ariadne, die leuchtende Göttin, ist also selbst die Gefangene des kretischen Labyrinthes, welche Theseus befreit und mit sich von dannen führt. Der Tribut der athenischen Kinder muß als eine spätere Ausschmückung der in südlichen Gegenden schwerverständlichen und daher unverständlich gewordenen nordischen Sonnensage betrachtet werden, entstanden aus Bildwerken oder Mißverständnissen, die den Erinnerungstanz (ähnlich wie in der bulgarischen Trojasage S. 227) als den Tanz der befreiten Kinder auffaßten; denn er wurde stets von Kindern getanzt. Über die Stiftung dieses Labyrinthtanzes, den man den Kranichtanz (Geranos) nannte, wohl weil der Kranich als das Vorbild aller Tänzer, die auf einem Beine hüpfen, gelten darf,* giebt es allerlei verschiedene

* Doch kann auch seine Rolle als Frühlingsbote oder seine Führerwahl beim Wandern dazu Anlaß gegeben haben. Dem gleich zu erwähnenden Geranulkos entspricht der Name des Oberdruiden Garanhir (Hoher Kranich) in Altbritannien. Vergl. Mone, Gesch. des Heidentums ꝛc. II. S. 489.

Sagen. Sehr lehrreich sind die von Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Theseus (c. 21) und von Pausanias mitgeteilten Sagen, weil sie den Tanz, genau so wie die Römer ihren Trojatanz, mit dem Venuskult in Verbindung bringen.

„Auf seiner Rückfahrt von Kreta," erzählt Plutarch, „landete Theseus in Delos, wo er dem Gotte opferte und demselben die Bildsäule der Venus widmete, welche Ariadne ihm gegeben hatte. Sodann führte er mit den jungen Athenern einen Reigentanz auf, der, wie man sagt, noch jetzt bei den Deliern üblich ist und die Kreis- und Quergänge des Labyrinths durch mancherlei Wendungen und Verschlingungen in einem gewissen Takte darstellt. Diese Tanzweise wird nach Dikäarchos bei den Deliern Geranos genannt. Theseus tanzte sie um den Keraton, einen Altar, der aus lauter linken Hörnern zusammengesetzt ist." Das eben erwähnte, angeblich von Dädalos gefertigte Schnitzbild der Venus, die hier ebenso als Frühlingsgöttin, wie in Rom aufzufassen sein würde, wurde noch in den Tagen des Pausanias auf Delos gezeigt; denn er erzählt (IX. 40): „Die Delier haben ein kleines Schnitzbild der Venus, an welchem die rechte Hand durch die Länge der Zeit verdorben ist. Der Leib endigt ohne Füße in einer viereckigen Form. Ich glaube, die Ariadne hat dies Bild vom Dädalos erhalten, als sie dem Theseus folgte, und mitgenommen: und wenn der Bericht der Delier gegründet ist, hat Theseus, weil ihm die Ariadne wieder entführt worden war, das Schnitzbild der Göttin in den Tempel des delischen Apoll geschenkt, um nicht durch dessen Anblick immer von neuem an Ariadne erinnert zu werden und von neuem die Schmerzen der gekränkten Liebe zu erleiden."

Diese Auffassung des Ariadne-Verlustes ist übrigens eine sehr ungewöhnliche; denn nach der verbreiteteren Sage verließ umgekehrt Theseus die Ariadne auf Naxos, und dies entspricht den nordischen Sagen von Othar und Syrith, Siegfried und Brunhild, die wir oben (S. 173 ff.) erörtert haben, und denen so viele südliche Sagen gleichen, in denen allemal der Sonnenkämpfer die erlöste Jungfrau verläßt oder einem Freunde übergiebt; auch Jason und Medea sind völlige Gegenstücke zu Theseus und Ariadne. Andere Sagen suchten dies friedlich zu regeln, und darunter ist namentlich diejenige bemerkenswert, welche die Athene auf Naxos als Vermittlerin auftreten und den Theseus überzeugen läßt, daß er die Ariadne an Dionysos abtreten müsse. Es ist der Streit des Sommers und Winters um die Sonnengöttin, welchen Athene dahin schlichtet, daß Sommer und Winter sie abwechselnd besitzen sollen; Theseus als Sommergott befreit sie im Frühling und besitzt sie bis zum Ende des Sommers, worauf er sie dem Dionysos im Herbste übergiebt, dem sie bis zum nächsten Frühling angehört. Die Richtigkeit dieser Auffassung ergiebt sich daraus, daß auch die Sonneninsel Delos, die aus der von ihrem Vater verfolgten Sonnenjungfrau (Asteria für Ariadne s. oben S. 179) entstanden sein sollte, im abwechselnden Besitze von Apoll und Dionysos blieb. Apoll kam wie The-

seus im Frühling zurück und übernahm die Herrschaft über die Sonnen-Insel, die er im Herbst dem Dionysos übergab. Auch in Delphi bestand derselbe Kultwechsel, und mit der winterlichen Abwesenheit hängt die Sage von der zeitweisen Dienstbarkeit des Apoll als Hirte des Königs von Troja zusammen, die ein Nachbild der Hirtenrolle zu sein scheint, welche die nordische Sonnengöttin Syrith zu spielen hatte (vergl. oben S. 163 ff.).

Das Auftreten der Athene als Schiedsrichterin ist sehr bemerkenswert; denn eigentlich war sie ursprünglich selbst Ariadne, die zu befreiende Sonnenjungfrau gewesen, und darum erscheint sie auf alten Bildwerken als Schützerin des Theseus mitten im Labyrinthe, während er den Minotauros, den gealterten Stiergott, erschlägt, der mit Dionysos identisch ist. Nach alten Sagen sollte Athene auch den Waffentanz erfunden haben, und zwar zur Feier ihres Sieges über die Giganten, wie Platon und Dionys von Halikarnaß (VII. 72) erzählten. Sie galt außerdem auch als Pferdegöttin (A. Hippia) und könnte sehr wohl der Frutis oder Venus Equestris entsprechen, der Äneas oder Ascanius das Trojaspiel gewidmet haben sollten. Aber an ihre Stelle war die Ariadne getreten, und auf sie war daher auch der Labyrinthtanz übergegangen.

Die oben erzählte Sage, nach welcher Theseus den Geranos erst auf Delos gestiftet haben sollte, entspricht aber nicht der älteren Auffassung, wie sie Homer kannte; denn nach der Beschreibung desselben hatte den kretischen Tanz, welchen Hephästos auf dem Schilde des Achill nachbildete, Dädalos, der Erbauer des Labyrinthes, selbst ersonnen, und das stimmt besser mit der germanischen Sage, nach welcher die Labyrinthe Wielandshäuser hießen, und mit der Schlußanrufung des alten Schmiedes Mamurius im alten Salier-Tanzliede. Wir erhalten damit plötzlich einen überraschenden Einblick in die schon so oft erörterte, bis in Einzelnheiten gehende Übereinstimmung der deutschen Wieland- und Wittichsagen mit den griechischen Dädalos- und Theseussagen und müssen schon deshalb die in der Ilias (XVIII. 590 ff.) ausgedrückte Auffassung des Labyrinthtanzes für älter halten, weil die germanische, altrömische und altgriechische Sage darin übereinstimmen:

> Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher,
> Jenem gleich, wie vordem in der weitbewohneten Knossos
> Dädalos künstlich ersann der lockigen Ariadne.
> Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfrau'n
> Tanzeten, all aneinander die Händ' an dem Knöchel sich haltend.
> Schöne Gewand' umschlossen die Jünglinge, hell wie des Öles
> Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
> Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern

Hingen gold'ne Dolch' an silbernen Riemen herunter.
Bald nun hüpfeten jene mit wohlgemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegeneinander.
Zahlreich stand das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut; vor ihnen auch sang ein göttlicher Sänger,
Rührend die Harf', und zween Haupttummler tanzten im Kreise,
Wie den Gesang er begann, und dreheten sich in der Mitte.

Es finden sich also auch hier die beiden Vortänzer wie zu Rom und in Deutschland; aber nur von dem Leiter des Ganzen, der in Deutschland der König hieß, erfahren wir bei Hesychios den Namen Geranulkos. Auch sind einige Punkte in der eben mitgeteilten Vossischen Übersetzung zweifelhaft, von denen einer für unsere Untersuchung wichtig ist. Das Wort Choros nämlich bedeutet im Griechischen sowohl Reigentanz als Tanzplatz, und es kann zweifelhaft sein, ob man verstehen soll, Dädalos habe den Labyrinthtanz ersonnen, oder einen Tanzplatz für denselben angelegt. Es ist nun nicht zu leugnen, daß Homer das Wort sehr häufig für Tanzplatz gebraucht, z. B. da, wo er in der Odyssee von den Tanzplätzen des Alkinous und der Eos redet. Bei obiger Stelle wäre nun ein doppelter Grund, an einen Tanzplatz für den Labyrinthtanz zu denken; denn wir haben oben (S. 61) erfahren, daß die Münzen von Knossos das Bild einer Trojaburg trugen, genau von der Art, wie sie in Skandinavien vorkommen, ja es liegt der gerechte Verdacht nahe, daß die Sagen von einem bei Knossos von Dädalos erbauten Labyrinthe sich nur auf das Vorhandensein einer solchen Trojaburg gestützt haben, die den Grundriß des zerstörten Labyrinthes nach der Sage festgehalten haben sollte. Pausanias weiß (IX. 40) von einem Stein in Knossos zu erzählen, auf welchem der Labyrinthtanz der Ariadne abgebildet sei; sollte er nicht auch eine solche, vielleicht in eine Felsplatte eingegrabene Trojaburg meinen? Schon Preller (G. M.[2] II. S. 124) war zu der Ansicht gelangt, daß das vielbesungene kretische Labyrinth in Wirklichkeit niemals existiert habe.

„Ganz wesentlich zum Minotauros," sagt er, „gehört ferner immer das bekannte kretische Labyrinth, welches aber weder zu Knossos jemals wirklich existiert, noch zu Gortys anders als in einer sehr unvollkommenen Gestalt hat nachgewiesen werden können.* Höchst wahrscheinlich ist auch hier der Grundgedanke ein allegorischer, das Labyrinth zunächst ein Ding des Glaubens und der Phantasie, welches man, wie gewöhnlich solche symbolische Vorstellungen, in Tänzen und entsprechenden Anlagen nur nachbildete. Und zwar ist dieses vermutlich ein Bild des gestirnten

* Höck, Kreta (Göttingen 1823) I. S. 56. Vergl. auch oben S. 183 ff.

Himmels gewesen, des Himmels mit seinen ins Unendliche verschlungenen Windungen und Bahnen, in denen sich Sonne, Mond und Sterne doch so sicher bewegen.“ Diese der Wahrheit von weitem nahekommende Ansicht wird durch den Umstand unterstützt, daß knossische Münzen im Mittelfelde ihrer Labyrinthdarstellung statt des Minotauros öfter einen großen Stern und kleinere in den Seitenfeldern zeigen, wobei der große Stern in der Mitte auf den Asterios (Minotauros), der kleine auf seine Tochter Asteria (d. h. Ariadne) zu deuten sein möchte.

Über die mutmaßliche Gestaltung der Tanzfiguren ist schon oben (S. 46 ff.) gesprochen worden. Aus Pollux (IV. 101) und anderen Autoren ergiebt sich, daß die Tanzenden einen langen Reigen bildeten, indem sie sich am Rücken oder an den Händen gefaßt hielten und so die labyrinthischen Wege durchhüpften. Auf der schönen, 1845 bei Chiusi ausgegrabenen François-Vase* ist der aus dreizehn Personen bestehende Reigen dargestellt: Theseus schreitet voran, und es folgen in bunter Reihe abwechselnd Jünglinge und Mädchen, so daß der Voranschreitende immer die Hand des Folgenden gefaßt hält. Eine Person spielt die Leier, und in dieser wollte O. Jahn den Theseus erkennen, während Phaidimos Reigenführer sein sollte. Eine weibliche Person mit einem Kinde wird auf Ariadne mit ihrem Sohne Önopion oder Staphylos gedeutet, doch sollte dies nach der gewöhnlichen Annahme der Sohn des Dionysos sein. Über die Tanzfiguren selbst lehrt diese der Malerei zufolge ziemlich alte Vase, die jetzt in Florenz bewahrt wird, nichts Neues.

Wir wenden uns nunmehr zu der zweiten Heimstätte des Labyrinthreigens in Griechenland, nach der altheiligen Insel Delos, müssen aber zuvor noch einen Blick auf die nordische Insel Gotland werfen, von der unsere Betrachtung (S. 3) ausgegangen war. In ihrem „Gutalag“ betitelten Rechtsbuche, von dem schon aus dem Anfange des 15. oder Ende des 14. Jahrhunderts eine deutsche Übersetzung (für den Gebrauch des Statthalters in der Zeit, als die deutschen Ordensritter die Insel in Pfand hatten,) vorhanden ist, finden wir in einem Anhang die im Volke umlaufenden Sagen aufgezeichnet, die von Gotlands erster Auffindung und Besitznahme berichten. Sie lauten nach der Übersetzung Schildeners** wie folgt: „Gutland fand zuerst der Mann, welcher Thielvar hieß. Damals war Gutland so lichtlos (eliust, von der Negation e und ljus, Licht), daß es tags untersank und nachts oben war. Der Mann aber brachte zuerst Feuer auf das Land, und seitdem sank es nicht wieder. Thielvar hatte einen Sohn, der Hafdhi hieß; Hafdhis Weib aber hieß Hvitastierna (der weiße Stern), diese zwei wohnten zuerst auf Gutland ....“

* Abgebildet Monum. d. Inst. IV. 1848 tav. 56. ** Gutalag, herausgegeben von Karl Schildener, Greifswald 1818.

Der erwähnte Feuerbringer Thielvar ist identisch mit Thialfi, dem steten Begleiter Thors in den Eddasagen, und es handelt sich hierbei um die altgermanische Rechtssitte des Sonnenlehens,* nach welcher herrenloses Land oder Inseln von der Sonne zu Lehen genommen und der Vertrag durch Feuerzündung auf dem betreffenden Grundstück im Namen Thors geheiligt wurde. Obige Besiedelungssage der Insel Gutland findet nun ein bis auf die Namen getreues Seitenstück in der delischen Ursage. Hieß die erste Bewohnerin Gotlands der weiße Stern (Hvitastierna), so erzählten die Griechen, eine von Zeus verfolgte Sternjungfrau, die Asteria, in der wir schon oben (S. 179) die von ihrem Vater verfolgte Sonnengöttin erkannt haben, sei wie ein fallender Stern ins Meer hinabgeschossen und in die Insel Delos verwandelt worden. Das heißt mit anderen Worten, die alte nordische Anschauung von der Sonnenjungfrau fand hier in den Fluten ihren Tod, an die Stelle der nordischen Sonnenjungfrau trat nun der Drachentöter selbst, der bald Jason, bald Herakles, Apoll, Perseus oder Theseus genannt worden war, und seiner Wiederkunft aus dem Winterlande, die genau wie diejenige des Freyja-Befreiers Thor zu Frühlingsanfang stattfindet, galten nun auf Delos die frohen Reigen und Gesänge, die früher der Wiederkehr der von ihm aus der Macht des Winterdrachen befreiten Sonnenjungfrau galten. Apoll war ursprünglich ein Kampfgott, wie der nordische Tyr oder Thor, er tötet den Drachen, der nach einem uns wohlbekannten Bilde:

In neun Kreisen sich wand rings um den beschneiten Parnassos.**

Aber die Jungfrau hat ihrem früheren Ritter weichen müssen, und die Befreiungsthat wird nun auf seine Mutter Leto bezogen, welche der Drache verfolgte, oder auf die Pythia und das Orakel am Parnaß, welches der Drache vorher in seinem Besitz hatte. Der zum Winterdrachen erniedrigte ehemalige Glutgott erfuhr seine Wiederbelebung in Dionysos-Zagreus, der bald in Drachen-, bald in Stier- oder Minotaurosgestalt dargestellt wurde.*** Ihm hatte Theseus die Ariadne abgewonnen, ihm mußte er sie auf Naxos zurückgeben, und ebenso wechseln sich Apoll und Dionys im Besitze der Insel Delos wie des Orakels am Parnaß ab, Dionys besitzt Insel und Orakel im Winter, Apoll im Sommer. Da der alte Himmelsschmied und Wintergott Mimir im Norden sehr naturgemäß ursprünglich der Trankgott gewesen war,† so verdrängte Dionys auch im

* Für weitere Einzelnheiten verweise ich auf meine Aufsätze über das Sonnenlehen in den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung Nr. 13, 14, 15 des Jahrgangs 1892. ** Kallimachos, Hymnos auf Delos V. 93. *** Vergl. oben S. 108 und 174. † Vergl. „Tuiskoland" S. 376.

Süden den Hephästos allmählich aus dem entsprechenden Amt und erlangte als Beschützer des Weinbaues eine neue, seinem Wesen, als im Herbst den Apoll ablösender Gott, gemäße Rolle. Daher auch die ehemalige Sonnengöttin im Norden wie im Süden zur Trankspenderin wurde. Bei Ariadne ist das sehr deutlich und wurde in den Mythen von ihren Söhnen Önopion und Staphylos noch weiter ausgemalt. Allem Anscheine nach hängt damit der Umstand zusammen, daß in den serbisch-bulgarischen Dichtungen die am St. Georgstage eroberte Sonnenbraut Grozdanka eigentlich die Traube bedeutet und erst nachträglich die Umdeutung als die Fürchterliche erfuhr *

An die Delos-Sage, an den Ort von Apolls Geburt, knüpft sich naturgemäß in der Sage das Verschwinden und Untertauchen der Sonnenjungfrau als solcher und ihr Ersatz durch den Apoll, und die Insel könnte daher auch im religionsgeschichtlichen Sinne als Insel der Sonnenwende (Ortygia) bezeichnet werden. Es war eine etwas rohe Auskunft, sie selbst in die Insel zu verwandeln. Ursprünglich schwamm sie noch wie ein lebendiges Wesen frei umher im Meere, als aber Leto kam, die von der Wut der Hera durch die Länder verfolgte Göttin, um in halber Verzweiflung einen von der eifersüchtigen Himmelsherrscherin noch nicht mit dem Verbot belegten Erdenfleck zu suchen, auf dem sie das göttliche Paar (Artemis und Apoll) zur Welt bringen könne, ließ Zeus die schwimmende Insel von seinem Bruder Poseidon auf vier diamantenen Säulen befestigen, wie schon Pindar** sang:

> Denn getragen zuvor
> Von den Wellen war Delos
> Und der wechselnden Winde
> Andrang. Als aber des Koios Geschlecht
> Sie betrat in den göttlichen, hartdrängenden Wehen,
> Da sprangen vier gerade
> Säulen aus der Erde Tiefen,
> Sich stützend auf den starren Fels,
> Mit Demant gebunden.

Eine viel spätere Sage, die sich bei Vergil, Statius und Lukian*** findet, weiß zu erzählen, daß die schwimmende Insel ein von Sizilien losgerissenes Stück war, die mit eisernen Ketten an den Nachbarinseln Mykonos und Gyaros verankert werden mußte. Die nordische Sage von der Insel Gotland, die am Tage untersank, weil sie niemand von der Sonne

---

* S. oben S. 166 und Krek, a. a. O. S. 534. ** Bei Strabon X. 5.
*** Vergil, Aeneis III. 76. — Statius, Thebaid. III. 438. — Lukianos, Dialog. Mar. X.

begehrt und durch Feuerzündung in Besitz genommen hatte, zeigt von vornherein viel größere Ursprünglichkeit, und es kommt dazu, daß sich auch auf der griechischen Stern- und Sonneninsel Spuren einer Sage von der Besitznahme durch Feuerzündung finden, die freilich in späterer Zeit fast ganz in Vergessenheit geraten waren. Nach Plinius und Solinus* soll die Insel nämlich ursprünglich weder Asteria noch Ortygia (wie Homer sie meist nennt) geheißen haben, sondern Pyrpile oder Pyrpolon, weil dort das erste Feuer entzündet, ja das Holzfeuerzeug (ignitabulum) entdeckt worden sei. Diese Angabe beruht offenbar auf guter, alter Überlieferung; denn wir erfahren in den Heldengeschichten des Flavios Philostratos, daß die Bewohner der Insel Lemnos noch in späten Zeiten ihr heiliges neues Feuer, wenn sie sämtliche alte Feuer auf ihrer Insel gelöscht hatten, durch ein Schiff von der Feuerinsel Delos holen ließen, etwa wie die Bewohner Irlands ihr neues Feuer am Mittsommerfeste von dem Central-Altar im „Lande der Mitte" holten. Auch läßt sich der Name Delos unschwer von daïo, ich zünde an, dalos, der Feuerbrand, ableiten. Verbreiteter freilich ist die Herleitung von delos, licht, hell, sichtbar, und wir dürfen uns hierbei erinnern, daß Gotland, bevor sie durch Feuerzündung der dunkeln Tiefe abgewonnen war, die lichtlose (eliust) hieß. Die Deutung von Delos, als der lichten, dem dunkeln Meeresschoße abgewonnenen Insel, hatte dann auch Kallimachos in seinem Hymnus auf Delos** angenommen, als er sang:

> Nicht so, wie andere Inseln, standst du gefesselt im Meergrund,
> Sondern du schwammst frei um in dem Pelagos; aber benannt
> Warst du Asteria sonsten, Sterninsel, weil du ins Meer sprangst,
> Fliehend vor Zeus' Liebkosungen, sternschnuppenähnlich,
> Und solange du nicht von der goldenen Leto besucht wardst,
> Hießest Asteria du, nicht Delos, die lichtvolle Insel.

Bekanntlich hielt sich auf Delos seit Urzeiten die schon von dem vorhomerischen Sänger Olenos und andern besungene Sage, ein nordisches blondes Volk sei von einer im nordischen Meere belegenen Insel gekommen und habe den Apollodienst auf Delos gestiftet. Noch aus späteren Zeiten erzählt Herodot von Gesandtschaften, welche die Hyperboreer und „blonden Arimaspen," das älteste Volk auf der Erde, wie sie Kallimachos*** nennt, an ihren auf Delos angesiedelten Gott gesandt hätten, und man zeigte die Gräber der blonden Jungfrauen und Jünglinge hinter dem Tempel. In der That sieht der älteste noch erhaltene Apollotempel

---

* Plinius, h. n. IV. 12. 22. — Solinus, XI. 19. ** Übersetzt von Schwenk, V. 36—40. *** A. a. O. V. 282.

von Delos, aus mächtigen unbehauenen Felsblöcken ausgeführt, einem dänischen Hünengrab ähnlicher als einem griechischen Tempel. Und seltsam genug erhielt sich auf Gotland die Sage, daß die Kinder der gotländischen Sternjungfrau sich bald so vermehrt hätten, daß der dritte Teil zur Auswanderung gezwungen war. Nach mancherlei fehlschlagenden Versuchen, sich in der Nähe anzusiedeln, hätten sie sich nach Griechenland gewandt und vom Könige die Erlaubnis erhalten, zu Neu- und Vollmond dort bauen zu dürfen. Der König dachte, er solle dem einwandernden Volke nur auf etwa vier Wochen Rasterlaubnis geben, die Königin aber belehrte ihn, von Neu- zu Vollmond das bedeute allezeit, und so blieben sie da und hätten noch jetzt etwas von der skandinavischen Sprache. Auch die delische Sage betonte diese Ähnlichkeit der griechischen Sprache mit derjenigen der Hyperboreer, und als später Abaris nach Griechenland kam, konnte er sich sogar mit den Athenern verständigen.

Ich bin natürlich weit entfernt, dieses gegenseitige Handreichen der Sagen von Gotland und Delos als einen Beweis der Stammverwandtschaft ihrer Bevölkerungen anzusehen; im Gegenteil, es machte mich im hohen Grade argwöhnisch gegen die nordische Sage, die sich höchstens tausend Jahre zurückverfolgen läßt, zumal da auch der griechischen Sage von Abaris in der nordischen Hialmar-Sage ein ähnliches Supplement entgegensteht, sofern darin von Abor und Samolis erzählt wird, die aus Griechenland zurückgekehrt wären. Eliust und Delos, Hvitastierna und Asteria beweisen unzweifelhaft einen unmittelbaren Zusammenhang; aber nachdem ich die Sachlage mit vollem Mißtrauen geprüft habe, muß ich doch sagen, daß, während die Delossage in Griechenland vollständig fremd erscheint, die Gotlandsage mit allen Wurzeln in der nordischen Heimat haftet. Zunächst sei nur darauf hingewiesen, daß eine Sage von der Festlegung der Insel Delos durch Feuerzündung, obwohl sie, wie wir sahen, vorhanden gewesen sein muß, in *historischen Zeiten* nicht nach Norden gewandert sein kann, weil sie in keinem auf unsere Zeit gekommenen griechischen oder römischen Buche erhalten ist und weil der prunkvolle Apollokult auf Delos sie völlig in Vergessenheit gebracht hatte. Der Zusammenhang zwischen Gotland- und Delossage muß somit ein *prähistorischer* sein.

Dazu kommt, daß die Personennamen der Gotlandsage durch Ortsnamen auf der Insel seit Jahrhunderten festgehalten werden. Thielvar oder Thialvar, der Feuerbringer der Insel, ist nach der Annahme der Mythologen dieselbe Person mit dem Thialfi der Edda, welcher neben dem Feuergott Loki in vielen Thorssagen als der stete Begleiter des nordischen Gewittergottes, als Blitzverkörperung und Gründer neuer Feuerstätten galt. Gleichwohl wird diese mythische Person in die Geschichte Gotlands verflochten. *Hadorph* erwähnt eines Runensteins in Ostgotland, nicht

weit von der unserer Insel gegenüberliegenden Küste des schwedischen Festlandes, auf welchem es heißt: „Thurir setzte diesen Stein dem Thialvar, seinem Vater, welcher an der Gotinsel strandete.“ Wahrscheinlich war Thialvar oder Thialfi nur ein Beiname geworden, den man den Begründern neuer Heimstätten und Ansiedelungen beilegte. Wenigstens führt in dem isländischen „Landnamabok“ auch einer der ersten Ansiedler auf Island, Thorkell, den Beinamen Thialfi. Hinsichtlich des gotländischen Thialvar bemerkte der dortige Altertumsforscher Schoumacher, daß noch jetzt ein Grundstück im Kirchspiel Boghe als dasjenige Thialvars bezeichnet werde, während eine Örtlichkeit in Eiste nach Hvitastierna und Hafdum- oder Haftihaim im Süden nach seinem Sohne Hafdhi benannt sind.

Noch wichtiger für die Beurteilung sind, daß ganz entsprechende Sagen von der ersten Besitznahme anderer Ostseeinseln berichten, namentlich von Bornholm und Vifilsey. Wir wissen aus den auf Bornholm gefundenen Altertümern, daß diese Insel schon in der Bronzezeit bewohnt war, und es hat sich daselbst eine Hausurne vom ältesten Typus, denen gewisser sächsischen Urnen ähnlich, aber viel altertümlicher als diejenigen Alba Longas, gefunden. Mehrere nordische Sagas berichten, daß das Königspaar Halogi und Glöd (d. h. Hochlohe und Glut) zwei Töchter besaß, Eysa und Eimyria (d. h. Asche und Glutasche), in die sich zwei Jünglinge, Veseti (d. h. der Stifter heiliger Stätten) und Vifil (der Weibnehmer), verliebten und sie heimlich entführen mußten, da sie die Einwilligung der Eltern nicht erlangen konnten. Veseti ließ sich mit Eysa auf Bornholm und Vifil mit Eimyria auf Vifilsey nieder, und die Sage läßt noch die gealterten Kinder des Herdkönigspaares abends am zusammensinkenden Herdfeuer sitzen und vergangener Zeiten gedenken, ein Idyll der Heimstätten-Poesie, welches in allen Zeiten wiederkehrt.*

Sehen wir so, daß die gotländische Feuerzündungssage mit allen Fasern in der nordischen Sonnenlehen- und Thorssage haftet, so strecken sich andererseits weitere mysteriöse Beziehungen hinüber und herüber. Auf Gotland befinden sich, wie wir oben (S. 5) erfuhren, noch heute nicht weniger als vier jener Steinlabyrinthe, die man Trojaburgen nennt und in denen allem Anscheine nach ein Labyrinthtanz stattfand, mit dem man im Frühjahr die Rückkehr des Donnergottes und die Befreiung der Sonnengöttin feierte. Auf Delos hatte Theseus der Sage gemäß den völlig entsprechenden labyrinthischen Geranos eingeführt, der alljährlich im Frühling zum Andenken der Jungfrauenbefreiung auf Kreta und zur Begrüßung des vom Hyperboreerlande heimkehrenden Apoll getanzt wurde. Dafür, ob auch ähnliche Steinsetzungen auf Delos vorhanden waren wie auf Gotland, giebt es freilich keine unmittelbaren Beweise, es ist aber sehr wohl möglich, daß die „Windungen des Helios“ (tropai Helioio), die Homer (Odyssee XV. 402)

* Vergl. Uhland, der Mythus von Thor (Stuttg. u. Augsb. 1836) S. 58.

als delische Sehenswürdigkeit nennt, im Grunde nichts anderes als solche Trojaburgen waren. Der homerische Ausdruck hat vom Altertum bis zur Neuzeit die verschiedenartigsten Auslegungen erfahren. Die einen meinten, er gehe auf den oben erwähnten alten, in eine Bergspalte gebauten Megalithentempel, andere, man habe von dort die Sonnenwende beobachtet und darum heiße Delos bei Homer Ortygia, die Sonnenwenden-Insel. Noch andere wollten den Ausdruck auf eine Sonnenuhr mit mächtigem steinernem Schattenzeiger beziehen.* Vielleicht aber haben alle drei Parteien unrecht, und es handelt sich um den nordischen Trojaburgen ähnliche Windungen, in denen der alte delische Geranos gehüpft wurde.

Eine Anzahl alter Schriftsteller, namentlich Kallimachos im „Hymnos auf Apoll" und Plutarch** berichten, daß der kindliche Apoll seinen ersten Altar aus lauter Ochsen- oder Ziegenhörnern aufgebaut habe, die ihm seine einige Stunden ältere Schwester auf der Jagd am bewaldeten Kynthos erbeutet habe. Alle Autoren sind darin einig, daß er nur die Hörner der einen Seite (nach dem einen lauter rechte, nach dem andern lauter linke) habe brauchen können, um den Hörneraltar (Keraton) aufzubauen, der nachher als eine Art Weltwunder galt. Nur Ephesos, welches auch eine ähnliche Gründungssage (durch Feuerzündung) besaß, hätte nach Eustathios (ad Il. VIII. 249) einen ähnlichen Hörneraltar aufzuweisen gehabt wie Delos. Sucht man sich nun eine Vorstellung zu bilden, wie die Zusammenfügung der Hörner geschehen, so kommt man auf den Gedanken, sie müßten ineinandergesteckt zu fortlaufenden Strängen verbunden worden sein, und gerade deshalb seien nur die Hörner der einen Seite benutzt worden. Es mag nun wohl möglich sein, aus solchen Hornsträngen einen Altar aufzubauen; aber da es heißt, um diesen Hörneraltar sei der Labyrinthtanz gehüpft worden, so will es mir noch wahrscheinlicher vorkommen, daß der Hörneraltar mit spiraligen Kreisen und Enceinten umgeben war, die eine Trojaburg bildeten, und daß dies eben die Tropai des Helios waren, von denen Homer spricht. Auch die Trojaburgen Gotlands und Rußlands schließen oft in ihrer Mitte einen Altarstein ein, und die Schilderung des Kallimachos in seinem Hymnus auf Apoll (V. 55—64) führt zu derselben Annahme, nämlich, daß nicht sowohl der Altar selbst, als der Altarbezirk, d. h. der ihn umgebende Hof, mit solchen Hörnersträngen belegt war. Zum Erweise will ich die Stelle ganz unverändert in der Schwenkschen Übersetzung wiedergeben:

* Über diese verschiedenen Ansichten hat J. A. Lebègue, der den Grottentempel ausgrub, in seinen Recherches sur Délos (Paris 1876) ausführlich gehandelt.
** Plutarch, Theseus 21 und de solertia animalium c. 25.

Unter des Phöbos Leitung entsteh'n auch Stadtanlagen
Stets allwärts, weil Phöbos sich auch an der Gründung der Städte
Höchlich erfreut, und es macht Grundmauern ja selber Apollon.
Als Vierjähriger machte zuerst Grundmauern Apollon
Auf Ortygias Flur dicht bei dem gerundeten Landsee.
Artemis trug fortwährend, die Jägerin, kynthischer Ziegen
Häupter herbei; den Altar nun fügete Phöbos Apollon.
Unten den Grund aus Hörnern erbaut' er; schuf den Altar dann
Aus den Geweih'n und erhub rings hörnerne Wände zu Seiten.
Also erlernte Phöbos zuerst Grundmauern errichten.

Dieser Hörneraltar mit den ihn allem Anscheine nach umziehenden Spiralwindungen diente zunächst der jährlichen Erinnerungsfeier an Theseus und das kretische Labyrinth, wenn die Prozession auf der heiligen „Theoris," dem immer neu ausgeflickten Schiffe des Theseus, aus Athen mit Sängern anlangte und das Bild der neunmaligen Umkreisung der Insel durch Singschwäne bei Apollos Geburt sich bei seiner Rückkunft aus dem Winteraufenthalt, im Frühjahr, wenn er den Dionys ablöste (vergl. oben S. 263), erneuerte. Am siebenten Tage des Monats Thargelion, am Geburtstage des Apoll, der einen Tag später als seine Schwester Artemis geboren sein sollte, d. h. alljährlich zu Frühlingsanfang, landete das Schiff des Theseus bei Delos, und nun wurden die Gebräuche der Zündung des neuen Feuers — man denke an unsere Osterfeuer —, verbunden mit dem Labyrinthtanz und dem Kulte der hier angeblich aus Kreta mitgebrachten Venus (vergl. S. 248 und 263), auf Delos begangen. Kallimachos im „Hymnos auf Delos" (V. 303—314) schildert die Feier:

Jünglinge singen die Weise des lykischen Alten zum Tanze,
Welche vom Xanthos brachte der zukunftredende Olen;
Aber die Jungfrau'n stampfen im Tanz das Gefild mit den Füßen.
Dann auch wird umhangen mit Blumengewinden der alten
Kypris geweihetes Bild, das gepriesene, welches vor Zeiten
Theseus einst mit den Knaben gesetzt, heimschiffend von Kreta,
Als sie, dem argen Gebrüll entflieh'nd und Pasiphaës wildem
Sohn und dem schlängelnden Bau des gewundenen Labyrinthes,
Heilige, Deinen Altar bei erwecketem Zithergetöne
Rings umtanzten im Kreis, und Theseus führte den Chor an.
Daher senden noch jetzt alljährlich die Kekropiden
Phöbos das heilige Schiff, mit dem Rest der theseïschen Barke.

Außer diesem früher alljährlich zu Frühlingsanfang, später nur alle fünf Jahre wiederholten Festspiel mit Geranos-Tanz mußte der Hörner-Altar noch einer anderen seltsameren Ceremonie dienen, nämlich einem Schifferkult, wiederum ähnlich einem nordischen, von dem sich auf Island, in Skandinavien und Finnland Spuren erhalten haben. Schon der finn-

ländische Altertumsforscher Aspelin wollte die Trojaburgen, die sich am bottnischen und finnischen Meerbusen finden und dort Babylone genannt werden, mit einem Schifferkult in Verbindung bringen, weil die meisten derselben sich unmittelbar an der Küste, oft weit von menschlichen Wohnungen entfernt und auf unbewohnten Inseln finden, an Orten, die nur Schiffer betreten, welche durch Windstille gezwungen werden, dort vor Anker zu gehen. Auch E. von Bär lernte bei einem solchen, durch Windstille erzwungenen unfreiwilligen Aufenthalt die Trojaburgen einsamer Inseln zuerst kennen (S. 15), und Dr. Nordström vernahm bei einer Trelleborg genannten Trojaburg auf Halland Wäderö am Kattegat die Nachricht, sie sei von schiffbrüchigen Seeleuten angelegt.

Wer da weiß, wie zahlreiche religiöse Ceremonieen — und nicht einmal die christlichen Sakramente machen eine Ausnahme — in magische Praktiken umgestaltet worden sind, der wird sich nicht wundern, zu hören, daß auch die altarische religiöse Umkreisung vielfach zum Zauberwerk verwandelt worden ist. Und hier lag die Versuchung besonders nahe; denn fast alle Wortwurzeln, in denen der Begriff des Drehens und Kreisens ausgedrückt ist, sind in den Wortschatz der Zaubersagen übergegangen. Ich erinnere nur an die Zauberin und Sonnentochter Kirke, in deren Namen schon der Begriff der Umkreisung liegt, an den Zauberkreis der Teufelsbeschwörer, an circumvenire, umgarnen, an die sibirischen Schamanen und tanzenden Derwische, die sich durch schnelles Drehen in ekstatische Zustände versetzen, an den Werwolf des Petronius, der durch eine Umkreisungs-Ceremonie seine Verwandlung bewirkt, an die Zauberräder und Zauberkreisel der Alten, an die zahlreichen Ausdrücke dieser Richtung, die aus den Wurzeln fel, krümmen, und tro, drehen, entwickelt worden sind. Von fel-, fal-, winden, krümmen (vergl. lat. volvo, gotisch valvjan, althd. wellan, wälzen, kreisen) mögen altnordisch volva (die Zauberin), slav. volchow (der Zauberer) und selbst der griechische Telchin herstammen; von tro, drehen, wenden, stammen außer unseren Tanznamen wohl die Drows, schmiedende Zwerge der Shetlands- und Orkney-Inseln* (man vergleiche die Troi oder Noriker S. 259) und andere S. 12 erwähnte Begriffe, vor allem die Troja- oder Drujaburgen.

Die religiöse Ceremonie der Trojaburgen, die daher in Schweden auch Trelle- oder Trollburgen genannt werden, geriet in den Ruf, als Wetterzauber wirksam zu sein, wie sie ja ursprünglich dazu gedient zu haben scheint, bei der Befreiung der Sonnenjungfrau mitzuwirken und dadurch die schöne Jahreszeit herbeizuführen, oder ihren Eintritt zu beschleunigen. Und zwar

* Vergl. Walter Scott in seinem vierten Briefe über Dämonologie und Hexerei (übersetzt von Bärmann, Zwickau 1833).

glaubte man allem Anscheine nach sowohl mittelst des Trojatanzes Sturm erregen, als Sturm stillen zu können, je nachdem man ihn in dem einen oder anderen Sinne vornahm. Die idäischen Daktylen, Waffentänzer vom Berge Ida bei Troja, bezauberten oder entzauberten die Dinge, je nachdem ihr Reigen dem rechts oder dem links stehenden Anführer folgte. Die Bezauberer standen in dem zu einer geraden Linie aufgelösten Reigen nach Pherekydes zur Linken, die Entzauberer nach Hellanikos zur Rechten, was mit den sogleich zu entwickelnden nordischen Begriffen übereinzustimmen scheint, und so befanden sich auch auf Delos die beiden Vortänzer an den beiden Enden des vor- und rückwärts, d. h. rechts und links herum tanzenden Reigens.

Die germanischen Völker befolgten bis nach Indien den Brauch der Rechtsumwandlung ihrer Heiligtümer, sie gingen um ihre heiligen Steine, Altäre, Feuer, Quellen u. s. w. stets mit dem Sonnenlauf, gewöhnlich in dreimaliger Umkreisung,* und es galt für sündhaft, gegen die Sonne zu gehen. Wir erkennen diesen Zusammenhang deutlich aus der in mehreren Fassungen vorhandenen, aus dem 12. Jahrhundert stammenden isländischen Sage von Droplaugas Söhnen Helge und Grim, worin erzählt wird, daß sie ihres Pflegevaters rundes Opferhaus, in welchem Thor, Freyr, Frigga und Freyja auf den Hochsitzen saßen, „mit der Sonne (Solar sinnis) umwandelten“ und dadurch ein vierzehntägiges Unwetter erregten, welches nach des Pflegevaters Meinung die Folge dieser Umwandlung war. Der Grund ist uns unklar, da sie doch vorschriftsmäßig mit der Sonne die Umkreisung vollzogen hatten; aber vielleicht hätten sie hüpfen müssen, statt zu gehen? Wahrscheinlich bezog sich schon die fünf Jahrhunderte ältere Verhandlung auf dem Konzil von Leptinä (743) „über die Ungewitter, Hörner und Schnecken“ (de tempestatibus et cornibus et cochleis), worüber schon Goethe** eine kleine Abhandlung verfaßt hat, auf ähnliche Wettergebräuche. Wenigstens melden zahlreiche andere kirchliche Verbote und Sagen, daß die bekehrten Heiden immer noch heimlich zu den heidnischen Steinsetzungen hinausgezogen seien, um dort Regen oder anderes Wetter zu erzeugen. Zu einem ganz ähnlichen Wetterzauber diente nun aber auch der Hörneraltar mit seinen Windungen auf Delos, und Kallimachos*** oder seine Vorgänger erfanden zur Erklärung dieses Schifferkultes eine recht einfältige Geschichte, indem sie erzählten, Schiffer, die, ohne an dem heiligen Eiland anzulegen und um den Hörneraltar zu tanzen, vorüberführen, würden alsbald durch Windstille gestraft, bis sie das Versäumte nachgeholt hätten:

---

* Weitere Einzelnheiten über diesen altarischen Gebrauch habe ich meinen schon oben (S. 267) citierten Aufsätzen über das Sonnenlehen mitgeteilt. ** Zwei deutsche Altertümer (Hempelsche Ausg. Bd. XXXIV. S. 201). *** Hymnos auf Delos V. 315—323.

Wer von den Schiffenden fuhr, Asterie, Du mit Gebeten
Und mit Altären erfüllte, vorbei jemals mit dem Fahrzeug
In dem Ägäischen Meer, so wehn niemals ihm die Winde,
Drängt auch Not ihm die Fahrt aufs hurtigste; sondern die Segel
Ziehen die Eilenden ein und gehen nicht wieder von dannen,
Eh' sie um Deinen Altar im Kreise sich unter der Peitsche
Schlägen gedreht und gebissen den Stamm des geheiligten Ölbaums,
Haltend die Händ' auf dem Rücken: Es hatte die delische Nymphe
Dieses zu Spiel und Lachen dem Kind Apollon ersonnen.

Nichts kann deutlicher sein, als daß sich der Apollokult hier aus einem alten Naturkult entwickelt hatte, wie er im Norden seine Vorbilder besaß, und daß der Trojatanz hier in den Apollodienst aufgenommen worden war. Wir wissen auch aus anderen Quellen, daß die Wetterbesänftigung durch den Waffentanz, der im Norden zu Ostern, in Rom zur Zeit der Äquinoktialstürme stattfand, in Griechenland kein specifisch delischer Kult geblieben war. Aus dem Argonautengedicht des Apollonios von Rhodos (I. V. 1080 ff.) erfahren wir, wie nach zwölftägigem Sturme die Argonauten durch Mopsos, der einen kreisenden Meereseisvogel belauscht hatte, das Orakel empfingen, ans Land zu gehen und der Göttin von Dindymos zu opfern; „denn sie schlinget ein Band um die Wind' und das Meer und den Erdball." Sie thun dies dann auch und errichten der Göttin am Ufer einen „Altar aus Kieselsteinen", und die Jugend „hüpfete rings und begann den bewaffneten Reigen im Rundtanz, schlagend das Schwert an den Schilden," worauf sich dann der Sturm legte.

Wir ersehen aus alledem, daß die Frühlingsgebräuche und die Ceremonieen, die man anwendete, um das Wetter zum Umschlagen zu bringen, im Norden und Süden die größte Übereinstimmung boten, und wir erkennen im besondern, daß die Bande, die sich zwischen Gotland und Delos knüpfen, aus mannigfachen Fäden gedreht sind, daß demnach die Ursage der Delier, von dem blonden Urvolke des Nordens zu stammen, doch viel festere Wurzeln zu haben scheint, als sich die Philologen jemals träumen ließen. Sollten die karischen Wikinger, deren Gräber nach Thukydides die ältesten auf Delos waren, und die von den Altertumsforschern bisher immer für Semiten gehalten wurden, sich nicht doch schließlich als Germanen entpuppen? Die Leichen in denselben ließen sich an dem kleinen Schilde und nach ihrer Lage nach Osten leicht von den in der Minderzahl vorhandenen Phönikern unterscheiden, die mit dem Kopf nach Westen lagen, als das spätere Gesetz die Fortschaffung sämtlicher Leichen verlangte und gebot, daß auf Delos niemand mehr begraben oder geboren werden dürfe.

25. Die Sagen von Trojas Zerstörung und von der trojanischen Abstammung.

Nachdem wir nun einen vergleichenden Blick auf eine so große Reihe von Sagen geworfen haben, die alle von der Befreiung einer göttlichen Jungfrau aus einer Trojaburg oder einem Labyrinthe erzählen, können wir wohl den Sturm auf die seit dreitausend Jahren belagerte Trojaburg Homers mit neuen Kräften beginnen. Schon in „Tuiskoland" (S. 449 ff.) wurde gezeigt, daß die Trojasage in zwei wesentlich verschiedenen Formen in der griechischen Dichtung erhalten war, von denen die ältere von der Verpfändung der Hesione an den Baumeister der Burg und ihre Befreiung aus der Macht eines Ungeheuers durch Herakles mit dem Edda-Mythus von der Verpfändung und Befreiung der Freyja aus der Macht des Riesenschmiedes bis in die Einzelnheiten hinein genau übereinstimmt. Aber auch die Neubearbeitung der alten Sage in der Ilias, die Erzählung von der Befreiung der in die Trojaburg geschleppten Helena, läßt unschwer dieselben Züge erkennen; denn ihr dem Helios zu vergleichender Name verrät sie ohne weiteres als Sonnengöttin, und auch in mehreren nordischen Sagen heißt die von dem Meermann entführte und aus der Unterwelt wieder zurückgewonnene Frau Helena. Mag man in letzterem Namen immerhin eine Rückwirkung der griechischen Dichtung auf die nordische suchen, so bleibt den nordischen Formen (vergl. S. 151) die nicht in den klassischen Dichtungen bewahrte Ursprünglichkeit der Sage, daß die Jungfrau Helena aus der Macht eines in der Unterwelt wohnenden Meermanns durch Roland befreit wird, der auch in den Reali di Francia, bei Ariost und Bojardo den finstern Trojano erschlägt (S. 221).

Den dreiköpfigen Trojano der slavischen Sage haben wir dann (S. 222) dem dreiköpfigen Draogha oder Druja der Perser, dem Drachen Ahi der Inder verglichen, von dem schon im Rigveda* als dem „großen Druh" (Maho Druho) erzählt wird, daß er sich der Sonne bemächtigen wollte, und sie fortschleppte, bis Indra mit dem Donnerkeil dazwischenfuhr und Kutsa sie in seinem Wagen zurückführen konnte. Da die Druhs sonst in den Veden als die Schlingenleger geschildert werden, so ist ihr Oberster, der ebengenannte Sonnenräuber Maha Druh, ganz unmittelbar

---

* Rigveda IV. 28. 1 ff. und VI. 20. 2 ff. citiert bei Kuhn, Herabkunft des Feuers[2] S. 52—53.

dem Schlingenwerfer Varuna zu vergleichen, der genau ebenso Herr der Dämonen (Daitja deva) genannt wird. Ich habe schon in „Tuiskoland" (S. 127 ff.) gezeigt, daß dieser Varuna mit seinen drei Augen kein anderer ist als der aus dem Himmel vertriebene Weltschmied, der nun das Meer beherrscht und dem griechischen Uranos auch darin entspricht. In seinem von Feuer umloheten Bergpalaste im Westen fängt er die Sonne, seine Tochter, in Schlingen und hält sie mit Fesseln umwunden gefangen (S. 181). Genau ebenso fesselt Odin, der ebenfalls der Herr der Dämonen (drauga drottin), d. h. der Nachtgespenster (norwegisch droug), heißt, seine Tochter Brunhild auf dem mit Waberlohe umzogenen Berge, und „mich schnürten die Riemen," klagt sie noch nach dem Erwachen. Wahrscheinlich ist dieser Zug auf Odin, ebenso wie sein gelegentliches Auftreten als Drache, Schlange und Winter- oder Wellengott, sein Gespenster-Heerzug (s. „Tuiskoland" S. 138) nur übertragen; aber da der Himmelsschmied und Feuergott nach seiner Entthronung überall im Meere seine Residenz aufschlägt (vergl. oben S. 198), so erklärt sich vielleicht, weshalb in der ältesten Trojasage Poseidon der Erbauer der Trojaburg und derjenige ist, der die Tochter des Königs von Troja, Hesione, in Gestalt eines Meerungeheuers belagert, wie denn auch in der bulgarischen Trojasage der Drache im Wasser wohnt. Wir glauben aber daraus schließen zu müssen, daß das bulgarische St. Georgslied ältere Züge bewahrt hat als die Ilias; denn St. Georg ist Perseus, der den Drachen Dionysos am lernäischen Sumpfe erschlägt und ihm Andromeda-Ariadne wieder abnimmt (vergl. oben S. 228 und Preller G. M.[2] I. S. 73). Sein Enkel Herakles wiederholt die Heldenthat zu Lerna und vor den Thoren Trojas.

Zugleich ergiebt sich, daß der Name Troja bei Homer wahrscheinlich aus altarischer Sage entlehnt ist, daß es vielleicht niemals eine wirkliche Stadt dieses Namens an der Stelle gegeben hat, wo man heute ihre Trümmer gefunden zu haben glaubt, daß es sich hier um eine im Kriege verwüstete Veste handelt, deren Schicksal erst nachträglich mit dem nordischen Frühlings-Mythus durch die Dichtung in Verbindung gebracht wurde, woraus sie höchst wahrscheinlich erst den Namen Trojaburg empfing. So würde sich auch die sonderbare Thatsache erklären, daß die betreffende Örtlichkeit in der Dichtung drei verschiedene Namen führt, Ilion, Pergamos und Troja, von denen der letztere ein rein dichterischer zu sein scheint. Ebenso finden wir drei verschiedene Jungfrauen, die aus der Veste befreit und entführt werden; denn außer Hesione und Helena muß auch Pallas Athene, von der in Böotien die Sage ging, sie sei in die Unterwelt entführt worden, als aus der Trojaburg erlöste Göttin betrachtet werden. Ein ganzer

Sagencyklus beschäftigt sich mit der Zurückführung ihres himmlischen Bildes aus Troja. Athene aber ist die ehemalige Sonnengöttin der Arier, wie wir nun genugsam erwiesen zu haben glauben, und ihrem aus dem Himmel geworfenen Bilde zu Troja vergleicht sich das Ancile, der Sonnenschild von Rom, mit welchem die Salier den Troa-Tanz hüpften.

Dieses Dichtungsnetz mit seinen hin und her laufenden Querbezügen wird durchsichtiger, wenn wir die Troja-Sage mit der Kreta-Sage vergleichen. Theseus befreit die im Labyrinth eingeschlossenen Kinder mitsamt der Ariadne bildlich durch einen Tanz; er entführt ebenso die tanzende Helena aus Sparta, muß aber Helena wie Ariadne zurückgeben. In allen diesen Fällen erscheint Athene als göttliche Beschützerin des Jungfrauenbefreiers; sie beschützt den Theseus im Labyrinth, den Perseus als Andromeda-Befreier und die Helden, welche aus Troja ihr Schnitzbild zurückholen, an dessen Stelle in Kreta, auf Delos und zu Rom ein altes Schnitzbild der Frühlingsgöttin — unserer Freyja, Ostara oder Walburg zu vergleichen — getreten ist. Das hier zu lösende Rätsel gleicht also gewissermaßen einer Gleichung mit mehreren Unbekannten, und die uns für die Lösung zu Gebote stehenden Angaben gruppieren sich wie folgt:

Bei den Joniern und Griechen erscheint die Sage, falls die Stellen vom Sonnenräuber Druh (Draogha) im Rigveda nicht noch älter sind, am frühesten aufgezeichnet. Sie kannten zwar dreierlei Berichte von einer vor oder aus der Trojaburg zu befreienden Jungfrau (Athene, Hesione und Helena); aber sie wußten nichts mehr von einer labyrinthischen Anlage der Burg, nichts von dem feierlichen Labyrinthtanz. Die Römer hatten andererseits den labyrinthischen Trojatanz; aber bei ihnen war wieder die Verknüpfung mit dem Steinlabyrinthe und die Befreiung der Jungfrau vergessen. In dem kretischen Labyrinthtanze vereinigt sich die Idee der Jungfrauenbefreiung mit der des Steinlabyrinths, dagegen fehlt der Name Troja. Somit läge also auch in diesem Falle, wie in so vielen anderen, der Schlüssel für das Verständnis der indischen, persischen, römischen, kretischen und trojanischen Sagen und Gebräuche im Norden, in den Trojaburgen und den an sie anknüpfenden Sagen und Gebräuchen. Denn so fragmentarisch die nordische Überlieferung aus Gründen, die leicht zu verstehen sind, auch geblieben ist, so blickt hier doch der Zusammenhang mit dem Frühlingskult der aus Wintersbanden befreiten Sonne deutlicher hindurch als in Jonien und Rom, und das labyrinthische Wintergefängnis der Sonnenfrau ist selbst in christlichen Legenden und kirchlichen Anlagen erhalten geblieben. Nur aus den hier verbliebenen Trümmern konnte

daher das Verständnis der Trojaburg neu erbaut werden, und so bewahrheitet sich eine merkwürdige, später genauer zu besprechende Mythe des ausgehenden Altertums, Diomedes habe Steine der gesunkenen Mauern von Troja mit sich nach Europa geführt, um hier eine Art von neuer Troja zu erbauen, auf die er sein Bild stellen ließ.

Noch wichtiger für die Sicherung und Wegebnung unserer Schlußfolge ist der Umstand, daß sich in südslavischen Ländern der altheidnische, wahrscheinlich um Jahrtausende vor unsere Zeitrechnung zurückreichende Brauch, die Frühlingssonne mit einem Reigentanz zu begrüßen und ihre Befreiung durch eine Art Ballett darzustellen, in christlicher Umgestaltung bis zum heutigen Tage erhalten hat, indem man die Jungfrauenbefreier Herakles von Troja, Theseus von Kreta, Perseus von Askalon und Siegfried von Neu-Troja (Xanten) einfach zu einem christlichen Heiligen umformte und verschmolz. Denn noch heute, wie vor zwei bis drei Jahrtausenden auf Kreta und Delos, tanzt man in allen südslavischen Ländern am Tage der Befreiung der Sonnenbraut durch St. Georg den Befreiungsreigen, und das dazu gesungene Lied erzählt von der in Troja dem Drachen entrissenen Jungfrau und den mit ihr durch St. Georg geretteten Kindern, die den ersten dieser Reigen (ganz wie in Kreta) getanzt haben sollen (vergl. S. 227).

St. Georg, Siegfried, Perseus, Bellerophon und Indra sprengen zu Pferde auf das Ungeheuer los, Siegfried und der russische St. Georg (Tschurilo) setzen mit ihren dem Pegasos gleichenden Rossen über die Mauern der Trojaburg, und diese Sage scheint im nordischen Labyrinthtanz durch radiales Eindringen in die Trojaburg nachgeahmt worden zu sein (S. 46). Sollte dieser Zug vielleicht so alt sein, daß daraus die sonderbare Sage von dem Eindringen des hölzernen Pferdes durch die freiwillig gelegte Bresche in den Mauern von Troja entstehen konnte? Oder ist dieses freiwillige Niedersinken der Mauern vor dem Rosse des Befreiers dem Sichöffnen der Waberlohe, des Gitters und der Dornenhecken in den entsprechenden nordischen Liedern und Märchen zu vergleichen? Merkwürdig ist auch die Bemerkung, welche Lukian in seiner Schrift de saltatione macht, Pyrrhos, Achills Sohn, der angebliche Erfinder des Waffentanzes (Pyrrhiche), habe das bisher unbesiegte Ilion durch seine Tanzkunst eingenommen, wie denn auch Homer (Il. XVI. 616—617) noch eines zweiten Troja-Tänzers gedenkt, des Meriones, dem Äneas zuruft:

> Bald, o Meriones, hätte, wie sehr als Tänzer Du vorragst,
> Dich mein Speer auf immer beruhiget, hätt' ich getroffen.

Sollte man nicht denken, Homer habe hier auf die Entstehung der Sage aus dem Trojatanz hindeuten wollen? Allein ich muß die Leser auf das siebente Buch von „Tuiskoland“ verweisen, in welchem der Versuch gemacht wird, die ganze Ilias aus nordischen Anschauungen zu entwickeln, während an anderen Stellen daselbst auf die Wahrscheinlichkeit einer uns stammverwandten Urbevölkerung zu Ilion und in Phrygien hingewiesen wird, wodurch die Sagengemeinschaft verständlicher erscheint. Ich erwähne dies hauptsächlich, um hinzuzufügen, daß Herr Karl Blind in London schon seit einer langen Reihe von Jahren Beweise für die Stammverwandtschaft der „Trojaner“ mit Thrakern und Germanen gesammelt und veröffentlicht hat. Troader in Thrakien, die dem Xerxes und Agesilaos dem Großen den Durchzug verweigerten, kannte noch Plutarch (Agesilaos c. 42 in den Lakonischen Reden). Auf die von Blind besonders hervorgehobene Blondheit der Thraker und Trojaner machte Braun schon 1856 aufmerksam. Es bleibt uns nunmehr übrig, umgekehrt zu erklären, wodurch die meisten europäischen Völker, teilweise bereits vor zwei Jahrtausenden, dazu veranlaßt worden sind, sich für Nachkommen der Trojaner zu erklären.

Bei der landläufigen Annahme, es sei dies durch den großen Ruhm der homerischen Epen bewirkt worden, können wir uns nicht beruhigen; kaum ein nordisches Volk ist durch den ihnen viel anschaulicher entgegentretenden Kriegsruhm der Römer veranlaßt worden, sich als ein Tochtervolk Roms zu bekennen, während, lange bevor die Trojasage in den betreffenden Ländern genauer bekannt wurde, die Veneter, Arverner und andere gallischen Stämme, die Bataver, Hennegauer und Franken, zuletzt auch die Iren, Waliser, Sachsen und Skandinavier sich als Abkömmlinge Trojas bezeichneten. Hätten sie dabei an die Irrfahrten des Odysseus angeknüpft, so wäre die Thatsache weniger verwunderlich, da dieser ja die fernsten Gestade Europas erreicht haben sollte, und so gut wie ihn Aristoteles (vergl. S. 257) troische Sklaven an den Küsten Latiums landen läßt, könnte dies ja auch anderwärts geschehen sein; immer aber wird von Auswanderern aus der zerstörten Stadt Troja gesprochen, während doch Homer alle Trojaner niedermachen oder in griechische Gefangenschaft führen läßt.

Man hat nun wohl auf den Dares Phrygius und seinen Einfluß auf die mittelalterliche Geschichtsschreibung und Poesie hingewiesen; aber alles das schlägt nicht ein; denn die ältesten Abstammungssagen der oberitalischen, gallischen und anderer Stämme treten auf, bevor dieses Buch als vorhanden oder bekannt nachzuweisen ist. Es bleibt daher nur übrig, in ähnlicher Weise, wie dies schon oben bezüglich Roms versucht wurde,

in örtlichen Anknüpfungen an vorhandene Namen und Gebräuche die Veranlassung zu suchen, aus der die Sage herausgesponnen worden ist, oder woran sie sich geheftet hat. Bei den Römern fanden wir das Trojaspiel und das sogenannte Trojanerlager (castra Trojana) als solche Angelhaken der Sage. Niemals scheint es dort eine Ortschaft des Namens Troja gegeben zu haben, wohl aber eine Steinsetzung, die den Namen Troja führte; denn verschiedene Autoren munkeln davon, Äneas habe an der Lagerstelle den Bau einer Stadt angefangen, sei aber dann durch die Troja-Sau zu einem besseren Platz geführt worden. Dionys von Halikarnaß (I. 56—59), wie Sextus Aurelius Victor (origo gent. rom. c. 12) haben von der angefangenen Stadt gehört; aber beide lassen sie später an derselben Stelle vollenden, wo sie angefangen wurde, nämlich zu Lavinium. Allein offenbar galt das Lager (castra Trojana), wo zuerst der Göttin Frutis geopfert und der Trojatanz inauguriert wurde, als die angefangene Stadt; denn sonst hätten die Alten ja nicht darüber streiten können, ob die Stätte bei Ardea, Laurentum, Lavinium oder Ostia gelegen habe. Vielleicht gab es bei allen diesen Orten alte Trojaburgen, die als angefangene Städte im Volksmunde galten?

Es würde sich nicht verlohnen, bei dieser „kleinen, angefangenen Troja“ zu verweilen, wenn dieselbe nicht mit der größten Hartnäckigkeit in fast allen europäischen Trojaner-Sagen wiederkehrte. So in Epiros, wo Helenos die Stadt Byopator (Rindsheimat) am linken Ufer des Baches Xanthos dort erbaut haben sollte, wohin eine Kuh leitete, die sich an der Stelle niederlegte. Hierher kam nach der auch von Vergil erzählten Sage Äneas, erhielt das Orakel, daß ihn die Troja-Sau (wie den Helenos die Kuh) leiten sollte, und sah ein völliges Abbild der alten Troja:

> Vorwärts schreit' ich und Troja, die kleinere, nur der erhab'nen
> Pergamus Bild, und ein seicht hin rinnendes Flüßchen erkenn' ich,
> Xanthus benannt, und umarme die Schwellen des skäischen Thores.

Vorher hatte er mit seinen troischen Begleitern auf einem Berge gerastet und dort ein Lager angelegt, welches noch in den Tagen des alten Varro zu sehen war und ebenfalls Troja hieß. „Vom Aufenthalt der Troer in Buthrotum zeugt ein gewisser Hügel, der ihnen einst zum Lager diente und Troja heißt,“ erzählt Dionys von Halikarnaß (I. 51), und Servius berichtet zur eben angeführten Stelle der Äneide (III. 349), daß Varro die Stelle des Berglagers besucht habe und bestätige, daß sie noch damals Trojana hieß.* Zum drittenmal kehrt dieselbe Sage wieder bei

* Die Stellen gesammelt bei Klausen, a. a. O. S. 423.



der Landung der Heneter unter der Führung des Antenor von Troja unweit der Po-Mündungen: „Nach der Vertreibung der Euganeer, die zwischen dem Meer und den Alpen wohnten, nahmen die Heneter und Trojaner diese Länder (am adriatischen Meer) in Besitz, der Ort, wo sie zuerst landeten, heißt Troja, und das Trojaner-Feld (pagus Trojanus) hat davon seinen Namen. Die gesamte Völkerschaft aber hieß Veneter," berichtet Livius (I. 1), indem er die Bemerkung daran knüpft, daß auch im römischen Gebiet der Landungsplatz Troja hieß. Antenor gründete dann mit seinen Söhnen Patavium (Padua) und führte dort, um dem Äneas nicht nachzustehen, die cestischen Spiele und eine ähnliche Pferdezucht ein, wie dieser in der römischen Campagna.

Die Trojanersage der Veneter ist alt, vielleicht älter als die römische, obschon Antenor in der älteren Sage (bei Pindar und Herodot) nach Kyrene in Afrika gegangen war. Denn sie war den Römern schon um 150 v. Chr. und den Griechen nach Roth* um 450 v. Chr. bekannt. Die letztere Angabe aber gründet sich wohl nur darauf, daß man die Veneter als Abkömmlinge der alten Heneter ansah, die man bald in Paphlagonien, bald in Thrakien oder Illyrien angesiedelt hat, wobei regelmäßig von ihrer blühenden Pferdezucht die Rede ist. Veneter scheint aber nur ein alteuropäischer Name für am Meere wohnende Völker zu sein, auch bedeutete venetus seeblau, und ein Teil des Bodensees hieß lacus Venetus (vergl. S. 1).

Noch viel merkwürdiger ist, was Lykophron und Lykos (auf Grund der Sammel-Arbeit des Timäos) von Diomedes erzählen,** der durch das antenorische Gebiet zur apulischen Küste drang und dort viele Sagen und Städtegründungen zurückgelassen haben sollte (vergl. S. 234 ff.): er hätte Steine von den Mauern der zerstörten Burg Troja mit sich geführt und dort zu Fundamenten benützt, auf die er seine Standbilder stellen wollte! Sein Gegner Daunus, ein Sohn des Antenor, auf den sich später die Hoffnung der Dänen richtete, sich ebenfalls trojanischer Abstammung nennen zu dürfen,*** hatte diese Steine seiner Vaterstadt (pietätlos oder pietätvoll?) ins Meer werfen lassen, damit sie nicht die Bilder ihres Besiegers zu tragen brauchten; aber durch ein Wunder kehrten die trojanischen Steine immer wieder an ihren Platz zurück. Diese wunderliche Geschichte ist fast

* K. Roth, die Trojasage der Franken (Germania I. S. 34 ff.). Vergl. R. Stiehle, zum trojanischen Sagenkreise im Philologus XV. p. 592 ff. ** Lykophron 615 und 625 mit Tzetzes fr. 102 citiert bei Klausen, a. a. O. S. 579 und 1192. *** Schon in Odericus Vitalis' († um 1142) Kirchengeschichte und im Eingang von Dudo, de moribus Normannorum.

noch beweisender für unseren Schluß, daß Trojaburgen bei Rom, Buthrotum und am Po die Sagen vom Trojalager und der angefangenen Stadt erzeugt haben könnten; denn hier wird uns mitten im Lande des Trojabesiegers von seit alter Zeit auf der Erde liegenden Trojasteinen berichtet. Eine Trojaburg oder ein Neu-Ilium konnte der Besieger des Priamos nicht zu errichten beabsichtigt haben, folglich mußten sie ihm zum Fundament seiner Ruhmessäulen gedient haben! Bei Diomedes liegen die Beziehungen zur Trojaburg um so offener, als er auf italischem Boden gleichzeitig als Drachentöter, Fruchtbarkeitsbringer, Beschützer der Pferdezucht und Besänftiger der Winterstürme auftritt; man kann ihn in seiner goldenen Rüstung als eine Art Siegfried und St. Georg des Altertums bezeichnen, wie wir ihn schon oben (S. 234 ff.) den nordischen Sonnenkämpfern Tyr und Freyr verglichen haben.

In dem Maße, wie die Sage von Trojas Zerstörung in den westlicheren und nördlicheren Ländern bekannt wurde, scheint man überall auf Anlagen und Örtlichkeiten aufmerksam geworden zu sein, die seit unvordenklichen Zeiten den Namen Troja geführt hatten, nach denen man Städte und Burgen benannt hatte, die nun der Stammsage zum willkommenen Anhalt dienen mußten. Als Parallelfall will ich erwähnen, daß noch vor circa 200 Jahren der schwedische Feldmarschall Graf von Dahlberg auf einer schwedischen Karte in Småland eine Stadt Troja einzeichnete, an einer Stelle, wo nach Dr. Nordströms* Mutmaßung damals nichts als eine Trojaburg zu finden war. Die Stadt Trelleborg an der Südküste liefert ein zweites Beispiel (vergl. S. 5). Die Zahl alter Städte, die den Namen Troja führten, ist erstaunlich groß. Nach Stephanus von Byzanz hieß Ardea früher Troja, und bei Patavium lag ein Troja, welches Wormstall** für das Urtroja der Welt ansieht und wo auch noch das Trojaspiel geritten wurde. Es dürfte mit dem schon erwähnten pagus Trojanus des Livius zusammenfallen. Eine etruskische Kügteninsel in der Nähe von Elba trägt noch heute den Namen Troja, und Klausen*** rechnet hierher auch die Städte Truentum in Picenum, sowie Trossulum in Etrurien, die Truentiner bei Ariminum und den campus Tromentus. Dagegen wurde die Stadt Troja in der Provinz Foggia (früher Capitanata) erst 1022 von Griechen erbaut und ursprünglich Klein-Troja (Troja la Minore) benannt; doch mögen auch hier alte Anknüpfungen bestanden haben, und 1077 rüstete Robert Guiscard

* In dem S. 5 citierten Vortrage. ** J. Wormstall, Hesperien (Trier 1878) S. 42 und 46. *** Klausen, a. a. O. S. 823—825.

wohl nicht ohne Grund die Hochzeit seiner Tochter mit dem Sohne des Markgrafen von Este, die sich der Abstammung von Hektor rühmten, in dieser Stadt Troja.*

Sehr oft kommt der Name Troja in den österreichischen Alpenländern vor, was nicht zu verwundern ist, da nach Stephan von Byzanz die Tauriskер oder Norejer Trojer genannt wurden (vergl. oben S. 259), und noch heute ist in Krain, Friaul und Kärnten der Eigenname Trojer verbreitet. Sogar das alte Carnuntum (Haimburg), wo der Winterdämon noch bis vor kurzem gesteinigt wurde (s. S. 245), soll früher Troja geheißen haben, und von Cilli, der Hauptstadt des unteren Steiermark, sagt eine alte Chronik: „da waren auch die edlisten und mäblein (marmorne) türen und pallasten wunderlich gepaut, daß die selbig stat billeich die ander Troja war geheißen." Noch heute sehen wir auf den Karten zwischen Laibach und Cilli die Ortschaften Trojana und Turje, und ein Bergzug trägt den Namen des Trojanaberges. F. von Hochstetter macht darauf aufmerksam, daß in den alten Kirchen- und Ortsnamen gerade in slavischen Ländern Anhaltspunkte für die Altertumsforschung gegeben sind. Wo eine St. Vitus-, Michael- und St. Georgs-Kapelle steht, findet sie sich meist auf einer alten Wallburg (vergl. S. 200); wo ein Ort Roje, Rove oder Cvinger (Zwinger) heißt, trifft man alte Umwallungen.** Tirnova oder Trnova bezeichnen mit Anklang an trn, Dorn, alte dornenbewachsene Ansiedelungen. Sollte Roje aus Troje, und slav. reja (Reigen) aus Treia (Tanz) entstanden und auf Tirnova dieselbe mittelalterliche Etymologie anwendbar sein, welche Trinovantum (London) als Korruption des damals häufigen, sogleich näher zu besprechenden Ortsnamen Troja nova deutete? In den südslavischen Ländern bis zum Balkan heißen zahlreiche Burg-, Stadt- und Mauerruinen Trojans-Schlösser, -Städte und -Mauern (vergl. S. 219). Der im letzten türkischen Kriege viel genannte Trojans-Paß im Balkan schließt sich an, und es ist keineswegs leicht zu unterscheiden, wo hier der Kaiser Trajan und wo der Dämon der Trojaburg Pate gestanden hat. Berg und Stadt Troja in Epirus kannte ja bereits Varro.

Im Westen treffen wir zunächst auf die Spuren einer Stadt Troeye, welche nach der Königshofer Chronik König Dagobert erbaute. Diese alte Merovinger Pfalz lag zwischen den Orten Marlenheim und Kirchheim unweit der Eisenbahn Schlettstadt-Zabern, und ihr dürfte der grimme Hagen

---

* Vergl. den Kommentar von G. Regis zu seiner Ausgabe von Bojardos „Verliebten Roland" (Berlin 1840) S. 448. ** Vergl. J. Ranke, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen III. (1881) S. 457.

des Nibelungenliedes seinen Beinamen von Troja oder von Tronje verdanken. Sie kommt unter den Namen Tronia, Thronie, Troningi in Urkunden vom Jahre 723 und 817 vor, und nach der mittelalterlichen Etymologie wäre die Namensform Tronia oder Tronja als eine Zusammenziehung von Troja nova zu betrachten.* Der Name der Stadt Tournay (Doornick) in Belgien, das alte Tornacum, mit seiner nach den festen Türmen pont des trous benannten Brücke, veranlaßte wohl die Sage, daß die Hennegauer trojanischen Ursprungs seien, welche Jakob von Guise († 1399) in seiner Chronik des Hennegaus mitteilt. Saint Troud (Truyes) in Limburg und Troyes an der Seine, welches angeblich durch Francus erbaut wurde, als er aus Troja kam, und welches in einer Diöcesankirche sogar die Reliquien des h. Patroklos aufzuweisen hat, gehören ebenfalls hierher, vor allem aber Xanten am Niederrhein, dessen alte Namen Troja Francorum, Sancta Troja, Nova Troja minor, Troia quod et Santum dicitur noch auf alten Münzen des 11. und 15. Jahrhunderts und in einer Urkunde Heinrichs III. vom Jahre 1047 vorkommen. Auf einer kleveschen Münze steht auf der Vorderseite: Johannes Troianorum rex und auf der Rückseite: Moneta Nov. Troi junioris.

An Xanten und nicht an Troyes knüpft die mittelalterliche Sage von der Abstammung der Franken aus Troja an, die bereits so viele Federn in Bewegung gesetzt hat.** Den ältesten und ausführlichsten Bericht findet man im zweiten Kapitel des ums Jahr 658 in Burgund verfaßten „Auszugs" aus der Historia Francorum des Gregor von Tours, der unter dem Verfassernamen des Fredegar Scholasticus bekannt ist. In diesem stark mit fremden Zusätzen versehenen „Auszuge" (Epitome) wird auf Grund angeblicher Nachrichten des h. Hieronymus erzählt, daß aus Troja nach seiner Zerstörung gekommene Auswanderer sich zunächst an den Ufern der Donau und des Meeres niedergelassen hätten. Ein Teil derselben sei dann unter Führung ihres Königs Francio mit Weibern und Kindern weiter durch Europa gezogen, bis sie an die Ufer des Rheins gelangt seien. Darauf heißt es wörtlich: „nicht weit vom Rheine ver-

* Vergl. Boßler, die Ortsnamen im Unterelsaß in der Zeitschr. f. deutsche Philologie Bd. VI. S. 409. ** Vergl. besonders K. L. Roth, die Trojasage der Franken in Pfeifers Germania I. (1856) S. 34 und Zarncke, die Trojanersage der Franken. Berichte der sächsischen Gesellsch. d. Wissensch. (1866) S. 257 ff., ferner Braun, die Trojaner am Rhein (Winkelmann-Pr. Bonn 1856). — Dederich, der Frankenbund (Hannover 1873). — G. Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter (Halle 1873) I. S. 2 ff. und 225. — Lüthgen, die Quellen und der historische Wert der fränkischen Trojasage (Bonn 1875 Dissert.). — W. Willmanns, über das Annolied (Bonn 1886).

suchten sie eine Stadt wie Troja und ihres Namens zu erbauen. Aber wenn auch angefangen, blieb der Bau doch unvollendet."* Aus den an der Donau zurückgebliebenen Scharen entstanden die Türken, deren Name von ihrem Könige Turchot stamme.

Der unwissende Kompilator der Gesta regnorum Francorum, welcher ums Jahr 725 sein „Geschichtswerk" in Neustrien verfaßte, aber nach anderen Quellen arbeitete, vermischt mit dem Auszuge der trojanischen Auswanderer die Kämpfe des Kaisers Valentinian in den Donauländern, die nach dem Jahre 364 stattfanden. Von römischen Geschichtsschreibern wird die Thatsache bezeugt, daß Sigambrier, auf Befehl des Augustus und Tiberius fortgeführt, während des ersten Jahrhunderts im Dienste der Römer gegen die Thraker am Hämus und in Pannonien lagen (Sueton, Augustus c. 21. — Tacitus Annal. IV. 47). Dort sollen sie in der Gegend von Ofen eine Stadt Sicambria gegründet haben, und thatsächlich fand man dort unter der Regierung des Königs Mathias eine dies bestätigende, von Bonfinius veröffentlichte, aber vermutlich gefälschte lateinische Inschrift. Sie seien dort mit den unter Priamus' und Antenors Führung geflohenen trojanischen Völkern zusammengetroffen, die so lange am Tanais und Asowschen Meere gesessen hätten, um dann im Vereine mit den Franken in die neue Heimat an den Rhein zu ziehen. Die Chronik des Klosters Moissac vereinigt beide Berichte, und nennt die am Rheine begonnene, aber nicht vollendete „trojagleiche Stadt" Sicambria.**

Je weiter wir in der Zeit vorrücken, um so wunderlicher gestaltet sich die Sage. In einer von Lacombet mitgeteilten Urkunde des Bischofshofes von Xanten heißt es: „Hector van Troien, den wy noemen Haegen van Troien (Hagen von Troja), van Coninc Priamus geborn" hätte Xanten erbaut und man sähe „binnen ind buiten Xancten (sic!) noch aen alden timmeren ind groten graven fundamenten," wonach diese Stadt Klein-Troja genannt worden sei.*** Noch später tauchten Nachrichten zweier Geschichtsschreiber der Franken, Hunnibald und Wasthaldus, auf, die angeblich zu Chlodwigs Zeiten gelebt haben sollten, woraus, gemischt mit anderen fabelhaften Nachrichten, Joh. Tritheim seine Schrift über den Ursprung des Frankenvolkes zusammensetzte. Nun werden außer Xanten auch Troyes, Paris und Bonn als trojanische Gründungen

---

* Nec procul a Rheno civitatem ad instar Trojae nominis aedificare conati sunt; coeptum quidem, sed imperfectum opus remansit. ** Monumenta germanica ed Pertz II. p. 282; die Schlußworte über die angefangene Stadt Troja wörtlich wie vorstehend. *** Braun, a. a. O. S. 5.

bezeichnet, das letztere nach einem Werke des Petrus Mersäus von dem Trojaner Torgetus gegründet.*

Einen noch anderen in Ronsards Franciade benützten Bericht gaben die französischen Chronisten, nach welchem Rhemus, der Erbauer von Rheims, dem Priamus Hilfstruppen nach Troja geschickt hätte unter dem Befehl des Hagtor (Hektor). Derselbe fand aber Troja bereits zerstört und schiffte mit den fliehenden Trojanern nach dem Asowschen Meere (palus Maeotides), wo er eine Zeitlang mit ihnen im guten Einvernehmen lebte. Sein Sohn Francus, dem Ronsard das Zeugnis ausstellt, daß er mithin kein Trojaner, sondern aus echt gallischem Blute entsprossen sei, kehrte nach dem Tode des Vaters nach Gallien zurück, wo er die Tochter des Königs Rhemus heiratete und das Königreich erbte. Dieser Francus sei nun der Stammkönig der Franken und Franzosen, und nur zum Andenken an sein langjähriges Bündnis mit den Trojanern habe er der von ihm in der Champagne erbauten festen Stadt Troyes diesen Namen beigelegt.** Das ist aber nur eine für den französischen Patriotismus zurechtgemachte neuere Fassung; denn von den ältesten Nachrichten bei Fredegar u. a. wurde immer eine Stadt am Rheine, und zwar offenbar Xanten, als Neu-Troja bezeichnet. Dies bezeugt unter anderem das aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammende Annolied, der Lobgesang auf den Erzbischof Hanno II. von Köln (1056—1075), woselbst es mit möglichst nahem Anschluß an den Urtext heißt:

Franco gesaß mit den seinen
viel ferne nieder beim Rheine,
da wirkten sie dort mit Freuden
eine kleine Troie (eini luzzele Troie).
Den Bach hießen sie Sante,
nach dem Wasser in ihrem Lande;
den Rhein hielten sie für das Meer;
dort wuchs dann manches fränkische Heer.

---

* Braun, S. 8 und 29. ** Vergl. Plancy, Legendes de l'histoire de Frances p. 356 ff. Dieser Bericht tritt bereits in der um 1433 in Rouen abgefaßten „Normännischen Chronik" auf, welche sich auf Samothes beruft, während Du Pleix in den Mémoires des Gaules Vol. II. c. 24 sich auf das ebenso unzuverlässige Zeugnis Tritheims und Hunnibalds aus den Tagen Chlodwigs stützt. Hagtor ist offenbar Hektor, und Francus oder Francio wäre kein anderer als dessen Sohn Astyanax oder Laodamas. Vergl. Bayle, Astyanax. Raoul de Presles erzählt in seinen Kommentarien zur Stadt Gottes des h. Augustin, daß die Trojaner dann auch bereits Paris gegründet und nach dem dort herrschenden Schmutz Lutetia (von lateinisch lutum) nannten; die Sikambrer änderten den häßlichen Namen und ersetzten ihn durch den des trojanischen Heros Paris.

Man hat sich viele Mühe gegeben, den ersten Ursprung dieser Sage zu ermitteln. Schon Eccard und Du Meril verwiesen dabei auf die Nachricht des Prosper Tiro, in seiner Fortsetzung der von Hieronymus übersetzten Chronik des Eusebios, daß im vierten Jahre des Kaisers Gratian (d. h. 382) ein König Priamus und später Pharamund über die Franken geherrscht habe. Dieser Priamus soll nun durch ein bloßes Mißverständnis aus dem von Ammianus Marcellinus (XXXI. 10) erwähnten allemannischen Fürsten Priarius entstanden sein, der aber schon 377 in der Schlacht bei Argentaria (Colmar?) fiel. Und aus dem mißverständlichen Priamus sei dann durch Fredegar der obige kleine Roman entwickelt worden. Prosper Tiros Fortsetzung ist sicher vor dem Jahre 534, wahrscheinlich schon im 5. Jahrhundert verfaßt, und Wuttke hat sich bemüht, zu zeigen, daß wirklich bereits der h. Hieronymus, wie Fredegar angiebt, den Ursprung der Franken an Priamus geknüpft habe, und er führt eine von Martin Bouquet 1739 veröffentlichte Handschrift seiner Eusebios-Übersetzung an, worin diese nicht in allen Handschriften sich findende Nachricht allerdings enthalten ist. Wuttke glaubte, daß Hieronymus und Fredegar vielmehr aus der von ihm herausgegebenen Kosmographie des Istriers Äthikos geschöpft hätten, der eine wunderliche Geschichte von den Frankenkönigen Francio und Vasso* zusammenbraut, die Romulus, nachdem er Troja zum zweitenmal eingenommen hatte, vertrieb, und die dann am Mäotiden-Sumpf, in Albanien und Rhätien umherirrten, bevor sie nach Franken kamen.**

L. Roth und Kunstmann glauben nun bewiesen zu haben, daß die in circa vierzig Handschriften vorhandene Kosmographie des Äthikos eine Fälschung des 7. oder 8. Jahrhunderts sei und daß sie ihre den trojanischen Ursprung der Franken betreffenden Nachrichten demnach umgekehrt bequem dem Fredegar und den Gesta Francorum entnehmen konnte. Zarncke glaubte deshalb 1866 das Endurteil dahin sprechen zu können, Fredegar habe die ganze Sage um 658 erfunden, um den Priamus des Prosper Tiro weiter zu illustrieren. Das ist aber ganz gewiß nicht richtig; denn wir sehen, daß schon Gregor von Tours († 594) sie gekannt und in ganz ähnlicher Weise erzählt hat wie Fredegar und Hieronymus (bei Bouquet), nur, daß er die Trojaner nicht ausdrücklich nennt. Er sagt nämlich in seiner Frankengeschichte (II. 9): „Es giebt viele, die erzählen, daß diese Völker von Pannonien ausgezogen seien, daß sie sich anfangs

* Vasso war ein Heros oder Gott der Gallier und hatte nach Gregor einen prachtvollen Tempel zu Clermont. ** Wuttke, die Kosmographie des Istriers Äthikos (Leipzig 1853) S. LV ff. und 77 ff.

am Ufer des Rheins niederließen, daß sie dann, nachdem sie diesen Fluß überschritten hatten, nach Thüringen (Thoringia, nach Dederichs klarer Darlegung ist hier wahrscheinlich Tongern zu verstehen) gingen; sie wählten, um sich von ihnen führen zu lassen, langhaarige Könige (reges criniti) aus ihren ersten und vornehmsten Familien." Ich verstehe nicht, wie Zarncke diese Nachricht, die doch, abgesehen von der Erwähnung Trojas, genau genug mit Fredegar übereinstimmt und ihn völlig von dem Vorwurf der Erfindung entlastet, außer Kurs setzen will, und halte es vielmehr mit Roth, der zehn Jahre vor der Hyperkritik Zarnckes sehr zutreffend schrieb: „Die Aussagen der Franken über eine trojanische Abstammung ihres Volkes werden gewöhnlich als willkürliche und lächerliche Erfindung behandelt. Von wem oder wann diese Erfindung aufgebracht sei, glaubt man gar nicht untersuchen zu müssen, da die Übertragung einer römischen Tradition klar vor Augen liege. Allein eine sorgfältige Prüfung des Sachverhalts zeigt, daß diese Sage über die Zeit der historischen Bezüge zwischen Franken und Römern hinaufreicht und ihrem Kerne nach Anspruch macht, als gallische und germanische Stammsage betrachtet zu werden." (A. a. O. S. 34.)

In der That erfahren wir ja aus Ammianus Marcellinus (XV. 9), der sein Geschichtswerk vor dem Jahre 390 abgeschlossen hat, daß schon Timagenes 120 Jahre vor Tacitus die trojanische Abstammung der Gallier behauptete; die zwischen Loire und Saone heimischen Äduer wurden schon in den Tagen des Cäsar (de bello Gallico I. XXXIII) und Cicero (ad Attic. I. 19) als Brüder (fratres nostri) des römischen Volkes wegen der gemeinsamen Abstammung aus Troja anerkannt, und nach Roth reicht diese Vetterschaft wahrscheinlich bis zum Jahre 122 v. Chr. hinauf, wo die Römer zuerst nach Gallien kamen und mit den Äduern ein Bündnis schlossen. Von den Arvernern (Auvergnern) singt Lucanus († 65): Avernique ausi Latio se fingere fratres — Sanguine ab Iliaco populi. (Pharsalia I. 427). Die Bataver werden auf einer von Gruter mitgeteilten römischen Inschrift ebenfalls als fratres et amici P. R. bezeichnet, und es braucht hier weder an die Pataver von Padua, noch an diejenigen von Passau gedacht zu werden, welches im Mittelalter ebenfalls Patavium genannt wurde, wodurch Otto von Freisingen zu der Angabe verleitet wurde, auch Passau sei durch Antenor von Troja gegründet worden.

Aus alledem geht mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die Römer schon bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den gallischen Stämmen Sagen über ihre trojanische Herkunft vorfanden, und es handelt sich für uns darum, diese Thatsache zu erklären. Natürlich werden wir daraus nicht

mit Hermann Müller* auf eine wirkliche Abstammung, sei es der Gallier oder der Franken, von Trojanern schließen dürfen, an die sich eine dunkle Erinnerung so lange erhalten hätte, sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit auf eine Anknüpfung, die erst entstand, als diese Völker Kunde von der Zerstörung Trojas aus den betreffenden lateinischen Dichtungen erhielten. Sie erinnerten sich nun vieler Örtlichkeiten ihres Landes, die den Namen Troja führten, und schlossen, dies seien die Fußspuren und ersten Ansiedelungen der flüchtigen Trojaner, sie selbst die Nachkommen des tapferen Volkes. Wir sehen, daß zu Xanten dieselbe Erzählung wiederkehrt, die wir in Epirus, im latinischen Gebiet und am Po angetroffen haben, die Sage von dem Troja genannten Lager, oder von der kleinen angefangenen, aber nicht vollendeten Trojastadt, die noch heute in England als Beweis für die trojanische Abkunft ins Feld geführt wird (vergl. S. 37).

Natürlich handelt es sich hier nur um die Lokalisierung der Sage, zu deren Ausbildung hinsichtlich der Franken geschichtliche Thatsachen beitrugen, welche Wormstall und Dederich mit Recht hervorgehoben haben. Von der sigambrischen Kohorte, die unter Tiberius nach Pannonien versetzt worden war und die Herleitung der Franken von in Pannonien ansässigen Trojanern erklärt, war schon vorhin (S. 287) die Rede. Auch von den Nachbarn der Sigambrer, den Batavern, war eine Kohorte nach Castra Batava (Passau) versetzt worden, und Dio Cassius erzählt uns (LXIX. 9), wie stolz Hadrian auf seine batavische Leibgarde war, die in voller Rüstung über die Donau schwamm. Von diesen weit nach Osten verschlagenen Völkern revoltierten unter Probus die Franken, unternahmen Raubzüge nach Griechenland und Kleinasien, ja bis nach Karthago, und ahmten so das Beispiel der Goten und anderer germanischen Stämme nach, die unter Valerian (253—260) nach Kleinasien gezogen waren und unter andern auch Troja von neuem zerstört hatten (Zosimus I. c. 31—36 und 71). Damals kam Troja also wieder ins Tagesgespräch; vielleicht hatte auch schon das Gebaren des Caracalla, der fünfzig Jahre vorher die Goten bei Troja überwunden haben wollte und das Andenken des Achill durch Totenopfer und Waffenspiele geehrt hatte, die Aufmerksamkeit der germanischen Völker auf das homerische Troja gelenkt. Von der Donau und dem Schwarzen Meer in ihre rheinische Heimat zurückkehrende Sigambrer und Bataver erzählten dann vielleicht, daß sie bei Troja mitgefochten hätten, wie jener Hagtor der Franzosen, und so entstand die Sage von den zuerst am Asow'schen Meere und dann an der Donau, in

* Jahrbuch der Altertumsfreunde im Rheinlande XVII. (1863) S. 56 ff.

Pannonien angesessenen, zuletzt nach dem Rhein gekommenen Trojanern, deren Spuren nun durch örtliche Namensanklänge befestigt wurden.

Der oben gemachten Annahme, daß eine alte Trojaburg in der Nähe von Xanten einen Krystallisationspunkt der Sage gebildet haben könnte, ähnlich wie das trojanische Lager und Trojaspiel bei Ardea für die Latiner, kommt der ältere Name Xantens, Castra vetera, bis zu einem gewissen Grade entgegen. Ein altes, von Drusus errichtetes Lager soll den Namen erzeugt haben, der so lebhaft an Castra Trojana im laurentinischen Gebiet erinnert. Andere wollen freilich die Xantener Trojasage daher ableiten, daß nördlich von Xanten, bei Kellen, eine Ortschaft lag, die Colonia Trajana hieß. Schon Martin Opitz, der erste Herausgeber des Annoliedes, machte diese Annahme und verwies dabei auf das Trojanopolis in Dakien und auf Prat de Troian bei Apulum (Karlsburg in Siebenbürgen), die alle nach Trajan benannt sein sollen.* So erschwert die Erinnerung an Trajan an der Donau wie am Rhein die Deutung der mittelalterlichen Trojasage. Xanten selbst führte den Namen Colonia Ulpia als Standplatz der Ulpia victrix, die in der Schlacht im Teutoburger Walde unterging.

Uns würde selbstverständlich am wichtigsten sein, zu wissen, welche Kulte in vorrömischer Zeit hier stattgefunden, und dafür liefert der Umstand, daß Tacitus in der Nachbarschaft (zu Asberg bei Mörs) die Spuren des aus Troja heimgekehrten Ulixes angetroffen haben wollte, und daß man etwas weiter nördlich, bei Cleve, römische Inschriften, den Kult der germanischen Göttin Hludana (Hlodyn der Edda) betreffend, gefunden hat, wenigstens einige Anhaltspunkte. Das Nibelungenlied läßt bekanntlich den Drachentöter Siegfried, der nach der oben entwickelten Auffassung die Brunhild aus der Trojaburg befreit, in Xanten geboren werden, und auch im nordischen Sinfiötlalok und der Nornagest-Saga heißt Sigurds Vater Sigmund, König der Franken. Nach derselben Richtung deutet auch St. Victor, der Schutzpatron der Stadt, ein ins Christliche übersetzter Siegfried, dessen Gebeine in dem alten prächtigen Dome ruhen sollen. An einem Durchgang zu demselben sieht man zur Rechten und Linken in der Mauer zwei alte verwitterte Ritterbilder eingelassen, zu deren Füßen man noch sich krümmende Drachen zu erkennen glaubt, und auch zu Marseille wurde Victor als Drachentöter verehrt und mit dem von ihm erschlagenen Drachen abgebildet. Diese Überreste lassen hier einen Mittelpunkt germanischer Kulte erkennen, deren Andenken durch eine reiche Domstiftung ausgelöscht werden mußte. Man machte

* M. Opitz, sämtliche Schriften. Bd. II. S. 399 (Breslau 1690).

St. Victor nun aber zum Märtyrer, und schon Otto von Freisingen († 1158) berichtet, der h. Victor sei zu Troja, das jetzt Xanten heiße, hingerichtet worden. Der altfränkische oder gallische Drachentöter Victor hinterläßt aber ebenso den Eindruck einer lateinischen Übersetzung des Namens Siegfried, wie der russische Drachentöter Nikita (vergl. S. 122) den einer griechischen Übersetzung desselben Namens macht. Die am Rhein lebendige Legende von der an heimlichen Christen reichen thebaischen Legion mußte, wie so oft, auch hier aushelfen. Und von einer in Xanten stehenden Kohorte sollten viele Soldaten, mit ihrem Centurio Victor an der Spitze, den Märtyrertod erlitten haben. Die heilige Helena, Konstantins Mutter, habe ihre Gebeine bereits 333 gesammelt und in einer von ihr gestifteten Kirche, ad Sanctos Martyres, beigesetzt: davon der Name Santen. Noch bis auf den heutigen Tag giebt es daselbst zwei Schützengilden, die sich nach St. Victor und St. Helena nennen; eine neue Helena ist an die Stelle der alten, die einst in der Trojaburg gefangen saß, in Neu-Troja auf den Altar erhoben worden.

Die anscheinend zuerst an Xanten geknüpfte Sage von dem trojanischen Ursprung der Franken wurde dann bald auch auf die karolingische Dynastie übertragen. Paul Warnefried, der vor 800 starb, leitet schon den Namen Ansegisels, des Sohnes Arnulphs von Metz und Ahnherrn der Karolinger, von einem gewissen Trojaner Namens Anchises her, und bald wird Karl der Große, wie Cäsar, Augustus und Justinian, zu einem anerkannten Nachkommen des trojanischen Herrscherhauses, wenn auch die heidnische Venus, des Anchises Geliebte, hier natürlich aus dem Spiele gelassen wurde. Selbst auf einem Epitaph der Rothais, Tochter des Königs Pipin, prunkte der trojanische Anchises als Ahnherr. Auch fränkische Ritter erhoben denselben Anspruch, und im Waltharius werden sowohl der grimme Hagen als der fränkische Ritter Wernhard als Trojaner, letzterer im besondern als Abkömmling des Bogenschützen Pandaros, gefeiert.

In dem Maße, wie das Buch des sogenannten Phrygiers Dares über die Zerstörung Trojas im Norden bekannt und das Lob der Trojaner auf Kosten des Homer und der Griechen gepriesen wurde, stieg natürlich auch die Ehre, trojanischer Abkunft zu heißen, im Preise, und auch die Thüringer, Sachsen, Dänen und Schweden machten ihre Ansprüche auf dieselbe geltend. In England scheint dies schon früher geschehen zu sein; denn bereits in der dem Nennius zugeschriebenen Geschichte der Briten, die man bis zum 9. Jahrhundert zurückverfolgen kann, findet sich der trojanische Ursprung, der nachher in den Triaden und in den Dichtungen aus dem Sagenkreise Arthurs weiter

ausgeführt wurde. Auch in die Vorrede und den Epilog zur jüngeren Edda fand der Zusatz, daß Odin ein Nachkomme des Königs Priamus gewesen und aus Troja mit seinen Mannen nach Skandinavien gekommen sei, Eingang, und es wird dabei bemerkt, Asgard, die Asenstadt, sei mit Troja ein und das nämliche. Da nun in anderen nordischen Quellen Byzanz als der frühere Aufenthalt Odins genannt wird, so fließen die Begriffe Troja, Asgard, Konstantinopel zusammen; es ist aber ein sehr verfehltes Beginnen, diese in den nordischen Ländern selbst entstandenen Stammsagen als Beweise für eine Herkunft dieser Völker vom Schwarzen Meere her anzurufen, wie dies nur zu häufig geschehen ist.

Andererseits ist die Trojasage des Nordens unabhängig von der Trojadichtung des Mittelalters entstanden. Die ältesten hier in lateinischer Sprache verfaßten Dichtungen über den Trojanischen Krieg, der bald einen so breiten Raum in der französischen, deutschen, englischen und skandinavischen Heldenpoesie des Mittelalters einnehmen sollte, entstammen dem 11. Jahrhundert; die Blüte- oder Wucherzeit dieser hölzernen Dichtungen aber fällt erst ins 12. und 13. Jahrhundert. Der nordfranzösische Trouvère Benoît de Sainte More verfaßte sein 30000 Verse enthaltendes Epos „la destruction de Troyes“ in der Mitte des 12. Jahrhunderts, Konrad von Würzburg begann seinen noch um 10000 Verse längeren, obgleich unvollendeten „Trojanerkrieg“ um 1280, die meisten anderen Bearbeitungen des Stoffes sind noch jünger. Ein größeres Interesse kann darunter höchstens die nordische Trojumanna-Saga beanspruchen, deren Verfasser, ein genauer Kenner des Dares und anderer lateinischen Autoren, den Jupiter zum Thor, die Juno zur Sif, die Venus zur Freyja wandelt; die Trojaner werden darin meistens Tyrken, wohl durch Metathese des Namens Teucri, genannt. Alle diese vorzugsweise auf dem Bericht des Dares, mit gelegentlicher Benutzung des Vergil und des Diktys von Kreta beruhenden Dichtungen über Troja sind indessen viel jünger als die betreffenden Stammsagen der europäischen Völker; sie haben also die nordische Troja-Sage nicht etwa erzeugt, sondern sind umgekehrt erst durch dieselbe möglich geworden. Eben weil die nordischen Völker sich, gleich den Römern, für Nachkommen der Trojaner hielten, konnten sie an diesen langatmigen Trojadichtungen des Mittelalters Gefallen finden.

Wichtiger erscheint die Frage, ob nicht bereits des angeblichen Phrygiers Dares Historia de Excidio Trojae, welche die Hauptquelle für die mittelalterliche Trojadichtung bildet, von dem Wunsche der nordischen Völker diktiert worden ist, in den Trojanern, ihren Ahnen, ein Volk von vorwurfsfreiem Adel der Gesinnung zu finden. Es ist sicherlich auffallend,

wie eifrig hier die Trojaner von aller Schuld am Kriege reingewaschen und auch als die tapfersten der beiden Völker hingestellt werden. Am Anfang habe nämlich Herakles die Hesione, König Laomedons Tochter, aus Troja geraubt, und erst als alle gütlichen Mittel, die Hesione zurückzuerhalten, vergebens angewandt sind, entschließt sich Paris, gleichsam nur zur gerechten Vergeltung, die Helena zu entführen, obendrein nicht aus dem Hause ihres Gatten, sondern von der Insel Cythere. Die Römer bedurften einer solchen „Rettung der Trojaner“ nicht; denn für sie hatte Vergil alles Nötige besorgt; sie leiteten sich überdem von Äneas her, der keinen Teil an der Schuld des Priamus und seines Sohnes hatte; das Interesse an einer Rettung des Priamus kann erst in den Keltenländern, in Gallien, Frankenland oder Britannien erwacht sein, die sich, durch einheimische Altertümer verführt, für Nachkommen des Priamus hielten. Wir haben gesehen, daß dieser Anspruch in Gallien schon bis vor unsere Zeitrechnung zurückreicht, in England wird er nicht viel jünger und wahrscheinlich schon zur Zeit der römischen Besetzung vorhanden gewesen sein.

Über das Alter der unter dem Namen des Dares gehenden Fälschung läßt sich wenig Bestimmtes aussagen; aus dem 9. Jahrhundert stammen die ältesten vorhandenen Abschriften; aber da das Buch dem Isidor von Sevilla († 636) bekannt gewesen zu sein scheint, läßt sich seine Abfassung nach Dunger (Sage vom Trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters, Leipzig 1869, S. 15) nicht später als in das 6. Jahrhundert ansetzen. In seiner Einleitung zu Shakespeares Troilus und Cressida (1874) sucht nun Tschischwitz den Beweis zu führen, daß das Buch in Britannien von einem dort ansässigen Römer verfaßt worden sei, und dieser Beweis wäre völlig gelungen, wenn wirklich im Dares Phrygius (wie Tschischwitz angiebt) von „unserm Britannien,“ von mittelalterlichen Fallgattern und von der Arthursage die Rede wäre. Aber leider befinden sich alle diese reizenden Dummheiten wohl nur in einer englischen Abschrift des Dares, sind bloße Zusätze des Abschreibers, und damit fällt die überraschende, allen früheren Daresforschern entgangene Enthüllung von Tschischwitz in sich selbst zusammen. Indessen mag die Vermutung trotzdem richtig sein. Denn die Erzählung des Dares, daß die Griechen durch wohlgemeinten Verrat des Äneas und Antenor, welche des endlosen Krieges überdrüssig gewesen wären, durch das skäische Thor, auf dessen Flügel (zum Ersatz des hier fehlenden hölzernen Pferdes) ein Pferdekopf ausgeschnitzt war, in Troja eingedrungen seien, erinnert lebhaft an die altsächsische Sitte, Thüren, Fenster und Giebel durch gemalte oder geschnitzte Pferdeköpfe gegen böse Einflüsse zu schützen.

Ob die im 12. Jahrhundert von Gottfried von Monmouth berichtete Sage, daß Brutus, ein Sohn des Askanius, nach England gekommen sei und dort Trinovantum (d. h. Troja nova) an der Themse, später London, gegründet habe (vergl. oben S. 285 über Tirnova), und daß Britannien nach ihm benannt sei, schon vor dem Daresschen Buche da war, wissen wir nicht; aber gerade in England berief man sich, wie wir oben sahen (S. 37), ausdrücklich auf die vielen Trojaburgen (Troytowns) des Landes als Zeugnisse für diesen Ursprung. Jedenfalls gewinnen alle diese Sagen, sobald man sie als etymologische, aus dem Vorhandensein von Trojaburgen und Trojatänzen hervorgesponnene betrachtet, ein völlig neues Gesicht, und die so oft und an so weit entfernten Stellen wiederholte Erzählung von der angefangenen, aber nicht vollendeten Neugründung von Troja, die sich doch nur auf umherliegende Steine beziehen kann, erhält Sinn und Inhalt. Die späteren englischen Bearbeiter der Trojasage schöpften übrigens, um dies nebenbei zu erwähnen, nicht direkt aus Dares, sondern mittelbar oder unmittelbar aus dem lateinischen Prosa-Roman (historia destructionis Trojae) des Guido de Columna, der im Jahre 1287 vollendet wurde und seinerseits, wie auch die meisten germanischen Dichtungen, großenteils der Destruction de Troyes (roman de Troyes) des Benoît de Sainte More (Mitte des 12. Jahrhunderts) entnommen scheint. Die letztere normännische Darstellung dürfte, aus den trojanischen Heldennamen zu schließen, allerdings auf unbekannte keltische Quellen zurückgehen, da keltische Namen, wie Mahan (Mahon), Doglas (Douglas), Cador (Cawdor), darin das Bestreben verraten, die Häupter britischer Familien und Clanschaften als Nachkommen des Priamus zu legitimieren, und Tschischwitz behauptet gegen Hertzberg und Dunger, daß die Ähnlichkeit der Behandlung bei Benoît und Guido nur für eine gemeinsame Benutzung derselben älteren keltischen Quelle zeuge. Bei Benoît findet sich zuerst jene starke, bei Guido weiter ausgebildete Bevorzugung des Troilus, als des Typus des braven und tapferen Troers, die nachher durch die Dichtungen des Boccacio, Chaucer und Shakespeare ausgearbeitet worden und schon im Perceforest (vergl. S. 141) spürsam ist.

Eine besondere Stütze für unsere Auffassung, daß sich die Trojasage zuerst an Ortsnamen entwickelt habe, liefern die nach einer Burg Troja benannten Heldengeschlechter der germanischen und romanischen Sage. Die normännischen Fürsten Roger (Rüdiger) galten in Frankreich und Sizilien ebenso wie der grimme Hagen des Nibelungenliedes für „Trojaner." Die Bezeichnung Hagens als Trojaner kommt zuerst in dem aus dem

10. Jahrhundert stammenden Waltharilied vor, woselbst er (V. 28) veniens de germine Trojae genannt wird. In der nordischen Niflunga-Saga wird er dreimal Hogne af Troja genannt, während in den verschiedenen Handschriften des Nibelungenliedes die Schreibarten Tronege, Tronje, Throne, Trony, Troni, Tronig, Troyn und Troye wechseln. Man hat sich viel bemüht, diesen Beinamen richtig zu erklären, ist aber dabei zu sehr verschiedenen Meinungen gelangt.

Nach der Ansicht einiger Forscher, denen auch Lachmann zustimmte, wären alle diese Namensformen nur Verstümmelungen des alten Namen Troja, und es würde schon zur Erklärung genügen, daß Aldrian zu Worms, der Vater von Gunther, Hagen und Chriemhild, König der Franken, also der neuen Trojaner gewesen. Die meisten Erklärer aber lassen ihn aus einer Stadt oder Burg des Namens Troja stammen. Meibom sagt in den Noten zu Witechind (S. 690), das Chronicum belgicum melde, Hago von Troja habe seinen Sitz in Xanten gehabt, welches man damals Klein-Troja genannt habe. Das ist aber wohl eine Verwechselung mit Siegfried von Troja. Holtzmann und Wilhelm Grimm dachten an Troyes an der Seine, Johannes Müller an Tournus, das alte Tornucium, von der Hagen an Troneck, Tronecken, Drohnchen im Hunsrück, eine noch erhaltene Burg an der Drohn (Drahonus des Ausonius), welche zwischen Trier und Neumagen in die Mosel fällt. Wilhelm Müller riet auf den fränkischen Königssitz Tournay (Tornacum), woraus durch Metathese Tronege geworden sei.* Weitaus am wahrscheinlichsten ist die Meinung Lachmanns, daß man an die verschwundene Stadt Troye oder Tronia, Pfalz der Merowinger, zu denken habe, von der wir schon oben (S. 285) sprachen. Damit würde ganz gut eine Stelle des Biterolf (2380 ff.) zu vereinigen sein, in der es heißt, Dietleib sei, aus Spanien kommend, bei einer dem Hagen gehörigen Stadt Tronje in Burgund vorübergekommen und habe da auf seiner Reise nach Metz einen Angriff von der Besatzung der Stadt Tronje erlitten. Der Name Hagens kommt nicht nur als burgundischer Name bei Förstemann vor, sondern findet sich auch in alten Ortsnamen des Unter-Elsaß. Eine Aginoni villa wird im Jahre 786 genannt, ein Haguan de Haguenonville kommt in Cousinots Geste des Nobles** zum Jahre 1409 vor, und die alte Reichsstadt Hagenau hält den Namen noch jetzt in der Gegend fest.*** Hagen mag in der Nähe von Tronia oder

---

* W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage (Heilbronn 1886) S. 50—51. ** Vergl. V. de Viriville, Chronique de la Pucelle (Paris 1859) p. 129. *** C. Mehlis, Im Nibelungenlande (Stuttg. 1877) S. 63 und 68.

Troyes, der Stadt des Königs Dagobert von Austrasien, eine gleichnamige, den Paß von Zabern beherrschende Burg gehabt haben.

Der Name Troja kommt aber auch ausdrücklich als Burgname vor. In der Wilkina-Saga (c. 282) wird erzählt, wie König Erminrek zu einer Burg am Rhein ritt, um die darin geborgenen Harlunge hängen zu lassen. Diese Burg heißt in den verschiedenen Handschriften: Turnborg, Treborg und Trelinborg, und wenn auch Raßmann (II. S. 577) recht haben sollte, dahinter Trechlinburg am Rhein als Burg der Harlunge zu suchen, so haben die skandinavischen Abschreiber dabei doch offenbar an Trojeborg gedacht, wofür auch Tröborg und Trelleborg geschrieben wird.

Auch Wolfsdietrich heißt, nachdem er die Else von Troje zum Weibe genommen, ein Herr von Troje; doch zeigt sich hier der Name schon stark in einer nur in der deutschen Dichtung vorkommenden Bedeutung, die wieder nur aus der nordischen und persischen Überlieferung verständlich ist, nämlich als Burg des Drogha oder Druja, Höhle des Drukhs (altnordisch Draugr), mit einem Worte als Unterwelt. Die Trojaburg ist die Fallenburg, ein Bild des unterirdischen Verließes in welchem der Drogha oder Trojan die Sonnenjungfrau gefangen hielt, und aus welcher sie der Donnergott befreite. Und hierbei wird es nun sehr bedeutsam, daß die Elsentroje, die finstere Troje des Mittelalters, merkwürdige Züge nicht nur mit dem „verfluchten" Troja und Babylon des Mittelalters, sondern auch mit dem homerischen gemein hat. Es besitzt nämlich gleich diesem den kalten und warmen Brunnen, in welchem die in der Unterwelt schwarz und häßlich gewordene Sonnenjungfrau, die Syrith mit dem verfilzten Haar (S. 157), ein Verjüngungsbad nimmt und nunmehr plötzlich als die schönste von allen Frauen vor Wolfsdietrich steht. Die „rauhe Else," die ihre Pelzhaut im Bade abwirft, die babylonische Braut, der Nabuchodonosor den Pelz absengt (S. 105), ist die Königstochter der Allerleirauh- und Peau d'Ane-Märchen, die ihr Vater heiraten wollte (vergl. S. 180), und der unterirdische Verjüngungsquell ist ein Zug der arischen Sonnensage, der ebenfalls bis nach Persien und Indien geht. In der slavischen Sage hält die Sonnenmutter allabendlich das Bad bereit, aus dem die Sonne am anderen Morgen verjüngt emporsteigt (S. 169). Ich habe daher schon in „Tuiskoland" (S. 464) darauf hingewiesen, daß die kalten und warmen Quellen zu Troja, deren Sinn Homer nicht mehr kannte und die daher als rudimentäre Bestandteile in der Ilias dastehen, zu den deutlichsten Zeichen der nordischen Herkunft dieses gesamten Sagenkreises gehören.

Bekanntlich kommen auch in der griechischen Dichtung zwei Flüsse der Unterwelt vor, von denen der eine (Pyriphlegeton) von seiner Quelle

an so heiß ist, daß er der Feuerfluß heißt, der andere (Styx) so kalt, daß sein Wasser für den Menschen als tödliches Gift wirkt und jedes Gefäß zerspringt, in dem man es auffangen will. Dieses Eiswasser ist aber gerade deshalb das allergeeignetste, um darin Waffen zu härten, die alle anderen an schneidender Kraft übertreffen sollen, und darauf scheint sich eine Erzählung der Wilkina-Saga (c. 98) zu beziehen, in welcher der Riese Ecke von seinem sagenberühmten Schwerte Eckisax berichtet, der Zwerg Alfrik (Alberich) habe es unter der Erde geschmiedet und dann durch neun Königreiche nach dem geeigneten Wasser gesucht, um es zu härten. „Und nicht eher," heißt es nun weiter, „fand er ein solches, als bis er dahin kam, wo ein Strom war, der Treya heißt — andere Handschriften haben Troia —: darin ward es gehärtet." Dieser Zug stammt, wie fast der gesamten Wilkina-Saga Inhalt, aus Deutschland und findet sich in richtigerer Gestalt im Eckenliede (Str. 81), woselbst es von dem Wunderschwerte heißt: „dannoch was ez niht vollebrâht, dô fourtenz zwei wildiu getwerc (zwei wilde Zwerge) wol durch niun künecrîche, biz daz si kâmen zuo der Drâl, diu da ze Troige rinnet, daz swert daz was sô liehtgemâl: si hartenz in der Drâle, des wart ez alsô fîn." Hier sehen wir nun deutlich, daß nicht der Fluß Troia hieß, sondern der Ort, wo er floß, die Unterwelt. Aus der Unterwelt kam auch Hagen; denn ein unterirdischer Alb hatte ihn gezeugt, und darum „war sein Angesicht so bleich wie Bast und so fahl wie Asche." Wahrscheinlich war es derselbe Albenkönig (Alberich-Oberon), der auch das ebenerwähnte Eckesahs in der Unterwelt geschmiedet hatte; Hagen ist also selbst ein Unterwelts- und Wintergott, eins mit Ecke und dem blinden Höder, der nach dem hohen Norden reist, um das Winterschwert des Mimir zu holen, mit dem er den Balder allein fällen kann. Auch im Waltharius heißt der Elb Agazi (Ecke) Hagens Vater.

Der Jahreszeitenwechsel beschäftigte die Phantasie der Nordländer fortwährend: im Mai hat Siegfried-Balder die Sonnenfrau — Nanna, Balders Weib, wird in der Edda auch Iduna genannt — aus der Macht des Winterdämons und aus der alten Troje befreit; aber im Herbst schleicht sich der neuerstandene Winterdämon Hagen-Hödr leise an ihn heran, erschlägt ihn und kann nun die Sonnenfrau rauben, deren Schützer jener so lange gewesen. Aber auch der Sonnenheld und Befreier kehrt im Frühjahr aus der Unterwelt, aus Troja, wieder zurück und erlöst die Jungfrau, indem er seinerseits den Winterdämon besiegt. So kehren Wolfsdietrich und der Schwanenritter Salvius Brabon aus Troja an die Oberwelt zurück und behüten die von einem bösen Gegner bedrängte Königin, die sich leider nicht enthalten kann, nach ihrem Namen zu fragen. Schon

Max Rieger (Germania III. S. 179) hatte erkannt, daß Troja in der deutschen Dichtung der älteren Zeit stets die Unterwelt bezeichnet, doch ahnte er den tieferen Zusammenhang mit alten Jahreszeit-Kulten und mit der homerischen Troja nicht.

Aber Perseus, Siegfried, Sceaf oder Ingwi-Freyr, die in einem kleinen Schiff oder einer Schachtel, auf einem Ährenbündel liegend, aus weiter Ferne übers Meer geschwommen kommen, um einer bedrängten Frau zu helfen und die Zügel des frohen Sommer-Regiments zu ergreifen; der neugeborene Wali, der Balder rächt, der spannenlange Wischnu, der den alten Feuerriesen Valas überlistet, alle diese aus Troja zurückkehrenden Helfer laufen auf dasselbe Urbild hinaus, den jungen, bei seiner Zurückkunft im Frühjahr noch schwachen Gewittergott, der schnell erstarkt und die Sonnenjungfrau aus Winters Banden befreit. Kein Wunder daher, daß Tacitus in dem Kult des Siegfried oder des Schwanenritters bei Xanten den aus Troja zurückkehrenden Ulixes zu erkennen glaubte; bietet doch mehr als eine Scene der Odyssee die größte Ähnlichkeit mit der noch heute in Cleve lokalisierten Schwanrittersage. Und wie Perseus, Siegfried, Sceaf und Wischnu als kleine Kinder angesegelt kommen, so hieß auch Odysseus bei den Etruskern ein aus Troja gekommener Zwerg (Nanus). Allein im Süden, wo der Winter kein so gefürchtetes Regiment führt, wo die Tage niemals so kurz werden, wie bei uns, wo die Sonne nicht zu allen Zeiten ein erwünschtes, Gesundheit bringendes Gestirn ist, wo endlich ein Sonnengott an die Stelle der schönheitstrahlenden Jungfrau des Nordens getreten ist, die der böse Vater in die Unterwelt hinabzieht, um sich ihrer im Winter vorzugsweise zu erfreuen, sind diese Sagen und Kulte bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, und man muß in das rauhe Gebiet des Nordens wandern, um die alte, finstere Troje, wie sie ursprünglich in der Phantasie der Arier entstanden war, zu entdecken. Wenn uns dies gelungen ist, wird die Mythenforschung wieder einen Schritt vorwärts gethan haben, soviel auch die Männer des tötenden Buchstabens dagegen krächzen und eifern mögen.

Einige Auszüge

aus Urteilen der wissenschaftlichen und Tages-Presse

über

„Tuiskoland"

der arischen Stämme und Götter Urheimat

von

Dr. Ernst Krause.

(Carus Sterne.)

(Carl Flemming, Glogau 1891.)

Die „Gäa," Centralorgan zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, herausgegeben von Dr. H. Klein, urteilt:

„Immer klarer stellt sich heraus, daß die Sprachwissenschaft in ihren Schlüssen über die Urheimat der europäischen Menschheit zu völlig irrigen, ja phantastischen Resultaten gelangt ist, und daß in dieser Frage nur urgeschichtlich naturwissenschaftliche und rassenanatomische Forschungen zum Worte zugelassen werden dürfen. Der Verfasser des vorstehenden großen und interessanten Werkes geht jetzt mit neuen und scharfen Waffen der linguistischen Altertumsforschung zu Leibe. Auf Grund ethnologischer und prähistorischer Forschungen und ebenso eingehender Behandlung der Sagen und Mythen kommt er zu dem Ergebnisse, daß die nordischen Sagen und Sagformen durchgehends die älteren sind, und daß aus ihnen sich die südlichen entwickelt haben. . . . . Die Ausführungen des Verfassers werden natürlich vielfachen Anfeindungen begegnen, doch mußte sich der Verfasser von vornherein auf solche gefaßt halten, sonst hätte er seine Arbeit überhaupt nicht drucken lassen dürfen. Jedenfalls ist aber letztere eine hochbedeutsame Erscheinung, die bei niemand, der sich für den Gegenstand überhaupt interessiert, unbeachtet bleiben kann."

Dr. Th. Achelis sagt in zwei Artikeln der „Weserzeitung" (Nr. 16195 und 16196):

. . . . . . Wie unsicher die aus bloßen Etymologieen abgeleiteten Schlußfolgerungen bleiben, und zwar selbst bei den Meistern der Sprachforschung, das kann man in der That nicht klarer sich veranschaulichen, als wenn man die verschiedenen Urteile über die angebliche Bekanntschaft der Indogermanen mit den Metallen vergleicht, die O. Schrader in seinem bekannten Werke über „Sprachvergleichung und Urgeschichte" zusammenstellt und so zusammenfaßt: Man wird dann finden, daß in dieser Frage nur eines sicher ist, daß nämlich das Vorhandensein keines Metalls für die Vorzeit sicher, d. h. von allen oder von den meisten Gelehrten gebilligt ist. Alle Metalle werden, eines wie das andere, für die Urzeit behauptet und geleugnet, obgleich doch die Thatsachen dieselben sind, und obgleich wir es hier nicht mit Dilettanten, sondern mit bewährten Meistern der Sprachforschung zu thun haben. . . . . . Die Sprachvergleichung allein ist nicht im stande, die vorhistorische Kultur der Germanen zu erschließen . . . . . . Mit dieser Perspektive haben wir den richtigen Standpunkt für die Beurteilung des vorliegenden Buches gewonnen, in dem der Naturforscher und Philologe gleichmäßig zu Worte kommen . . . . . .

Wilhelm Bölsche schreibt in den Sonntagsbeilagen Nr. 28 und 29 der „Vossischen Zeitung“ von 1891:

...... Ich habe diese Dinge erwähnt, weil sie die eigentliche und bestimmende Parallele abgeben für das groß angelegte Werk, dem diese Zeilen gelten. Hinausgreifend in ein Gebiet, das man nicht zur Naturwissenschaft rechnen wird, ist es doch die Arbeit eines Naturforschers, der geschult ist gerade in jenen Stammbaumfragen. Und so arbeitet es denn auch auf dem mythologischen Boden, dem es stofflich angehört, mit dem Werkzeug des Entwickelungsgedankens ...... Es wäre zu wünschen, daß „Tuiskoland“ eine recht heftige Debatte entzündete. Nicht als Dogma (seine bescheidene Art ist in allem das Gegenteil eines solchen) — sondern als befruchtendes Diskussions-Element muß es wirken, und ich glaube, daß es auch so vom Verfasser gedacht ist. Das könnte eine heiße Debatte werden. Aber sicherlich eine ergebnisreiche. Um manche These wird Krause hart fechten müssen. Mancher kleine Satz umschließt ein ganzes Pulvermagazin ...... Sollte aus dem letzten dieser Kämpfe aber der Kern des Buches als echtes Gold hervorgehen, so wäre das ein schöner berechtigter Lohn echten Forscherfleißes und eines unerschrockenen Mutes, der die ganze Persönlichkeit einsetzt im Dienste einer Sache, die ihm richtig scheint. Noch einmal, hier zum Schlusse möchte ich sie scharf trennen: die nörgelnde Wissenschaft und die kühne. Jene mag bisweilen ihr Gutes haben — als Hemmschuh. Aber man fährt durch das Rad und nicht durch den Hemmschuh.....

Dr. Paul Carus sagt in der von ihm herausgegebenen, in Chicago erscheinenden Monatsschrift: The Monist (July 1891) am Ende einer ausführlichen Besprechung:

.... Dr. Krause's work contains in 624 pages an almost inexhaustible store of investigations. It is one of the most interesting books we have ever seen. We mention here only the chapters on the Megalithian Monuments, on Orion, on the northern animals of Apollo, on little Red Ridinghood, on the Wagon in the Skies and Tom Thumb, on Helen and her northern representatives, and on the history of the Odyssee .....

Professor Dr. Witt urteilt im „Prometheus“ Nr. 86 (1891):

...... Diese seltene Vereinigung von Kenntnissen werden wohl nur wenige Leser des Werkes besitzen; aber auch ohne dieselbe werden sie der objektiven, sicheren, von jeder Phrase freien Darstellungsweise ihre Bewunderung nicht versagen können, welche dieses Buch so vorteilhaft auszeichnet. „Tuiskoland“ kann daher allen Gebildeten auf das wärmste zum Studium empfohlen werden. Niemand wird das Werk aus der Hand legen, ohne aus demselben eine Fülle der Anregung und Belehrung geschöpft zu haben.

Dr. Julius Riffert bemerkt in der von ihm herausgegebenen „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeit.“ (2. Juni 1891):

...... All das wird von Carus Sterne an der Hand von Religion, Mythologie, Sage, Dichtung, Sprache und sonstigen Denkmälern bis ins Einzelne hinein verfolgt, und wir gestehen gern, daß wir seine Ausführungen mit dem größten Interesse gelesen haben. Sollten sie sich bewahrheiten, so würden sie allerdings einen vollständigen Umschwung in den bisher gäng und gäben Anschauungen auf den betreffenden Gebieten hervorrufen.

Professor Rudolph Virchow, dessen Aufstellungen und Schlüsse in dem Buche vielfach angegriffen wurden, urteilt in der „Zeitschrift für Ethnologie“ 1891, Heft 3:

„Der Verfasser, der unter seinem angenommenen Namen schon seit Jahren einen angesehenen Platz unter den deutschen Schriftstellern errungen hat, bringt in

dem vorliegenden Werke eine eigenartige, durch eine ungewöhnliche Fülle litterarischer Kenntnisse, durch weitreichende Kombination und Originalität der Gedanken und durch kühne Erfassung der schwierigsten Probleme ausgezeichnete Leistung...... Es läßt sich erwarten, daß der Eindruck ein sehr nachhaltiger sein wird, da er seine Sätze durch zahlreiche Hinweise linguistischer und naturwissenschaftlicher Art zu stützen weiß. Unsere Anzeige kann aus der gewaltigen Anhäufung von wichtigstem Material keine Einzelnbetrachtung herausnehmen......" (Die Anzeige schließt nach Geltendmachung einiger Bedenken, die darauf hinausgehen, daß Professor Virchow die Zeit für eine so umfassende Synthese noch nicht gekommen erachtet, weil das Material noch nicht vollständig genug beisammen sei, mit den Worten): „Aber auch wir Anthropologen wollen gern anerkennen, daß es seine Vorzüge hat, wenn die Dinge von Zeit zu Zeit mehr im großen Stil umgewälzt und von ihrer Kehrseite aus betrachtet werden. Und so wollen wir uns gern dem Reize hingeben, ... die Hellenen als Söhne oder Enkel nordischer Barbaren dargestellt zu sehen."

Dr. Edm. Veckenstedt stellt in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für Volkskunde" (Aprilheft 1891) „Tuiskoland" den wichtigsten in den letzten Jahren erschienenen mythologischen Werken an die Seite und schließt nach einer eingehenden, durchweg anerkennenden, wenn auch nicht überall zustimmenden Besprechung mit dem Endurteil:

„Den Reichtum des Buches erschöpft keine Anzeige, und so mag denn diese Darlegung heute genügen, welche kaum etwas anderes beabsichtigen kann, als jedem Freunde der Sagen- und Mythenforschung den Wunsch zu erregen, das Werk zu studieren. Zum Schluß sei bemerkt, daß der Verfasser Sprache und Darstellung mit Meisterschaft beherrscht."

Die „Grenzboten" sagen (Heft III 1892) in einem längeren, hinsichtlich der vergleichend mythologischen, linguistischen und prähistorischen Forschung äußerst skeptischen Artikel:

...... Mit der Hervorhebung dieses von dem Gegenstande untrennbaren Übels soll kein Vorwurf gegen den Verfasser ausgesprochen werden, der mit achtungsgebietender Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn aus der Sache gemacht hat, was sich immer daraus machen läßt, und den ein edler Patriotismus zum Forschen und Schreiben begeistert: der arischen Rasse, vor allem unserer deutschen Nation, die mit den Skandinaviern zusammen die Vorzüge dieser Rasse am reinsten und vollständigsten bewahrt hat, will er den ihr gebührenden Rang unter den Völkern der Erde schon in den Urzeiten sichern .....

...... Daß der gelehrte Verfasser, der zugleich ein Meister der Darstellung ist, vorzugsweise die ethnologische .... und prähistorische Seite seines Stoffes in das richtige Licht setzt und die linguistisch-philologische Seite etwas zurücktreten läßt, wird vielleicht getadelt werden. Die Mehrzahl der Leser aber wird ihm dafür danken; denn wir sind von der rein linguistischen Behandlungsweise, mit der man keineswegs alles beweisen kann, wie man ehedem glaubte, etwas degoutiert und übersättigt. Hier aber finden wir neues in Form und Inhalt, und in äußerst gefälliger Darstellungsweise ..... (Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft Bd. XXVIII H. 3.)

Dr. Krause's book is such a mine of information, and is written in a style so vivid, so graphic, so remote from pedantry, that both those who share and those who contend against his views cannot but derive both knowledge and pleasure from it. (Karl Blind in the National-Observer from June 20. 1891.)

...... Das Werk zerfällt in acht Bücher, unter denen das erste: ein Blick auf die Urgeschichte der Arier, den Standpunkt des Verfassers feststellt, während die

beiden letzten Bücher: die Grundlagen der Ilias und Odyssee in der That so viele, bisher nicht gemachte Beobachtungen bieten, daß ihnen der besonnene, nicht einseitig verkümmerte, sondern allseitig gebildete Specialforscher beistimmen dürfte. Freunden des Deutschtums und unserer Vergangenheit wird das Buch viele lehrreiche Stunden bereiten, umsomehr als es alles überflüssige Prunken mit Gelehrsamkeit vermeidet und in für jedermann verständlichem, klarem Stile geschrieben ist. (Westermanns Monatshefte Januar 1892.)

...... Wir glauben mit diesen flüchtigen Zeilen wenigstens einen ungefähren Umriß des Buches gegeben zu haben, das trotz des mannigfachen Widerspruches, dem es sicherlich nicht entgehen wird, doch im hohen Maße geistig anregen mag, schon allein um deswillen, weil es vielbesprochene Probleme in einer neuen, eigenartigen Beleuchtung zeigt. („Allgemeine Zeitung" München 9. Dezember 1891.)

...... Alles in allem verdient das Sternesche Werk unbedingte Aufmerksamkeit. Wohl ist der Verfasser von Hause aus kein Mythologe von Fach und auch kein Philologe. Er selber spricht an verschiedenen Stellen davon ...... Doch das Ganze ist kühn und eigenartig: aus Ägypten und den alten Euphratländern, aus Phönizien ist uns alle Kultur gekommen, so lauten die meisten herrschenden Ansichten, und das vorgeschichtliche germanische Europa wird für gewöhnlich mit tiefer Geringschätzung angesehen. Da ist es gut, wenn einer einmal die Frage anregt: war auch hier nicht eine alte selbständige Kultur zu Hause, ging nicht auch schon in ältesten Zeiten von Mittel- und Nordeuropa ein Licht aus, das den Völkern Segen und Glück gespendet hat? („Tägliche Rundschau" 1891. Nr. 116.)

...... Möchte es dem Verfasser gelingen, den dämmernden Umrissen, die er mit kühner Hand vor unserer Phantasie entworfen, später Farbe, Kraft und Leben zu geben, dann würde er dazu beitragen, die Brücke über den Abgrund zu schlagen, der heute noch zwischen germanischer und antiker Bildung in der Geisteswelt unseres Volkes gähnt ...... (Dr. Karl Ringhoffer in der „National-Zeitung" 1891. Nr. 423.)

...... Daß die Gelehrten alles darüber Gesagte nun ohne weiteres zugeben werden, steht nicht zu hoffen; zu wünschen aber ist, daß sie des Verfassers Ausführungen berücksichtigen und mit ihnen rechnen. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Buch bloß die Berücksichtigung der Fachgelehrten verdiene; im Gegenteil darf versichert werden, daß es für jeden Gebildeten eine sehr lehrreiche und anregende Lektüre bildet ..... („Leipziger Illustrierte Zeitung" 1891. Nr. 2517.)

...... Wir wollen auf weitere Einzelnheiten nicht eingehen; doch möchten wir zum Schluß die Überzeugung aussprechen, daß der Leser aus dem vorliegenden, sehr umfassenden Buche (über 600 Seiten) einen reichen Genuß ziehen wird, selbst wenn er sich manchmal zum Widerspruch aufgefordert fühlen sollte." („Die Nation." 1892. Nr. 16.)

In ähnlich günstiger und anerkennender Weise urteilen Dr. Hans Seger in Nr. 42 und 43 der „Schlesischen Zeitung" (1892), der ausgezeichnete Sprachforscher Albert S. Gatschet im „Newyorker Belletr. Journal" vom 17. Juni 1891, das „Magazin für Litteratur" 61. Jahrg. Nr. 34, die „Neue Pädagogische Zeitung" in Nr. 17 des XVI. Jahrgangs und viele andere Zeitschriften.

Druck von Carl Flemming in Glogau.

Die nordische Herkunft der Trojasage

bezeugt durch den

Krug von Tragliatella,

eine dritthalbtausendjährige Urkunde.

Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas

von

Dr. Ernst Krause
(Carus Sterne).

Mit zwölf Abbildungen im Text.



Glogau 1893.
Verlag von Carl Flemming.



I. Ein Rückblick auf die Trojasage.

Wohl in der gesamten Weltlitteratur findet sich, wenn von religiösen Büchern abgesehen wird, kein tiefer und häufiger untersuchtes Buch als des „Göttlichen Homeros unsterbliche Gesänge.“ Eine mehr als tausendbändige Bibliothek beschäftigt sich einzig mit dem Inhalt von Ilias und Odyssee, und schon im hohen Altertum taucht der Zweifel auf, ob denn diesen für eine bloße Dichtung allzu farbensatten Bildern wohl irgend eine Wirklichkeit zu Grunde liege. Der alte Herodot, der sich selbst nur um 400 Jahre jünger schätzte als den Sänger Trojas, fragte die Priester von Memphis, ob nicht alles das, was die Griechen vom Trojanischen Kriege erzählten, in das Gebiet der Fabeln zu versetzen sei. Sie bejahten diese Frage und versicherten ihm, daß Paris die Helena niemals nach Troja entführt habe und daß demnach auch die Griechen niemals nach Troja gezogen sein könnten, um sie zurückzufordern. Die ganze Geschichte sei vielmehr bei ihnen, in Memphis, passiert. Und Herodot schließt seine lange Betrachtung mit der Erwägung: „Hinsichtlich der Helena schließe ich mich völlig der Meinung der ägyptischen Priester an, und zwar aus folgenden Gründen: Wäre diese Prinzessin in Troja gewesen, so würde man sie sicherlich den Griechen zurückgegeben haben, möchte nun Alexandros dem zugestimmt oder widersprochen haben. Priamos und die Prinzen der königlichen Familie können doch nicht derart aller Vernunft beraubt gewesen sein, sich selbst, mit ihren Kindern und ihrer Stadt dem Untergange zu opfern, bloß um dem Alexandros den Besitz der Helena zu sichern .....“

Ähnlich urteilten bereits sehr viele alte Gelehrten über den sogenannten „historischen Kern“ der Dichtung, und der kluge Eratosthenes hat sich über diejenigen lustig gemacht, die in den Irrfahrten des Odysseus irgend etwas anderes als Mythen und Märchen sehen wollten. Sogar der Dichter der Ilias selber läßt in überlegener Schalkhaftigkeit seinen Apoll den Poseidon fragen, ob er sich denn einbilde, die Griechen hätten vor den Thoren

Trojas mit den Einwohnern gekämpft; ihm scheine doch, als wenn es sich in der Ilias nicht um einen Kampf der Menschen, sondern der Götter gegeneinander handele! Der Dichter selber kündigt damit an, daß er uns einen Mythus und keine Geschichte erzählen wolle; aber wie wenige Kritiker und Forscher haben ihm Glauben geschenkt! Die Helden der Ilias haben wirklicher als wirklich, nicht bloß in den Gedanken Schliemanns, sondern im Sinnen und Trachten Tausender gelebt, die auf dem Grundsatz beharren: „de Geschicht' mütt doch wahr sien; denn anners kunn man se jo nich vertellen."

Die elftausend Gelehrten und Schulmeister, welche sich seitdem mit Lösung der hier waltenden Rätsel und Geheimnisse den Kopf zerbrochen haben, scheinen mir wenigstens den einen Beweis „voll und ganz" erbracht zu haben, daß man mit bloßer Philologie und Sprachgelehrsamkeit dem Dinge nicht beikommen kann. Damit ließ sich das Recht begründen, es auf einem andern Wege zu versuchen. Mein Drang dies zu thun, entsprang keiner Liebhaberei von gestern. Ich denke, daß ich wenig über zehn Jahre alt war, als ich Ilias und Odyssee zum ersten Male — natürlich in der Vossischen Übersetzung — las, verschlang, wäre entsprechender ausgedrückt; denn ich kann es nicht leugnen, daß ich von Jugend auf ein Bücherverschlinger war und einen wahren Heißhunger verspürte, die Meisterwerke der Dichtung aller Völker und Zeiten kennen zu lernen. Nichts aber hat mich fort und fort mehr angezogen als Ilias und Odyssee, und immer wieder bin ich zu dieser Jugendliebe zurückgekehrt. Sehr zeitig hatte ich dabei den Eindruck, als ob die Helden Homers ganz aus demselben Holze wären, wie diejenigen der Gesänge Ossians, des Nibelungenliedes und der Gudrunsage. Die Ähnlichkeit gewisser Gebräuche, z. B. bei der Totenbestattung, fiel mir früh auf, und ich erinnere mich eines grenzenlosen Erstaunens, welches mich packte, als ich in Tegnérs Frithjofssage las, daß die skandinavischen Helden geradeso wie die homerischen Griechen ihre feierlichen Schwüre und Gelübde bei dem abgeschnittenen Haupte eines Ebers abgelegt haben sollten. Ich dachte aber schließlich, dies sei ein Zug, den Tegnér dem Homer entlehnt hätte. Es kam mir nicht im entferntesten in den Sinn, daß solche Übereinstimmungen in Sitten und Anschauungen auf eine nordische Abstammung der Griechen gedeutet werden könnten; denn so weitsichtig war ich nicht wie Dr. Otto Ammon in Karlsruhe, der jetzt, nachdem von vielen Richtungen her die nordische Abstammung aller Arier zur hohen Wahrscheinlichkeit erhoben ist, versichert, er habe diesen Sachverhalt schon als Schulknabe durchschaut! Ich glaubte vielmehr ganz fest an den Lehrsatz der Sprachforschung, daß eine Gegend

Mittelasiens das Heimatsland der Arier gewesen sei. Ich hegte überhaupt damals nicht nur eine tiefe Dankbarkeit und Verehrung für die Forscher, die uns Denken und Dichten so entfernter Kulturen erschlossen hatten, sondern auch ein blindes Vertrauen in die Richtigkeit ihrer auf bloße sprachliche Zusammenhänge gebauten Schlüsse. Selbstverständlich bin ich auch heute, trotz mancher bitteren Erfahrungen mit einzelnen Vertretern der Sprachwissenschaft, von dieser Wertschätzung der linguistischen Forschung durchaus nicht zurückgekommen, hat sie uns doch die allerwichtigsten Aufschlüsse geliefert und auch anderen Forschungsgebieten die wertvollsten Dienste geleistet; nur über die Sicherheit ihrer Folgerungen und über die unbedingte Zuverlässigkeit einiger ihrer Vertreter bin ich allmählich andrer Meinung geworden. Den Umstand, durch welchen mein ursprüngliches Vertrauen den härtesten Stoß erlitt, muß ich hier etwas ausführlicher erwähnen, da er ebenfalls zur homerischen Frage gehört.

Der gegenwärtige englische Premierminister Gladstone, welcher ehemals seine Mußestunden abwechselnd mit Bäumefällen und Homerstudien ausfüllte, hatte vor mehr als 35 Jahren eine merkwürdige sprachliche Entdeckung gemacht. Er bemerkte nämlich, daß in Ilias und Odyssee von den sprichwörtlichen sieben Regenbogenfarben nur zwei, nämlich rot und gelb, mit feststehenden Farbworten ausgedrückt werden, während die Bezeichnung des Grünen (chloros) auch für das Fahle und Hinwelkende, die Ausdrücke für blau (glaukos und kyaneos) zugleich für blau, violett, grau, schwarz und dunkel gebraucht werden, z. B. auch um die schwärzlichen Brauen des Donnerers Kronion, die Farbe der dunkelvioletten Hyazinthe und des Trauergewandes der Thetis zu beschreiben. Aus dieser Unsicherheit der Sprache schloß er im dritten Bande seiner „Homerischen Studien“ (1858), daß bei den Griechen des heroischen Zeitalters das Farbenerkennungsvermögen des Auges erst in seinen Anfängen entwickelt gewesen sei, daß sie mit Sicherheit nur Rot, Gelb und Orange unterscheiden konnten; alle darüber hinausgehenden Lichtwellen des Spektrums: Grün, Blau, Indigo und Violett aber nur grau und dunkel empfanden.

Einem dilettierenden Sprachforscher wie Gladstone war ein solcher Fehlschluß wohl zu verzeihen, zumal ja die Auffindung der Thatsache ihr Verdienstliches hat; schwerlich zu verzeihen aber ist es, daß diese „graue Theorie,“ von einer großen Reihe von Sprachforschern als eine große Entdeckung gepriesen, von der Mehrheit unwiderlegt gelassen wurde. Der ausgezeichnete Sprachphilosoph Lazarus Geiger überraschte die 1867 in Frankfurt a. M. versammelten Naturforscher mit der großen Entdeckung, daß er dasselbe Verhalten, welches Gladstone in den homerischen Schriften entdeckt habe,

für die Veden, Avesta und Bibel, ja auch noch für die ältesten Schriften der Römer, Germanen, Tataren und Chinesen nachgewiesen habe; alle diese Völker hätten kein Blau unterscheiden können, und selbst Vergil hätte sein Wort für blau (caeruleus) noch gleichzeitig für blau, dunkel und schwarz gebraucht. Niemals hatte eine Entdeckung der Sprachwissenschaft ein größeres Aufsehen erregt als diese Thorheit; unzählige Artikel über die Farbenblindheit des Homer und der alten Völker überhaupt füllten damals die Spalten aller Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, ja es schien, als ob für die Feuilletonisten erst durch diese großartige Entdeckung die Sprachforschung eine interessante und sensationsreife Wissenschaft geworden sei. Das unglaublichste für mich blieb, daß aus dem sonst so schlagfertigen Lager der Philologen keine warnende Stimme, kein Veto gegen diesen Humbug ertönte. Denn daß es sich um einen solchen handelte, war mir vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit diesem Hirngespinst naturfremder Bücherwürmer klar. Eine Reihe sehr wichtiger Voraussetzungen der Entwicklungslehre, die damals längst mein Denken und Forschen beherrschte, wie die Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl, der Schutz- und Warnungsfarben (Mimikry), die neuere Blumentheorie u. s. w., beruht ja auf der Erfahrung, daß schon ziemlich niedrigstehende Tiere, z. B. die Insekten, alle unsere Farben, auch das Grün, Blau und Violett, wohl unterscheiden können, und nun wollten mir die Sprachforscher vorreden, so hoch entwickelte Kulturvölker, wie Perser, Griechen, Römer und Juden, sollten in dieser Richtung tief unter den wirbellosen Tieren gestanden haben! Ich denke, die Mehrzahl der Naturforscher wird bei diesem Hexensabbath der Philologen eine ähnliche Verachtung empfunden haben, auch ist mir keine zustimmende Äußerung derselben bekannt geworden, und es war ein gewaltiger Fehlgriff Virchows, daß er in der Eröffnungsrede der Berliner Naturforscher-Versammlung (1886) jenen Fehltritt der Sprachforscher den bösen Darwinisten in die Schuhe zu schieben versuchte.

Meinerseits kann ich durch zahlreiche satirische Bemerkungen und Seitenhiebe in Artikeln, die während der Blütezeit der homerischen Blaublindheit geschrieben wurden, beweisen, nie auch nur einen Augenblick an jene Phantasie geglaubt zu haben; andererseits konnte ich die Thatsache, daß in den ältesten Schriften der Kulturvölker die grünen, blauen und violetten Farbentöne nicht so sicher bezeichnet werden, wie die roten und gelben, nicht bestreiten. Als dann aber in den Jahren 1876—77 ein Augenarzt, Dr. Hugo Magnus, den Sprachforschern zu Hilfe eilte und in einer ganzen Folge von Aufsätzen, Abhandlungen und Broschüren mit physiologischen und ophthalmologischen Erfahrungen zu beweisen suchte, daß die

Entwicklung des Farbensinns beim Menschen wirklich von der roten nach der violetten Seite des Spektrums vorgeschritten sei, gerade wie die Sprachforscher behaupteten, und vielleicht mit der Zeit noch weiter fortschreiten werde, da wurde mir das Ding zu toll, ich faßte die Thatsachen und die darauf gebauten Schlüsse eines Tages etwas schärfer ins Auge und fand innerhalb weniger Stunden die ziemlich einfache Lösung des Rätsels, über welches die gelehrte Sprachforschung seit beinahe zwanzig Jahren vergeblich gegrübelt hatte. In dem am 1. Juni 1877 ausgegebenen Hefte meiner damals unlängst begründeten darwinistischen Zeitschrift „Kosmos“ erörterte ich in einer Kritik des Magnusschen Buches über die „geschichtliche Entwicklung des Farbensinns“ (Leipzig 1877) die ganze Absurdität dieser Schlüsse an der Wertschätzung des Lapis Lazuli bei den alten Kulturvölkern, eines Halbedelsteins, der außer seiner herrlichen blauen Farbe gar keine schätzenswerten Eigenschaften besitzt, blaublinden Völkern wie ein schwarzer Kieselstein erschienen sein würde und doch in den Zeiten der Veden und der Bibel (als sog. Saphir) über alle andern Edelsteine gepriesen wurde. Da nun die Bibelverfasser kein besonderes Wort für blau hatten, so verglichen sie die Farbe des klaren Himmels in ihren Schilderungen (z. B. 2. Mos. 24, 10) einfach mit der Farbe des Saphirs, ebenso wie man von den ältesten Zeiten bis heute für rot: blut-, feuer- und rosenfarbig — das griechische erythros, lat. rutilus und unser rot oder rosa bedeuten nichts anderes —, für gelb: safran-, quitten-, citronen-, orangenfarbig —, für grün: gras-, laub-, lauchfarbig, und für die verschiedenen blauen und violetten Töne: himmel-, kornblumen-, lilac-, veilchen- und stiefmütterchenfarbig sagte und sagt. Viele unserer neuern Farbnamen (z. B. orange, lila, violett und pensée) sind ja noch deutlich als solche Vergleichsworte erkennbar.

„Dieser Notbehelf,“ schrieb ich damals (Kosmos Bd. I. 1877 S. 272) in Bezug auf den biblischen Vergleich der Himmelsfarbe mit derjenigen des Saphirs, „führt uns zu dem Kerne der Sache, welcher psychologisch sehr interessant ist. Es scheint mir nämlich daraus hervorzugehen, daß unausgebildeten Sprachen die Farbenbezeichnungen durchweg zu fehlen scheinen. In der That wird man bei genauerem Nachdenken finden, daß die Bezeichnung der einzelnen Farbentöne erst dringend wurde, nachdem man zu einem gewissen Kleider- und Wohnungsluxus gelangt war, seitdem der Färber sein Amt begonnen hatte . . . . . .“ Ich wies darauf hin, daß Schweinfurth ganz den nämlichen Mangel, welchen Gladstone und Geiger bei Homer und den alten Kulturvölkern gefunden, auch bei den jetzt lebenden Nubiern beobachtet hätte, die für grau und grün, für blau und schwarz nur je ein Wort hätten, und empfahl die Prüfung des Farben-

sinns der Naturvölker, welche ergeben würde, daß es sich bei dem ganzen Rätsel nur um Lücken des Wortschatzes, nicht aber der Sinnesempfindung handele.

Diese Auflösung des vielbesprochenen Geheimnisses, welche sich später nach allen Richtungen bestätigt hat, erschien mir so einfach, daß ich noch heute kaum begreifen kann, wie sie den Sprachforschern zwanzig Jahre lang verborgen bleiben konnte, und mein Vertrauen auf den Scharfsinn der Sprachforscher in Dingen, die nur im allergeringsten über das reinsprachliche Gebiet hinausgreifen, erhielt einen Stoß, von dem es sich nie wieder erholt hat. War es nicht eine schreckliche Niederlage, daß erst ein Naturforscher kommen und sie auf ein Gesetz der Sprachbildung aufmerksam machen mußte, welches Lukrez in den Worten ausgedrückt hat: „Bedürfnis erdrang der Dinge Benamung," d. h. mit andern Worten: für den Naturmenschen leicht zu entbehrende oder durch Vergleiche ersetzbare Bezeichnungen wurden als Kürzung des Ausdrucks überall erst später erfunden. In den nächsten Monaten und Jahren nach dem Erscheinen meiner Kritik tauchte eine Hochflut von philologischen Aufsätzen, Schriften und Büchern in Deutschland, England und Frankreich auf, deren Verfasser allesamt die Lösung der Schwierigkeit selbständig gefunden haben wollten; ein Engländer behauptete dies sogar mit dem Eingeständnis, daß ihm Gladstone meine Arbeit gesandt habe! Seltsamerweise hatten sie alle ohne Ausnahme das Erscheinen meiner Arbeit klüglich abgewartet.

Dieser kleine Triumph über die Philologen in der Homerforschung wurde für mich die Veranlassung, auch auf ihre sonstigen Arbeiten nicht mehr mit der vollen Zuversicht zu schauen, die mich früher beseelt hatte. Wenn ihre Unfehlbarkeit schon bei einem so einfachen Hindernisse zu Falle kam, wie mochte es dann mit den Gebieten der Urgeschichte und der vergleichenden Mythologie stehen, die bis dahin fast ausschließlich von Sprachforschern und von Gesichtspunkten der Sprachwissenschaft beackert wurden? Waren wirklich, wie sie behaupteten, alle Völker, deren Zunge zur indogermanischen Sprachfamilie gehörte, desselben Stammes? War der Urstamm, wie sie weiter gefolgert hatten, wirklich mit Sack und Pack, mit Haustieren und Sämereien, von Hochasien nach Europa gekommen? Und wenn das alles richtig war, weshalb hatte man bisher so wenig Sicheres über die Verwandtschaft der Religionsvorstellungen der verschiedenen arischen Stämme ermitteln können? Denn wenn die Sprachen dieselben sind, so müssen auch die mythischen Gedankenkreise, die doch nicht einer neuern Zeitperiode, sondern der mythenbildenden Urzeit entkeimt sind, denselben innern Zusammenhang erkennen lassen. Aber trotz aller gelehrten

Bemühungen war auf diesem Gebiete nichts Nennenswertes geleistet; Max Müllers Versuche, alle griechischen Götter und Göttinnen aus Indien herzuleiten, z. B. die griechische Here, Artemis, Athene, Aphrodite u. s. w. sämtlich von einer indischen Göttin der Morgenröte herzuleiten, schlugen ebenso fehl, wie die Bemühungen Herodots und anderer Gelehrten des Altertums, alle ihre Göttergestalten auf ägyptische und phönikische Herkunft zurückzuführen, eine Ansicht, die infolge des blinden Autoritätglaubens der Philologen bis in unser Jahrhundert fortgespukt hat und noch immer nicht sterben kann. Von dem ganzen Wust der vergleichenden Mythenforschung, soweit sie die arischen Götter betraf, blieb als sicheres Ergebnis nicht viel mehr übrig, als daß die Himmelsgötter der alten Inder, Griechen, Römer und Germanen (Dyaus, Zeus, Jupiter, Tyr oder Zio) eine unverkennbare, aber im ganzen noch wenig erkundete Verwandtschaft zeigen.

Dieser großartige Mißerfolg konnte nur durch eine falsche Methode und ein schlechtes Fundament, d. h. durch ein Ausgehen von vorgefaßten falschen Meinungen erklärt werden, und mir wurde mehr und mehr klar, daß hier ein völlig neuer Grundbau gelegt werden müßte, um ein haltbares Gebäude darauf zu errichten. Zunächst mußte Klarheit darüber geschaffen werden, daß die Mythologie nichts anderes ist, als ein Niederschlag der Naturdeutungsversuche der Kindheitsvölker, verquickt mit Vorstellungen des Manenkultus. Sie geht darauf hinaus, alle Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens aus dem Wirken personifizierter Naturkräfte, Erscheinungen und Verhältnisse zu erklären und einem unentwickelten Verstande begreiflich zu machen, auch auf seine natürlichen Fragen, weshalb es jetzt Winter und dann Frühling wird, warum Sonne und Mond nicht alle Tage das gleiche Aussehen und die gleiche Bahn am Himmel zeigen, durch welche Ursache das Sonnenlicht im Winter so kärglich wird, und von wem Sonne und Mond bei Finsternissen plötzlich verschlungen werden, wer im Gewitter grollt u. s. w. u. s. w., Antwort zu geben. Es mußte klar gemacht werden, daß solche Dinge nur von Naturkundigen und Völkerpsychologen mit Erfolg bearbeitet werden können, nicht aber von Sprachforschern, die nicht einmal bemerkt hatten, daß jedem Himmelsstrich und jeder Rasse, sofern sie Erinnerungen an die Urheimat ihrer mythologischen Epoche besitzt, eine besondere, den klimatischen Verhältnissen derselben entsprechende Götterlehre eigen sein muß, daß diese selbst eine Entwicklung aus niedern Formen durchgemacht haben muß u. s. w.

Diese Entwicklung kann aber nicht unmittelbar aus den Schriftzeugnissen erkannt werden, die naturnotwendig ein so individuell, national- und lokalpatriotisch gefärbtes Gepräge besitzen, daß ihnen selten unbedingt zu

trauen ist. Auch stammen sie ja nur höchst selten aus der mythenbildenden Epoche selbst, geben durch einen langen Gedankenprozeß geläuterte resp. getrübte Anschauungen, kurz, sie sind nur mit äußerster Vorsicht zu benützen. Viel wichtiger nach dieser Richtung sind die ohne Absicht dem Erdboden anvertrauten Gräberbeigaben, die prähistorischen Zeugnisse im allgemeinen, welche uns Kultur und Götterverehrung der Vorzeit in ungeschminkter Wirklichkeit vor Augen stellen, soweit es uns gelingt, diese Zeugnisse richtig zu deuten. So liefern uns die Verbreitung der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenwerkzeuge, die Überreste der Töpferei, die Bestattungsweisen, die megalithischen Denkmale Anhaltspunkte, die an Wert für die Kenntnis der Ur- und Religionsgeschichte von keinem Schriftdenkmal überragt werden, die Angaben der Schriftdenkmale vielmehr nach den verschiedensten Richtungen bereits berichtigt haben.

Ich kann es hier nicht im einzelnen ausführen, wie ich auf diesem Wege durch naturhistorische Vertiefung und prähistorische Vergleichung dazu gelangt bin, die nordische Heimat der Arier auf diesem meinem besondern Wege zu entdecken und schließlich zu demselben Ergebnisse zu gelangen, welches andere durch Schädelvergleichung, Rassenstudien, Fundstatistik und einige der „Schule" abtrünnige Sprachforscher sogar durch Sprachvergleichung erreicht haben. Der Redaktion der Vossischen Zeitung bin ich ganz besondern Dank schuldig, daß sie mir seit länger als zwanzig Jahren erlaubt hat, die jeweiligen Ergebnisse meiner diesbezüglichen Forschungen in einer langen Artikelfolge ihrer Sonntagsbeilagen darzulegen; denn andernfalls würde mir lange vor Erreichung des Zieles der Mut gesunken sein. Ich kann auf diese Aufsätze* hier nur ganz allgemein als auf die Etappen hinweisen und nur einige Einzelheiten, die enger zum Thema dieser kleinen Schrift gehören, herausgreifen.

Die megalithischen Denkmale erschienen mir durch ihre eigentümliche Verbreitungsweise von den nordischen Küsten einerseits über Frankreich und Iberien nach der Nordküste Afrikas, anderseits über den Kaukasus nach Kleinasien und Indien von jeher einer besonderen Auf-

* Das Feuer in der Urgeschichte der Menschheit. 5 Aufsätze (1876). — Das Gewitter in der Kulturgeschichte. 5 Aufsätze (1876). — Die Steinzeit im Morgenlande. 6 Aufsätze (1879). — Mythologie und Entwicklungslehre. 14 Aufsätze (1886 und 1887). — Fußstapfen blonder Indogermanen in der Ur- und Vorgeschichte. 6 Aufsätze (1888). — Die germanische Oervandilsage als Quelle der Odyssee. 3 Aufsätze (1889). — Das Alter und die angebliche Fälschung der Baldursage. 2 Aufsätze (1891). — Die Trojaburgen Nordeuropas. 3 Aufsätze (1891). — Die Askanier in Albalonga. 3 Aufsätze (1891). — Die Wieland- und Wittichsage. 5 Aufsätze (1892). — Ursprung des Osterspiels (1893) u. a.

merksamkeit würdig, zumal sich aus den Beigaben der dabei befindlichen Begräbnisse wahrscheinlich machen läßt, daß die norddeutschen älter sind als alle übrigen. Schon 1879 in meinen Aufsätzen über die Steinzeit des Morgenlandes wies ich darauf hin, daß die in der Bibel oft erwähnten Steindenkmale Palästinas mit den nordeuropäischen eine Ähnlichkeit zeigen, die sich schwerlich bereits durch eine gleiche Kulturhöhe der Erbauer erklären läßt. Ich verglich eingehend den angeblich von Josua aus 12 Steinen „zum Andenken an die 12 Stämme der Juden" erbauten Cromlech an der Jordanfurt den ebenfalls meist aus 12 Steinen erbauten Cromlechs Englands, z. B. mit Stonehenge, die Dolmen mit dem runden Loch in einer Seitenwand mit den entsprechenden Dolmen Indiens und Frankreichs, und den Wagstein Jerusalems, über welchem der jüdische Tempel (jetzt Moschee) erbaut ward, mit den ähnlichen Wagsteinen der Keltenländer. Acht oder neun Jahre später entdeckte bekanntlich Flinders Petrie auf ägyptischen Tempelwänden farbige Abbildungen der Amaurs, jener in der Bibel oft erwähnten, hochgewachsenen Amoriter des Jordanlandes, und es ergab sich, daß diese Vorgänger der Juden blondhaarige und blauäugige Leute gewesen sind. Wie viele Bibel-Altertümer würden sich viel leichter erklären, wenn man diese arische Urbevölkerung Palästinas näher ins Auge fassen wollte! Ich erinnere nur an die von Josias (II. Könige 23) abgeschafften, der Sonne und dem Monde auf hohen Bergen dargebrachten Pferdeopfer, an den daselbst erwähnten Sonnenwagen und an den Propheten Elias, der mit dem nordischen Donar vollständig identisch ist (vergl. Tuiskoland S. 271—275).

Immer unhaltbarer erschienen mir die Ansichten der klassischen Philologen, die nach dem Vorgange des alten Herodot nicht aufhören wollten, die griechischen Götter aus Ägypten und Phönikien herzuleiten. Was hätte wohl ein Land, welches in einem erniedrigenden Tierdienst bis in den Beginn unserer Zeitrechnung verharrte, dem griechischen Pantheon bieten können! Ganz im Gegenteil haben Ägypten, Syrien und Phönikien von den nordischen Ariern, die ihre Grenzen im grauen Altertum überschritten hatten, unendlich viel entlehnt, und nur daher entstand die irreführende Ähnlichkeit mancher ihrer Kulte mit griechischen und nordischen. Dies Verhältnis suchte ich in einer längeren Artikelfolge („Mythologie und Entwicklungsgeschichte" 1886—87) klarzulegen, zeigte an vielen Beispielen die Übereinstimmung der griechisch-römischen Kulte mit nordarischen, die freilich vielfach erst über Kleinasien nach Griechenland gelangt sind. Namentlich wies ich dort auf den schon von so vielen alten Schriftstellern bezeugten nordischen Ursprung des Lichtkultes (Zeus und Apoll) hin und bezeichnete

die sogenannten Sonnenkämpfer und Verfechter des Vater-(Paternitäts-)rechtes (Apoll, Herakles, Theseus, Perseus, Achill u. s. w.), die das alte Mutterrecht und Amazonentum der semitischen Völker der Sage nach niederwarfen, als Nachbilder unserer nordischen Sonnenkämpfer (Tyr, Thor, Freyr, Siegfried), d. h. jener Himmelsmächte, welche die Dämonen der Finsternis und Kälte bekämpfen und die Himmelslichter aus ihrer Überwältigung befreien, um den Menschen zu helfen. Als ich im folgenden Jahre (1888) die Artikelfolge: „Fußstapfen blonder Indogermanen in der Urgeschichte“ schrieb, wurde mir der seit lange vermutete nordische Ursprung der Trojasage zur innern Gewißheit, und ich schrieb dort mit Bezugnahme auf den indischen Karna, den Hauptelden des gewaltigen Mahabharata, der ebenfalls ein verblaßter Siegfried, d. h. ein Nachbild des göttlichen nordischen Sonnenkämpfers ist, wörtlich folgendes:

„Darin liegt, wie leicht zu erkennen, eine wesentliche Stütze der hier vertretenen Ansicht, daß die Indogermanen aus Nordeuropa nach Indien und nicht umgekehrt gewandert sind. Übrigens hat nicht das Mahabharata allein, sondern auch die Ilias die größte Ähnlichkeit mit dem Nibelungenliede: die drei vornehmsten Heldengedichte der Welt haben dieselbe Persönlichkeit als Hauptelden. Schon vor einigen Jahren habe ich in dieser (Vossischen) Zeitung auf die überraschende Ähnlichkeit des Drachentöters und Jungfrauen-Erlösers Siegfried mit dem lichten Drachentöter und Andromeda-Befreier Perseus, dem Minotauros-Sieger und Amazonen-Bezwinger Theseus und dem blondgelockten Achill mit der kleinen, verwundbar gebliebenen Stelle an der Ferse hingewiesen, und zwar scheinen mir diese drei Sonnenhelden noch viel nähere Doppelgänger des Siegfried (Sigurd) der Edda und des kleinen Heldenbuchs als der indische Karna ...... Siegfried führt dem König Gunther die eigene Braut Brunhild zu, ebenso tritt Achill dem Heerführer Agamemnon seine Geliebte, die Briseïs, ab, und Karna erkämpft und holt ebenso wie Siegfried dem Gandhari-Könige die Braut. Auch die Ursache des Kampfes ist in den drei National-Epen dieselbe, mag die geraubte oder beschimpfte Frau nun Brunhild, Helena oder Draupadi heißen ...... Auch Achill und Karna fallen lange vor dem Entscheidungskampfe, und ganz ebenso wie Siegfried durch Hinterlist und Götterneid. Während Hagen die Stelle zwischen den Schulterblättern erkundet, wo Siegfried ohne Hornhaut ist, giebt es in der griechischen Sage Apollo dem feigen Paris ein, nach der Ferse (des Achill) zu schießen, welche die Thetis vergessen hatte zu härten, weil sie das Kind daran hielt, und ebenso naht Gott Indra in der Gestalt eines Brahmanen, dem man nichts abschlagen darf, dem Karna, um ihm die (unverwundbar machende) Hornhaut abzubetteln, — jedenfalls die ungeschickteste Wandlung der Ursage ......“

Diese hier sehr gekürzt wiedergegebenen Vergleiche beziehen sich natürlich nur auf die Gestalt, welche die Göttersage in dem Volksepos gewonnen hat, dessen Anfänge also bereits vor der Trennung der Germanen, Inder und Griechen vorhanden gewesen sein müssen. Die Trojasage hat dann sehr verschiedenartige Wandlungen durchgemacht, ehe sie die ihr in der

Ilias gegebene Form erlangte. In „Tuiskoland" (1891) erwies ich den nordischen Ursprung der Ilias dann ausführlicher (S. 449—521) und deutete namentlich in dem Achillkapitel (S. 491—508) darauf hin, daß eine Form vorhanden gewesen sein muß, in welcher dieser die Helena befreit; denn ihm erscheint sie auf der Insel Leuke (vor den Donau-Mündungen) vermählt, ebenso wie Brunhild mit ihrem Befreier Siegfried den Scheiterhaufen besteigt. Darauf weist auch der Name des Achilles hin, den ich mit Preller von echis (Schlange) ableitete und auf den Töter des Winterdrachen Ahi deutete, dem in Indien ein Achilaras entspricht. Aus der Macht dieses Winterdrachens hatte er die Helena vor den Thoren Trojas befreit, und wenn man in der Briseïs ihr Nachbild sieht, so erkennt man leicht den Weg, auf welchem aus der Achilles-Sage unter den Händen der homerischen Sänger die Ilias entstand.

Zwei Doppelgänger des Achill in der griechischen Dichtung sind Jason und Theseus. Beide kämpfen wie Achill gegen die Amazonen; Jason hat obendrein dieselbe Heimat und denselben Lehrmeister wie Achill (s. Tuiskoland S. 497), beide entführen aus der Gewalt eines Ungeheuers ein leuchtend schönes Weib, dem sie ihr Leben danken und das sie dennoch geradeso wie Siegfried, Achill und Karna einem andern überlassen. Bei Theseus schwankt die Sage sogar in nicht mißzuverstehender Weise darüber, ob es Helena gewesen sei, die er beim Tanze aus der Burg von Sparta entführt habe, oder Ariadne, welche er tanzend aus dem Labyrinthe von Kreta, welches, wie wir sehen werden, im Altertum den Namen Troja führte, entführt habe. Eine vierte oder fünfte Sagenform läßt Pyrrhos, den Sohn des Achill, tanzend Troja erobern und die Helena herausführen. Eine sechste erzählt, Menelaos habe die entführte Helena in Memphis wiedergefunden und dort aus den Händen des Räubers befreit.

Lehrreicher und wichtiger als alle diese Erzählungsformen ist aber die siebente, in der Ilias oft als Urform citierte Sage von der Befreiung der Hesione vor den Thoren Trojas durch Herakles. Ihr Vater Laomedon hätte sie dem Zorne des Poseidon ausgeliefert, nachdem dieser die Mauern Trojas erbaut und, um den dafür bedungenen Lohn geprellt, die Ufer verwüstet hatte. Dann ruft Laomedon aber die Hilfe des Herakles an, dem er eins seiner Wunderrosse verspricht, wenn er seine Tochter von dem Ungetüm befreien würde. Herakles besorgt dies, wird von dem wortbrüchigen und lügenhaften König ebenso betrogen wie vorher Poseidon, und zerstört nun die Burg Troja. In Tuiskoland (S. 449—459) zeigte ich an vielen Einzelheiten, daß diese älteste griechische Trojasage eine ganz unsinnige Verzerrung der einfach logischen nordischen, in der Edda erzählten Natur-

sage ist, nach welcher die Asen einem Riesenbaumeister für den Bau einer Götterburg Sonne, Mond und Freyja versprechen, der Baumeister dann durch Loki um sein Wunderroß betrogen wird, und wie endlich Thor, der junge Sommergott, zurückkehrt, den Baumeister erschlägt und Freyja nebst Sonne und Mond befreit. Eine große Anzahl in Märchen und Mythen des Nordens fortlebende Varianten dieser Sage läßt nicht den mindesten Zweifel daran, daß es sich um eine hier heimische Natursage handelt, welche



Fig. 1. Trojaburg von Wisby auf Gotland.

die Befreiung der Sonnengöttin aus den Banden des Winterdämons feiert. Schon in Tuiskoland stellte ich es (S. 460) als zweifellos hin, daß Helena der nordischen Sonnenjungfrau entspreche.

Dagegen verschwieg ich, um nicht eifrigen Mitbewerbern den Weg allzusehr zu ebnen, daß meine Aufmerksamkeit seit länger als zehn Jahren auf eigentümliche, über den ganzen Norden zerstreute labyrinthische Anlagen gerichtet war, die in Skandinavien, wo sie, wie in Rußland, aus Steinen gebaut werden, die Namen Troja, Trojeborg, Tröborg, Trelleborg, in England, wo man sie aus dem Rasen schneidet, ebenfalls Trojaburg (Troytown, wälisch Caer Droia) oder Mauern von Troja

(walls of Troy) tragen. Die hier abgebildete Trojaburg von Gotland giebt ein deutliches Bild von der am häufigsten wiederkehrenden Linienführung dieser Anlagen, die in England noch bis zum heutigen Tage erneuert werden, weil die Figur ein Bild der Stadt Troja sei, und weil die Engländer, und im besondern die Waliser Abkömmlinge der Trojaner wären. Andererseits findet sich über ganz England bis nach Irland, Schottland und den Orkney-Inseln zerstreut, in tausendfacher Wiederholung ein ähnliches, auf natürlichen Felsen, Dolmen, Menhirs und Cromlechsteinen, ja in Begräbnissen der Bronzezeit auf Urnendeckeln u. s. w. eingegrabenes Bild vor, welches ebenfalls seit alten Zeiten den Namen Troja führt. Ebenso ist Rußland in seinen nördlichen Provinzen mit solchen Anlagen übersät, obwohl sie dort jetzt andere Namen führen. Auch in der Mark Brandenburg ließen sich die Spuren einzelner Trojaburgen nachweisen, die hier Wunderberge, im übrigen Deutschland anscheinend Wurmlagen hießen.

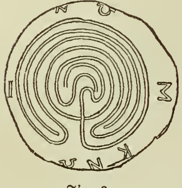
Die Verknüpfung dieser Trojaburgen mit der griechischen Trojasage erschien aber zunächst noch zu problematisch, um sie zur Stütze der nordischen Herkunft der Trojasage zu verwenden; auch war bis dahin jeder Versuch, sie mit der Trojasage in Verbindung zu bringen, von den Altertumsforschern energisch zurückgewiesen worden. Die Trojaburgen, welche sich in Skandinavien mehrfach in der unmittelbaren Nähe christlicher Kirchen befinden, sollten vielmehr Nachahmungen ähnlicher Labyrinthe sein, die sich in Mosaikarbeit auf den Fußböden zahlreicher französischer und italienischer Kirchen ausgeführt befinden (Fig. 2) und dort entweder als Symbol der Irrwege dieses Erdenthals oder als (auf den Knieen zurückzulegende) Bußwege für arme Sünder gedient hätten. In dieser Weise hatte schon Edward Trollope (1858) die englischen Feldlabyrinthe, Dr. Nordström (1877) die skandinavischen gedeutet, und W. Meyer wies 1882 in gleichem Sinne auf die mannigfachen Labyrinthzeichnungen von ähnlicher moralisierender Tendenz in mittelalterlichen Handschriften hin, die bis zum neunten Jahrhundert zurückreichen. Diese Zeichnungen sollten ihrerseits hervorgegangen sein aus den Abbildungen des Kretischen Labyrinthes, wie sie sich seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf Münzen der kretischen Stadt Knossos befinden, und, wie



Fig. 2. Labyrinth der Kathedrale von St. Bayeux.

Fig. 3 zeigt, der oben abgebildeten Trojaburg von Wisby auf Gotland und andern Anlagen dieser Art gleichen, wie ein Ei dem andern. Obendrein wurden die Kirchen-, wie die Bücherlabyrinthe nicht selten als Dädalushäuser inschriftlich beglaubigt, nur auf Island trat dafür der Name Völundarhäuser auf, der sich aber so erklären ließ, als sei das Haus des Dädalus einfach in dasjenige des ihm in der Sage so nahe verwandten Schmiedes Wieland (nordisch Völundar) übersetzt worden.

Bei dieser verzwickten Sachlage wird man es begreiflich finden, daß ich mich nicht übereilte, einen, wenn auch noch so wahrscheinlichen Zusammenhang mit der Trojasage zu behaupten, bevor ich nicht jene so plausibel klingenden Erklärungsversuche widerlegen konnte. Dafür fanden sich allmählich Mittel und Wege. Denn einmal waren kirchliche Vorbilder solcher Feldlabyrinthe weder in England, noch in Skandinavien oder Rußland nachzuweisen, während in Italien Feldlabyrinthe schon von Plinius erwähnt werden, und der Name Trojaburg erinnerte in auffälliger Weise an den Namen eines altrömischen Spieles (ludus Trojae), welches sich, den Schilderungen der Alten gemäß, in ähnlichen Windungen wie die des kretischen Labyrinthes bewegt haben sollte. Damit drohte freilich den Lösungsversuchen ein neuer Irrweg; die nordischen Trojaburgen sollten nach dem römischen Spiel benannt sein, welches sonderbarerweise geradeso wie die englischen Trojaburgen als Beweis für die trojanische Abstammung der Römer angeführt wurde, ohne daß dabei eine Erklärung gegeben wurde, welchen Zusammenhang das schon in der Theseussage mit Troja (hinsichtlich der Helena- und Ariadnebefreiung) konkurrierende kretische Labyrinth mit allen diesen Sagen haben könnte. Die Erwägung, daß in den märkischen und englischen Trojaburgen bis in die neuere Zeit Frühlingsfeste gefeiert wurden, zusammengehalten mit der Thatsache, daß der kretische Labyrinthtanz zu Ehren einer Frühlingsgöttin und des im Frühjahr heimkehrenden Apoll auf Delos getanzt wurde, und daß das labyrinthische Trojaspiel der Römer ebenfalls zu Ehren einer Frühlingsgöttin gestiftet sein sollte, gab schließlich der Hypothese hinlängliche innere Festigkeit, um damit nunmehr vor die Öffentlichkeit treten zu dürfen. Dies geschah in drei Aufsätzen, die im August 1891 unter dem Titel „Die Trojaburgen Nordeuropas“ in der Vossischen Zeitung erschienen. Sie legten den Plan dieses neuen Forschungsgebietes in seiner ganzen Ausdehnung dar, sofern nicht nur ein altrömischer Waffentanz in verschlungenen Bahnen (der Saliertanz, der auch den Namen Troatanz geführt haben muß)


Fig. 3.
Alte Münze von Knossos.

und das von ihm abgeleitete Trojaspiel, sondern auch die kretische Labyrinthsage, die Ilias und die an solche Anlagen geknüpften Sagen von der trojanischen Abstammung der europäischen Völker auf diese alten nordischen Kultgebräuche zurückgeführt wurden, und faßten ihr Hauptergebnis in folgende Sätze zusammen:

„Offenbar werden sich die meisten, die jemals den Namen Trojaburg für die labyrinthischen Steinsetzungen Skandinaviens und Englands und dazu die Sage von einer in denselben eingeschlossenen und zu erlösenden Jungfrau vernommen haben, den Zusammenhang durch einfache Übertragung des Trojanamens auf dieselben erklären wollen. Allein das hat unüberwindliche Schwierigkeiten; denn die Griechen kannten zwar zweierlei Sagen von einer vor oder aus der Trojaburg zu befreienden Dame (Hesione oder Helena); aber sie wußten nichts von einer labyrinthischen Anlage der Burg, nichts von dem befreienden Labyrinthtanz. Die Römer hatten andererseits den (allerdings erst von dem Verfasser als Urform des Trojaspiels vorausgesetzten) labyrinthischen Trojatanz; aber bei ihnen war wieder die Verknüpfung mit dem Steinlabyrinthe und die Befreiung der Jungfrau vergessen. In dem kretischen Labyrinthtanze vereinigt sich die Idee der Jungfrauen-Befreiung mit der des Steinlabyrinths; dagegen fehlt der Name Troja. Somit läge also auch in diesem Falle, wie in so vielen andern, der Schlüssel für das Verständnis der römischen, kretischen und trojanischen Sagen und Gebräuche wieder im Norden, ... und es knüpft sich ein bedeutsames, an neuen Ausblicken reiches Forschungsgebiet der altarischen Mythengeschichte an die halbvergessenen prähistorischen Steinlabyrinthe des Nordens, an denen der Name Trojaborg haften geblieben war, und wenn irgendwo, wird man hier das Wort anwenden dürfen: «Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden.» Man muß es nur verstehen, sie zum Reden zu bringen!"

Die weitere Untersuchung, deren Ergebnisse ich im Zusammenhange mit dem bisher Gefundenen in den vor einigen Monaten erschienenen Trojaburgen* veröffentlichte, hatte sich im besondern mit der Frage zu beschäftigen, was für eine Naturmythe im letzten Gliede hinter der Sage von der in einer labyrinthischen Burg eingekerkerten und daraus befreiten Jungfrau stecken möge. Der Eddasage zufolge haben wir an die Freyja (Vanadis oder Fru Disa), die nordische Liebes- und Frühlingsgöttin, zu denken, und ihr entspricht im Namen und Charakter genau die römische Venus oder Frutis, die beim Trojaspiel gefeiert wurde, die Aphrodite des delischen Labyrinthtanzes und leidlich gut auch die schöne Helena der Ilias. Gleichwohl konnte ich mich bei diesem Ergebnis nicht beruhigen; denn eine Alle-

* Die Trojaburgen Nordeuropas, ihr Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau (Syrith, Brunhild, Ariadne, Helena), den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen zur Feier ihrer Lenzbefreiung. Nebst einem Vorwort über den deutschen Gelehrtendünkel. Mit 26 Textabbildungen. Glogau 1893. Verlag von Carl Flemming.

gorie, wie die, daß der Riese Winter den Frühling oder die Liebesgöttin einkerkert, und daß der sommerliche Gewittergott kommen müsse, um sie im ersten Frühlingsgewitter zu befreien, das ist kein mythischer Gedanke, wie ihn Naturvölker fassen, sondern wie gesagt: eine moderne Allegorie. Die Verwandtschaft des Freyja-Mythus mit der Siegfriedsage, die im Fiölsvinnsmal der Edda bis zu einer völligen Verschmelzung geht — denn hier erwartet Freyja statt der Brunhild innerhalb ihrer festen Burg und Waberlohe auf dem hohen Berge ihren Befreier —, gab bessere Fingerzeige für die Weiterforschung. Es zeigte sich, daß die so weit in arischen Ländern verbreitete Sage von dem Drachentöter, der die gefangene Jungfrau befreit, mit der Burgbausage völlig identisch ist, und in manchen dieser Drachenkämpfersagen, wie der nordischen Ragnar-Lodbrok-Saga, wird die Burg mit ihren Ringen geradezu durch einen gewaltigen Drachen ersetzt, der sich um das Haus der Jungfrau herumringelt, keinen Eingang frei läßt und erst erschlagen werden muß, bevor die Gefangene befreit werden kann. Darüber kann also kein Zweifel sein, daß der Drache nur der Wächter ist, welcher die Jungfrau gefangen hält und manchmal auch in menschlicher Gestalt als ein Greis oder Riese erscheint, der sie zur Frau begehrt. Schon die Brunhild selbst erscheint in den verschiedenen nordischen Sagformen bald von einem Drachen bewacht, bald von der Waberlohe oder einer undurchdringlichen Dornhecke eingeschlossen, bald auf einem unersteiglichen Glasberge, bald in einer rings von Wasser umgebenen Seeburg, bald in einem Turm ohne Thüren eingeschlossen. In den meisten Fällen ist es ein Springpferd, welches den Befreier über alle Hindernisse — in der russischen Sage über neun Mauern — hinwegträgt, damit er die Jungfrau erlösen und hinausführen kann. (Trojaburgen S. 117—146.)

Fast immer wurde Brunhild-Dornröschen als die in Wintersbanden liegende Erde, die vom Frühlingssonnenstrahl wachgeküßt wird, von den Mythologen erklärt; aber bei vorsichtigem Weiterschreiten ließ sich mit Sicherheit nachweisen, daß dies eine neuere Umdeutung ist und daß wir in Brunhild die Sonnenjungfrau zu sehen haben, die vom Winterdämon im hohen Norden vollständig eingekerkert und in Schlaf versetzt wird. Darum hat sich das Verständnis der Brunhild-Sage auch in höhern Breiten am besten erhalten, und im Eddaliede von „Brynhildes Todesritt" heißt ihr von Waberlohe umzogener Saal der im Süden belegene, weil dort im hohen Norden die Sonne zuletzt gesehen wird, bevor sie auf Wochen oder Monate völlig verschwindet (eingekerkert wird), und zuerst, wenn sie im Frühling ihr Gefängnis wieder verläßt. In einem auf den Faröer Inseln erhaltenen Sigurdliede läßt König Budli auf dem Hildarberge den mit

Waberlohe umzogenen Saal bauen, in welchem seine Tochter Brinhild schlafend auf dem goldenen Stuhle sitzt, bis Sjurdur auf seinem Wunderrosse durch das Feuer reitet, Thür und Fensterladen mit seinem Schwerte zerschlägt und ihre goldene Rüstung zerschneidet. Die Schilderung von Budlis Tochter in demselben Liede ist völlig die der Sonnenfrau, denn es heißt von ihr:

> Brinhild sitzt auf Hildarfiall, sie ist Budlis Tochter:
> Man sang von ihr im Heldenlied, das Licht würf' neben ihr Schatten,
> Brinhild sitzt auf Hildarfiall, mitten in ihres Vaters Reiche:
> Es strahlte Glanz vom Achselstück, das war als säh' man ins Feuer.
> Brinhild sitzt in ihrem Stuhl, und sie kämmt ihr Haar:
> Fein ist das wie Seide und anzusehn wie Gold.

Aus demselben Grunde, weil nämlich auch Dornröschen die im Winter schlafende goldhaarige Sonne ist, heißen ihre Kinder im französischen Märchen: Morgenröte und Tag, in der noch älteren Fassung des Pentamerone: Sonne und Mond. Man sieht daraus, daß man das nordische Sonnenmärchen schon in Frankreich und Italien nicht mehr verstand, weil dort kein Riese Winter stark genug ist, die Sonne gänzlich zum Verschwinden zu bringen. Auch in Mitteleuropa nahm die Sage eine andere, den astronomischen Thatsachen genauer entsprechende Form an: die der Syrith-Sage, deren älteste auf uns gekommene Form Saxo Grammaticus gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aufzeichnete. Hier wird die Sonnenjungfrau mit den goldenen Haaren, der niemand ins Auge schauen kann, von einem Riesen geraubt und in einer öden Felsengegend gefangen gehalten, woselbst sie das Kleinvieh (Ziegen) ihres Vergewaltigers hüten muß. Dort an den Klippen des nordischen Ufers umherirrend, findet sie ihr Verehrer Othar, erschlägt den Riesen, kann aber noch immer keinen Blick der strengen Schönheit erhaschen, selbst nachdem sie in sein Elternhaus eingetreten ist. Endlich greift er zu einem drastischen Mittel, indem er ihr sagt, sie solle ihm als Brautführerin mit der Fackel bei der Vermählung mit einer andern Braut dienen. Nunmehr verbrennt sie ihre Finger (eigentlich wohl die ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin) und wendet die Blicke auf ihren Befreier, der sie mahnt, acht zu haben, und sich nun mit ihr vermählt, die vorgeschützte Braut aber verstößt.

Diese Sage ist nicht nur eine der getreuesten Naturschilderungen der Wintersonne, die man sich denken kann, sondern auch eine der ältesten und verbreitetsten arischen Sagen, die es giebt. Die Sonnenjungfrau, welcher im Sommer niemand ins Auge schauen kann, hält nun im Winter, wo sie, gefangen das Kleinvieh ihres Vergewaltigers hütend, an den Klippen

umherirrt, ihr glanzloses Auge gesenkt und bleibt auch nach den ersten Tagen ihrer Befreiung (Vorfrühling, Kälterückfälle!) noch spröde, bis man an einem bestimmten Tage, nachdem alle Nachwehen des Winters überwunden sind, die „Sonnenhochzeit" überall auf Erden feiern kann, eine Feier, die völlig in diesen heidnischen Formen noch heute von Serben, Bulgaren, Rumänen und Neugriechen am Tage des h. Georg begangen wird, des christlichen Drachentöters und Jungfrauenbefreiers. Man feiert dieses Fest der „Sonnenbraut" am 23. April mit Liedern, die nichts als Nachbildungen der nordischen Syrithsage sind und namentlich die Episode der „vorgespiegelten Vermählung" mit aller Ausführlichkeit wiedergeben.

Nur in einem Punkte weichen diese südslavischen Lieder wesentlich ab; aus dem Sonnenbefreier und Drachentöter ist hier nach altgriechischem Muster der Sonnengott selber geworden, wie ja auch Apoll wohlerkennbar aus dem Drachentöter hervorgegangen ist. Er ist an die Stelle der nordischen Sonnenjungfrau getreten und mußte darum ebenfalls wie sie im Winter das Vieh des Königs von Troja hüten, d. h. sein Wintergefängnis schloß ihn ebensowenig wie das der Syrith eng und dunkel ein, der Südhimmel mit seinen Wolkenschafen war ihm für seine Wege eingeräumt, doch durfte er diesen Bezirk nicht verlassen. Wenn wir nun wieder zu Othar und Syrith zurückkehren, so ist es sehr leicht zu erkennen, daß sich hinter diesen beiden Namen der dänischen Sage zwei in der Edda schon halbvergessene Göttergestalten verbergen: Odhr und Freyja, welche letztere manchmal noch mit dem Beinamen Syr oder Syr Fentanna (die Klippen-Syr, d. h. die niedrig an den Meeresklippen wandelnde Wintersonne) in altnordischen Sagen auftritt. Ein Eddalied hat ihr Verhältnis zu Ottar, d. h. eben jenem Othar oder Odhr, zum Gegenstande, um den sie goldene Thränen weinte, als er fort war, und der sie unter dem Namen Svipdagr in dem schon erwähnten Fiölsvidr-Liede aus der Waberlohe und andern sie umschließenden Banden erlöste. (Trojaburgen S. 156—171.)

Wir sehen also hier ganz deutlich, daß die Freyja der eddischen Trojasage aus der alten Syr entstanden ist, welche mit der altgermanischen und altindischen Sonnengöttin Svarya-Surya identisch ist, und aus deren Namen diejenigen der im Norden stets weiblich gedachten Sonne bei vielen Völkern hervorgegangen sind. Ich erinnere an die englische Sulis, die litauische Saule, die altnordische Sol, den griechischen Seirios, der ursprünglich nicht den Hundsstern, sondern die Sonne bezeichnete; ja nach der Ansicht vieler Sprachforscher ist auch der Name der Helena aus dem alten svar glänzen (svalinn Sonnenschild der Edda) hervorgegangen; denn der Name der Helena wurde im hohen Altertum Velena geschrieben. Syrith

übersetzte Bergmann schon vor vielen Jahren mit Sonnenfeuer (von svar Sonne und aitar griech. aithra Feuer) und verglich den Namen Syrith mit demjenigen der von Ktesias erwähnten Königin Sparethra. Das sind alles Anzeichen, die auf ein sehr hohes Alter der Syrithsage hindeuten, und möglicherweise bezieht sich auch der von Herodot erwähnte Namen der skythischen Sonnengottheit: Oitosyros auf unser Sonnenpaar Othar und Syrith. Es ist bekannt, daß die altgriechischen Schriftsteller Skythen und germanische Völker häufig zusammenwarfen.

Nachdem uns somit alles auf die Sonnenjungfrau, als die drachengefangene und von dem Donnergott zu befreiende Persönlichkeit geführt hat, konnte es nicht schwer sein, den Charakter ihres Einkerkerers genauer zu ermitteln. Die Eddasage berichtet, daß ein Weltquirler Mundilföri zwei Kinder hatte, einen Sohn Mani (den Mond) und eine Tochter Sol (die Sonne). Diese neuerdings von E. Mogk für eine späte Erfindung ausgegebene Mythe beweist ihr hohes Alter dadurch, daß auch in der indischen Mythe der Mondgott Soma oder Manu und die Sonnenjungfrau Surya bei einem großen Quirlprozeß entstehen, und es ist bekannt, daß die Inder ihren männlichen Mondgott, der zugleich als erster Mensch und Totenrichter galt, niemals aufgegeben haben, während Römer und Griechen den noch in späten historischen Zeiten am Schwarzen Meere verehrten Mondgott Men in eine Mondgöttin verwandelten, die sie zuerst Mena nannten, und daß sie ebenso die nordische Sonnengöttin, die bei ihnen als Athene oder Minerva andere Ämter übernahm (Tuiskoland S. 405—418), durch einen männlichen Sonnengott ersetzten. Der Sonnenfrau weiteres Verhältnis zu dem Weltbaumeister und Weltschmied, ihrem Vater, bildete ehemals den Mittelpunkt der nordischen Naturerklärung und hat ebenso in der indischen und persischen, wie in der griechischen und römischen Götterlehre sehr bemerkenswerte Spuren hinterlassen.

Der alte, an der Spitze des ursprünglichen arischen Pantheons stehende Weltschmied, ein Feuergott, war überall durch eine Reformation der Naturdeutungsversuche seiner höchsten Stelle enthoben worden und durch einen Gott des lichten Himmels (Tyr, Thor, Zeus) ersetzt worden, der übrigens immer noch sehr viel von der Feuer- und Blitzschmied-Natur seines Vorgängers im Leibe behielt. Man verband dies mit einer Erklärung des Jahreszeitenwechsels und Sonnenlaufes im Norden, indem man erzählte, der Himmelsschmied sei verjagt worden, weil er im Hochsommer versucht habe, seine Tochter, die Sonnengöttin, zu vergewaltigen, wodurch die Glutwärme des Juli und August entstand. Dafür von den übrigen Göttern entthront und davongetrieben, suchte er sich zu rächen, indem er seine

beiden Kinder Sonne und Mond verlangte, oder in sein Zauberschloß zu locken wußte, damit es nun in der Welt, die seine Herrschaft abgeschüttelt hatte, kalt und finster würde (Eintritt des Winters). Dies ist der Sinn des Edda-Mythus von dem Baumeister Smidhr, der für seinen Weltbau Sonne, Mond und Freyja verlangte, weil der Verfasser der jüngern Edda nämlich nicht mehr wußte, daß Freyja aus der alten Sonnengöttin Syr hervorgegangen war. Thor oder Othar-Siegfried muß die Sonnenjungfrau dann im Frühling aus der Macht des nun zum Winter- und Kältegott gewordenen Baumeisters wieder befreien.

Derselbe Mythus kehrt in der griechisch-römischen Sage von der Vergewaltigung der Athene-Minerva durch Hephäst-Vulkan, in den persisch-indischen Mythen und ebenso in dem nordischen Märchenkranz wieder, den ich in dem Kapitel: „Ein Kaiser will seine Tochter heiraten" (Trojaburgen S. 175—194) behandelt habe. Da die Naturerklärung nun eines Feuergottes nicht entraten konnte, so wurden Tvastr in Indien, Hephästos in Griechenland und Vulkan in Rom als Hofblitzschmiede mit beschränkten Vollmachten neu angestellt, wodurch das Verständnis erschwert wird; man half sich mit einem pensionierten Himmelsschmied und Weltschöpfer (Uranos-Varuna) und legte seine schlechten Thaten, zu denen auch die Verweigerung des von ihm erfundenen Himmelstrankes gehörte, einem drachengestalteten Dämon bei, der die verschiedensten Namen empfing, wie Ahi (der Drache), Maha-Dru und Drogha (der große Trüger) u. s. w., vielfach aber auch unter dem Namen des altnordischen Weltbaumeisters Valas, Valand, Pallas, Phalantos fortlebte. Er wird in Indien bald zum Sohn des Weltschmiedes gemacht, bald mit demselben in Erinnerung an das ursprüngliche Verhältnis einfach identifiziert. Die griechisch-römische Geheimlehre erfand eine andere Auskunft, indem sie den Pallas-Hephästos-Vulkan zum Gemahl seiner Tochter Pallas-Athene-Minerva und den spätern Sonnengott Apoll zu ihrem Sohn, dem Kinde der altarischen Sonnengöttin, machte.

In den uralten Aufzeichnungen der Perser und Inder sind diese arischen Religionsentwicklungen noch sehr deutlich erhalten. Schon im Rigveda wird erzählt, wie der große Drache (Maha-Dru) die Sonne stahl, und wie Indra, der unserm Thor entsprechende Gewittergott, sie wieder befreite. In den persischen Religionsschriften wird dieser Drukhs, Druja oder Drogha noch genauer als ein dreiköpfiger Teufel geschildert, den der persische Drachenkämpfer Thraetaona (aus dem der spätere Feridun, der persische Siegfried, hervorgegangen ist) glücklicherweise jedesmal im Frühling erschlägt, wenn er schon nahe daran ist, durch sein langes Zurückhalten der Sonne und durch die damit verbundene Winterkälte die Welt des

Lebens zu vernichten. Schon Windischmann faßte diesen dreiköpfigen Drogha als den Vertreter des Winters auf, welchen Ahriman erschaffen hatte, um das Heimatland der Arier zu einem winterlichen Lande zu machen, in welchem es nur zwei Sommermonate gäbe. Es würde ganz in Eis und Schnee versinken, wenn nicht die guten Götter den Menschen zu Hilfe kämen und den Thraetaona sendeten, der die Macht des Ungeheuers zerschmettert. Das ist ganz dieselbe wohlthätige Rolle, welche die Edda dem Gotte Thor zuerteilt. Es geht aber zugleich hervor, daß dieses gesamte Religionssystem aus dem Norden stammt. Der dreiköpfige Winterdrache Drogha ist auch wohlerkennbar in dem noch heute in der serbisch-bulgarischen Sage vom dreiköpfigen Dämon Trojan lebendig, der in dem körperlich ganz ebenso gebildeten Winterdämon der Griechen Geryoneus oder Alkyoneus, welchen Herakles besiegt, sein Seitenstück findet und der uns unmittelbar überleitet zum Winterkaiser Troja, welcher die Helena in seine Trojaburg einschließt und den Apoll zwingt, sein Vieh zu weiden (Trojaburgen S. 218—228).

Da nun die indischen Druhs und der vertriebene Himmelsgott Varuna als Schlingenleger und Fallensteller geschildert werden, die Valandhäuser oder Trojaburgen Islands als Tierfallen (ahd. dru) gedeutet werden und auch die Sonnenbraut der slavischen Syrithlieder in einer Schlinge oder Schaukel entführt wird, so lag der Gedanke nahe, auch die Trojaburgen als Burgen des Drogha, d. h. als Sonnenfallen zu deuten, zumal auch in altindischen und altgriechischen Sagen von einer Gefangenschaft der Sonne im feuerumloderten Palaste des Varuna oder Aëtes in Kolchis erzählt wird. In der That geben die Trojaburgen ein genaues Bild der Schleifenwege wieder, durch welche die Sonne, immer niedrigere Bögen am Himmel beschreibend, zuletzt zu dem südlichen Gefängnisse hingeführt wird, aus dem sie sich im höheren Norden für mehrere Monate nicht mehr erhebt (vergl. Trojaburgen S. 182). Das Labyrinth auf Kreta muß um so mehr als ein Nachbild dieser im Süden nicht mehr verständlichen nordischen Sonnenfallen bezeichnet werden, als hier auch der Mythus von dem stiergestalteten Vater heimisch war, der seine Tochter verfolgt (Asterios und Asteria), und weil der dortige Labyrinthtanz die Herausführung der leuchtenden Jungfrau im Frühling in ebensolchen Schleifenwegen schilderte, durch die sie im Herbste hineingelockt wurde (Trojaburgen S. 262—276). Diese Tänze aber sind dieselben wie die nordischen und altitalienischen Frühlingsschwerttänze, die mit der Vertreibung, Steinigung oder Tötung des Winterschmiedes endigten (Trojaburgen S. 236—247).

Der Übergang des göttlichen Drachentöters in den Sonnenhelden ist besonders lückenlos in der persischen Sage erhalten, wo Indra, der auch Vritrahan oder Verethrajan (der Drachentöter) genannt wird, in Feridun ganz offen erkennbar liegt. Im Tuti-Nameh, einer wahrscheinlich auf persischen Ursprung zurückzuführenden türkischen Erzählungssammlung, wird die Geschichte des Drachenkampfes, durch welchen Ferid die Tochter des Sultans erringt, ganz wie in verschiedenen von den Gebrüdern Grimm gesammelten deutschen Siegfriedmärchen erzählt. Man vergleiche namentlich „die beiden Brüder" (Nr. 60) und die Varianten desselben im dritten Bande mit dem türkischen Feridmärchen. Dieses Märchen muß ungemein alt sein; denn die dasselbe zusammensetzenden Einzelzüge, wie z. B. die Verzehrung des Wundervogels durch den Helden, sein Stärkungstrunk vor dem Drachenkampf, die ihm beim Kampfe beistehenden „treuen Tiere," der tiefe Schlaf nach dem Drachenkampf, der Diebstahl der Drachenhäupter durch einen Betrüger, der sich für den wahren Drachentöter ausgiebt, dessen Entlarvung durch die vorher ausgeschnittenen Zungen u. s. w., finden sich von Skandinavien bis Altrom, von Griechenland bis Indien, in altgriechischen Märchen und in den Veden. Es handelt sich also auch in diesen Nebenzügen bereits um mehrere Jahrtausende alte Ausschmückungen der einfachen Ursage von der Befreiung der Sonnenjungfrau.

II. Der Krug von Tragliatella.

So einfach folgerichtig und ohne den Thatsachen irgend welchen Zwang anzuthun, der nordische Ursprung der Trojasage und ihre Verbindung mit den Trojaburgen nun auch von mir entwickelt worden war, gab ich mich doch keineswegs der Täuschung hin, daß ich damit die Philologen, die sich für die berufenen Hüter der Sagenforschung halten, zu meinen Ansichten bekehren würde. Höchstens dürften die naturwissenschaftlichen Gründen nicht zugänglichen Herren von einem Phantasiegebäude, wie andere auch, gesprochen haben, dessen Berechtigung erst noch zu erweisen wäre. Aber ein Glückszufall, auf den ich nie zu hoffen gewagt hätte, fügt es, daß ich meine Gegner, die so sehr über meine Tollheit, Troja im Norden zu suchen, gespottet haben, auf ihrem eigenen Gebiete widerlegen kann, durch einen archäologischen Fund, der in seiner Art einzig ist. Da einige

meiner Aufstellungen in den „Trojaburgen" so schlagend durch diesen vor zwölf Jahren zuerst beschriebenen Zeugen bestätigt werden, daß es scheinen könnte, ich müsse von demselben schon früher Kunde gehabt haben, so wird es nicht überflüssig sein, mit einigen Zeilen anzugeben, wie ich vor etwa zwei Monaten mit demselben bekannt geworden bin.

Gleich nach der Ausgabe der „Trojaburgen" erwies mir Herr Professor R. von Kaufmann in Berlin die Freundlichkeit, mir den Abdruck eines Vortrages zu übersenden, den er am 18. Juni 1892 über das von ihm aufgefundene Modell des ägyptischen Labyrinthes vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehalten hat, und der in den Verhandlungen derselben (S. 302—309) unlängst erschienen war. In diesem Vortrage wird auf meine früheren Veröffentlichungen über die Trojaburgen hingewiesen und zugleich bemerkt, daß außer Krause auch Bendorf auf Grund alter Vasenmalereien den Zusammenhang der nordischen Trojaburgen mit dem Trojaspiel der Römer bewiesen habe. Man kann sich denken, wie begierig ich dieser Abhandlung nachspürte; aber da Herr Professor von Kaufmann die Quelle nicht genauer angeben konnte, der Name auch falsch gedruckt war, und die von dem berühmten Archäologen Otto Benndorf in Wien herrührende Darlegung außerdem in einer fremden, nicht einmal seinen Namen auf dem Titel tragenden akademischen Abhandlung eingeschachtelt war,* so hatte ich es nur einem Zufall zu danken, daß ich dieselbe nach vieler vergeblichen Mühe schließlich glücklich ermittelte.

Sie bezieht sich auf einen, wie es scheint, schon 1877 mit andern Gegenständen auf altetruskischem Gebiete bei Tragliatella, einer zwischen Palidoro und dem Lago di Bracciano gelegenen Besitzung des Herrn Tommasi Tittoni, einige Meilen von Rom, gefundenen altetruskischen Thonkrug, der durch seine mittelst Einkratzung (Sgraffito) hergestellten Bilder und Inschriften jedenfalls zu den merkwürdigsten Funden gehört, die man jemals auf italienischem Boden gemacht hat. Im Jahre 1881 gelangte er in die Hände zweier bewährter Forscher, Helbigs,** der seine Bilder und seinen Kunstwert, und Deeckes,*** der seine Inschriften deutete. Beide kamen übereinstimmend zu dem Ergebnisse, daß es sich um eins der ältesten, nach griechischen Vorbildern auf italischem Boden gefertigten Gefäße handelt, dessen Entstehung in das 6. bis 7. vorchristliche Jahrhundert

* Max Büdinger, die römischen Spiele und der Patriciat. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse Bd. 123 S. 47—55. Wien 1891.) ** Bullettino dell' Instituto di Corrispondenza archeologica No. 4 di Aprile 1881 p. 65 ff. *** Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica V. 53 (1881) p. 160.

angesetzt werden müsse. So häufig etruskische Inschriften auf Spiegeln, Gemmen und Skarabäen vorkommen, kannte man bis dahin nur zehn mit solchen Inschriften versehene Gefäße aus gebranntem Thon, und „das bemalte Gefäß von Tragliatella, von ältester etruskischer Fabrikation, mit vier freilich sehr kurzen etruskischen Inschriften verziert, ist ohne Zweifel von allen das weitaus wichtigste, nicht allein weil es die Einführung griechischer Mythen in Etrurien in einer sehr alten Epoche beweist, sondern auch weil es unsere Kenntnis der etruskischen Sprache beträchtlich fördert," sagt Deecke.

Dieser ungefähr 25 Centimeter hohe Krug (Fig. 4) ist auf vier verschiedenfarbig grundierten Zonen mit eingeritzten Figuren versehen, die mit ziemlich unbeholfener Hand hingeworfen sind und von denen uns nur diejenigen des breiten, über den Krugbauch hinlaufenden Hauptstreifens näher beschäftigen sollen. Denn die andern Streifen enthalten Tierbilder und einfache Scenen, wie sie auf andern Vasen chalkidischen Ursprungs häufiger vorkommen und wohl nur als Ornament und Raumausfüllung zu deuten sind. Dagegen enthält der Hauptstreifen offenbar lauter Scenen eines zusammengehörenden Mythus von italienischer, oder sagen wir nur, nichtgriechischer Lokalfärbung. Darunter fesselt vor allem unsere Aufmerksamkeit die auf der Mitte der einen Krugseite angebrachte Darstellung einer Trojaburg, die, wie wir schon wissen, dem kretischen Labyrinth, wie es auf alten Münzen der Stadt Knossos abgebildet erscheint, im wesentlichen gleicht. Derartige kretische Münzen mit einem aus künstlich verschlungenen krummen Linien gebildeten Labyrinthbilde reichen aber nicht über das vierte vorchristliche Jahrhundert zurück, während die hier in Rede stehende Abbildung nach Helbig und Deecke 200—300 Jahre älter ist.



Fig. 4.
Der Krug von Tragliatella.

Das merkwürdigste aber ist, daß diese Figur gar nicht von der kretischen Labyrinthsage beeinflußt erscheint; denn in der äußersten Windung des Labyrinths steht rückläufig mit Buchstaben des ältesten italienischen Alphabets (nach Deecke wahrscheinlich chalkidischen Ursprungs) truia = Troja eingeritzt. Daß die Etrusker statt Troja truia schrieben, ist auch durch andere zu Bildern des troischen Sagenkreises gehörige Inschriften bezeugt, und danach deutete Deecke das Bild ganz unbestimmt auf einen Stadtplan (una pianta di città), und auch Helbig blieb im Zweifel, ob man dabei an die Stadt Troja oder an das Troja=

spiel der Italiener zu denken habe. Erst Bendorf glaubte hier eine älteste Urkunde über das Trojaspiel der Italiener erkennen zu sollen, welches man bis dahin nur bis zur Zeit Sullas (vergl. Trojaburgen S. 258) zurückverfolgt hatte. Ob hierin Bendorf nicht schon einen Schritt zu weit geht, bleibe dahingestellt; denn diese Inschrift und Figur bezeugt meines Erachtens nichts weiter, als dasjenige, was ich auf S. 250 der Trojaburgen behauptet habe, daß nämlich das Trojaspiel der Römer aus „einem alten, offenbar religiösen, in labyrinthischen Bahnen verlaufenden Tanze der Ureinwohner des Landes hervorgegangen sei.“ Wir ersehen hieraus mit Sicherheit, daß ursprünglich auch in Italien geradeso wie in England und Skandinavien nicht der Tanz oder das Spiel, sondern vielmehr das Labyrinth selbst Troja hieß.

Dies ist eine Thatsache von ganz ungewöhnlicher Bedeutung, und ich bitte diejenigen meiner freundlichen Gegner aus dem philologischen Lager, die meine Ausführungen nicht für gänzlich der Beachtung unwert ansehen, genau zu prüfen, was ich jetzt zu sagen habe. Kein römischer Altertumsforscher, weder Varro, noch Cato, noch Cicero, noch irgend einer der vielen Schriftsteller, die über das Trojaspiel berichtet haben, selbst Sueton nicht, der ein besonderes Buch über die römischen Jugendspiele geschrieben hatte, kann die Thatsache gekannt haben, daß man das Labyrinth, in welchem der altehrwürdige Frühlingstanz stattfand, auch in Altitalien Troja genannt hat. Sonst würde es Plinius, der von den italienischen Feldlabyrinthen spricht, ganz sicher erwähnt haben, und weder Servius, der Ausleger des Vergil, noch Festus und andere aus noch reichlichen Quellen schöpfende Altertumsforscher würden sich den Kopf darüber zerbrochen haben, was die im alten Salierliede vorkommenden Worte troare und antroare zu bedeuten hätten. (Trojaburgen S. 255.) Es ist auch ganz erklärlich, daß man diesen Namen früher halb und halb absichtlich in Vergessenheit sinken ließ; denn sonst hätte man ja dem Trojaspiel nicht den trojanischen Ursprung beilegen können. Ebensowenig hatte sich der alte Labyrinth-Name Troja auf Kreta erhalten. Es scheint demnach im höchsten Grade gewagt, mit Wilhelm Meyer oder Bendorf anzunehmen, daß die Römer einen Namen für eine Anlage, den sie schon vor Beginn unserer Zeitrechnung vollkommen in seiner Grundbedeutung vergessen hatten, nach England und Skandinavien gebracht haben sollten. Vielmehr liegt hier wieder der nämliche Fall vor, den ich (Trojaburgen S. 266 ff.) hinsichtlich der Sagen von Gotland und Delos erörtert habe; die Übertragung könnte nur in prähistorischen Zeiten erfolgt sein.

Nun rechnet man wohl, das Trojaspiel sei von den Römern nach

England und Skandinavien verpflanzt worden, und danach könnten die Labyrinthe des Nordens wiederum, wie ehemals in Italien, Troja genannt worden sein durch eine Art mystischen Vorgangs, der eine Idee durch einen Träger, welcher dieselbe gar nicht besitzt, wie eine Ansteckungskrankheit fortpflanzen läßt. Alles, was wir wissen, ist, daß das Trojaspiel selbst bei den Römern einer schnellen Vergessenheit anheimfiel, sobald der „trojanische" Cäsaren- und Patricierstamm ausstarb; das Spiel wurde wohl auch später noch aufgeführt; man nannte es aber nicht mehr Trojaspiel, sondern einfach Pyrrhiche. Auch hat kein alter Schriftsteller berichtet, daß das alte Trojaspiel auf dem Boden vorgezeichnet wurde, was man wenigstens dann erwähnt haben würde, falls dieser Spielplan noch im Gedächtnis des Volkes seinen auffälligen Namen getragen hätte, einen Namen, der nicht zu denen gehört, die man so leicht vergißt.

Auf der andern Seite haben wir zu bedenken, daß der Name Troja im Norden an Hunderten labyrinthischer Anlagen haftet, die sich von den Küsten des Atlantischen Oceans im Norden bis nach Island und im Osten bis tief in das Innere von Rußland verbreitet haben; wir finden ihn in England ferner verknüpft mit den mehr als tausend ähnlichen Steinzeichnungen, die sicher über die römischen Zeiten hinaus, höchst wahrscheinlich bis tief in die Bronzezeit hinaufreichen. Bedenken wir ferner, daß das Wort ebensowohl aus den germanischen wie aus den romanischen Sprachen erklärt werden kann (Trojaburgen S. 11—12), klingt es da nicht wie eine Ungeheuerlichkeit, eine Bezeichnung, die im Norden hundertmal vorkommt, aus Italien herleiten zu wollen, wo sie mit Mühe und Not ein einziges Mal nachgewiesen werden konnte?! Wird man ein Land, in welchem man einmal einem der Menagerie entsprungenen Löwen begegnet, als Heimat der Löwen ansehen, oder nicht vielmehr dasjenige, wo man Scharen des Tieres antrifft? Dazu kommt, daß man in einem fast genau durch dieselben Längengrade begrenzten Strich Nordeuropas dieselben höchst eigentümlichen mondförmigen Formen von Bronze-Rasiermessern findet wie im voretruskischen Italien, dieselben sonst nicht wieder in der Welt vorkommenden thönernen Begräbnisurnen in Gestalt altgermanischer Häuser (Hausurnen), dieselben Sitten und Gebräuche in Sachsen und Albalonga. Daß nun aber die Labyrinthe zu einer nordischen Kultform gehören, mithin südlich gewandert sein müssen, wenn sie im Süden vorkommen, glaube ich bereits im vorstehenden hinlänglich wahrscheinlich gemacht zu haben.

Gehen wir also in der Betrachtung der Krugzeichnungen weiter. Wir sehen nun aus dem Labyrinthe zunächst zwei Reiter hervorkommen (Fig. 5), oder vielmehr wir dürfen annehmen, daß sie aus der Trojaburg kommen,

da der Schweif des hintern Pferdes noch in den Windungen derselben steckt. „Der naiv verfahrende Künstler“ sagt Bendorf feinsinnig mit Bezug auf die ähnlich angeordnete, von Homer geschilderte Darstellung des von Hephäst auf dem Achillesschilde dargestellten Labyrinthtanzes neben dem Tanzplatz, „zerlegt, was er nicht mit einem Mal bewältigen und als Ganzes faßbar geben kann. Assyrische Reliefs verdeutlichen den Auszug aus einer Stadt durch eine Figurenreihe, die von dem Grundrisse der

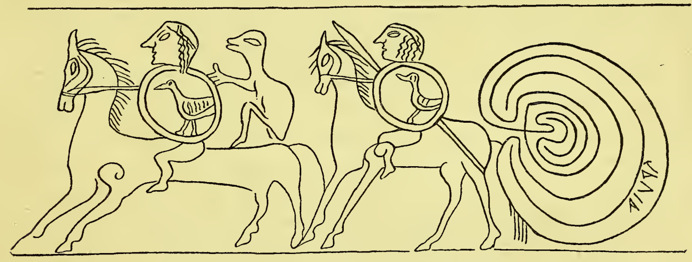


Fig. 5. Die aus der Trojaburg kommenden Reiter.
(Aus den Jahrbüchern des römischen Instituts Band 53 Tafel L.)

Stadt hinwegschreitet; sie verlegen Scenen, die in einem Zelte vorgehen, vor oder neben dasselbe, ordnen Gegenstände übereinander an, welche hintereinander zu denken sind u. s. w.“ In der nämlichen Weise wie hier auf unserm Bilde ließ (nach Bendorf) Homer den Hephäst in der auch von mir angeführten Stelle (Trojaburgen S. 264) erst den Tanzplatz (choros) des Dädalos, d. h. das Labyrinth, und dann daneben die Tänzer abbilden, die eigentlich im Labyrinth selbst tanzend darzustellen gewesen wären. Während ich jene Homerstelle nach dem Vorgange von O. Müller, Welcker, Preller und Petersen ganz ebenso aufgefaßt hatte und Bendorfs Erklärung des Nebeneinander statt eines Ineinander völlig beistimme, kann ich mich jedoch nicht seiner Meinung anschließen, daß die beiden Reiter des Kruges schon auf das Trojaspiel der römischen Jugend hindeuteten.

Es kann freilich nur als eine Vermutung aufgenommen werden, wenn ich sage, daß mir die beiden Reiter eher wie die nordische Märchenscene der Jungfrauen-Erlösung aus dem Labyrinthe erscheinen wollen. Denn wir werden gleich sehen, daß diesen beiden Reitern sieben bis acht Fußtänzer voraushüpfen; sie sind also nicht anders zu betrachten, als der oder die berittenen Einzeltänzer beim englischen Morristanz (Trojaburgen S. 241). Mir scheint, als ob der vordere Reiter vielmehr eine Reiterin darstellen solle,

nämlich die erlöste Jungfrau, welche der Retter auf das Wunderpferd ihres Kerkermeisters gesetzt hat. Man beachte zunächst, daß der Vorderreiter keinen Speer trägt, obwohl er mit dem Schilde bewaffnet ist, und sich dadurch von allen übrigen neun Mitspielern sehr auffällig unterscheidet. An der Haarfrisur sind die beiden Geschlechter auf den Bildern dieses Kruges so gut wie gar nicht verschieden, nur bei diesen beiden berittenen Personen ist die vordere durch längeres Haar ausgezeichnet. Auch das Tier, welches hinter der mutmaßlichen Reiterin auf dem Pferde sitzt und welches Helbig einen Affen nennt — man könnte wohl ebensogut an einen Hund denken! —, darf nicht übersehen werden; es erinnert an die treuen Tiere, welche dem Drachentöter bei der Jungfrauenbefreiung beistehen. (Vergl. Trojaburgen S. 153—154 und oben S. 22.) Auf den Schildern der beiden Reiter sind Vögel dargestellt — Wasservögel nennt sie Helbig wegen der Schwimmfüße und langen Schnäbel —, und ein Vogel spielt in den Sagen vom Drachentöter vielfach eine große Rolle, sowohl im alten Märchen als in den Sigurdliedern. Gegenüber den Tänzern, die drei Speere tragen, ist der Ritter nur mit einem einzigen bewaffnet, den er dem Drachen in den Rachen stieß; sein hochbeiniges Pferd ist wohl das Wunderpferd, welches ihn über die Mauern des Labyrinths hinwegtrug.

Den Reitern vorauf bewegt sich die schon erwähnte Tänzergruppe aus sieben unbärtigen Jünglingen ohne Helm und Beinschienen (und wahrscheinlich nur mit einem Lendenschurz bekleidet zu denken) im Tanzschritt vorwärts (Fig. 6). Jeder derselben trägt drei Speere und einen mit dem Eberzeichen versehenen runden Schild; das Haupthaar wird durch eine schmale Binde zusammengehalten, die bei den Römern lange priesterliches Abzeichen war. Offenbar haben wir uns vorzustellen, daß diese Tänzer gleich den Reitern aus dem Labyrinthe hervortanzen und sich in labyrinthischen Linien bewegen. Sie erinnern vollständig an die auf zwölf Köpfe vermehrte salische Brüderschaft des spätern Roms, die den Trojatanz zur feierlichen Eröffnung des Frühlings im März aufführte und darin wieder ganz den germanischen Schwerttänzern glich, von denen schon Tacitus erzählt, und die ihren Frühlingstanz in Deutschland, England und Skandinavien bis in die letzten Jahrhunderte hinein, ja zum Teil bis zur Neuzeit aufführten, wie ich das in dem Kapitel über die „Waffentänze der germanischen Stämme“ (Trojaburgen S. 236—247) ausgeführt habe. Tacitus sagt von den germanischen Jünglingen, sie hätten den Schwerttanz nackt aufgeführt; die Salier erhielten nachher eine priesterliche Amtstracht mit bunter Tunika, Bronzegürtel, purpurverbrämter Toga und spitzen hohen Hüten oder Helmen; gleichwohl beharre ich bei meiner in dem

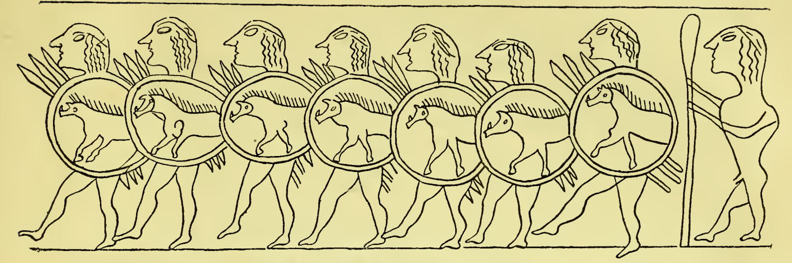


Fig. 6. Die Gruppe der Labyrinthtänzer.
(Nach Tafel L. der Jahrbücher des Archäologischen Instituts 1881.)

Kapitel „Trojaspiel und Saliertanz“ (Trojaburgen S. 247—262) ausgesprochenen Meinung, daß aus dem Waffentanz der Ureinwohner zunächst der Saliertanz und aus diesem erst das berittene Trojaspiel hervorgegangen sei. Die beiden Reiter unter den Tänzern, die ja immerhin als der Keim des Trojaspiels betrachtet werden dürfen, beweisen gar nichts gegen diese Auffassung; denn noch bis in unser Jahrhundert hinein durfte das hölzerne Pferd (hobby horse) beim englischen Frühlingsschwerttanz niemals fehlen (Trojaburgen S. 241); es hatte ja das Springroß darzustellen, welches den Drachentöter über die neun Mauern der Trojaburg trug.

Recht beachtenswert wollen mir die Eber als Schildzeichen der Tänzer erscheinen. Wir wissen, daß der Eber den nordarischen Völkern, namentlich den Kelten, Angelsachsen und Ästuern, als Zeichen des Sieges galt. Sie trugen daher Eberbilder auf ihren Schildern, Eberköpfe auf den Helmen und Eberbilder als Feldzeichen; man sieht dieselben auf den Münzen der Äduer und auf dem Triumphbogen von Orange abgebildet (vergl. Tuiskoland S. 234). Ebenso war es bei den alten Persern der Fall, und in den Zendtexten wird der Sieg (verethraghna) wiederholt in der Gestalt eines gewaltigen, mit scharfen Klauen und Hauern bewaffneten Ebers personifiziert (Windischmann, Zoroastrische Studien S. 277). Vor allem gilt das von dem mythischen Siege des Indra über den Sonnenräuber, und der Name des persischen Siegfried: Verethrana bedeutet ja den Vritra-Besieger. Ebenso blieb im Norden der Eber das heilige Tier der Freyja und des Freyr; Freyja wird auf dem Eber reitend dargestellt. Bei den spätern Römern finden wir den Eber nicht mehr in dieser Weise als Bild des Sieges aufgefaßt, und wenn uns auch Plinius (h. n. X. 4, 5) erzählt, daß neben der Adlerstandarte früher auch Wolf, Minotaurus, Pferd und Eber als Heerzeichen den Legionen vorangetragen wurden, so setzt er

doch hinzu, daß schon Gajus Marius während seines zweiten Konsulats den Adler zum alleinigen Heerzeichen geweiht habe.

Hinter den Tänzern schreitet bedächtig ein völlig nackter, nicht am Tanze teilnehmender Mann einher, der mit beiden Händen einen langen Stab, höher als er selbst, wie eine Stütze gefaßt hält. Helbig sagt, er trüge eine Lanze, und man könnte in ihm dann ja wohl den Leiter des Tanzes erblicken wollen, der den großen Stab wie einen Heroldstab aufstützt. Allein abgesehen davon, daß ein solcher doch wohl an der Spitze des Zuges erscheinen und nicht des Schildes ermangeln würde, will mir auch der Stab mehr wie eine Keule oder ein ausgerissener Baumstamm, das Abzeichen der Riesen, erscheinen. Wir wissen nun, daß am Schlusse des alten zum Tanze gesungenen Salierliedes der alte Schmied Mamurius, der den Tanz (wie Dädalos auf Kreta) erfunden und die Schilde geschmiedet haben sollte, angerufen und dann mit blankgeschälten Stäben zur Stadt Rom hinausgeprügelt wurde. Dies ist nun eine Ceremonie, die ganz genau ebenso bei der nordischen Frühlingsfeier stattfand; es handelt sich um den Winterdämon, der die Sonnenjungfrau so lange verborgen gehalten hatte und der nun besiegt ist und verjagt wird (Trojaburgen S. 112—114 und S. 241—247). Darum geht er wie ein Gefangener zwischen den tanzenden Speerträgern und dem Jungfrauenbefreier im Zuge.

Dem Tänzer-Reigen vorangestellt finden wir dann eine Scene, die uns nochmals daran erinnert, daß wir es mit der altitalienischen Auffassung der Trojasage in diesen Darstellungen zu thun haben. Eine mit dem gewürfelten Chiton bekleidete Frau steht einem jungen, nur mit dem Lendenschurz bekleideten Manne gegenüber und bietet ihm einen runden Gegenstand dar, oder aber sie hat denselben gegen einen andern runden Gegenstand in der Hand des Jünglings ausgetauscht, der seine rechte Hand auf die Schulter eines jungen, ebenfalls mit dem Chiton bekleideten Mädchens legt (Fig. 7). Man würde darin die Schlußscene des Paris-Urteils erkannt haben, auch wenn neben der Figur der kleinen Helena nicht ausdrücklich in ältester italienischer Schrift geschrieben stünde: mi velena, d. h. „ich bin" oder „dieses ist die Helena." Daß die Helena in verjüngter Form dargestellt ist, könnte als ein ähnlicher Notbehelf des naiven Künstlers, wie die oben erörterte Nebeneinanderstellung von Trojaburg und Tänzer, gedeutet werden, nämlich als die Ausführung des Künstlerwunsches, darzustellen, daß Paris der Venus den Apfel reichte und diese ihm dafür den Besitz der schönsten Frau, der hier gleichsam in verkleinernder Ferne gezeigten Helena, versprach. Man müßte demnach glauben, der italienische Töpfer habe auf einer griechischen Vase ein Bild des Paris-Urteils vor-

gefunden und dasselbe in seiner Weise dem Bilder-Cyklus der altitalienischen Trojasage einzuverleiben und anzugliedern gesucht. Nur kurz will ich erwähnen, daß sich neben den beiden erwachsenen Personen dieser Scene zwei hier weggelassene Inschriften befinden, welche aber keine mythologische Bedeutung haben, sondern nach Deecke's Übersetzung lauten: „diesen (Krug) verfertigte Amno" und „diesen (Krug) schenkte Ateia."

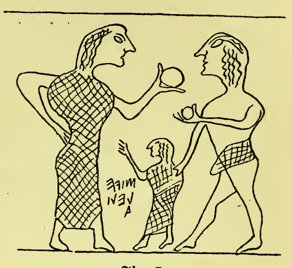


Fig. 7.
Das sogenannte Paris-Urteil des Kruges.

Allein, wenn die Anfertigung des Gefäßes wirklich bis zum siebenten Jahrhundert zurückreicht, würde es nicht ohne Bedenken sein, hier schon eine Darstellung des Paris-Urteils zu erwarten, welches, wo es in der Ilias auftritt, als spätere Einschiebung betrachtet wird und erst eine Erfindung der sog. Kyprien sein soll. Auch erinnert die gegenseitige Darreichung eines runden Gegenstandes an die rollende Kugel der Jaga Baba in den russischen Drachenkämpfer-Sagen, durch die der Held zu dem Zwinger mit den neun Mauern geleitet wird, der die Jungfrau einschließt (Trojaburgen S. 145). Noch eine andere Möglichkeit liegt darin, daß wir die Urform der südlichen Sage vor uns haben, aus der sowohl die Helenasage, wie die Ariadnesage entsprangen. Erinnern wir uns nämlich der oben (S. 13) erwähnten Sage, daß Theseus die Helena entführt habe, so könnte der junge Mann des Krugbildes auch Theseus sein, dem Athene-Ariadne den Knäuel reicht, mit welchem er die Helena aus der Trojaburg herausführen soll. Wir wissen allerdings, daß Athene eigentlich selbst die gefangene Göttin war, die in der Trojaburg eingeschlossen saß und den Diomedes, als Befreier ihres Bildes, begünstigte, wie sie vorher Jason, Perseus und Theseus bei ihren entsprechenden Heldenthaten unterstützt hatte (Trojaburgen S. 279). Wir kommen sogleich bei der nähern Betrachtung der Inschrift hierauf zurück.

Die sehr altertümliche Namensform Velena eröffnet ähnliche Ausblicke auf eine Vorgeschichte der griechischen Helena-Sage, die ich jedoch, da sie dem mir ziemlich fernliegenden sprachlichen Gebiete angehören, nur mit allem Vorbehalt geben kann, sie freilich auch nicht unterdrücken mag, da sie vielleicht ein neues Licht in diesen bisher so dunkeln Sagenkreis werfen. Doch hören wir zunächst Deecke's Meinung über das Alter dieser Schreibweise: „Die Form Velena," sagt er, „genau dem griechischen *Ϝελένα* im Etymologicum magnum und dem lateinischen Velena auf einer Ciste

von Palästrina entsprechend, übertrifft alle andern etruskischen Formen dieses Namens, wie Vilenu, Elina, Helenaia, Elinai, Elinei an Reinheit und Ursprünglichkeit, wie das mit dem angenommenen Altertum des Gefäßes übereinstimmt.“ Man hat sich gewöhnt, den Namen Helena von altarisch svar oder griechisch felein strahlen, glänzen, abzuleiten und ihn mit griechisch helane (selaine) die Fackel, zusammenzustellen, und da wir in Helena die Sonnenjungfrau sehen, würde diese Ableitung für unsere Anschauung um so mehr genügen, als die Sonnenscheibe auch in der Edda svalin genannt wird. Allein Curtius hält diese Ableitung für ziemlich problematisch und leugnet eine Verwandtschaft zwischen Helios und Helena ganz und gar. Darum dürfte eine versuchsweise Verbindung mit der alten Wurzel var-, val-, vel- (wobei der Anlaut als Digamma oder Halbvokal u zu fassen ist) krümmen, umziehen, einschließen, wovon sanskrit. vara, Garten, vara-jami ich hege oder schließe ein, apa-var öffnen, litauisch at-verti öffnen, su-verti schließen; griechisch: elyo, eilyo, eileo ich winde, umhülle, wickle oder schließe ein, eilar die Umhegung, elinos Ranke, amp-elos der Umranker (Weinrebe), helike Schnecke u. s. w., ferner lateinisch: volvo, voluta ich winde oder wälze, voluta die Schneckenlinie; gotisch: valvjan, althochdeutsch: wellan wälzen, gehören. Curtius wollte diese Wurzel in zwei gleichlautende Wurzeln trennen, von denen die eine bloß winden, wickeln, die andere einschließen, fesseln bedeuten sollte; aber das ist offenbar ein und derselbe Begriff, ob ich eine Person oder Sache umwinde, umwalle oder bis zur Fesselung einschließe.

Ganz dieselbe Wurzel scheint nun aber auch in den Namen der alten Schmiede- und Feuergötter zu stecken, welche die Sonnengöttin im nordischen Sonnenmythus einschließen oder fesseln, d. h. im Varuna, Valas oder Valand, denen sich vielleicht der slavische volchow (Zauberer) und griechische Velchanos anschließen und von denen Varuna und Valas längst als die Einschließer, Umhüller und Fesseler (der Sonne) gedeutet wurden. Auch der keltische Balar, den ich schon früher (Trojaburgen S. 85) mit unserm Valand verglichen habe, ist der Umwaller, der da lehrt, feste Wälle anzulegen, mauerumkränzte Burgen und Städte zu gründen, da alles Bauland früher mit dem Pfluge feierlich eingekreist wurde, wodurch der Begriff dann leicht in denjenigen des Schmied-Baumeisters übergeht. Allen Schmiedegöttern wird die Kunst des Fesselns beigelegt; so fesselt Hephästos nicht allein seine Gattin, die Venus, indem er sie mit Mars in einem künstlichen Netze fängt, sondern sogar seine eigene Mutter, in einer Sage, welche die größte Ähnlichkeit zeigt mit der über ganz Europa verbreiteten Erzählung von dem Schmiede, der Tod und Teufel

fesselt, so daß sie seinen Apfelbaum, oder eine bestimmte Stelle seiner Schmiede nicht mehr verlassen können. Ebenso fesselt Balar seine Tochter, Wieland die Baduhild, Hephästos oder Pallas die Athene, und eben weil Varuna der Welt-Fesseler ist, habe ich in ihm den alten Feuer- und Schmiedegott gesucht (Trojaburgen S. 181). Dieses Umgarnen und Einschließen in immer engere Kreise — man vergleiche auch den Wolf (sanskr. varki), der die Herde umkreist und die Sonne frißt, sowie den Menschen, der sich durch Umkreisung seiner abgelegten Kleider in den Werwolf (bei Petron) verwandelt — scheint unsern Valand eigens für die Rolle des Teufels prädisponiert zu haben, und auf alten Holzschnitten (z. B. zum Ritter Tundalus) sieht man die Teufel mit eigentümlich eingekrümmten Fangeisen um die arme Seele herumtanzen, um sie durch immer engere Einschließung schließlich in den Höllenrachen zu treiben. Valand ist der Fallensteller, und darum wurden die Valandhäuser oder Trojaburgen auch Tierfallen genannt (Trojaburgen S. 71).

Wenn aber Valand den Einschließer bedeutet, so könnte Velena schließlich die Eingeschlossene sein, und so heißt denn auch im dänischen Liede die geraubte, in der Unterwelt eingeschlossene und von Roland herausgeführte Jungfrau, ganz wie bei den alten Etruskern, Eline (vergl. oben S. 34 und Trojaburgen S. 151). Dann aber würde sich vielleicht auch ein sprachlicher Zusammenhang zwischen Helena und Ilion, sowie der Athene Ilias herausstellen. Schon vor vielen Jahren machte Oskar Meyer in seiner Bonner Dissertation (Quaestiones Homericae 1867) darauf aufmerksam, daß die feste Burg des Valas in den Veden auch vîlu und dridha (aus dardha fest) d. h. die Festung genannt werde, und wollte daraus die Namen der trojanischen Feste Ilion und Dardanos herleiten. Da wir schon (Trojaburgen S. 12) das Wort Troja ebenso erklärt haben, so würden die Namen Troja, Ilion, Dardanos, Pergamos alle dasselbe bedeuten, nämlich Festung, Burg. Das Wort vîlu gehört wohl sicher hierher; denn dem Naturmenschen ist umwinden = fesseln, und merkwürdig genug tritt uns auf dem Boden Großgriechenlands auch eine Fesselungs-Athene (Athene Eilenia) entgegen. In dem Wunderbuche des sogenannten Aristoteles (de mirabilibus auscultationibus ed. Beckmann, p. 240) wird erzählt, daß Epeios, der Verfertiger des hölzernen Pferdes, mit welchem Troja eingenommen wurde, nach Metapont in Italien gekommen sei und von der Athene so lange mit Fesseln umringelt wurde, bis er seine Absicht, die Werkzeuge, mit denen er das hölzerne Pferd verfertigt hatte, in ihren Tempel niederzulegen, ausgeführt hatte. Davon habe Athene den Beinamen Eilenia (die Fesslerin oder Einschließerin) erhalten.

Auch Justinus (XX. 2) kennt diese wunderliche Geschichte und sagt, es seien eiserne Werkzeuge gewesen; aber sehr ungeschickt haben die Textverbesserer aus der Athene Eilenia eine hellenias gemacht, als ob es noch eine andere als die hellenische Athene gäbe. Es war dies um so unpassender, als die Erzähler doch gerade mit der Fesselung, die den Epeios dort festhielt, den Beinamen der Athene erklären wollten. Auch der Etymologus kennt die Geschichte von der Fessel-Athene, nur daß hier Philoktet von ihr an einem Orte eingeschlossen wird, der danach Eilenia genannt wurde, und den auch das Itinerarium des Antonin kennt.

Philoktet und Epeios spielen aber ungefähr dieselbe Rolle in der Trojasage; denn wie Philoktet den Bogen des Herakles, Trojas ersten Eroberers, bringen muß, um Paris zu erlegen, so verfertigt Epeios das Roß, mit welchem Troja allein erobert werden kann. Dieses hölzerne Roß ist ein sehr merkwürdiges Ding; es erinnert lebhaft an das hölzerne Steckenpferd, auf welchem im englischen Schwerttanz die Jungfrau Marian erobert und befreit wird. (Vergl. Trojaburgen S. 280 die Vergleichung des mauernöffnenden Siegfried-Rosses mit dem Trojapferde.) Schon Düntzer war es aufgefallen, daß der Roßverfertiger in der trojanischen Sage immer mit einem keltischen Worte (Epeios statt Hippeios vom keltischen epo, Pferd) benannt wird, und daß dieses hölzerne Pferd stets durch ein Beiwort (dureios oder durateus hölzern) bezeichnet wird, welches ebenfalls auf keltischen Ursprung deutet. Auch die Athene Hippia, die Schutzgöttin der Pferde, erinnert lebhaft an jene so oft in den Keltenländern angetroffene Göttin Epona, die auch in Italien Eingang gefunden hatte. Epeios und Epona (Hippona) gehören mithin zusammen; denn Epeios, der Pferdemann, war doch zu Troja der Befreier auch der gefangenen und eingeschlossenen Athene gewesen, und ich halte es einer weitern Untersuchung wohl wert, ob nicht alle jene Beinamen der Athene (Ilias, Alea, Eilenia) vielmehr ebenso wie Velena ursprünglich die in Windungen eingeschlossene Göttin bezeichneten, deren Befreiung aus der Unterwelt man zu Troja, ebenso wie diejenige der Athene Itonia in Böotien mit Spielen feierte. Ob bei dem Metapont, in dessen Nähe der Tempel und die Stadt der Fessel-Athene gelegen haben soll, an die Stadt des Pythagoras zu denken sei, wie Beckmann stillschweigend angenommen hat, scheint mir sehr zweifelhaft. Ich weiß nicht, ob schon jemand bei dieser Gelegenheit bemerkt hat, daß Solinus zwei Städte dieses Namens in Großgriechenland kannte; denn er sagt (II. 10—11): Metapont (d. h. die bekanntere Stadt dieses Namens) sei von den Pyliern gegründet worden, dasjenige Metapont hingegen, welches nunmehr Vibo genannt werde, von den Lokrern. Dieses Vibo hieß früher

Hippo und könnte wohl die Stadt des Epeios und der Eilenia gewesen sein; denn auch ihr weiterer Beiname Valentia erinnert an vallis oder vallum, die mit Bergen, Wällen oder Mauern umzogene Gegend. Vielleicht war hier ursprünglich ebenfalls die Sage von der umwallten Göttin (Eilenia) und ihrer Befreiung durch den Pferdemann heimisch gewesen, mußte sich aber, als die griechische Trojasage alle andern überstrahlte, jene Umdeutung gefallen lassen. Man vergleiche auch die Georgsstadt Silena und Seilenos (Selene) mit dem gefesselten Mondgott der Inder (Trojab. S. 205 und 162).

Nach dieser langen Abschweifung, zu der uns die Namen Velena und Eilenia verführt haben, kehren wir zu den Krugbildern zurück, von denen das nächste (Fig. 8) von allen das dunkelste ist. Eine in den Chiton gekleidete, anscheinend vergnügte Frau steht vor zwei am Boden befindlichen rätselhaften Gegenständen. Zwei große Gefäße stünden am Boden, sagt Helbig; ich ziehe vor, darin ein paar rohe Idole zu vermuten, von der Art derjenigen, welche die Römer delubra nannten; denn sie gleichen in keiner Weise Gefäßen, wohl aber jenen frisierkopfartigen, armlosen sog. dädalischen Idolen, wie man sie bei Plataä, dem klassischen Orte der griechischen Frühlingsfeier, gefunden hat.* Schon früher (Trojaburgen S. 115) erwähnte ich der weiblichen Puppen, die beim germanischen und slavischen Frühlingsfest dem Scheiterhaufen überliefert wurden, und verglich sie den rohen Schnitzbildern, die zum Andenken der Wiedervereinigung von Zeus und Here auf dem Kithäron verbrannt wurden; aber ich vergaß im Syrith-Kapitel auf diese sehr merkwürdige Ceremonie, welche auf unserm Bilde angedeutet zu sein scheint, näher zurückzukommen und will dies hier nachholen.



Fig. 8.
Die Frau mit den Idolen.

Plutarch** und Pausanias*** haben uns einen sehr nachdenklichen Bericht über jenes offenbar aus sehr alten Zeiten stammende griechische Frühlingsfest gegeben. Zeus hatte die Here aus Euböa entführt und genoß in einer Höhle des Kithäron das Glück der heimlichen Liebe. Nach andern Sagen hätte er sich in einen Kuckuck verwandelt gehabt, sei bei einem von ihm erzeugten Unwetter wie hilfesuchend der Here in den Schoß geflogen, gütig aufgenommen worden, und zum Andenken an diese erste Begegnung mit Zeus führte Here später den Kuckuck auf ihrem Scepter, und der Ort des ersten Beilagers hieß der Kuckucksberg. Der Frühlingsheros beweist

* Gerhard, Metroon und Göttermutter, Berichte der Berliner Akademie von 1849 S. 459 ff. ** Bei Eusebios Praeparatio evangelica III. 1. *** Pausanias IX. 3.

uns, daß es sich um jenen unsterblichen Frühlingsmythus von der großen Naturverjüngung handelt, den Logau in seinen Versen über den Monat Mai so reizend angedeutet hat:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Die jungen Griechen sagten sich ins Ohr, daß Zeus und Here dazumal noch nicht einmal feierliche Hochzeit gefeiert hatten; es war also eine Vorfrühlingsfeier, wie wir sie ähnlich in deutschen Sagen gefunden haben. (Siehe oben S. 20.) Nachher sei nun aber die Here entführt oder mit dem Zeus entzweit gewesen; sie hält sich vor ihm verborgen, und er irrt ratlos umher, ohne sie zu finden. Da trifft er einen gewissen Alalkomenes, der ihm den schlauen Rat giebt, die Here damit eifersüchtig zu machen, daß er Miene mache, eine andere zu heiraten. Zeus fällt mit des Ratgebers Hilfe nunmehr eine große Eiche, schnitzt sie menschenähnlich, schmückt sie bräutlich aus und nennt sie Dädale. Schon singt man den Hymenäos, schon bringen die tritonischen Nymphen das Wasser zum Brautbade, und schon rüstet Böotia Flöten und festliches Mahl. Da kann sich Here nicht länger halten, sie eilt vom Kithäron unter einem Zulauf von vielen platäischen Frauen zum Zeus hin, zieht dem Bilde den Schleier weg und entdeckt den Betrug sogleich. Ihr Zorn und ihre Eifersucht verwandeln sich in Scherz und Freude. Here selbst geht nun als Brautführerin vor dem Trugbilde her, stiftet zum Andenken das Fest Dädala, verbrennt jedoch aus einem Überrest von Eifersucht selbst das tote Bild. Die Festfeier beschreibt Pausanias (IX. 3), der sie noch selbst sah, wie folgt: „Nicht weit von Alalkomenä ist der größte Eichenwald Böotiens, dort legen die Platäer Stücke gekochten Fleisches hin und beobachten den Baum, auf welchen sich die Raben setzen, die von dem gekochten Fleisch gefressen. Aus dem von den Raben auserwählten Baume wird das Dädalum gefertigt, welches die Platäer bei ihrem kleinen Bilderfest benützen. Alle sechzig Jahre wird aber ein großes Bilderfest gefeiert, an welchem alle böotischen Stämme teilnehmen. Dabei wird der Inhalt der obigen Geschichte als Pantomime aufgeführt. Das Bild wird ausgeschmückt, auf einen mit zwei Kühen bespannten Wagen gesetzt, eine Frau statt der Here als Brautführerin erwählt, und dieser Wagen fährt dann nach dem Gipfel des Kithäron, während die Abgesandten der böotischen Stämme in einer durch das Loos bestimmten Reihenfolge in Prozession folgen. Oben ist ein mächtiger Altar aus Balken errichtet, auf welchem die in der Zwischenzeit gefertigten Dädalen der früheren Jahre nebst den Opfertieren verbrannt werden. Jede Stadt opfert der Here eine volljährige Kuh und dem Zeus einen Stier; man schüttet Räucherwerk und Trankspenden dazu, und dann wird der ganze Altar mit seinen Bildern in Brand gesteckt, dessen Flammen weit im Lande zu sehen waren.

Der geneigte Leser hat schon längst bemerkt, daß dieser Mythus der böotisch-argivischen Here genau mit der oben (S. 19) erzählten Syrithmythe übereinstimmt: die lange umworbene Braut, die vorgeschützte Vermählung des Bräutigams mit einer andern, die Rolle der rechten Braut als Brautführerin, das plötzliche Fallenlassen der Täuschung, alles das stimmt genau überein, ja in den noch heute im Gesange lebenden Syrithsagen der sla-

vischen Stämme kehrt auch die Verbrennung der falschen Braut wieder, sofern die Brautführerin den Schleier derselben in Flammen setzt (Trojaburgen S. 167). Was sollen wir nun von alledem denken? Leute wie Bugge werden natürlich rufen: „Nichts klarer, als daß Saxo Grammaticus seine Sage von Othar und Syrith aus derjenigen der argivischen Here fabriziert hat, und es könne nichts natürlicher sein, als daß er statt des Zeus den Othar-Thor und statt der Here die Syr-Freyja gesetzt habe." Aber auch hier gilt das Sprichwort: Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Denn aus all den altnordischen und den neuen slavischen Formen der Syrithsage erkennen wir mit Sicherheit, daß die spröde Geliebte die Sonnenjungfrau ist, welche der junge Thor (= Zeus) befreit und durch die vorgespiegelte Vermählung prüft. Deshalb lebte der Mythus zugleich als Medeasage in Griechenland fort, worin auch Medea den Schleier der neuen Braut in Flammen setzt und sie dadurch dem Feuertode überliefert. Auch sind Anzeichen genug vorhanden, daß Here in diesen Sagen nur an die Stelle der früheren Sonnenjungfrau getreten ist. Es fehlt nicht an Etymologen, die ihren Namen geradeso wie Syr von svar, Sonne, abgeleitet haben. Daß es eigentlich Athene, die vormalige Sonnengottheit der Griechen gewesen, mit der sich dieser Handel des Zeus abspielte, geht daraus hervor, daß der das Idol liefernde Wald von Alalkomenä für ein Heiligtum der „abwehrenden" Athene (Alalkomeneïs) galt. Auch in Italien stand Jupiter zwischen zwei Frauen, wie Othar und Siegfried (Chriemhild und Brunhild), überall sah man sein Bild zwischen denjenigen von Juno und Minerva aufgestellt. Ebenso ward auch in Italien das Fest der sich vor ihrem Bräutigam verbergenden Argivischen Juno wie am Kithäron begangen. Ovid schildert uns den Hochzeitszug der Juno zu Falerii, bei dem die Mädchen im feierlichsten Schmuck erschienen und verhüllte Dinge (die nachher zu verbrennenden Dädala?) auf dem Kopfe trugen, während ein Stier dem Zuge voranschritt und die zu opfernden Rinder folgten. Hier taucht auch die im Norden so verbreitete Sage, daß die Göttin-Braut in ihrer Entfernung zur Ziegenhirtin herabgewürdigt worden war (Trojaburgen S. 165), deutlich in der Erzählung wieder auf, daß Juno die Ziegen, die ihren geheimen Aufenthalt verraten hätten, verabscheute. Ovid sagt darüber (Amores III. 13):

> Gegen die Ziegen allein hegt die Gebieterin Haß;
> Denn durch deren Verrat in den tiefen Wäldern gefunden,
> Ward sie, sagt man, gestört in der begonnenen Flucht.

Die Syrithmythe würde auch für diesen Zug die beste Erklärung liefern, und so dürfte denn wohl die Verbindung des in Rede stehenden

italischen Krugbildes der Frau vor den beiden Dädalen (Fig. 8) mit dem germanischen Frühlingsmythus der im Osterfeuer verbrannten weiblichen Puppe nicht zu kühn sein. Es bleiben zwischen diesem Bilde und dem der Trojaburg nun noch zwei übereinander dargestellte Umarmungs-Scenen übrig, denen weder Helbig noch Bendorf besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Solche *εὐναί* gehörten auf den als Vorbilder betrachteten chalkidischen Vasen zu den häufigeren Darstellungen und schienen daher keiner besonderen Beachtung wert. Allein, da die sämtlichen übrigen Bilder dieser Zone (Labyrinth, Reiter, Speertänzer, Velena-Scene und Dädalenbild) mehr oder weniger klar zur europäischen Trojasage gehören, werden wir auch diese beiden Bilder nicht davon ausschließen dürfen, und wir haben um so mehr Ursache, darin den Angriff auf die Sonnengöttin und ihr Beilager mit dem Befreier zu erkennen, als die alten Kirchenschriftsteller voll sind von Klagen über die anstößigen Scenen der germanischen Frühlingsgebräuche (Trojaburgen S. 239—240). Sie wurden übrigens in alter Zeit pantomimisch in Tiermasken aufgeführt, wobei der alte Feuergott anscheinend als Hirsch die in eine Hindin verwandelte Sonnengöttin verfolgte,* während in Griechenland Stier und Kuh in ähnlichen religiösen Beziehungen erschienen. Die Jo-, Europa- und Pasiphaë-Sage scheinen lediglich aus diesen alten, denjenigen so vieler Naturvölker entsprechenden Mummereien unserer Voreltern entstanden zu sein (Trojaburgen S. 186), vielleicht auch die Actäon-Sage. Sueton erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Nero (c. 12), daß dieser Kaiser den alten Waffentanz (Pyrrhicha) aufführen ließ, an den sich dann die Pasiphaë-Scene und der Icarusflug anschlossen, bei welchem der Darsteller alsbald im Cirkus zerschmettert niederstürzte. Auch Appulejus im zehnten Buche der Metamorphosen beschreibt eine ähnliche Vorstellung, die mit dem Waffentanz der Jünglinge „in Wellenlinien“ begann, mit dem Paris-Urteil fortgesetzt wurde und mit einer Pasiphaë-Darstellung enden sollte. Es sind augenscheinliche Nachklänge der alten Frühlingsfeier, bei der die Naturverherrlichung durch allegorische Spiele teilweis seltsame Formen annahm, von denen wir auch Spuren im alten Freyja-Kult des Nordens fanden (Trojaburgen S. 201). Bei den Römern waren die letzten Andenken an diesen Naturkult zum Cirkusspiel verschmolzen worden, an dem sich die verkommene Generation ergötzte, ohne den Inhalt zu verstehen.

* Vergl. A. Kuhn, der Schuß auf den Sonnenhirsch. Zeitschr. für deutsche Philologie Bd. VI. S. 109—110.

III. Die nordische Herkunft der Trojasage.

Will man sich völlig überzeugen, wie echt nordisch die Heimat aller dieser Sagen von der gefangenen und erlösten Sonnenfrau ist, so muß man Volksmärchen und Kirchenlegende prüfen. Hinsichtlich der ersteren ist das reichlich in den Trojaburgen geschehen (S. 109—194); aus der Kirchen-Legende möchte ich hier noch einige Zusätze machen. Eine Anzahl von weiblichen Heiligen wird von ihrem Vater in einen hohen Turm gefangen gesetzt und zwar ihrer Schönheit wegen. So die h. Barbara und die h. Irene, bei denen dies um so schlechter motiviert erscheint, als sie heimliche Christinnen und durchaus nicht etwa verliebter Natur sind. Der hohe Turm erscheint dann auf ihren Märtyrerbildern als Attribut. Daß sie nicht heiraten wollten, mag ebenso wie ihre Schönheit aus alter Volkssage stammen; aber es wird verschwiegen, daß es ihr Vater war, dessen Werbung sie zurückwiesen. Die heilige Kümmernuß, die in der hübschen Dichtung vom Geiger aus Gmünd fortlebt, erbittet sich in ihrer Bedrängnis, um den immer wiederholten Werbungen zu entgehen, einen ihre Schönheit vernichtenden Bartwuchs; das ist die „Rauhe Else," die zu Troja, d. h. in der Unterwelt, das rauhe Fell bekam; die Syrith, deren Haar in der Wintergefangenschaft verfilzt wurde (Trojaburgen S. 157 und S. 298).

Die Zeichen einer völligen Kanonisierung der Syrithsage bietet die Margarethenlegende. Weil ihr auf den Heiligenbildern gewöhnlich der Drachen zugesellt ist, hat man ungerechtfertigterweise die Legende der Margaretha von Antiochien häufig mit der Georgslegende verschmolzen, als wenn sie nämlich die von Georg befreiete Sonnenjungfrau vorstelle, die nachher den besiegten Drachen am Strumpfbande zur Stadt leitete. Aber alte Texte und Kirchengemälde erzählen ihren Kampf mit dem Drachen anders. Danach wurde sie wie die Syrith in die Gewalt eines ländlichen Straf-Erziehers gegeben und mußte, wie erstere die Ziegen, die Schweine ihres Vergewaltigers hüten. Wiederum wie die Syrith wird sie von ihrer Herde fort vor den römischen Statthalter Olibrius geführt, der sie heiraten will. Da sie sich weigert, läßt sie ihr Vater, der Götzenpriester Ädisius, selbst ins Gefängnis werfen, und hier findet sie sich so wenig entmutigt, daß sie begehrt, mit dem Teufel selbst zu kämpfen. Dieser erscheint als ein ungeheurer Drachen, ergreift ihren Kopf mit der Oberlippe, während er die Zungenspitze unter ihren Schuh schiebt, und schluckt sie, wie sie ging und stand, hinunter. „Aber bevor die Verdauung zu wirken begann," erzählt

die goldene Legende,* „versah sie sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und durch die Kraft des Kreuzes platzte der Drachen, und die Jungfrau trat unverletzt wieder hervor.“ Hier scheint sich der Verfasser noch zur rechten Zeit zu besinnen, daß er keine Legende, sondern das Märchen vom Rotkäppchen erzählt habe, d. h. die Geschichte von der Sonnenjungfrau, die der Sonnenwolf bei der Sonnenfinsternis verschlungen hatte und die der Jäger Indra wieder aus seinem Leibe herausschnitt, und er setzt schnell hinzu: „was man aber von der Verschlingung durch den Drachen erzählt, wird für frivol und apokryph gehalten.“ Es gehörte indessen vollkommen dem alten Glauben an, und in der Kathedrale von Tournay hat man vor acht Jahren (1885) alte Wandgemälde aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgedeckt, welche die Geschichte ganz wie angegeben darstellen, erstlich wie sie die Herden hütet, dann auf der einen Seite von dem ungeheuern Rachen des Drachen verschlungen wird und auf der anderen Seite vollständig unverletzt in der Gestalt einer Betenden aus den halbgeöffneten Weichen des Ungetüms heraussteigt. Der Mauervorsprung neben dieser Darstellung zeigt die majestätische Gestalt eines gekrönten Weibes, die in der linken Hand eine mit dem Kreuz bezeichnete Scheibe, wohl die Sonnenscheibe, hält. Es ist durchaus nicht erforderlich, wegen dieser in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommenen Sonnensagen die griechische Mythologie zu bemühen, wie neuerlich Albrecht Wirth gethan hat, indem er die Legende der von ihrem Vater in den Turm gesperrten h. Irene an die Danaë-Sage anknüpfen wollte;** denn dieselbe Sage lebt in einer großen Anzahl von Formen in deutschen und keltischen Ländern und ist in vielen Fällen von der Siegfriedsage nicht mehr zu unterscheiden (Trojaburgen S. 186—194).

Viel lehrreicher noch ist es zu sehen, mit welcher Energie sich die Kirche derjenigen Naturfeste und Gebräuche bemächtigte, an denen die heidnischen Völker des Nordens am meisten hingen, und dem, was sie nicht ausrotten konnte, ein christliches Mäntelchen umhing. Vor allem galt das von den Frühlingsbräuchen, und wenn wir sehen, wie die Kirche nicht davor zurückschreckt, den Baumeister-Mythus der Edda in ein christliches Osterspiel umzugestalten, den Gott Thor, der die Freyja aus den Händen des Winterdämon befreit, erst durch den h. Georg (Trojaburgen S. 203—218) und dann durch Christus selbst zu ersetzen, welcher die „Braut Christi“ aus der Burg des Antichristen befreit, so können wir daraus schon allein erkennen, daß das gewaltige Naturdrama von der Befreiung der Sonnen-

* Jacob. de Voragine, Legenda opus aureum, auctum a Claudio a Rotâ Leg. 88.

** A. Wirth, Danaë in christlichen Legenden. Wien 1892.

jungfrau bei unsern Altvordern im Mittelpunkt des religiösen Interesses gestanden haben muß. In dem altbayrischen Osterspiel, dessen Abfassung man dem Wernher von Tegernsee zugeschrieben hat, wird der Unhold, der sich die Weltherrschaft angemaßt hatte, plötzlich wie der Edda-Baumeister vom Blitze erschlagen. In dem um 1115 verfaßten Speculum ecclesiae des Honorius von Autun ist die germanische Sonnengöttin in die Braut Christi verwandelt, welche in die Hand des Antichristen gefallen ist, der nach unverfälscht nordischer Auffassungsart als Winterbaumeister erscheint und sie in dem von ihm erbauten babylonischen Turm gefangen hält, bis Christus erscheint, den Antichristen, wie alle andern Höllenmächte, zu Ostern niederwirft, die Winterburg zerstört, die Braut aus dem finstern Turm herausführt und sich im Brautgemach der ewigen Sonne (in thalamo aeterni Solis) mit ihr vermählt.



Fig. 9. Die erlöste Braut Christi. (Nach einer Holzschnitt-Bordüre von Lukas Kranach.)

Es ist seltsam, zu sagen, daß dieses Fest der Sonnenvermählung noch heute in allen südslavischen Ländern am St. Georgstage (23. April) als Hauptfest der christlichen Kirche gefeiert und mit Tänzen und Gesängen begangen wird, welche die Haupteinzelnheiten der Syrithmythe enthalten (Trojaburgen S. 166—171); aber fast noch unglaublicher ist, daß es sogar die Reformation überdauerte und von Lukas Kranach auf zahlreichen Altarbildern und Holzschnitten dargestellt wurde (Fig. 9). Diese Allegorieen des Erlösungswerkes zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht die mindeste Anstrengung machen, ihre Entstehung aus einem Naturmythus zu verbergen. Sie erscheinen stets durch einen mitten in der Darstellung stehenden hohen Baum in zwei Teile geteilt, die man als Winter- und Sommerteil unterscheiden kann, weil der trennende Baum nach seiner linken oder altteſtamentarischen Seite abgestorbene Äste, nach der rechten oder neuteſtamentarischen einen neugrünenden Wipfel zeigt. Die Winterseite zeigt den Sündenfall und den von Teufeln in die Hölle getriebenen Adam, die Sommerseite ist dem Erlösungswerke der Osterzeit vorbehalten. Da nimmt nun die Höllenfahrt Christi, wie er die Riegel der Hölle gesprengt und den Antichristen getötet hat, den Mittelpunkt der Darstellung

ein. Auf einer Reihe dieser Altarbilder und Holzschnitte sieht man nun, wie aus dem schlotartigen Dache der eroberten Höllenburg eine junge Frau zum Lichte gestiegen ist, die betend der Dinge harrt, die nun geschehen sollen. Neben dem zum Himmel fahrenden Erlöser läßt ein Genius mit dem Kreuze (das hier in starker Verkürzung meist wie der Hammer Thors gezeichnet ist) einen Strahl aus der Sonne auf die Jungfrau fallen, wohl um die Legende der Sonnenhochzeit näher anzudeuten. Rechnet man nun hinzu, daß der Antichrist in Liedern, die ich in den „Trojaburgen" (S. 243) angeführt habe, ausdrücklich als der zu Ostern auszutreibende Winterdämon bezeichnet wurde und daß ein noch in Gesangbüchern des vorigen Jahrhunderts enthaltenes „Triumphlied der erwählten Seele" von der zu Ostern erlösten Burggefangenen sagt:

Du teure Seel' bist ausgebürgt,
Der höllische Tyrann erwürgt,
Sein Raubschloß und geschworne Rott'
Ist ganz zerstört, der Tod ein Spott.
Triumph! Triumph! Viktoria!
Und ewiges Hallelujah!

so wird man eingestehen müssen, daß diese gesamte Allegorie nicht aus irgend welchen biblischen Vorstellungen, sondern einzig aus der nordischen Trojasage hervorgegangen ist. Auch die Waffentänze, Mummereien und Spiele wurden als Karnevalslustbarkeiten, kirchliche Schauspiele u. s. w., so gut es anging, christianisiert, und an vielen Orten wurde der „Drachenstich" vor der Ortskapelle des h. Georg aufgeführt.

Hier und da erhielten sich auch die schon im Altertum bis nach Rom und selbst bis nach Ägypten gedrungenen Ceremonieen der Austreibung, Steinigung, Köpfung oder Verbrennung des Winterdämons im Rahmen des christlichen Gottesdienstes (Trojaburgen S. 244), und da diese Handlungen schlechterdings nur aus nordischen Jahreszeiten-Verhältnissen verständlich sind, so müssen wir annehmen, die gleichen Ceremonieen in Ägypten, woselbst der Winter die angenehmste Jahreszeit darstellt, seien nur durch eine nordische Einwanderung in Ägypten, von der auch andere Spuren vorhanden sind, zu erklären. Herodot (II. c. 121) erzählt uns nämlich in unmittelbarem Anschluß an seinen Bericht, daß die Helenasage in Memphis, der Stadt des ägyptischen Götterschmiedes, gespielt habe, auch, daß vor dem Tempel des Schmiedegottes die Riesenbilder von Sommer und Winter standen, von denen dem ersteren Zuneigung, dem letzteren Abneigung bezeigt wurde. Das ist nun dieselbe Ceremonie, die noch bis in unser Jahrhundert hinein in Heimburg bei Wien und zu Alatri in der Campagna gegenüber dem Winter- und Sommerbilde, früher auch in Hildesheim und Halberstadt stattfand, und es besteht nur der kleine Unterschied, daß wir in Mitteleuropa alle Ursache haben, den Winter zu hassen und ihn mit

einer deutlichen Bethätigung unserer Abneigung zu entlassen, während in Ägypten ein freudiger Empfang des Winters und eine ebenso freudige Verabschiedung des Sommers viel mehr am Platze gewesen wäre. Daraus ergiebt sich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die Ägypter ihre mit der Verabschiedung des Winterschmiedes in örtlichem Zusammenhang stehende Trojasage von Norden her empfangen haben müssen. Überhaupt bricht sich die zuerst in „Tuiskoland" mit naturwissenschaftlichen Gründen dargelegte Erkenntnis immer weiter Bahn, daß die Mehrzahl der arischen Götter nordischen Ursprungs sein muß, weil ihre Natur auf einen ausgeprägten Jahreszeitenwechsel und auf eine von der schiefen Stellung der Erdachse hervorgebrachte stark wechselnde Erscheinungsweise der Sonnengottheit hindeutet. Ein soeben in London erschienenes Buch von John O'Neill: „the Night of the Gods" trägt dieser Anschauung dadurch Rechnung, daß es von einer kosmischen Mythologie spricht und die Göttergestalten als Polar- oder Erdachsen-Götter charakterisiert. Somit mehren sich die Anzeichen, daß die Philologen auch auf mythologischem Gebiet eine Niederlage erleiden werden, wie sie größer kaum dagewesen.

Die Trojaburgen sind nun ein ganz specieller Ausdruck des Kultus einer Weltachsengottheit, sofern sie in ihrer Gangführung den Lauf der nordischen Sonne nach dem Wintergefängnis hin, und wieder aus demselben heraus, so gut versinnlichen, wie man von einem noch bei den Anfangsgründen der Astronomie verweilenden Volke irgend erwarten kann. Ihre Wiege kann daher auch nur im Norden gestanden haben; denn zur Erfindung eines solchen Schemas gehört die scharf ausgeprägte Verschiedenheit des Sonnenlaufs in den nordischen Jahreszeiten. In Bezug auf das Wie dieser Erfindung verdanke ich einem Briefe von Herrn Professor Bendorf in Wien eine sehr wertvolle Anregung. Von der Voraussetzung ausgehend, daß man auch bei der so eigentümlichen Labyrinthfigur werde annehmen müssen, daß sie wie die meisten Kulturfortschritte von Griechenland, über Italien nach Norden gewandert sein werde, schrieb er: „. . . . . . in ihrer sinnreich künstlichen Gestalt, die sich in allen Varietäten der örtlichen und zeitlichen Verwendung merkwürdig gleich bleibt, macht sie den Eindruck einer einmaligen, fast möchte ich sagen persönlichen Erfindung, von der man die Lebenskraft zu einer großen kulturhistorischen Wanderung an sich begreift." Je entschiedener ich dieser Auffassung des Herrn Professor Bendorf beistimmen und den Gedanken einer wiederholten Erfindung im Norden und Süden zurückweisen mußte, um so dringender sah ich mich genötigt, der Entstehungsweise der Labyrinthfigur im Norden nachzuforschen, da ich eine Wanderung vom Süden nach dem

Norden aus dem doppelten Grunde nicht zugeben kann, weil Griechen und Römer ihren Namen Troja später nicht mehr gekannt haben und weil sie den nordischen, zu einem engen und finstern Wintergefängnis hinführenden, und nicht den griechischen Sonnenlauf versinnlicht.

Somit mußte ich mich fragen, welche Stufen eine solche, für eine Schöpfung aus dem Nichts und für einen Original-Entwurf in der That zu „sinnreiche" Figur durchlaufen haben könnte, und wurde dabei naturgemäß zu jener Figur zurückgelenkt, welche seit der Bronzezeit zu vielen hundert Malen auf Felsen,



Fig. 10. Figurenstein vom Pfingsthügel. (In 1/27 Größe, nach Tate.)

Dolmen, Menhirs, Cromlechs und Grabdenkmälern Englands eingegraben ist, und von welcher der Figurenstein von der Kuppe des Pfingsthügels in Northumberland (Fig. 10) ein klares Bild gewährt. In meiner Untersuchung über diese immer wieder in derselben Form auftretenden Steinbilder (Trojaburgen S. 48—60) wird erwähnt, daß dieselben in ihrer charakteristischen Gestalt, mit dem die konzentrischen Kreise durchbrechenden Radius, niemals außerhalb der Grenzen Englands beobachtet worden sind und daß sie dort als Troja bezeichnet wurden. Ich wagte schon damals (S. 59), sie als Erinnerungsbilder der Labyrinthe zu deuten, in denen der Frühjahrs-Schwerttanz zur Erlösung der Sonnenfrau in der Weise stattgefunden haben möchte, daß die Tänzer radial bis zum Mittelpunkt eindrangen, im Heraustanzen aber die Regel beobachteten, bei jeder Wiedererreichung

dieser geraden Mauer den Lauf zu wenden und in dem nach außen folgenden Gange weiter zu tanzen, bis alle Gänge durchtanzt waren. Die Tanzfigur würde also die in der nachstehenden Fig. 11 angedeutete gewesen sein, ohne daß man für nötig fand, die abwechselnde Heranführung der Ringmauern an die Radialmauer auszudrücken, weil die Tanzregel einfach genug war, um sie im Gedächtnis zu behalten. Vielleicht hatte man bereits seit Jahrhunderten den Lauf der Herbst- und Frühlingssonne nach dieser einfachen Regel im Tanze nachgeahmt, wobei jede Rückkehr nach dem Aufgangspunkte als eine unsichtbare nächtliche gedacht werden mochte, bis eines Tages ein sinnreicher Tanzführer ersah, wie bei einer leichten Modifikation der Tanzordnung die Bewegung des Reigens zu einer viel

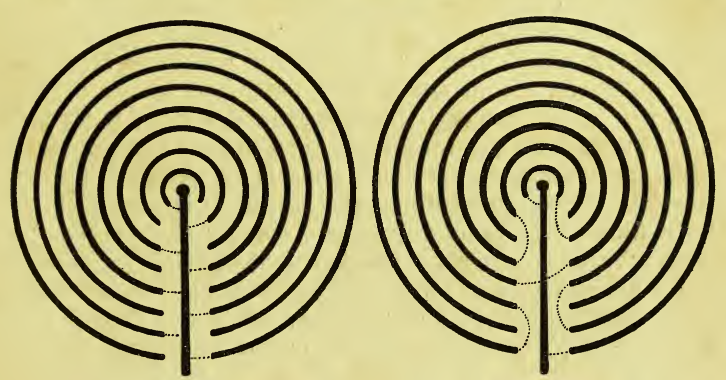


Fig 11. Grundform der Trojaburgen. Fig. 12. Erfindung der Labyrinthform.

geheimnisvolleren gemacht werden könnte. Wurden nämlich ebenfalls rechts und links abwechselnd je zwei Gänge verbunden, so bedurfte es nur der Schließung einer in der Mitte der vier Gangpaare übrig bleibenden Mauer (Fig. 12), um die typische Trojafigur, wie sie auf Kreta, in Alt-Etrurien und in Nordeuropa gefunden wird, zu erhalten. Da diese Labyrinthe meist aus Rollsteinen gebaut wurden, so war ein versuchsweises Umbauen kinderleicht, und wir brauchen uns an Stelle der Punkte unserer Schlußlinien nur Rollsteine denken, um die einfache Erfindungsweise zu erkennen. Ich erinnere an die delische Sage, das Kind Apoll habe die Windungen erdacht und die Grundmauern gebaut, die seinen delischen Altar umzogen und in denen der Labyrinthtanz ausgeführt wurde.

Aber wohlgemerkt, nur dann kann von einer leichten Erfindung die Rede sein, wenn die Hilfsfigur, die wir mehr als tausendmal in Stein ge-

graben auf englischem Boden und sonst nirgends wiederfinden, gegeben ist: eine anderweite Erfindung ohne diese Unterstufe ist ein sehr unwahrscheinliches Ding. Somit führt uns auch der Schluß, daß die Erfindung zu eigenartig sei, um öfter gemacht zu werden, gegenüber solchen Ornamenten, die, wie Hakenkreuz, Spirale, Mäander u. s. w., an den verschiedensten Orten erfunden werden konnten, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit nach einem nordischen Lande und zwar nach England. Wir wissen, daß schon die Alten von der hohen Entwicklung des Sonnenkults in England sprachen und daß Hekatäos erzählte, Apoll kehre alle neunzehn Jahre nach seiner Heimatsinsel Gallien gegenüber und nach seinen kreisrunden Tempeln daselbst zurück. Diese kreisrunden Tempel bestanden meist aus 19 Steinen, und unweit Penzance in Cornwallis liegen vier solcher Kreise, die ursprünglich aus je 19 Steinen von 3—6 Fuß Höhe bestanden und einen Durchmesser von 65—80 Fuß hatten. Auch der innerste Kreis von Stonehenge bestand aus 19 Steinen, also einer so seltsamen Anzahl, daß man dabei in der That nur an jenes neunzehnte Jahr des Metonschen Cyklus denken kann, in welchem Apoll, wie Hekatäos erzählt, wieder an seinen alten Platz zurückkehrt. Sei dem nun, wie ihm wolle, sicherlich ist die nordische Herkunft der Trojasage, die nun durch den Krug von Tragliatella in einem Maße bestätigt wird, wie ich es nie hoffen konnte, eines der überzeugendsten Beweismittel, welches man bisher für die nordische Herkunft der Arier gefunden hat. Linguistische, anthropologische, prähistorische Gründe werden immer einen Rest von Zweifeln zurücklassen, und da viele Leute eine sich summierende Kraft der einzelnen für sich unzulänglichen Zeugnisse nicht anerkennen, so wird man auf diesen Krug zurückkommen müssen, der in so schlagender Weise die aus Hunderten von Einzelngründen zusammengesetzten Schlüsse bestätigte, die ich nach dieser Richtung hin gezogen hatte. Wie beim Stein von Rosette hat uns ein glücklicher Zufall ein Dokument aufbewahrt, wie es wahrscheinlich nicht zum zweitenmal existiert; auch bin ich froh, daß es schon lange gefunden und beschrieben war, bevor ich zu Folgerungen kam, welche nun durch den Bilder-Cyklus des mir unbekannt gebliebenen Kruges bestätigt werden; denn andernfalls hätte man vielleicht die Frage aufgeworfen, ob nicht dieser Krug eigens zur Unterstützung meiner „Phantasieen“ fabriziert worden sei.

Druck von Carl Flemming in Glogau.
August 1893.







